Otto Hauser

Otto Hauser

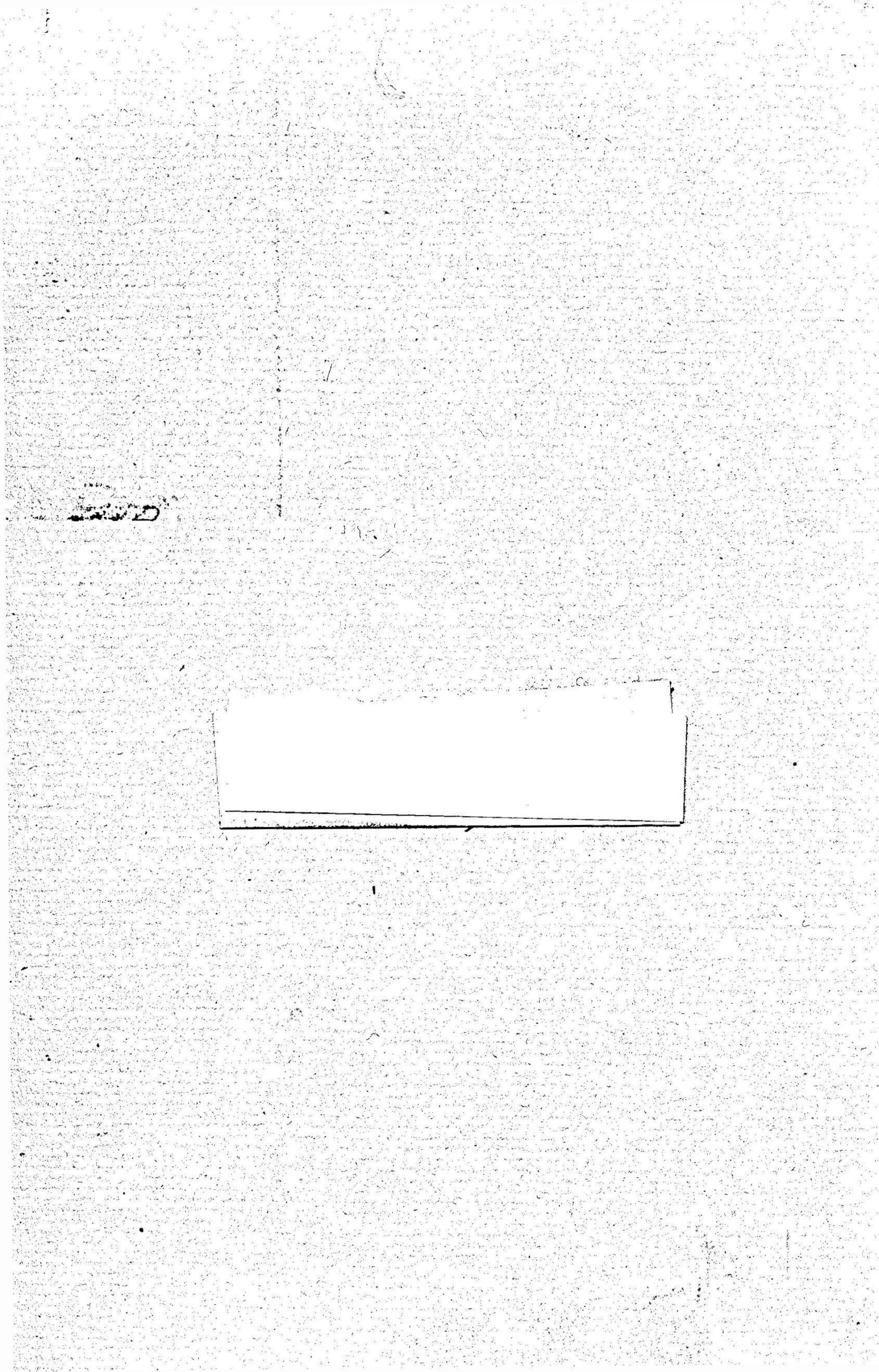
Geschichte des Judentums

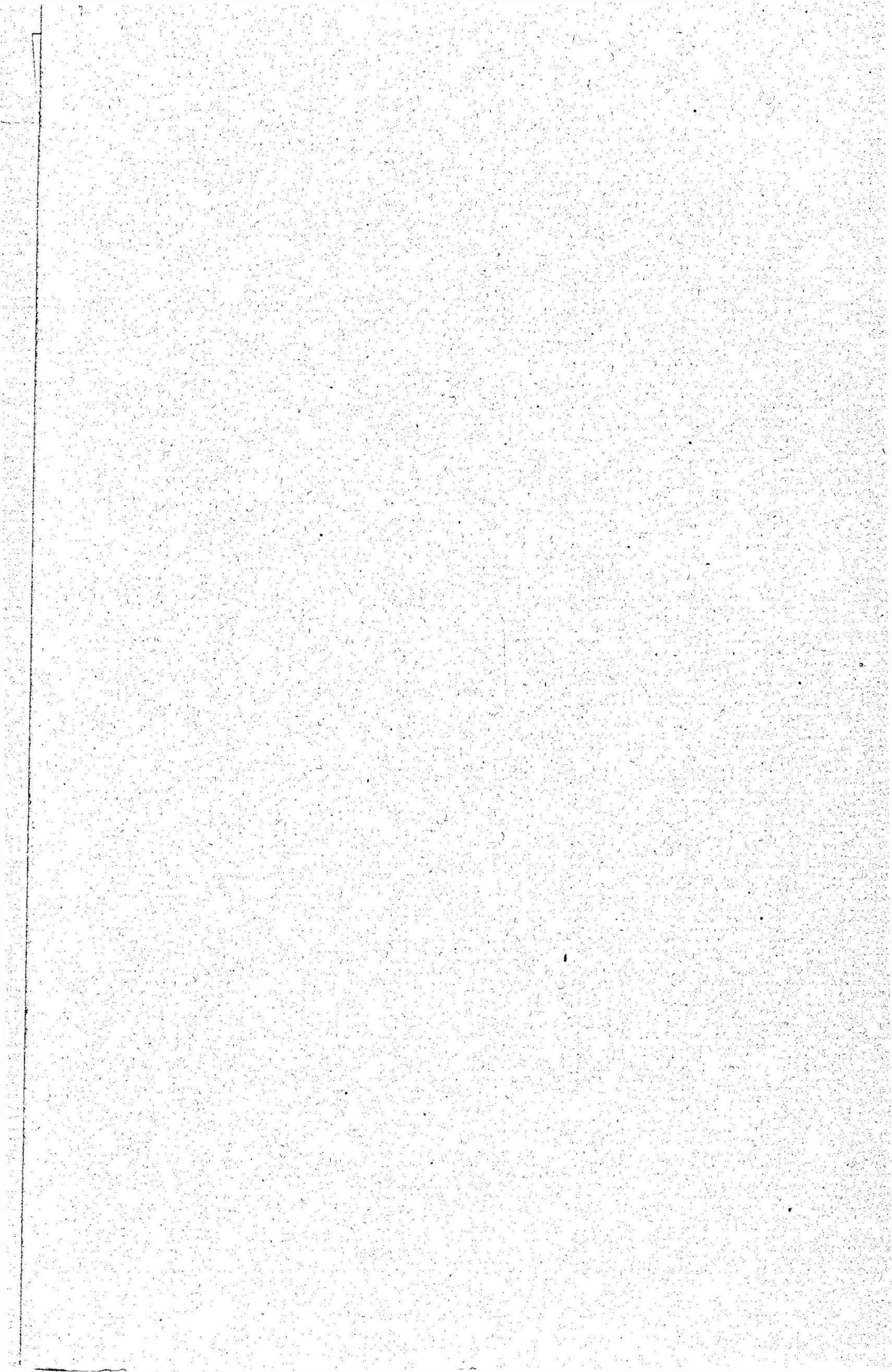
Geschichte des Juden tums



A D V

Alexander Duncker Verlag
Weimar





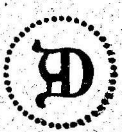
Otto Hauser

Geschichte des Judentums

Geschichte des Judentums

Von

Otto Hauser



Alexander Duncker Verlag
Weimar 1921

Einbandentwurf von A. Metzeroth.



Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

Zum Geleit

Wer in dieser Zeit über das Judentum schreibt, ist gewöhnlich Partei für oder wider. Ja, nach der Meinung der meisten, ist es überhaupt nicht möglich, ganz sachlich darüber zu schreiben. Der außerhalb des wirren und verwirrenden Weltgetriebes Stehende ist gewiß am ersten dazu in der Lage, aber er hinwider läuft Gefahr, einer von jenen Laodikenern der Apokalypse zu werden, die nicht kalt und nicht warm sind. Es gibt indessen noch ein drittes: die Erscheinungen des Weltlebens von einem bestimmten Standpunkte aus, der möglichst hoch darüber liegt, zu betrachten. Je höher man klimmt, um so mehr sammeln sich die Einzelheiten zu größeren Gebilden, und man sieht zuletzt nur die Wesenszüge der Landschaft mit blinkenden Flußläufen, schönen Feldern und Wäldern und unfruchtbaren und verrotteten Stellen.

Der Standpunkt, von dem aus ich in diesem Werke die hauptsächlichsten das Judentum betreffenden Fragen behandle, ist der der anthropologischen Geschichtauffassung. Er liegt hoch genug über den Erscheinungen der Gegenwart, gestattet, auch diese mit derselben Sachlichkeit zu betrachten wie die der fernsten Vergangenheit, die sich in jener ja vielfach nur wiederholen, und gibt den Darlegungen die innere Einheit, die sonst nur in der persönlichen Stellungnahme allein zu liegen pflegt. Hierzu kommt, daß das jüdische Volk als das einzige, das aus dem höheren Altertum in seiner Kulturkraft erhalten geblieben ist, ein besonders geeigneter Gegenstand für eine solche Betrachtweise, ja, in seiner rassischen Abgeschlossenheit das hervorragendste Beispiel dafür ist. Alle verschiedenen Kräfte und Gegenkräfte lassen sich in den Geschicken und sonstigen Lebenserscheinungen dieses Volkes in reichster Mannigfaltigkeit als wirksam dartun. Billig schicke ich darum diese Arbeit der geplanten größeren über die Rasse im allgemeinen voran.

Die anthropologische Betrachtweise ist nicht neu. Männer wie Gobineau, Georges de Lapouge und Ludwig Woltmann haben sie vertreten und im Laufe der Jahrzehnte damit in einem ansehnlichen Kreis Zustimmung gefunden. Auch für mich ist hier das Rätsel des Werdens und Vergehens der Gesittungen gelöst. Und so wurde ich seit 1908 Mit-

arbeiter an den Forschungen dieser Richtung. Meine literargeschichtlichen Arbeiten — „Weltgeschichte der Literatur", „Roman, Lyrik, Drama des Auslands seit 1800", Einführungen zu den verschiedenen Heften der „Fremden Gärten" — sind in diesem Sinne geschrieben; die Bücher „Rasse und Rassefragen" „Die Germanen in Europa", „Genie und Rasse" (Weimar, Alexander Duncker) behandeln Teile der engeren Rasseforschung. Und mein seit dem Jahre 1900 geplantes, damals auch schon begonnenes Epos, die „Atlantis" (Weimar, Alexander Duncker), worin ich meine Auffassung des Weltgeschehens in großen typischen Bildern gestalten wollte, empfing durch die Rasseforschung den großen leitenden Gedanken. Meine Werke über die Geschichte und Geschicke einzelner Völker, wie dieses hier über das Judentum, können als Kommentare zur „Atlantis" gelten; und ebenso mag die Dichtung wieder das Verständnis meiner wissenschaftlichen Arbeiten fördern, der hier vorliegenden ganz besonders. Sie gibt die großen, pragmatischen Züge, frei von dem oft widerspruchvollen Kleinwerk.

Meine Beschäftigung mit dem jüdischen Volke, vor allem mit seinem Schrifttum, reicht etwa siebenundzwanzig Jahre zurück. Ich kam, Sohn einer bibelfesten Mutter, schon nicht unvorbereitet zum Studium des Alten Testamentes in der Ursprache. Später brachten mich Literatur und Leben in mannigfache Beziehungen zu Juden aller Kreise. Oft galt ich Juden als Jude und das noch während des Kriegs, und so ist das meiste, was ich über den Kleinstadtjuden, über das häusliche Leben der Juden sage, persönlich gesehen. Meine Romane „Spinoza" und „Das neue Jerusalem" (Stuttgart, Adolf Bong & Co.), der erste ein Bild aus der bedeutsamsten Zeit des portugiesisch-holländischen Judentums, der zweite eines der jüdischen Strömungen unserer Zeit und ohne Verfassernamen erschienen, auch nicht als mein Werk erkannt, haben diese wissenschaftliche und persönliche Kenntnis des Judentums zur Grundlage. Mit Erscheinungen des jüdischen Geisteslebens und Judenfragen im engeren Wortsinne beschäftigen sich verschiedene Abschnitte der „Weltgeschichte der Literatur" und der drei erwähnten Rassebücher und die Einführungen zu meinen Übertragungen jüdischer Dichtwerke wie „Das Buch Hiob" (Berlin, Julius Bard) und „Biblische Novellen", „Das hohe Lied", „Althebräische Gedichte", „Die Psalmen" und „Jüdische Balladen" von Josef Kiss (einem magyarisch dichtenden Juden) in der Sammlung „Aus fremden Gärten"; für die Ergänzungbände des Meyerschen Konversationlexikons schrieb ich die Aufsätze über die neueste hebräische und über die jiddische Dichtung.

In dieser „Geschichte des Judentums“ fasse ich das von mir zerstreut Ausgesprochene einheitlich zusammen; wer meine erwähnten Darlegungen kennt, wird hier nur den Stoff erweitert finden, nicht aber eine andere Betrachtweise. Es kam mir auch hier nicht darauf an, alles zu bieten. Ich gebe keine vollständige Geschichte der Juden oder des jüdischen Volkes, sondern eine des Judentums, des jüdischen Volkes als Rasse, und ich gehe dieser Rasse bis zu ihren Wurzeln nach, so weit sie sich geschichtlich verfolgen lassen. Es ist das erste Werk dieser Art über das Judentum. Die neue Betrachtweise eröffnete auf Schritt und Tritt neue Ausblicke, und es mag wohl sein, daß Leser, die durch ihre Zugehörigkeit zu einem engeren Kreise in ihren Anschauungen vorbestimmt sind, mir nicht willig folgen, mir nicht zustimmen werden. Das kann nicht verwundern, und am wenigsten in einer Zeit, da das jüdische Volk in einigen Ländern seine bisher höchste Machtentfaltung erreicht hat, dort aber zugleich auf das heftigste befehdet wird und selbst eine starke Bewegung zur Rückgewinnung seiner völkischen Selbstheit aus sich heraus erwachsen läßt.

Meine „Geschichte des Judentums“ ist als von einem überzeitlichen Standpunkte aus nicht für diese Zeit allein geschrieben. Nicht die staaberfüllte, heiße Luft des Kampfes waltet hier, sondern — ich glaube das sagen zu dürfen — die klare Luft der ihm entrückten Höhe. Und es wäre eine schöne Wirkung des Buches über sein inneres Abziel hinaus, wenn es dem vom Tageskampf Umfangenen und Befangenen zur Klärung seiner Ansichten über das so viel umstrittene Volk — als fremdes, verwandtes oder eigenes — verhölfe.

Otto Hauser

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil: Die Juden in Palästina

Zweiter Teil: Die Juden in der Zerstreuung

Dritter Teil: Der Aufstieg der Juden zur Weltmacht

Erster Teil

Die Juden in Palästina



1. Die Grundlagen

Der in den letzten Zeiten so oft wiederholte Ausspruch Benjamin Disraelis-Lord Beaconsfields in seinem Roman „Endymion" (1886), die Rassenfrage sei der Schlüssel zur Weltgeschichte, begegnet sich mit den Ergebnissen der anthropologischen Geschichtauffassung, die seit ihren ersten Vertretern noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer ausgebreiteter und tiefer begründet ward. Benjamin Disraeli sprach nur aus seinem starken Rassegefühl heraus. Er war zwar Christ und seiner politischen Gesinnung nach Hochtory geworden, aber er hatte sein Judentum nicht vergessen, ja darin einen guten Teil seiner eigenen ungewöhnlichen Begabung erkannt. Auch schon früher hatte er sich dahin ausgesprochen, am deutlichsten wohl in seinem Roman „Coningsby" (1844): „Rasse ist alles; es gibt keine andere Wahrheit. Und jede Rasse muß zu Grunde gehn, die ihr Blut sorglos Vermischungen preisgibt." Er selbst auch wendete schon diesen Satz auf sein eigenes Volk an, in dem frühen Roman „David Alroy" (1830), den geradezu der Zionismus als seinen Vorklang bezeichnen darf; denn darin wird gezeigt, wie ein sagenhafter jüdischer König des 12. Jahrhunderts zu immer höherer Macht gelangt, solange er sich auf das jüdische Volk stützt, aber stürzt, als er, um ein Weltreich zu begründen, es verläßt.

Inwiefern die Rasse der „Schlüssel zur Weltgeschichte" ist, haben namentlich die Arbeiten von Gobineau („Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen", 1853/1854), von Georges Vacher de Lapouge („L'Aryen et son rôle sociale", 1899) und von Houston Stewart Chamberlain („Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts", 1899) darzulegen gesucht. Hier sind tatsächlich die großen Grundzüge bereits gegeben, und die seitherige Forschung hat, wie die dazwischenliegende, nur noch in Einzelfragen größere Klarheit schaffen wollen. Der emsigste der neueren Forscher, Ludwig Woltmann, der Verfasser der Werke über die Germanen in Italien und Frankreich, ist leider allzu früh der Wissenschaft entrissen worden — er ertrank im Januar 1908 bei Sestri di Levante —; so blieb sein Werk über die Genies der Juden, das er nach seinen Briefen an mich vorhatte, ungeschrieben.

Wie alle neuen Erkenntnisse, sind auch die der anthropologischen Geschichtauffassung heftig angefeindet worden, und die Lehrstühle der Hochschulen lehnen sie heute, bis auf wenige Ausnahmen, noch ab. Denn die offizielle Wissenschaft ist notgedrungen Hüterin der Überlieferung, der Weisheit von gestern und vorgestern. Es handelt sich auch um nichts Geringeres als um eine vollständige Neuorientierung (Septemtrionierung wird man besser sagen), die dem begeisterten Laien leichter fällt als dem bedenksamen Zünftler. Das Wort ex oriente lux schien sich zu oft bestätigt zu haben. Dorther kam vor allem das Christentum, das seit dem Ausgang des Altertums die ganze abendliche Welt beherrschte, dies häufig genug im buchstäblichsten Sinne, dort wurde schließlich im Sanskrit die „Mutter der Sprachen", der indogermanischen Sprachen, gefunden, und seither mußten alle europäischen Völker über den Hindukusch oder zum wenigsten aus den Steppen Asiens nach Europa gewandert sein. Längst zwar hat die Sprachwissenschaft die Meinung aufgegeben, das Sanskrit sei wirklich die Mutter des Lateinischen, Griechischen, Slawischen, Deutschen, aber noch immer kann sich ein gut Teil der Gelehrten von der im Anfang des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Ansicht nicht frei machen, die jene Sprachen sprechenden Völker seien aus Asien eingewandert, und das höchste, was man zugesteht, ist, sie seien aus Südrußland gekommen (so zuletzt noch O. Schrader). Der Weg vom Hindukusch bis an die Wolgamündung, den die Zunftwissenschaft in einem ganzen Jahrhundert zurückgelegt hat, ist immerhin durchaus anerkennenswert, obwohl sie zu dem Weg hinwärts eine viel kürzere Zeit gebraucht hat. Aber das ist eine alte Erfahrung: irgendwohin ins Irre gebracht ist man leicht; zurückzufinden, kostet Mühe.

Schon im 17. Jahrhundert stellte sich dem schwedischen Polyhistor Olof Rudbek ein ganz anderes Weltbild dar. Er, Anatom und Botaniker, aber mit der Altertumwissenschaft und den klassischen Sprachen wohl vertraut, erkannte in seinem Schweden das Ursprungland der Griechen, Römer, Ägypter. Was er bei diesen Völkern mit der alten Kultur seines eigenen Landes Verwandtes traf, führte er darauf zurück, daß jene es diesem entlehnt hatten. Es war freilich die Zeit der größten Machtentfaltung Schwedens, und dies war Anlaß genug, den Spuren der Goten — so nannten sich die Schweden damals noch mit Vorliebe — bis in die fernsten Lande und Zeiten nachzugehn, und wenn man sich daran erinnert (man weiß das zwar, aber denkt nicht daran), daß noch in geschichtlich so naher Zeit die schwedischen Waräger in ganz Rußland ihre Reiche

errichtet, die norwegischen Normannen allenthalben an den Küsten des Atlantischen und des Mittelmeeres kleinere Herrschaften begründet hatten, so war der Gedanke nicht so widersinnig, aus dieser Wiege so starker Völkerscharen seien auch schon in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden ähnliche Züge ausgegangen. Aber das Werk, das von 1679 bis 1698 in drei Foliobänden erschien — ein vierter ward nicht vollendet —, ist für unsere Zeit kaum mehr als eine Seltsamkeit. Gleichwohl fand es zu seiner Zeit viel Beifall, und zunächst dachte auch niemand an einen asiatischen Ursprung des weißen Menschen. Als Linné diesem einen wissenschaftlichen Namen gab, nannte er ihn homo europaeus. Seither hat sich freilich die Bezeichnung „Kaukasier", die von Blumenbach stammt, gegen die Linnés durchgesetzt, schon gestützt auf die Sprachwissenschaft.

Scheinbar liegt es auf der flachen Hand, daß die Heimat einer besonderen Pflanzen-, Tier- oder Menschengattung dort anzunehmen ist, wo sich diese Gattung noch in spätester Zeit am reinsten erhalten hat, wo sie am zahlreichsten vorkommt. Jede Karte der Farbenabstufungen der Völker zeigt nun, daß der weiße Mensch am reinsten und zahlreichsten in den Gebieten mit Dänemark als Mittelpunkt vorkommt. Es bedurfte gleichwohl einer ganzen Reihe gelehrter Untersuchungen — ich erwähne nur die gleichzeitigen Ludwig Wilsers und Karl Penkas (1893) —, um die scheinbare Binsenwahrheit in die Wissenschaft als überhaupt behandelbar einzuführen.

Es ist hier nicht der Ort, alle Fragen über die Entstehung, die Art, die Schicksale der weißen europäischen Rasse darzulegen, um so weniger, als ein größeres Werk hierüber geplant ist; vorläufig unterrichtet meine Arbeit „Rasse und Rassefragen" (Alexander Duncker, Weimar 1915) in allem Wesentlichen. Die weiße Rasse, die sich bis auf diesen Tag in einer erheblichen Anzahl von Einzelwesen noch so gut wie völlig rein erhalten hat, ist einfach als gegeben hinzunehmen wie ingleichen die schwarze Rasse in ihrer reinen Ausprägung in gewissen afrikanischen und ozeanischen Negerstämmen, die polare in den Menschen des höchsten Nordens. Daß die weiße Menschheit Ergebnis einer Eiszeit ist, der bis jetzt letzten, kann als sicher gelten. Der Einwirkung dieser verdankt sie ihre Farbstoffarmut, die das Haar blond, die Augen ohne Beimischung von Braun, die Haut weiß und rosig erscheinen läßt. Eine Auslese der Tüchtigsten nach Körperkraft und Geist muß gleichzeitig stattgefunden haben. Als kleine abgeschlossene Gruppe entstand so der blonde Mensch. Als günstigere Verhältnisse eintraten, er sich rasch vermehrte, bezwangen die kühnsten die

Hindernisse der Wälder, die sie damals sicherlich als breiter Gürtel umgaben, der Sümpfe und aller Gefahren und drangen in die Gebiete ein, die von andersartigen, noch dunkeln Menschen durchschweift waren, wurden mit ihrer überlegenen körperlichen und geistigen Kraft deren Herren, gingen in ihnen mit der Zeit auf, wurden von neuen Scharen aus der Heimat unterworfen und erlebten mit diesen dasselbe Schicksal wieder und wieder. Unerschöpflich sandte der Norden seine Wikinger aus. Das Begründen einer neuen Herrschaft, einer neuen Kultur durch einen die Vorbevölkerung überlagernden hellerfarbigen Stamm, dessen Aufgehn in den dunkleren Besiegten und damit das Zurücksinken in die Zustände, die er bei seinem Eindringen antraf, ist die sich ewig wiederholende „Geschichte" der „Menschheit".

Wir können nicht wissen, wie oft sich dieser Vorgang schon abspielte, ehe es zu den ersten geschichtlichen Gesittungen kam. Lange galt die ägyptische als die älteste; von der babylonischen war auch noch einige Kunde auf uns gekommen. Wir selbst erlebten es mit, daß in der sumerischen eine noch vorbabylonische Kultur neu aufgefunden ward, und in der nächsten Zeit wird wohl die bereits erahnte hettitische immer deutlicher werden. Was wußte man noch vor wenig mehr als hundert Jahren von der wedischen Gesittung? Und weit vor diesen Gesittungen noch gibt es eine, die noch viel enger eine große Gemeinsamkeit bildet, die „megalithische" mit ihren Dolmen und Kyklopenmauern, deren Überreste sich von Skandinavien bis nach Indien und auch in Palästina finden und die man einer gewiß in zahlreichen Wellen vorgedrungenen sehr frühen Flut nordischer Stämme zuschreiben muß. Daß sich an Schädeln der ältesten ägyptischen Gräber, der sogenannten liegenden Hocker, noch in mehreren Fällen das rotblonde Haar erhalten hat, bestätigt diese Annahme. Wenn man für diese Vorläufer eine Zeitangabe will, so kann man etwa das 6. vorchristliche Jahrtausend nennen. Bis in unsere Zeit jedoch wiederholte sich jener Vorgang. Denn die Unterwerfung Afrikas und des südlichen Asien unter die Herrschaft oder doch den Einfluß lichterer Völker ist nichts anderes. In Amerika, in Australien, im Kapland haben europäische Stämme sogar seit ihrem Eindringen ganz bedeutsame Gesittungen als Ableger ihrer altheimatlichen begründet. Es handelt sich bei der Durchführung der anthropologischen Geschichtauffassung sonach eigentlich nur darum, auch für den zwischen der Urzeit und der jüngsten Zeit liegenden Abschnitt der Menschheitgeschichte jene selben Kräfte als die bewegenden zu erweisen.

Im Gegensatz zu der materialistischen und zu der idealistischen Geschichtauffassung, im tiefsten aber sie beide vereinigend, ergibt sich die anthropologische: der Mensch selbst macht seine Geschichte. Die materialistische schrieb die Entfaltung eines Volkes den äußeren Umständen des Klimas und des Bodens zu. Aber man sieht die Isländer in unwirtlichstem Lande auf einer ungemein hohen Stufe der Bildung, sieht die Holländer ihr Erdreich im steten Kampfe mit dem Meere behaupten, und eine große Anzahl südlicher Stämme inmitten der günstigsten Natur in noch fast völligem „Urzustande" der Schwarzen. Der Rousseauismus hat für diese Völker das Wort von den glücklichen Naturkindern geprägt, unerklärt aber ist es geblieben, warum nicht auch hier eine Kultur im Sinne der unseren entstanden ist. Kommen wir Weißen dahin, so entsteht sie sogleich, wie wir denn auch in den von der Natur begünstigsten Ländern ebenso Gesittungen geschaffen haben wie in den kargen. Anderseit sieht die idealistische Geschichtauffassung die Geschehnisse von treibenden Ideen beherrscht. Aber da doch die Menschen selbst die Träger der Ideen sind, fügt sich diese Auffassung von selbst in die anthropologische ein. Ingleichen die materialistische. Gewiß wird der Mensch von seiner Umwelt bestimmt. Zweierlei aber tritt da ein. Entweder fühlt er sich darin wohl, dann ist sie seinem Wesen von Anfang an gemäß, oder aber er ist damit unzufrieden, dann wird er sie, wenn er an der Stätte bleiben will, umgestalten. Ist das Land wasserarm, so schafft er eben Wasseranlagen, wie wir das von den Inkas wissen. Und noch im Anfang des 19. Jahrhunderts wurden weite Strecken in Nordamerika dadurch aus wüster Steppe in gutes Ackerland umgewandelt, daß die Staatverwesung den Boden gegen die bloße Verpflichtung ausgab, daß jeder Besitzer eine gewisse Zahl von Bäumen pflanze; alsbald regnete es dort wie erforderlich. Ändert sich aber das Volk, so verfällt auch der Landbau. In Siebenbürgen erhalten die dortigen Sachsen die Wälder ihrer Gemeinden, die Rumänen haben sie in den nicht viel über hundert Jahren des Besitzes zum großen Teil abgeholzt. Der hellerfarbige Sachse denkt an das Nachgeschlecht, der dunklere Rumäne nur an sein Ich und seine Gegenwart.

Das Werden und Vergehen der Völker beziehlich ihrer Machtstellung und ihrer Gesittung, das der idealistischen wie der materialistischen Geschichtauffassung ein ungelöstes Rätsel bleibt, erklärt sich der anthropologischen aus dem Zuströmen und Versickern lichten Blutes. Beispiele dafür wird mein geplantes Rassenwerk geben, und geben schon jetzt meine erwähnten drei kleineren Rassebücher, vor allem auch meine

„Weltgeschichte der Literatur", diese das erste Werk, das ein enger umschriebenes Gebiet der Gesittung in seiner Gesamtheit vom Gesichtpunkte der anthropologischen Geschichtauffassung darstellt. Ich verweise hier nur auf ganz Bekanntes. Die Griechen, die das Homerische Epos, das Aischyleische, Sophokleische, Eurypideische Drama, die Pindarische Lyrik, die Phidias, Apelles, Plato, Herodot, Thukydides, die Sieger gegen die Perser, Perikles und Aristoteles hervorbrachten, nennen sich an zahllosen Stellen xanthoi (blond); was sich heute Grieche heißt, ist tief brünetter Levantiner. Das bißchen Kultur, die Griechenland auch heute noch hat, geht auf die norditalienischen Germanen der Zeit der Handelsherrschaft Italiens im Mittelmeer und auf die noch jüngere Zuwanderung von Deutschen und anderen Nordeuropäern zurück, wie Typus und Namen leicht bezeugen. Ebenso war Sizilien zur Zeit der blonden Hohenstauffen und Normannen ein blühendes Kulturland. Was ist heute, da kaum noch im hohen Adel ein später Enkel den alten Typus zeigt — der Staatsmann Marchese Rudinì —, aus dieser Kultur geworden?

Das jüdische Volk, von dem diese Arbeit handelt, hat als einziges von den „alten" Völkern die Zeiten überdauert. Daß es dies vermochte, verdankt es der Erhaltung seiner „Rasse". Benjamin Disraeli sprach das mit Recht aus, und das Judentum als Gesamtheit wußte es ebenso gut. Besondere Umstände verursachen, daß es daran nicht immer gern gemahnt sein will, weder von den aus ihm selbst Hervorgegangenen noch von Nichtjuden.

2. Die jüdische „Rasse"

Wie angedeutet, kann man im europäisch-asiatisch-afrikanischen Kulturkreis nur von drei Rassen sprechen: der weißen, der schwarzen, der gelben. In ihrer größtmöglichen Reinheit werden diese Rassen in dieser Zeit dargestellt von dem hoch und schlank gewachsenen blondhaarigen, lichtäugigen, weißhäutigen Europäer mit „edeln" Zügen, von dem schwarzen Afrikaner mit vorgebautem Mund, an das Gesicht angeschlossener, an den Flügeln eingezogener Nase, krausem, hartem Wollhaar, stelzigen, wadenlosen Beinen, schwachem Bartwuchs und von dem kleinen gelbbraunen, schlitz- und schiefäugigen, schwarz- und straffhaarigen, ebenfalls fast bartlosen und wadenlosen Polaren. Alle diese drei Typen sind in vielen Tausenden von Einzelwesen in größtmöglicher Reinheit vorhanden. Daß sie nur noch selten in geschlossenen Gruppen vorkommen, spricht

nicht dagegen. Gibt es doch in großen Städten gewiß je hunderte von rassenreinen Dachshunden, Windspielen, Collies, und niemand Vernünftigem kann es einfallen, der Gattung Hund die verschiedenen reinen Rassen abzusprechen, wenn auch daneben zahllose Stücke aller möglichen und oft widersinnigsten Mischverhältnisse vorkommen und — naturgemäß — den reinrassigen gegenüber an Zahl überwiegen. Auch das kann nichts ausmachen, daß der eine Dachshund auf „viens!", der andere auf „Komm her!", der dritte auf „gyere ide!" — nicht kommt. Und ob der eine aus Rußland, der zweite aus Spanien, der dritte aus Pommern stammt, scheidet sie nicht in Sondergruppen.

Man will dies gleichwohl nicht auf die Menschen anwenden. Da bilden die Sprachen, die Ursprungländer engere Gruppen, die, nach anderen als naturwissenschaftlichen Gesichtpunkten zusammengestellt, oft genug ziemlich bunt wirken. Der Neger, der Chinese, die deutsch sprechen und vielleicht auch in Deutschland geboren sind, zählen unter die Deutschen schlechthin, der Deutsche aus Ungarn, der dort in deutschem Gebiet geboren worden ist und deutsch als Muttersprache spricht, gilt als Ausländer, als „Ungar". Gleichwohl erscheint die Gesamtheit eines Volkes doch immer noch als rassische Sonderheit, das deutsche Volk etwa dem spanischen gegenüber, obwohl immerhin manche Deutsche wie Spanier und manche Spanier wie Deutsche aussehen.

Rasse bedeutet sonach nicht „reine Rasse" im gewöhnlichen Sprachgebrauch, sondern nur eine gewisse engere Umgrenzung. Im naturwissenschaftlichen Sinne ist Rasse die größtmögliche Sicherheit, daß aus der Verbindung zweier gleichartiger Eltern lauter gleichartige Sprossen hervorgehn. Im Tierreich wird das leicht erzielt. Die Geschlechter folgen rasch genug aufeinander. Nicht rassenreine Würflinge werden von der ferneren Zucht ausgeschlossen. Nach etlichen Geschlechtern schon wird unter weißen Tauben keine farbige mehr aufscheinen, unter reinrassigen Dachshunden kein Bastard. Es ist da möglich, sogar neue „Rassen" zu züchten. („Varietäten" sagt man; aber das Wesentliche ist, daß bestimmte Merkmale beständig, „rassenhaft" geworden sind.)

Wir würden von deutscher, französischer, russischer Rasse sprechen dürfen, wenn die Deutschen, Franzosen, Russen je unter sich eine rassische Einheit bildeten. Jedoch neben dem rotblonden Germanen Schiller steht im deutschen Volke der schwarze mulattenköpfige Freiligrath. Außerdem wie vielfältige Vermischungen! Moltke, Geibel, Paul Boetticher-de Lagarde und noch so manche haben französische Vorfahren, Heinrich

Treitschke, Eichendorff, Richard Wagner slawische. Die engere Umgrenzung fehlt. Der blonde Deutsche, der eine blonde Deutsche heiratet, erzeugt mit ihr vielleicht neben blonden Kindern auch brünette als Rückschläge zu brünetten Vorfahren. Sprossen brünetter Eltern sind oft ganz rein blond. Wenn nun auch nicht von deutscher, französischer und russischer Rasse, so hört man doch von keltischer, slawischer und germanischer Rasse reden. In naturwissenschaftlichem Sinn hat das keine Berechtigung, ganz abgesehen davon, daß in ihrer ursprünglichen Reinheit Kelten, Slawen und Germanen alle drei blonde Nordvölker waren, deren Vertreter sich nur der Sprache und der Tracht nach in späteren Zeiten stärker unterschieden, nicht aber ihrer Körperbeschaffenheit nach.

Betrachtet man nun unter diesen Gesichtpunkten das jüdische Volk, so muß man auch ihm die Rasse im naturwissenschaftlichen Sinn, die Rassenreinheit, die Rasseneinheit absprechen. Aber schon von allem Anfang an unterscheidet sich das jüdische Volk von den anderen Völkern. Während wir in unseren Ahnentafeln, der Gesamtheit unserer Ahnen, wenn wir auch nur wenige Jahrhunderte zurückgehn, alsbald Angehörige fremder Stämme finden — ich erwähnte dies bei Moltke, Geibel, Richard Wagner — stammt ein Jude mit nur ganz verschwindenden Ausnahmen einzig und allein von Juden ab. Man hat ausgerechnet, daß, wenn man nur bis zur Zeit Armins zurückgehe, das deutsche Volk mit seiner Zahl von hundert Millionen damals Trillionen gezählt haben müßte, wenn nicht Verwandtenehe und mithin Ahnenverlust eingetreten wäre, daß sonach alle Deutsche aufs engste untereinander verwandt seien. Um wie viel mehr gilt das von dem jüdischen Volke, das nicht viel über zehn Millionen umfaßt und seit der Zeit Esras und Nehemias (um 450 v. Chr.) nur immer unter sich geheiratet hat. Juden zwar bemerken dem Nichtjuden gegenüber nicht selten, auch sie hätten fremdes Blut in sich aufgenommen. In Böhmen und in Holland seien in Zeiten der religiösen Überspannung einzelne judaisierende Sekten völlig zum Judentum übergegangen, die Juden im Ungarn des 11. Jahrhunderts und die aus Spanien und Portugal nach Holland gekommenen Juden hätten sich vielfach mit Christinnen verheiratet, vor allem aber seien in den zahlreichen Judenverfolgungen im Mittelalter und in der Neuzeit viele Judenmädchen und -frauen von christlichen Soldaten und Gewalttätern genötigt und geschwängert worden. Aber diese Bemerkungen machen zumeist den Eindruck des gutmütigen Entgegenkommens, wie sich der liebenswürdige Mensch oft eines Mangels, eines Fehlers bezichtigt, den er gar nicht hat, um ihn dem anderen, an

dem er ihn erkennt, nicht so fühlbar zu machen. Es ist dies die schönere Kehrseite der hinwieder so oft vortretenden jüdischen Rassenüberhebung, wofür die am Eingang angeführten Worte Benjamin Disraelis Beispiele sind, aber nicht, wie man weiß, die bezeichnendsten.

In der Tat hat das Judentum seit den Zeiten Esras und Nehemias, deren Gesetz die Mischheiraten untersagte, schon bestehende Mischehen auflöste, wie noch auszuführen sein wird, nur in sehr wenigen Fällen fremdes Blut aufgenommen. Die Fälle sind oben angedeutet worden. Die drei ersten davon kommen kaum in Betracht, denn es handelt sich da um eine verschwindende Zahl — noch in jüngster Zeit sind übrigens in Ungarn, wo das Judentum wohl die größte und offenste Machtentfaltung erlebte, Übertritte von Männern und Frauen zum Judentum vorgekommen, jährlich etliche —; die aus Gewalttaten entsprungenen Kinder werden sich aber ebenfalls auf eine sehr geringe Verhältniszahl der jeweilig geborenen beschränkt haben. Nicht jede Notzüchtigung ist fruchtbar. Man läßt ganz die natürlichen Bedingungen außer Acht, worunter die Empfängnis vor sich geht; ganz abgesehen davon, daß alle Völker Mittel zur Fruchtabtreibung besitzen, und zweifellos auch das Judentum sie in solchen Ausnahmefällen angewendet haben wird, wenn schon nicht öffentlich, so doch in der Sippe. Anders liegen die Verhältnisse heute in dem vielfach „entarteten" Großstadtjudentum. Dessen genaue Kenner schildern oft genug die Beziehungen jüdischer Frauen zu christlichen Männern. Gleichwohl kommt auch durch diese Beziehungen kaum ein erkennbarer Teil fremden Blutes in das jüdische; denn auch hier bleiben die Beziehungen fast immer unfruchtbar. Altjüdische Gesetze hemmen hier nicht mehr. Ich verweise zu diesen Ausführungen auf die wertvolle, allerdings gegen Gobineau, Woltmann, Lapouge und Chamberlain gerichtete Arbeit „Das Rassenproblem" von Ignaz Zollschan (Wien 1910). Auch Zollschan betrachtet die Rasse seines Volkes als seit Esras und Nehemias Zeit im wesentlichen unvermischt erhalten.

Nicht aber dies allein macht die Rassenstärke und durch diese den Rassenstolz des Juden aus. Auch andere Gruppen innerhalb verschiedener Völker haben durch strenge Ehegesetze ihre Rasse zu erhalten gesucht. Ich erinnere an die überaus strengen Kastengesetze der Inder, an die der Athener, wonach ein Kimon, der Sohn des Miltiades, als Sohn einer Nichtgriechin — der Tochter des thrakischen, also sicherlich rein nordischen Königs Oloros — nicht Vollbürger war, an die der Germanen, wonach das Kind gemischter Eltern immer nach der „ärgern Hand" ging. Inder,

Griechen, Germanen sind lange nicht mehr reine Blondlinge, wie sie nach diesen Gesetzen sein sollten, vielmehr haben die Inder und Griechen ihren Bestandteil an weißer Nordrasse ganz oder fast ganz, die Germanen selbst in ihrem Adel, der höchsten und unterm strengsten Gesetz stehenden Schichte, zum größten Teil verloren. In allen diesen Völkern vollzog sich die Ausmerzung der blonden Edelinge in erst langsamem, dann immer rascherem Maß. Viele Ursachen spielen mit. Die eine ist die Feindschaft gegen das Geschlechtleben, die sich bei den Blonden als den reiner Geistigen besonders in deren Besten und Edelsten so häufig zeigt, im Einzelnen wie in ganzen Gruppen — das mittelalterliche Mönchtum, das zumeist die adelige Herkunft zur Bedingung des Eintrittes in ein Kloster hatte, ein Beispiel dafür —; die andere das Bestreben, nur so viel Kinder zu erzeugen, als man „standesgemäß", „individuell" erziehen kann. Dies zweite macht sich besonders in Zeiten geltend, wo die Mischrassigen mit ihren auf das Zeitliche gerichteten Trieben das Leben beherrschen. Es kommt da in begreiflichem Pessimismus dazu, daß zahlreiche Männer und Frauen ehelos bleiben. Das späte Römertum suchte dem, wie bekannt, durch Besteuerung der Ehelosigkeit und Belohnung des Kindersegens entgegenzuwirken. Umsonst. Wie die blonden Griechen sind auch die blonden Römer der großen Zeit verschwunden und die „Schwarzen", vor denen sich, nach dem noch von Horaz überlieferten Sprichwort, der Römer „hüten" sollte, leben allein noch, die Enkel der Freigelassenen meist levantinischer und afrikanischer Herkunft, seit den Tagen der Germanenzuzüge freilich erst überlagert und dann durchsetzt mit neuen Blondlingen aus dem Norden, die auch schon im Verschwinden sind, im Süden bereits fast ganz verschwanden.

Dem gegenüber hat das Judentum durch strenge religiöse Vorschriften, die in den breiten Schichten auch wirklich gehalten wurden und noch jetzt gehalten werden, die Ehelosigkeit und in der Ehe die Beschränkung der Kinderzahl verhindert. Die Ehe wurde gewöhnlich in sehr jungen Jahren, spätestens im achtzehnten beim Jüngling, geschlossen, und ihre Erfüllung war religiöse Pflicht. Die Lobredner der jüdischen Ehe sagen nicht zu viel. Es fehlte ihr wohl das, was wir „Liebe" nennen. Aber der junge Mann trat in die Ehe, mit deren Einzelheiten er zwar von Kind auf durch den Talmud vertraut war, unverbraucht, ja unberührt und wich auch nie von der ehelichen Treue ab. Die Frau gebar ihm Kind auf Kind, er arbeitete für die Familie, legte sich alle Entbehrungen auf, um nur seine Söhnchen, die seine Freude waren, vielleicht seine

einzige, zu klugen, lebenstüchtigen Menschen heranwachsen zu sehen. Die Ausmerzung der Lichten trat bei den Juden nicht ein. Alle Kinder, die zu erzeugen möglich war, wurden erzeugt. Es ist darum zu betonen, daß die Mendelschen Gesetze, wonach sich die Rasseneigentümlichkeiten in einer engeren Gruppe vollzählig erhalten, innerhalb der weißen Menschen nur für die Gruppe der Juden Geltung haben. So erklärt es sich, daß die Juden auch heute noch dieselbe Rassenzusammensetzung darweisen wie zur Zeit Esras und Nehemias.

Eine gewisse Ausmerzung lichter Bestandteile vollzog sich allerdings. Die jeweilig höhere Kultur der helleren Wirtvölker zog immer ihrer einige an. Nicht erst der blonde Heinrich Heine trat zum Christentum über und heiratete eine Christin, mit der er übrigens keine Kinder hatte. Schon im Altertum gingen dem Judentum auf solche Weise — wir haben genug Beispiele dafür — manche begabte Menschen verloren; das werdende Christentum nahm gleich eine ganze Anzahl zu sich hinüber. In Zeiten der Bedrückung schlugen sich die besonders Reichen und besonders Begabten nicht selten zu den Bedrückern und wurden schließlich selbst die grausamsten Verfolger, wofür Thomas de Torquemada das treffendste Beispiel ist. Aber das waren der Gesamtheit gegenüber nicht viele. So ist sich das Judentum in der Rassenzusammensetzung seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert in der Hauptsache gewiß gleich geblieben, hat nur sehr wenig neue Bestandteile aufgenommen und nur sehr wenig von seinem lichten Blutteil verloren.

Dieser lichte Blutteil ist nach den verschiedenen Untersuchungen bei den Juden aller europäischen Länder so ziemlich gleich. Blond sind im Durchschnitt zehn vom Hundert. Viel höher ist der Hundertsatz der lichten Augen — bis zu fünfzig — und der lichten Haut. Nach diesen reinen Zahlen sind die Juden lichter als die Italiener, Spanier, Portugiesen, Balkanvölker, aber weniger licht als die Mittel- und Nordeuropäer. In welcher Weise sich dieser lichte Blutteil selbst in abgesprengten Gruppen bis heute erhalten hat, geht aus dem Berichte Oskar Kauffmanns über die Juden in Cochin hervor („Aus Indiens Dschungeln", 1911). Danach unterscheidet man in Cochin weiße und schwarze Juden, „die je ein Viertel von Cochin getrennt bewohnen, da sie sich zu verschiedenen Zeiten ansässig gemacht haben. Die weißen Juden sind nach der zweiten Zerstörung Jerusalems 68 n. Chr. in der Nähe von Cochin eingewandert und erwarben sich von dem König von Cochin im Jahre 490 n. Chr. bestimmte Rechte und Adelprivilegien, ein Zeichen ihrer damaligen Machtstellung. Diese

sind auf eine Erzplatte graviert worden, die sie heute noch besitzen. Sie haben sich vollständig rein gehalten. Merkwürdig berührt der Anblick dieser ‚weißen Eingeborenen‘, die teilweise zu meinem Erstaunen hellblondes Haar und hellblaue Augen aufwiesen. Ihre Hautfarbe ist trotz der jahrhundertelangen Einwirkung der südindischen Sonne hell geblieben, so daß einzelne sich eines rein germanischen Aussehens erfreuen.“ Der weitere Bericht besagt, daß die weißen Juden in Wohlstand leben, die schwarzen dagegen, die nach den Bildern Drawidatypus haben, „entartet“ sind und von jenen als niedere Klasse behandelt werden. Es handelt sich hier wohl um späte Proselyten aus dem einheimischen Volk.

Es gibt allerdings auch (außereuropäische) Gebiete, wo sich die ursprünglichen Juden nicht so scharf von den Proselyten geschieden haben, wo sie schließlich in diesen aufgegangen sind und mithin ihre Rasse, vor allem ihren lichten Blutteil verloren haben. Man kennt Lichtbilder von chinesischen Juden, die mit ihren dunkeln, breiten, schlitzäugigen Gesichtern — sie tragen übrigens auch chinesische Tracht — echte Chinesen von heute sind, während dieser Typus in Europa unter den Juden nicht viel häufiger vorkommen dürfte als unter den Westeuropäern. Ingleichen sind die afrikanischen Juden so stark durchberbert, daß sich unter ihnen kaum noch ein Blonder unter Hundert findet. Für die Kultur, für die Geschichte kommen diese kleinen Gruppen so wenig in Betracht wie die schwarzen Juden von Cochin. (Vgl. das ältere, aber sehr reichhaltige Buch „Zur Volkskunde der Juden“ von Richard Andree, 1881.)

Der Wert der statistischen Aufstellungen steht außer Frage. Trotzdem kennzeichnen die Zahlen über den Hundertsatz der Farben, die durch andere über Körperhöhe und Schädelgestalt noch ergänzt werden, die betreffende Gruppe nicht vollständig und unmißverständlich. Es könnten sich bei einer anderen Gruppe ganz dieselben Zahlen ergeben, und doch würde sie als von der jüdischen verschieden erkannt und anerkannt werden können. Die besonderen Eigentümlichkeiten der jüdischen „Rasse“ liegen nicht hierin, sondern in deren Herkunft von besonderen Vor- und Grundvölkern. Forscher wie Felix v. Luschan („Die anthropologische Stellung der Juden“, 1893) haben sie danach zu erklären versucht. Aber die Zurückführung auf bestimmte, mit Namen genannte Völker trifft zumeist nicht das rechte. Ganz so wie der Begriff „Griechen“ in unserer Zeit rassisch nichts besagt — denn die alten Griechen waren blonde Nordländer, die jetzigen sind brünette Levantiner —, so auch der der Hettiter, denen man gewisse unter den Juden häufige „mongoloide“ Typen zuschreibt. Denn

die Hettiter waren in ihrer Herrenschichte zur Zeit ihrer Machtentfaltung reine Blondlinge. Und nicht anders ist es mit den anderen Völkern, die noch genannt werden. Vielmehr die ursprünglich Namenlosen sind es, von denen die überwiegenden dunkeln Bestandteile in jedem Kulturvolke herrühren; sie tragen nur die Namen früherer und unterdessen verschwundener Herrscher. So schreibt man die Brünetten in Deutschland den Kelten zu (Driesmans, „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung", 1899), weil die heutigen Kelten in Irland und Wales vorwiegend Brünette sind; aber die alten echten Kelten waren genau so blond wie die Germanen. Die Kurzköpfe im deutschen Osten sollen wieder von den Slawen herrühren. Auch da werden die heutigen Verhältnisse ohne genauere Nachprüfung auf die ursprünglichen angewendet. Wie sehr dies der Fall ist, bezeugt sich immer wieder. Daß die alten Römer brünett waren wie die heutigen Napolitaner, gilt als selbstverständlich (Theodor Birt, „Römische Charakterköpfe", 1913), während sie selbst, wie oben erwähnt, den „Schwarzen" als fremd von Art mieden.

Man muß darauf verzichten, die Herkunft der dunkeln Bestandteile im Judentum wie in jedem anderen Volke genauer festzustellen. Aber sie sind da und erklären sich durch die verschiedenen Zuflüsse von Schwarzen und Gelben und deren vielfältigen Mischlingen. Palästina hatte enge Beziehungen zu dem afrikanischen Süden, zu dem stark mit Polaren durchsetzten asiatischen Osten. Mit den Vorbevölkerungen schon wurden diese Bestandteile aufgenommen, aber auch in der Zeit der jüdischen Geschichte kamen ihrer noch manche dazu. Denn erst das Gesetz Esras und Nehemias verschloß den Zugang.

Der Unterschied zwischen dem jüdischen Volke und einem europäischen, das ihm sonst nach dem Hundertsatz von Dunkeln und Lichten gleich wäre, ist der, daß den Juden weit reiner negrische Negroide und weit reiner polarische Polaroide beigemischt sind. (Ich präge das Wort „Polaroide" an Stelle des sonst gebrauchten „Mongoloide". Denn die Herren der Mongolen waren nach den Nachrichten, die wir haben, keine „Mongolen", sondern nordische Menschen; es trat auch hier die Ausmerzung der Lichten ein, wovon ich oben sprach, so daß sich schließlich Volksname und ursprünglicher Typus der Kulturträger nicht mehr decken.)

Der polarische Einschlag ist naturgemäß nicht so hervorstechend. Gewiß war Palästina den polarischen Völkern, die das ganze nördliche und östliche Asien anfüllen, viel näher als wir, aber doch von deren Ursprungland, dem hohen Norden, sehr entfernt, so daß ihnen nur

Mischlinge zuflossen. In der Tat findet man unter den Juden manchmal echt japanische Typen mit gelbbrauner Haut, schwarzem Haar, geschlitzten, schiefen Augen, ja Forscher wie Erwin Baelz („Die Ostasiaten", 1906) und Joh. Ranke haben vermerkt, daß der „feine" japanische Typus, zumal in seinen Frauen, mit dem sephardischer (spanischer) Juden große Ähnlichkeit habe. Dennoch macht sich der polarische Einschlag bei den Juden nicht um viel mehr als bei den Kulturvölkern Mittel- und Nordeuropas geltend, höchstens in dem Maße wie bei den Slawen des Ostens. Er allein auch hat eine gewisse Verstärkung im Laufe der neueren Geschichte erfahren. Im tatarischen Rußland traten bekanntlich die Chazaren zum Judentum über. Aber von diesen Chazaren ist doch nur wenig in das sonstige europäische Judentum übergegangen. Es schloß sich durch seine Sonderheit von den übrigen Juden ab. In der Sekte der Karaïten soll es als enge Gruppe noch erhalten sein.

Sehr bedeutsam dagegen ist der Negereinschlag. Auch wir sind davon nicht frei. Nicht nur, daß Länder wie Sizilien und insbesondere Portugal stark verniggert sind, seit Jahrhunderten schon kamen einzelne Neger als Diener in unsere Gebiete und pflanzten sich hier fort, zumeist wohl illegitim. Dichter wie Puschkin und die beiden Dumas haben nachgewiesenermaßen Negerblut in sich, aber auch ein Freiligrath, dessen Ahnentafel in den bekannten näheren Reihen nichts davon sagt, war mit seinem Mulattenkopf zweifelsohne nicht allzu ferner Negerabkömmling. Zumal in Großstädten wie Wien, Berlin, Hamburg begegnet man gelegentlich ausgeprägten Negergesichtern in zumeist heller, manchmal aber auch stark brauner Färbung. Palästina hatte als ein Teil Ägyptens während so langer Zeiten einen steten Zufluß von schwarzen Sklaven, von unvermischten Afrikanern. Deren Spuren nun sind als die eigentlichen jüdischen Rassenmerkmale zu bezeichnen.

Vielfach wird von Juden wie Nichtjuden behauptet, sie kennten sofort den Juden heraus und irrten sich nie. Ja, ein für sein Volk begeisterter Jude, Eduard Gans, dessen Worte man in antisemitischen Schriften häufig angeführt findet, sagte: „Taufe und sogar Kreuzung nützen gar nichts. Wir bleiben auch in der hundertsten Generation Juden wie vor 3000 Jahren. Wir verlieren den Geruch unserer Rasse nicht, auch in zehnfacher Kreuzung; und bei jeglicher Verbindung mit jeglichem Weibe ist unsere Rasse dominierend: es werden junge Juden daraus!" Daß in zahllosen Fällen Jude wie Nichtjude den Juden richtig herauskennt, ist sicher. Aber man wüßte doch nicht, warum Theophile

Gautier den jungen Heinrich Heine einen „germanischen Apoll" nannte, wenn er etwa ein jüdischer Apoll gewesen wäre. Immer wieder irren sich Jude wie Nichtjude und sehen in einem Juden den Nichtjuden, in einem Nichtjuden den Juden, der Jude vornehmlich das zweite, der Nichtjude das erste. In der Tat gibt es zahlreiche Nichtjuden, nicht nur in stark brünetten oder gar verniggerten Gebieten, sondern auch in Mitteleuropa, die ihre Doppelgänger in Juden haben, obwohl sich auch nicht die fernste Beimischung jüdischen Blutes nachweisen, ja nur wahrscheinlich machen läßt. Anderseit gibt es zahlreiche Juden, die, vor allem in jungen Jahren, ganz frei von jüdischen Rassenmerkmalen sind. Es sind das nicht etwa nur die blonden Juden. Denn Blondheit schließt negroide Merkmale nicht aus. (Lassalle hatte blondes Negerkraushaar wie ebenso auch Puschkin und der jüngere Dumas.)

Über diese Merkmale ist oft geschrieben worden. Ich möchte nicht Urteile anderer anführen, sondern meine eigenen Beobachtungen wiedergeben. Das auffälligste Merkmal ist meines Erachtens die Trüppelstellung der Haare, die bei kurz geschnittenem Haar zwischen den einzelnen Haartrüppeln kleine Gäßchen erscheinen läßt, bei langem Haar dieses in kleine Zöttchen ordnet. Dieses Merkmal ist bei den Nichtjuden Mitteleuropas äußerst selten, selbst dort, wo das Haar krauswollig ist. Daß es von dem Negereinschlag herrührt, ist zweifellos. Dem entspricht, daß das Judenhaar in der Tat ungewöhnlich oft den Durchschnitt des Negerhaares zeigt, dessen größere Dicke und eigentümliche Eckigkeit, während das Haar des Norden fein und glatt rundlich ist. Von der Farbe ist dabei abgesehen. Wie dieses Merkmal wenig beobachtet wird, so auch das zweite, das ich ebenfalls für sehr kennzeichnend halte: die eigenartige Einziehung der Nasenflügel bei was immer für einer Form und deren wenig feine Bildung. Auch dieses Merkmal rührt vom Negereinschlag her und erweist sich als das dadurch, daß die Furche um die Nasenflügel an ihrer Anwachsstelle noch oft bei sonst heller Gesichthaut auffällig braun gefärbt ist. Ich weiß nicht, ob dies schon von anderen Beobachtern hervorgehoben worden ist. Auch an der Ohrstellung, besonders an der Art, wie das Ohr eingesetzt ist, was man am deutlichsten von hinten merkt, läßt sich bei verhältnismäßig vielen Juden der afrikanische Einschlag feststellen, desgleichen an den Lippen, die oft genug wulstig sind. Aber damit verliert sich die Kennzeichnung schon in fallweise Einzelheiten. Am Körper macht sich besonders in der so häufigen Wadenlosigkeit der Juden der stärkere Einschlag nichtnordischen Blutes

geltend, aber die Wadenlosigkeit kann ebensogut von polarischen wie von negrischen Vorfahren herrühren.

Manches, was an dem Juden als rassisches Merkmal erscheint, ist doch kein solches. Wohl darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß das städtische Judentum dem des „Keimplasmas" im Osten gegenüber bereits eine — geistige und somit auch rassische — Auslese darstellt, aber doch eignet der unfeste Gang, die eigentümliche Haltung der Hände, das „Mauscheln" mit den Füßen und mit den Händen, fast nur den Ostjuden und darf als üble Angewöhnung gelten, vielleicht als Ausdruck der Wesenart dieser Leute, die von der Kleinheit ihrer Verhältnisse und ihrer inneren Lebhaftigkeit bestimmt wird. Vor allem aber können wir diese Eigentümlichkeit nicht über das Mittelalter zurück verfolgen. Daß aber die Juden zu jeder Zeit die ihnen doch in gewissem Sinne nie ganz eigen gewordenen Sprachen ihrer Wirtvölker mit besonderer Lautgebung gesprochen haben, beruht vor allem auf ihrem engen Zusammenschluß untereinander und ihrem Abschluß von der übrigen Bevölkerung, die auch heute noch fortdauern und das selbst in den Großstädten, nur im allerletzten Grunde erst in der besonderen Bildung des Gaumens und der übrigen Sprachwerkzeuge, die ihnen als geschlossener Gruppe ebenso natürlich eignet wie etwa den Engländern mit ihrem den Deutschen, Franzosen und Slawen fremden Th, oder den Dänen mit ihrem selbst den Norwegern und Schweden fremden Stoßton. Schon im jüdischen Altertum unterschieden sich die Ephraimiter von den übrigen Juden dadurch, daß sie „Sibboleth" statt „Schibboleth" sagten, was man bekanntlich zu deren Erkennung verwendete, als sie Feinde waren.

So scheiden sich die Juden, wie sie heute sind, von den europäischen Völkerschaften als besondere Gruppe durch ihren stärkeren Einschlag unvermischteren Neger- und Polarenbluts, des ersten vor allem. Von einer jüdischen „Rasse" kann man nur in diesem Sinne sprechen. Aber die stete Inzucht innerhalb ihrer doch ziemlich kleinen Gruppe seit mehr als zwei Jahrtausenden verursacht in ihnen einen weit größeren Ahnenverlust als selbst bei einer so engen Gruppe, wie es der europäische Adel ist, und dadurch eine so ungemeine Durchschlagkraft des jüdischen Teils in gemischten Ehen, daß jener Professor Eduard Gans dies nicht mit Unrecht hervorgehoben hat. Jeder Ahne wirkt ja mit so vielmaliger Kraft wie er in der Ahnentafel vorkommt. Das aber kann schon in der zehnten Geschlechtreihe aufwärts, die nur drei Jahrhunderte zurückliegt, mehrere hundert Male sein. Man hat

dies an den Habsburgern bemerkt, die mit gleichviel welchem Gattenteil immer Habsburger zeugten, so daß sie ihre dicke Lippe mit der Zeit den ganzen katholischen Fürstenhäusern Europas gaben.

3. Die blonden Juden

Nach der anthropologischen Geschichtauffassung beruht die Rassekraft der Juden wie jedes anderen Volkes auf ihrem lichten Blutteil. Wenn man nun die dunkeln Bestandteile aus den erwähnten Ursachen nicht bestimmten Völkern zuzuschreiben vermag, so läßt sich über die lichten doch so manches erfahren. Vor allem können wir nachweisen, welche von den Vorvölkern der Juden in Palästina nordische Blondlinge waren. Es ist aber auch hier wie immer zwischen den Herren und Kulturträgern einerseit und den Beherrschten und Mitläufern anderseit zu unterscheiden. So sind ja die in wesentlichem Hundertsatz blonden Holländer in Holländisch Indien die Herren von Jawanen, und es wäre irrig, wenn nach 3000 Jahren ein Forscher die Jawanen selbst darum für Blondlinge ansehen wollte, zumal wenn er nur Bilder ihrer Herren, der Holländer, vorliegen hätte. Daraus erklären sich auch scheinbare Widersprüche. Wenn nämlich auf ägyptischen oder babylonischen Denkmälern die dort erscheinenden Juden vielfach einen nicht mehr rein nordischen Typus zeigen, schwarzes Haar und gelbe Haut, starke Lippen haben, so handelt es sich eben nicht um die Fürsten, sondern zumeist im buchstäblichen Sinne um Packträger. Ferner ist zu berücksichtigen, daß vielfach die Herren sich der Mehrzahl ihrer Untertanen anbequemen, und wenn diese „schwarzköpfige" sind — so werden in Mesopotamien die „semitischen" Akkader im Gegensatz zu den Sumerern bezeichnet —, schwarze Perücken tragen. Das war in Babylon der Fall und ebenso in Ägypten, wo sich der König, bisweilen sogar die Königin, auch noch schwarze Kinnbärte umbanden. Trotzdem sind wir in nicht wenigen Fällen noch genugsam unterrichtet.

Daß die ältesten Bauwerke in Palästina, die Megalithen, einem Nordvolke, angehören, ist allgemeine Ansicht der Forscher (Hugo Winckler, Kittel, Jeremias), doch scheint es mir zweifelhaft, ob dieses den in der Bibel genannten Horitern, den Harri (Arya) der ägyptischen und babylonischen Inschriften gleichzusetzen ist, wie es Jeremias für möglich hält.

Allerdings ist die Aufeinanderfolge der einzelnen Völker nicht ganz klar. Um die Wende des dritten und zweiten vorchristlichen Jahrtausends

dürfte Palästina schon von den Rezenu (Retenu, Rutenu) besetzt gewesen sein, deren Name dem Lande noch lange in den ägyptischen Inschriften blieb. Diese Rezenu haben Palästina, das obere Rezenu, und Syrien, das untere Rezenu, beherrscht. Wir wissen von ihnen nicht viel mehr, als der Name besagt. In meiner Arbeit über die „Germanen in Europa" glaubte ich ihn — in der Form Rutenu — den mehrfach im Altertum vorkommenden Rutenen an die Seite stellen und auf die indogermanische Wurzel reudh (rot) zurückführen zu dürfen. Das wäre dann ein Völkername, der dem der Edomiter, der „Roten" (adom = rot), gleich wäre. Ist die Lautung Rezenu die bessere, dann kann man daran erinnern, daß die Etrusker, deren uraltes Vorkommen in Kleinasien ja sicher ist, sich Rasena nennen, welchen Namen die heutigen Rätier (rätische Alpen) noch fortführen. Für diesen Namen kommt vielleicht die Gleichung mit „Riesen" (von „reisen" aufragen, englisch to rise) in Betracht. Als Riesen bezeichnen sich vor allem die Goten (skandinavisch Joten = Riesen). Könige der Rezenu erscheinen auf ägyptischen Bildern als nordische Blondlinge, aber da der Name des Landes tief herabreicht, ist damit noch nicht gesagt, daß die ersten und echten Rezenu diesen Typus hatten, wie ein blonder Römer von heute durchaus kein Nachkomme der echten alten blonden Römer zu sein braucht und aller Wahrscheinlichkeit es auch nicht ist.

Weit genauer schon sind wir über die Hettiter, die Amoriter und die Horiter unterrichtet, die eigentlichen Vorvölker der Juden und später die Mitbewohner ihres Landes. Man erinnert sich, daß Uria, der Gatte der Bathseba, der späteren Gemahlin Davids und Mutter Salomos, ein Hettiter war, und Ezechiel noch (um 580) sagt geradezu: „Du (Jerusalem) kommst aus dem Lande der Kanaanäer: dein Vater war ein Amoriter und deine Mutter eine Hettiterin" (XVI 3).

Die Amoriter sprachen eine „semitische" Sprache — darüber findet man das Nähere in Kap. 5 —, aber sie waren, wenigstens in ihren Herren und Kulturträgern, nach den farbigen ägyptischen Bildnissen der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, nordische Menschen mit lichter Haut, rotblondem Haar und blauen Augen, und gerade ihnen schrieb darum v. Luschan den blonden Bestandteil der Juden zu, eine Ansicht, die namentlich durch Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" die weiteste Verbreitung gefunden hat. Daß ein gut Teil der Blondheit unter den Juden tatsächlich auf die Amoriter zurückzuführen ist, steht wohl außer Frage, doch ist immerhin zu betonen, daß sie nicht die einzigen Blondlinge waren, die nach Palästina kamen und auch gewiß nur

in ihren höchsten Schichten reinrassig waren. Wenn man bedenkt, was sich heute alles Germanen nennt, so geht man gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, auch im zweiten vorchristlichen Jahrtausend sei nicht alles Amoriter gewesen, was sich so nannte. Finden sich also neben jenen Bildnissen noch andere mit wesentlich getrübtem Typus, so widerlegt das v. Luschans Ausführungen durchaus nicht.

Die Amoriter waren ein glänzendes Volk. Einer ihrer Könige ist allgemein bekannt: Hammurapi (um 2100), der als Amraphel auch in einem merkwürdigen Sagenstück der Bibel (Gen. XIV) genannt wird. Seine Dynastie bezeichnete sich ausdrücklich als amoritische, und ihr Lieblingsgott war der Sonnengott Schamasch (schamasch = Sonne), der echte Gott der nordischen Völker. Von Schamasch empfängt Hammurapi auf seiner berühmten Stele in Person die darunter eingemeißelten Gesetze, ja Hammurapi spricht in den einführenden Worten von sich selbst, daß er wie „Schamasch (die Sonne) aufgegangen sei über die Schwarzköpfigen (s. o.), damit er das Land erleuchte."

Über Hammurapis Gesetzekodex wird bei der Besprechung der „mosaischen" Gesetze gehandelt (Kap. 14). Schon 700 Jahre vor Hammurapi treten die Amurru in der Geschichte auf. Sie saßen damals, für die Babylonier, im Westland, in Syrien. Ihre Hauptgötter waren der schon genannte Schamasch, Hadad, der Gewittergott mit dem Blitz in der Hand oder dem Hammer des Donners, der Brüller, „Ramânu" — Hadad-Rimmôn heißt eine palästinensische Stadt —, dann Amurru, ihr Volksgott, ein Gott des Kampfes und der Jagd und vielleicht mit Hadad zusammenfallend, Aschera, Amurrus Gattin, und Dagan, dessen Namen die nichtsemitischen Philister für ihren Hauptgott übernahmen. Mit seinem Hammer erinnert Hadad am meisten an Thor-Donner, den Lieblingsgott der Nordgermanen. Gewaltig zu brüllen ist auch Thor imstande, und sogar den Beinamen Ramânu könnte man mit altnordischem róma (Lärm) und lateinischem rumor zusammenstellen. In Palästina jedoch scheint unter seinem Namen eine Thamuz-Gestalt verehrt worden zu sein (vgl. Kap. 10). Die enge Beziehung zwischen dem amoritischen Hadad und dem hettitischen Teschup ist schon erkannt worden. Sie werden denn auch gelegentlich mit denselben Ideogrammen (Wortbildern) bezeichnet.

Die Amoriter wurden um 2775 von Sargon I. von Akkad unterworfen, müssen aber alsbald in Babylon, als Söldner zumal, Einfluß gewonnen haben und bilden schließlich dort selbst eine Dynastie (um 2225), deren Höhepunkt Hammurapi (2123—2081) ist und die bis 1926 herrscht.

Erst im 15. Jahrhundert hört man wieder mehr über sie. Sie sind da die Herren in Syrien; das nördliche Palästina heißt in ägyptischen Quellen Emur und bildet einen Teil des oberen Rezenu (den anderen bildet Ken'ana, Kanaan). Daß sie noch in biblischer Zeit ihre Bedeutung hatten, geht aus der Bibel selbst hervor. So ist der König von Jerusalem, der gegen Josua zieht, ein Amoriter, und noch zu Davids Zeiten ist Jerusalem eine amoritisch-hettitische Stadt.

Auch die Hettiter treten schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend auf. Denn die Mitani, die noch vor 2000 die Stadt Assur und ein Reich im Gebiet des oberen Euphrat und Tigris begründen — es reichte bis an das Meer bei dem späteren Antiochien —, waren nach allem, was wir wissen, ein Brudervolk der Hatti. Schon Uspia, der Gründer von Assur (ursprünglich Aschir), trägt nach meiner Meinung einen arischen Namen: Aspa im Altpersischen = Roß. (Vgl. das indische = aśva, das altpersische = aspa, das griechische = hippos in so vielen Namen.) Der Name ist natürlich. War doch bei den Indogermanen das Pferd das Sonnentier — Hengist und Horsa (horse Roß) heißen noch die Besiedler Englands —, und brachten doch gerade die Indogermanen das Roß, den „Esel des Berglands", wie es die Ideogramme kennzeichnen, nach Asien.

Als diese Mitani, deren Name in dem der Meder wiederkehrt, im 15. Jahrhundert ihre neue Blüte erleben, sind ihre Könige Schauschatar (um 1430), Artatama, Schutarna und Tuschratta, immer einer des vorigen Sohn, und zwei Prinzessinnen, Giluchepa, Tochter Artatamas, und Taduchepa, Tochter Tuschrattas, werden nach Ägypten verheiratet. Giluchepa ist die Gemahlin des „Ketzerkönigs" Amenophis IV., der den mitanisch-indogermanischen Sonnendienst in Ägypten einführte und uns dessen großartige Lehre in einem gewaltigen Hymnus hinterließ. (Nachklang dieses Hymnus ist der 104. Psalm.) Arisch wie die Namen der eben genannten Könige sind auch die der Götter der Mitani: Indra, Mitra, Varuna, die Nasatya (Dioskuren); „arisch" bezeichnet hier die engere Gruppe der iranisch-indischen Indogermanen. Und in der Tat nennt sich diese Mitani-Dynastie arisch von Herkunft, auch ihre Mannen tragen den in den Weden gebrauchten Namen „Marianni", was den jungen Helden und auch den Bräutigam (wedisch marja) bezeichnet, und mar heißt noch im späten Syrischen „Herr". Es mag hier tatsächlich schon eine neue Herrenschichte die ältere überlagert haben. Neben den arischen Göttern aber stehn noch die älteren, der Himmels- und Gewittergott Teschup, den die nördlicheren Alarodier Teïspas nannten, und die „Himmelskönigin"

Chepa, die in dem Namen der beiden Prinzessinnen vorkommt, aber auch in dem des hettitischen Unterkönigs von Palästina um 1400 Putichepa. Ich möchte den Namen dieser Göttin mit dem Beinamen der altgermanischen Himmelskönigin Freya Gefn (von gefa „Gabe") zusammenstellen, der sie besonders als Spenderin alles Gedeihens bezeichnet; ingleichen findet sich Gefion als Name für Frigg-Freya. Auch Teïspas ist ein indogermanischer Name. Der eine der beiden Mandäerfürsten, unter deren Führung die Kimmerier im 7. vorchristlichen Jahrhundert in Westasien einbrachen, trägt ihn: Theuspa, griechisch Teïspos, altpersisch Thaïspis. Vielleicht ist er als Theu-uspa aufzufassen und als Gott-Roß (vgl. Uspia) zu deuten. Wie der griechische Himmelsgott führt Teschup oft den Blitz, oft auch wie der der Karer, Lyder und anderer alter Stämme die Doppelaxt. Auch der zweite große hettitische Gott, Tarku (Trg) weist weite Zusammenhänge auf, die schon andere dargetan haben: mit dem Turga der Kossäer, dem Tarhon der Etrusker. Abrahams, des mythischen Mondhelden, Vater heißt Terach. Als Bestandteil kommt Tarhu in mehreren babylonischen Namen vor. Ich möchte noch auf den griechischen Drakon „Drache" (auch als Name eines mythischen Gesetzgebers bekannt, drakonische Gesetze), auf den bösen Dämon Drudsch des Zend-Awesta und auf den altnordischen gespenstigen Draug hinweisen.

Die Wahrscheinlichkeit solcher Gleichungen, die zunächst seltsam genug erscheinen, verstärkt sich erheblich durch die Ergebnisse der Sprachforschung. Schon 1902 hatte Knudtzon das hettitische eštu als indogermanisches esto („es sei") erklärt, in jüngster Zeit nun hat der tschechische Assyriologe Friedrich Hrozný die Entzifferung und Deutung der hettitischen Inschriften von Boghazköi in Kleinasien, wo 1906 von Hugo Winckler das Archiv der hettitischen Großkönige aufgefunden wurde, in größerem Umfange unternommen. Seine Veröffentlichungen sind mir, während ich dies schreibe, nicht zugänglich, doch konnte ich schon in meinen mehrfach erwähnten „Germanen in Europa" nachträglich und anmerkungweise einiges Wesentliche aus meinen Unterredungen mit dem Forscher, meinem ehemaligen Hochschulgenossen, mitteilen. Ich selbst hatte auf Grund der bisherigen Kenntnisse in den Hettitern ein indogermanisches Volk, und zwar ein westindogermanisches, den Germanen nahestehendes, gesehn. Hroznÿ kam zu einem Ergebnis, das sich fast damit deckt. Den Schlüssel gab ihm der Satz: „Brot" (ideographisch) eduteni, watar akuwateni. Darin erkannte er: „Brot werdet ihr (?) essen, Wasser werdet ihr (?) trinken." Eduteni (edere essen) und watar (althochdeutsch wazzar, alt-

niederdeutsch watar) stimmten mit indogermanischen Wurzeln überein, akuwateni erklärte das lateinische aqua als das „trinkbare". Während nun watar — und ebenso petar „Feder" — engstens zu den germanischen Sprachen zu stellen ist, stellt sich kuiškuiš und kuidkuid am nächsten zum Lateinischen (quisquis und quidquid). Allzu wunderbar ist dies nicht. Gehören doch auch die Tocharen, die zuletzt an der Grenze von China siedelten, ihrer Sprache nach nicht zu den Ostindogermanen (Ariern), sondern zu den Westindogermanen, und ich habe darzulegen gesucht, daß sie den biblischen Togarma, also ebenfalls einem damals vorderasiatischen Stamme, gleichzusetzen seien.

Zu Götterlehre und Sprache kommt noch, daß die ägyptischen farbigen Denkmäler die Chetakönige, mit denen Ramses II. kämpfte, als nordische Menschen mit langen Schädeln und blondem Haar darstellen. Wir haben danach anzunehmen, daß die Hettiter wenigstens in der für die Juden in Betracht kommenden zweiten Blüte um 1400—1200 in ihrer Herren- und Kulturträgerschichte ein blondes Nordvolk waren. Ob sie in Palästina noch ihre eigene Sprache sprachen oder schon eine „semitische" Mundart, läßt sich dagegen nicht sagen. Denn die hettitischen Unterkönige Palästinas bedienten sich zu ihren Briefen an den ägyptischen Großkönig — der großartige Fund von Tell-Amarna (1887) hat uns einen umfangreichen Briefwechsel der Ägypter mit allen damaligen Mächten erhalten — der babylonischen Keilschrift wie die hettitischen Großkönige selbst und ingleichen die Ägypter.

Neben diesen beiden großen Völkern oder Völkergruppen, deren Zugehörigkeit zu den Nordleuten hier in den Wesenspunkten darzuweisen versucht wurde, stehn die Harri, die für die Ägypter des Neuen Reiches die Palästinenser schlechthin sind (ägyptisch Charu). Ich habe schon erwähnt, daß die Dynastie der zweiten Blüte des Mitanireichs in Assur sich mit dem Namen Harri bezeichnet. Die Harri (Arya) werden nicht lange nach dem Einbruch der Hettiter gekommen sein, vielleicht um 2000 v. Chr. Während die Hettiter wohl am Schwarzen Meer oder an dem Westrande des Kaspischen Sees entlang und über die Gebirge nach Vorderasien gezogen sind, saßen die Arya zunächst östlich vom Kaspisee und zogen von dort, vielleicht von den neu andringenden Skythen gestoßen, einerseit südostwärts gegen Indien, anderseit nach Südwesten. Spätestens um 1600 sind sie in Mesopotamien. Sie waren es wohl, die das Pferd nach Asien gebracht haben. Erst von da an dringt die Verwendung des Pferdes in Asien ein: es wird vor den Kriegswagen geschirrt (nicht aber geritten),

und von einem solchen aus kämpft dann z. B. Ramses II. gegen die Feinde. Besonders kennzeichnend ist ferner für die Harri der alt heimatliche Sonnendienst. Zur Zeit der Amarnabriefe (nach 1400 v. Chr.) gab es in Palästina zahlreiche Dynasten mit arischen Namen. Als Sethi I. um 1310 die Fürsten der Steppe besiegt, begrüßen ihn an der Grenze Palästinas die Fürsten der Harri (Charu), ja um 1100 v. Chr. bestand für die Ägypter das ganze Küstenland bis ins phönizische Gebiet hinein aus Fürstentümern dieses Volkes. Es wird sich doch wohl nur um einzelne Schwärme von tüchtigen Kriegsleuten gehandelt haben, denn in biblischer Zeit finden wir die „Horiter" allein im Gebirge Seïr südlich vom Toten Meer als „Stamm" sitzen, sonst nur verstreut im Lande. Wenn nicht schon vorher, haben diese palästinensischen Arya jedenfalls in Palästina selbst auch die dort herrschende Sprache angenommen. Zeugnis von ihrer Art aber geben noch manche Örtlichkeiten, die nach Tieren benannt sind, wie sich denn ihre Männer selbst so nannten. So gibt es in Palästina Ortnamen wie Sora (Hornisse), Ajjalon (Hirsch) und mehrere Ophra (Gazelle), und der in Sichem ansässige Harristamm nennt sich bnê Chamôr „Eselssöhne", wobei daran erinnert werden kann, wie hoch noch die Perser der Zeit Firdusis den tapferen Wildesel — und um den handelt es sich — schätzten. Der Eigentümlichkeit, sich nach Tieren zu nennen, begegnet man bei den Indogermanen häufig; es hängt das damit zusammen, daß man jedem Gotte ein bestimmtes Tier beigab, unter dessen Gestalt man ihn wohl ursprünglich verehrte. „Wölflinge" bezeichnet nicht nur Söhne des Wolfs, sondern auch Wotans, ja des Wolfs nur als Erscheinung Wotans. Außerdem gaben die Horiter den Palästinensern den besonderen Sonnendienst, der uns, verheldischt, in der biblischen Simsonlegende — der Name Simson kommt von šemeš „Sonne" her — erhalten ist.

In noch jüngere Zeit steigen wir hinab mit den Philistern, deren Einwanderung von Kreta (Kaphthor) noch den biblischen Büchern bekannt ist. Sie bilden als Kreti und Plethi, „Kreter und Philister", die Leibwache König Davids. Sie mögen kurz vor der Zeit Ramses III. (um 1175) an die palästinensische Küste gekommen sein. Mit anderen Völkern hat Ramses III. auch die Pereset (Persta, Pulasati) besiegt, und das sind zweifellos die Philister. Die Denkmäler zeigen sie zumeist mit einer Federkrone nach indianischer Art auf dem kurzgeschorenen Haupte; sie trugen sich bartlos, die Gesichtzüge sind ganz nordisch. Trotz manchen Einwürfen wird man die Philister mit den Pelasgern der griechischen Schriften zusammenzustellen haben. Nach diesen gab es in der Tat Pelasger nicht

nur in Griechenland an verschiedenen Stellen, sondern auch auf Kreta. Homer läßt sie auf der Seite der Troer stehn. Sie werden auch mehrfach den Etruskern gleichgesetzt, so von Herodot, der die Etrusker (Tyrsener) von Crotona in Unteritalien, und von Hellanikos, der die Etrusker insgesamt für Pelasger erklärt. Nach meiner Ansicht, die ich wohl einmal eingehender werde darlegen können, gehören Etrusker und Pelasger gewiß nahe zusammen und haben ihre späten Ausläufer in den heutigen Albanern. Manches Vorgriechische im griechischen Namenschatz läßt sich aus dem Albanischen erklären — so trägt Thetys, die Meergöttin, einfach den Namen ihres Elements: deti albanisch „das Meer" —; ja die Südalbaner nennen sich noch heute Tosken wie die Toskaner (Tuscier, Etrusker). Der Name der Pelasger selbst erklärt sich aus dem Albanischen: pele das (weibliche) Pferd; ask ist allgemein-indogermanische Ableitsilbe (althochdeutsch isko). Daß sich auch die Philister sprachlich semitisierten, bezeugt schon die Übernahme des amoritischen Gottesnamens Dagon. Von den älteren Kämpfen der Palästinenser mit den Philistern gibt die Simsonlegende Zeugnis, aber noch Saul und David (um 1000 v. Chr.) hatten in ihnen waffentüchtige Gegner. Waren dies also zumeist feindliche Beziehungen, so fehlten zu anderen Zeiten gewiß die freundlichen nicht; erst später mag das Unbeschnittensein der Philister eine religiöse Schranke gebildet haben. Auch aus den Philistern kann somit der Bevölkerung Palästinas nordisches Blut zugeflossen sein. Ergänzend erwähne ich, daß das Land von ihnen den Namen hat — die Griechen benannten es so nach den Bewohnern seiner Küste —, und daß Herodot die Hyksos, die Hirtenkönige, in Ägypten durch den „Hirten" Philitios vertreten sein läßt. (Die Hyksos aber herrschten in Ägypten um 1700—1600.)

Ebenso wie zu den Philistern waren die Beziehungen zu den Edomitern bald freundliche, bald feindliche. In der Stammeslegende sind sie feindliche — Brüder. Edom-Esau ist der Oheim der Söhne Jakobs, der zwölf Stämme. Der Gegensatz hielt durch die ganze jüdische Geschichte an, so daß noch die Herodianer als „Idumäer" (Edomiter) einen schweren Stand hatten. Die Doppelbenennung erklärt sich wohl durch die Zweinamigkeit des edomitischen Gottes, der Esau und „der Rote" geheißen haben wird. Auch Hadad heißt ja daneben noch Amurru als Gott seines gleichnamigen Volkes. Der Name Usôos (Esau) ist auch in der phönizischen Sage überliefert. Wie in der biblischen handelt es sich darin um zwei feindliche Brüder, von denen der zweite nur durch seinen Beinamen „höchster Himmel" (Samêmrûm, griechisch Hypsuranios) bekannt ist. Auch Usôos

ist wie Esau Jäger. Esau-Edom wird als ganz und gar behaart geschildert und admoni „rötlich" genannt. Daß damit nur das Haar gemeint sein kann, nicht etwa die Haut, wie manchmal behauptet wird, ergibt sich daraus, daß diese doch unter dem Haarpelz verschwand. Zweifellos war Esau-Edom ein Sonnen-Feuergott, eine Herkules-Gestalt in seiner Vermenschlichung, wie deren fast jedes nordische Volk einen zum Liebling und recht eigentlichen Gleichbild für sich selbst besitzt. Erwähnt sei, daß der Koran den christlichen Heiland Issa nennt, und das ist Esau, nicht Jesus; die Juden, die Mohammeds Gewährsmänner waren, nennen Jesus im Talmud oft mit dem Namen des ihnen verhaßten Esau.

In der Bibel stammt Esau-Edom über Isaak, Abraham, Terach und noch weitere vier Vorfahren von Eber ab, dem Urvater der Hebräer. Manche Verbindungen zwischen Edomitern und Juden sind bezeugt. Allem Anscheine nach kam Jahwe, der spätere Gott der Juden, aus edomitischem Gebiete, von dem dortigen Sinai (nicht dem fraglichen der „Sinai"-Halbinsel) und dem Seïr. Dies war zugleich auch die Mark der palästinensischen Arya, der Horiter; außerdem wohnten dort noch viele Hettiter. Esau-Edoms Weiber sind durchweg Hettiterinnen und Horiterinnen. Die Bibel (Genesis XXXVI) nennt acht edomitische Könige vor der Zeit der jüdischen Könige: Bela, Sohn Beors, Jobab, Sohn Serahs, Husam, Hadad, Sohn Bedads, Sanda, Saul aus Rehoboth am Euphrat, Baal-hanan, Sohn Achbors, Hadar. Die Assyrischen Quellen nennen, schon aus späteren Zeiten, Kausch-malaka neben Ahas von Juda (um 730), Malik-rammu (701) und Kausch-gabri neben Manasse von Juda (um 670). In der Zwischenzeit hatten die Edomiter unter der Oberherrschaft der Juden gestanden. Gewiß kann man auch ihnen einen Teil des lichten Blutes der Juden zuschreiben.

Schon bei den Edomitern fragt es sich, ob sie nicht derselben größeren Völkerwelle angehören wie die Juden selbst, mögen sie sich auch sonst von ihnen deutlich genug geschieden haben. So schieden sich ja auch die Langobarden, Sachsen, Nordgermanen deutlich voneinander, fühlten sich aber doch immer als Brüder, wenngleich oft als feindliche. Die Phönizier hingegen, zu denen es immer enge Beziehungen gab, gehörten wohl, wie wir aus ihrer Sprache ersehen, noch enger zu den Juden. Wie erwähnt, bezeugt sich deren „Rotheit" in ihrem Namen, aber noch Aristoteles vermerkt, daß alle meeranwohnenden Völker blond (xanthoi) seien, was er dem Einfluß des Meeres zuschreibt, und konnte da keinesfalls die auch noch zu seiner Zeit bedeutenden Phönizier außer Acht lassen — Alexander,

sein großer Schüler, mußte Tyrus sieben Monate lang belagern —, so daß wir auch sie unter jenen Völkern mit inbegriffen annehmen müssen.

Daß im einzelnen auch noch in griechischer, römischer und germanischer Zeit lichtes Blut ins Judentum aufgenommen ward, habe ich schon im Anfang dieses Abschnittes vermerkt. Dieser Zustrom aber konnte schwerlich mehr bedeuten als den Ersatz des durch Übergang zum Christentum dem Volke verloren gegangenen und konnte sich höchstens in ganz engen Gebieten etwas stärker bemerkbar machen. Als Ganzes sind die Juden jedenfalls seit Esra und Nehemia rassisch bestimmt und wurden darum von den anderen Völkern ebenso als Sonderheit empfunden, wie sie sich selbst für eine solche hielten und als solche abschlossen (s. Kap. 16).

Das sind die hauptsächlichsten außerjüdischen Quellen der Blondheit der Juden. Ich zähle sie noch einmal zusammenfassend auf:

Das Nordvolk der megalithischen Denkmäler.
Die Rezenu. Um 2000 v. Chr.
Die Amoriter (Amurru). Um 1500 v. Chr.
Die Hettiter (Cheta, Hatti). Um 1400 v. Chr.
Die Horiter (Charu, Harri, Arya). Um 1350 v. Chr.
Die Philister (Pelasger). Um 1200 v. Chr.
Die Edomiter. Um 1200 v. Chr.
Wenig bedeutende Zuflüsse von außerpalästinensischen Völkern (Phönizier, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slawen) seit 1000 v. Chr.

Die Juden, die sich in der Bibel selbst schildern, haben sich nach ihren eigenen Zeugnissen schon in weitestem Maße mit der Vorbevölkerung und vor allem mit Hettitern, Amoritern, Horitern und Edomitern vermischt. Frühere Nachrichten fehlen uns, so daß wir also nicht urteilen können, ob sie selbst schon ursprünglich von dem gleichen Typus waren oder ob sie sich erst durch Aufnahme so vielen lichten Blutes aus dunklerer Färbung so weit aufgehellt haben. Denn allerdings haben wir die Juden in ihrer Blütezeit als ein hellfarbiges Volk zu betrachten, wenn nicht in seiner Gesamtheit, so doch in seinen Herren und Kulturträgern, die für sie selbst allein in Frage kamen. Ich habe die Nachrichten schon in meiner Arbeit „Genie und Rasse" zusammengestellt und wiederhole daraus.

König Saul war „ein junger feiner Mann, und war kein feinerer unter den Kindern Israel, eines Hauptes länger denn alles Volk" (1. Sam. IX 2). Luther gibt hier mit „fein" das hebräische tôb (gut, schön) wieder. Die hohe Gestalt allein kennzeichnet Saul als Nichtlevantiner. Über König David heißt es: „Und er war rötlich (admoni, wie bei Esau-Edom), mit

schönen Augen und guter Gestalt" (1. Sam. XVI 12). Von Absalom und Adonja, den beiden älteren Söhnen Davids, wird berichtet, daß sie „schön" waren, von Bathseba, der Mutter Salomos, ingleichen. Von Absalom heißt es ganz wie von Saul: „Es war aber in ganz Israel kein Mann so schön als Absalom, und hatte dieses Lob von allen; von seiner Fußsohle an bis auf seine Scheitel war nicht ein Fehler an ihm," und weiter wird erzählt: „Wenn man sein Haupt beschor (das geschah gemeiniglich alle Jahre, denn es war ihm zu schwer, daß mans abscheren mußte), so wog sein Haupthaar zweihundert Sekel nach dem königlichen Gewicht" (2. Sam. XIV 2 ff.). Mit diesem Haar bleibt er an einer Terebinthe hängen und findet dann seinen Tod. Solches Haar kommt weder bei Negroiden noch bei Polaroiden vor, dagegen wird es oft von nordischen Völkern erwähnt. Das jährlich einmalige Abscheren aber deutet, wie Jeremias darlegt, auf den Sonnenmythus hin; mit diesem konnte man jedoch den geschichtlichen Absalom nur in Beziehung bringen, wenn man sein berühmtes Haar als blond in der Vorstellung, in der Überlieferung hatte.

Was unter „schön" verstanden ward, erhellt zunächst schon aus der Herleitung der Worte dafür: japhah „schön sein" stellt sich zu japha' „leuchten", ganz so wie englisches fair „schön" skandinavisches fager „licht" ist. Mehrere Stellen des Hohenliedes, das doch schon aus sehr später Zeit stammt, wahrscheinlich aus der makedonisch-griechischen (332—140 v. Chr.), schildern ausführlich, was der Jude unter „schön" verstand. So heißt es vom Bräutigam (V 10 ff.) in der Übersetzung von Kautzsch:

Mein Geliebter ist blendend weiß und rot, hervorragend aus Zehntausend.
Sein Haupt ist das feinste Gold, seine Locken . . .(?) . . . schwarz wie ein Rabe,
Seine Augen wie Tauben an Wasserbächen, in Milch sich badend, in Fassung eingelegt, . . .
Sein Leib ein Kunstwerk von Elfenbein . . .
Seine Schenkel Marmorsäulen . . .

Das Wort zwischen „Locken" und „schwarz" ist unsicher, so daß man nicht weiß, worauf sich das „schwarz wie ein Rabe" bezieht. Da das Haupt „feinstes Gold" genannt wird und das sich nur auf das Haar beziehen kann — denn „weiß und rot" bezieht sich doch auf Stirne und Wangen, so daß für etwas Goldfarbiges nichts anderes als das Haar übrig bleibt —, erklärte ich das „schwarz wie ein Rabe" in meiner metrischen Übertragung des „Hohen Liedes" (Aus fremden Gärten 9) für eine Nebenfassung zum Gebrauch dieses Bräutigamlobes bei einem schwarzhaarigen Bräutigam,

was damit übereinstimmt, daß es sich in das metrische Schema nicht einfügt. Im übrigen ist der Bräutigam als reiner Norde geschildert: hoch von Gestalt, weiß und rot von Gesicht, golden von Haupt, elfenbein- und marmorfarbig von Leib; seine Augen wie (blaugraue) Tauben in der weißen Milch der Sklera, die bei tiefer Brünetten bekanntlich rostfarbig ist.

Dem entspricht die Schilderung der Braut (V 7, 10; VI 3 ff.):

> Wie eine Granatapfelscheibe [leuchtet] deine Schläfe hinter deinem Schleier hervor.
> Wer ist's, die herabblinkt wie die Morgenröte, schön wie der Mond, rein wie die Sonne?
> Dein Leib (ist) ein Weizenhaufen, mit Lilien umsteckt...
> Dein Hals ist wie ein Elfenbeinturm, deine Augen Teiche zu Hesbon am Tore Bathrabbim,
> Deine Nase wie der Libanonturm, der gen Damaskus schaut.
> Dein Haupt auf dir gleicht dem Karmel, und deines Hauptes Haar dem Purpur, — ein König gefesselt durch die Locken!

Auch hier die Weiße der Haut, die Röte der Wangen, der stolze Bug der Nase, die Höhe des Hauptes, das Blau der Augen. Die Schamhaare werden den (rötlichen) „Lilien" (schuschannah, daher der Name Susanna) verglichen, das Haupthaar dem „Purpur" und zwar dem hellroten argaman (der violette heißt thkeleth). Daneben findet sich dann auch ein Liedchen, wie es noch heute die braunen Landmädchen in Syrien gegen die „weißen" Stadtmädchen (die jetzt doch auch schon braun sind) singen (I 5):

> Schwarz bin ich, doch lieblich, ihr Töchter Jerusalems! (d. h. Stadtmädchen)
> Seht mich nicht an, daß ich so schwärzlich bin, daß die Sonne mich verbrannt hat.

Zu diesen Stellen über die Schönheitideale im 4. Jahrhundert v. Chr. kommt noch eine ältere, die den lichten Typus geradezu für allgemein erklärt, wenigstens unter den Herren. Im vierten Klagelied über den Fall Jerusalems heißt es (7, 8):

> Reiner als Schnee waren ihre Fürsten, weißer als Milch,
> Ihr Leib (?) rötlicher als Korallen, ein Saphir ihre Gestalt(?).
> Schwärzer als Ruß ist ihr Aussehn geworden, man erkennt sie nicht auf den Straßen,
> Ihre Haut klebt an ihrem Gebein, ist ausgedörrt wie [ein Stück] Holz.

Die von mir mit Fragezeichen versehenen Worte, die Kautzsch mit „ihr Leib" und „ihre Gestalt" wiedergibt, sind unsicher. „Rötlicher als Korallen" konnten die Wangen oder die Lippen sein, auch das Haar, Saphire die Augen oder die Tatuierungen. Jedenfalls lassen Ausdrücke wie „reiner als Schnee"

und „weißer als Milch" keinen Zweifel zu. Statt nazarim (Fürsten) will man na'arim (Jünglinge) lesen. Das würde den Typus noch verallgemeinern.

Wenn man sich trotzdem die Juden des Altertums als tief braune Beduinen vorstellt, und das nicht nur in Laienkreisen, sondern auch in denen der Forscher, so geht man von der Annahme aus, das Volk eines Landes bleibe im Laufe aller Zeiten dasselbe, und es tut nichts zur Sache, daß man im gleichen Atem selbst von den Zuwanderungen neuer Völker berichtet. Daß aber etwa alle Juden der alten Zeit nordische Blondlinge waren, ist mit den vorstehenden Ausführungen nicht gesagt. Die Verhältnisse werden dieselben gewesen sein wie bei den Griechen, Römern, Germanen, wo wir das Einsickern und schließliche Überwuchern des dunkeln Blutes Schritt für Schritt verfolgen können: zunächst werden die Herren und Kulturträger „reiner als Schnee" und „weißer als Milch" wirklich in überwiegender Zahl gewesen sein; das blonde Schönheitideal erhielt sich noch bis in die Zeit des Hohenliedes, man findet es im Talmud. Ich verweise auf die Stelle im jerusalemischen Talmud (Horajoth III 4), wo ein schönes Kind ganz mit den Worten über David geschildert wird: blond (admoni), mit schönen Augen und schönen Zügen und lockigem Haar, und auf die Schilderung Rabbi Jochanans (Kap. 21). Und dieser Rabbi Jochanan setzte sich am Ausgange des Badhauses hin, damit die Frauen sich an ihm „versehen" sollten. Auch sollte die Schwangere kein Bier trinken, damit ihr Kind nicht schwarz werde, dagegen Petersilie essen, denn dann ward das Kind strahlend schön. Ja, das blonde Schönheitideal herrscht bei den Juden noch heute vor. Man kann sagen, kaum ein Volk schätze die Blondheit so sehr wie das jüdische. In Heiratwerbeanzeigen heben sie gern den Vorzug des Blondseins hervor. Aber schon zur Zeit Esras und Nehemias wird eine Durchdringung der Herrenschichte mit dunkeln Bestandteilen eingetreten sein, und die fernere jüdische Geschichte und schon die letzte davor liegende wird nicht mehr als Ausdruck eines blonden Nordvolkes, sondern als der eines levantinischen Mischvolkes zu betrachten und zu erklären sein.

4. Die Semiten

Die Zusammenfassung einer Reihe vorderasiatischer Völker unter dem Namen Semiten beruht auf der sogenannten Völkertafel in der Genesis (X):

Und dies ist die Geschichte der Söhne Noahs, Sem, Ham, Japhet.
Die Söhne Sems sind Elam, Assur, Arpachsad, Lud und Aram.

Und die Söhne Arams sind Uz, Hul, Gether und Mas.

Arpachsad aber erzeugte Selach und Selach erzeugte Eber.

Und dem Eber wurden zwei Söhne geboren; der eine hieß Peleg, weil sich zu seiner Zeit die [Bevölkerung der] Erde zerteilte, und sein Bruder hieß Joktan.

Und Joktan erzeugte Almodad, Saleph, Hazarmaveth, Jarah, Hadoram, Usal, Dikla, Obal, Abimael, Seba, Ophir, Havila und Jubab: diese alle sind Söhne Joktans. Und ihre Wohnsitze erstreckten sich von Mesa bis gen Sephar, bis zum Ostgebirge.

Das sind die Söhne Sems nach ihren Stämmen und Sprachen, ihren Ländern und Völkerschaften.

In der Übersetzung von Kautzsch, die ich hier anführe[1] — und so überall, wo ich es nicht anders vermerke —, findet man auch die Quellen angegeben, woraus dieser Bericht zusammengesetzt ist. Diese Quellen kommen aber hier nicht in Betracht. Die ganze Völkertafel bietet das erdkundliche Wissen der Juden etwa im 6. Jahrhundert. Nach welchen Gesichtpunkten die Einordnung der Völker erfolgte, ist nicht ganz klar. Denn unter den Söhnen Hams findet man nicht nur Kusch (Äthiopien), Mizraim (Ägypten) und Put (ägyptisch Punt, das Gebiet zu beiden Seiten des südlichen Roten Meeres), deren Völker nach ihrer dunkeln Hautfarbe, ihrer starken Durchsetzung mit Negern zusammengefaßt werden konnten, sondern auch Kanaan, und dessen Söhne sind: Zidon, sein „erstgeborener", dann die Hettiter, Jebusiter (Jebus = Jerusalem), Amoriter, Girgasiter, Heviter, Arkiter, Siniter, Arvaditer, Zamariter und Hamathiter. Dies sind zum Teil Völker, die eine „semitische" Sprache sprachen, und wenn man schon in „Kanaan" die unterworfene (und zum Sklavendienst bei Sem verfluchte) vorjüdische Bevölkerung Palästinas sehen darf (s. u.), so sind dessen Söhne doch hinwider höchst angesehene Völkerschaften wie „Sidon" (die Phönizier) und die Hettiter und Amoriter. Unter den Söhnen Sems aber findet man Elam, das wohl unter „semitischem" (babylonischem) Einfluß stand, doch eine nichtsemitische Sprache noch zweifelhafter Zugehörigkeit sprach.

Immerhin sind unter den Nachkommen Sems folgende, die sich als Völker semitischer Sprache feststellen lassen:

Assur = Assyrier.

Aram = Aramäer, die nach Hugo Winckler in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends (also um 1600) in Syrien eindrangen.

Eber = Hebräer.

In Joktan und seinen Sprossen sieht man gewiß mit Recht arabische Stämme.

[1] Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Freiburg i. Br. und Leipzig. 2. Aufl. 1896.

Daß in diesen Berichten manches verwischt ist, erklärt sich daraus, daß für einen großen Zeitraum die Einzelsprachen deshalb nicht so sehr in den Vordergrund traten, weil, wie im Mittelalter das Lateinische, so hier das Babylonische allgemeine Verkehrsprache und Verkehrschrift war, wie ich bereits erwähnt habe. Dennoch beruhen die Nachrichten auf guter Kunde, wenn wir freilich auch noch nicht alle Völker mit anderweitig bekannten gleichzusetzen vermögen, und die drei Gruppen der Söhne Hams, Japhets und Sems sind durch das Vorwiegen bestimmter Völker wohl umschrieben. Die Hamiten sind die braunen Mischvölker des Südens, die Japhetiden die lichten Nordvölker (Gomer = Kimmerier, Madaj = Meder, Javan = Jonier, Tiras = Thyrsener, Etrusker sind darunter), die Semiten die „semitisch" sprechenden Völker. Die Namen der drei Urväter lassen sich nicht unbedingt sicher erklären. Ham kann mit chom „Hitze", chamam „heiß sein" zusammengestellt werden und bezeichnete sonach die „heißen" Südgebiete; aber das ägyptische Kêmet (koptisch Kême und Kêmi, bei Plutarch Chêmia, woher unser Wort Chemie als ägyptische Kunst kommt), das Ägypten als Land der „schwarzen Erde" bezeichnet, kann ebenso gut den Namen bestimmt haben, wobei noch zu vermerken ist, daß dieses Wort mit dem urindogermanischen khjem „Erde" zusammenfällt. Bei Japhet kann man an das schon erwähnte japhah „schön sein" und japhaʿ „hell sein" denken, ebenso gut aber an Kefti, wie die Ägypter die Nordleute nannten, in der Bibel der Name der Insel Kreta (Kaphtor) und bei den Griechen der der Ägypter (Ai-gypter, daher Kopten) selbst. Hieran denkt Eduard Meyer. Noch enger stellte sich der griechische Titane Japetos, der Vater des Prometheus, und der kilikische Gott gleichen Namens zu Japhet. Auch bei den Libyern, die blondhaarige Norden waren, findet sich wiederholt der Name Jupet. König Scheschonks I. Sohn heißt so.

Auch bei Sem (hebräisch schêm, Septuaginta, alte griechische Übersetzung des Alten Testaments: Sêm) läßt sich anführen, daß schêm zunächst „Name" bedeutet, und danach wären die Söhne Sems die „Benamten" im Gegensatz zu den Namenlosen, den Unterworfenen. Aber schon Hommel („Aufsätze und Abhandlungen", S. 182) hat darauf verwiesen, daß Schem im Babylonischen eine Bezeichnung des Mondgottes

[1] Semitisches schem weist auf indogermanisches sven (vgl. hebr. schenah, indisch svapnia Schlaf, hebr. schêsch, indogerm. sveks für den Anlaut sch = sv, hebr. jom, slaw. dan Tag, hebr. dam Blut, indogerm. dheno rinnen für den Auslaut m = n). Die Grundbedeutung von sven ist „Glanz". Der Name der Sonne (hebr. schem/^{e}sch) kommt daher. Vgl. in Kap. 5 das über das Wort schem^{e}sch gesagte.

als summus deus ist. Somit ist wie bei Japhet-Japetos an einen gemeinsamen göttlichen Stammvater der genannten Völker zu denken. Man bedenke, welche Bedeutung der Mondgott bei den meisten „semitischen" Völkern gehabt hat, natürlich aber nicht etwa nur bei ihnen. In Haran, woher bekanntlich Abraham gekommen ist, war er der Hauptgott. In der Bibel findet sich nun noch eine höchst merkwürdige Spur des Gottescharakters Sems, in jener bisher noch nicht erklärten Szene mit dem trunkenen Noah (Gen. IX 20 ff.):

Noah, der Ackersmann, begann auch Weinberge zu pflanzen; und als er von dem Weine trank, ward er trunken und lag entblößt da, drinnen in seinem Zelte. Als nun Kanaan („Ham, der Vater des Kanaan", hat der Text, doch zeigt der Fluch, daß es sich um Kanaan handelt, nicht um Ham) die Scham seines Vaters sah, [trat er hinzu und verschnitt ihn], (der eingeklammerte Satz fehlt in der Bibel, wird aber vom Talmud noch überliefert); dann tat er es seinen Brüdern draußen kund. Aber Sem und Japhet nahmen das Kleid, legten es auf ihre Schulter, gingen damit rückwärts und bedeckten so ihres Vaters Scham: ihr Gesicht aber hielten sie nach rückwärts, so daß sie ihres Vaters Scham nicht erblickten. Als nun Noah aus seinem Rausch erwachte, merkte er, was ihm sein jüngster Sohn angetan hatte; da sprach er: Verflucht sei Kanaan, der Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern!" (Übersetzung von Gunkel.)

Daß mit dieser Erzählung ein Vorbild schamhaften Verhaltens gegeben werden soll, erhellt aus der Fassung; ebenso hat man ganz richtig bemerkt, daß in dem Fluch über Kanaan und seine Unterstellung unter Sem und Japhet die soziale Schichtung der altjüdischen Zeit angezeigt werden soll: Kanaan, die dunkle Vorbevölkerung, ist verknechtet. Ein Zusatz, durch „Ferner sprach er" eingeleitet, gibt dann noch einen besonderen Segen Noahs über Sem (oder dessen Gott Jahwe — der Text ist verderbt) und über Japhet, der als in den Zelten Sems wohnend betrachtet wird. Hier sind beide die Namenhelden ihrer Volkschaften.

Der Mythos hatte natürlich weder mit der Moral noch mit der sozialen Gliederung etwas zu tun, sondern kann nur folgendes besagt haben:

Noah ist, nachdem die Flut (eine Wasserflut in diesem Fall) die frühere Menschheit hinweggetilgt hat, der Bringer einer neuen Weltzeit (Äon); so pflanzt er deren Gleichbild, den Weinstock — noch der christliche Heiland nennt sich selbst den „Weinstock" — und feiert das Fest der Erneuerung mit Wein und schließlicher Trunkenheit, ganz so wie Lot es tut, nachdem die Menschheit vor ihm durch eine andere Flut, eine Feuerflut, vertilgt worden ist. Jetzt aber ist die Frist des Bringers der neuen Zeit selbst zu Ende. Das Entblößen (von dem hellen Kleide) bedeutet immer das Verschwinden eines Gestirnes, sei nun an Sonne oder an Mond gedacht oder

gleich an das dadurch versinnbildlichte Leben, und in diesem Zustande wird er verstümmelt, damit aus seinen Zeugeteilen das Geschlecht der neuen Weltzeit entstehe, wie dies im griechischen, eigentlich vorgriechischen Mythos von Uranos und Kronos erzählt wird: aus dem vergossenen Blute des Uranos gehn die Giganten (Riesen) hervor, aus dem Zeugegliede, das ins Meer geworfen wurde, Aphrodite, die Lebensgöttin. Bei Lot werden die neuen Menschen, materialistischer, dadurch erzielt, daß sich in der Trunkenheit seine zwei Töchter zu ihm legen und von ihm den Samen empfangen. Und ganz wie Kanaan der Fluch trifft, so ward auch Kronos (von seinem Sohne Zeus) gestürzt und in die Unterwelt gebannt. Kronos trägt in der griechischen Darstellung ein Sichelmesser, das doch nur die Mondsichel ist, als Wahrzeichen und bekundet sich dadurch als Mondgott, als Darstellung einer Mondphase, des Neumonds.

Nun findet sich in der Liste kilikischer Götter, die Stephanos Byzantinos überliefert, neben Japetos als dessen Bruder Kronos und unter anderen Geschwistern ein weiterer Bruder Sandes; alle sind sie, wie Kronos bei den Griechen, Söhne des Uranos (Himmel) und der Gaia (Erde). Ich sehe in Sandes eine Verschreibung oder Fehlhörung von Sames (Sem) und in dem hebräischen Kna‘^{a}n (so die hebräische Lautung) eine an den Namen der vorjüdischen Volkschaft, der Kanaaniter, angeglichene Form des Namens Kronos (Kron). Wie „Japetos“ und „Sandes“ läßt sich ja auch „Kronos“ nicht aus dem Griechischen erklären; andere Götter jener Liste sind, wie Uranos und Gaia, einfach in griechischer Übersetzung gegeben. Wir hätten sonach in jenem Stück einen regelrechten Kronosmythos erhalten, und Sem wäre zunächst ein Gott, ein Mondgott, gewesen und nur, wie so mancher Gott, vermenschlicht worden. Das erklärte dann, warum man sogar im Alten Testamente selbst kein Volk dieses Namens nachweisen kann.

Wir gebrauchen den Namen *Semiten* im *sprachlichen* und im *völklichen Sinne*. Semiten sind uns alle, die eine semitische Sprache sprechen oder doch ursprünglich sprachen, daneben aber unterscheiden wir noch einen „semitischen Typus“, der hinwider durchaus nicht allen semitischen Völkern eigen ist. Ja, wenn wir diesen Typus kennzeichnen durch die Merkmale der gelben Haut, des schwarzen, krausen Haares, der aufgeworfenen Lippen, der großen, gekrümmten „Judennase“, der kleinen Gestalt, des schwanken Ganges, der Fischflossenstellung der Hände, des gekrümmten Rückens, der eingesunkenen Brust, so sind die meisten Sprachsemiten keine Rassesemiten, dagegen sind es sehr viele Angehörige anderer

Sprachen. Es sind zwei Kreise, die sich schneiden und nur eine nicht zu große „Mandel" gemeinsam haben.

Rassesemiten in der eben gebrachten Kennzeichnung begegnen uns als Palästinenser schon auf den ägyptischen Denkmälern längst vor der jüdischen Zeit, so auf einem Wandgemälde in einem Grabe bei Beni Hassan in Mittelägypten aus dem sechsten Jahr des Königs Senwosrets II. (um 1900), das man in Helmolts Weltgeschichte (Bd. 3) farbig wiedergegeben findet, aber Rassesemit ist auch Thersites bei Homer. Die Schilderung läßt deutlich den Widerwillen erkennen, den dieser Typus auf die rassenreinen Blondlinge der Homerischen Welt machte. Thersites wird in der Ratsversammlung der Griechen vorgeführt (ich gebe die folgenden Verse nach meiner Ausgabe der Ilias, Deutsche Bibliothek, Bd. 10):

Alle setzten sich nun und hielten sich still auf den Sitzen;
Nur Thersites, der maßlose Schwätzer, lärmete weiter,
Dessen Herz mit vielen und törichten Worten erfüllt war,
Immer verkehrt, in Ungebühr, mit den Fürsten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erschien, das für die Argeier zum Lachen
Wäre. Der häßlichste Mann, der hier vor Troja gekommen:
Schielend war er und lahm am andern Fuß; und die Schultern
Rund und gegen die Brust geengt; und oben erhub sich
Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet.
Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn und Odysseus;
Denn sie lästert' er stets. Und dem göttlichen Agamemnon
Kreischt' er jetzo entgegen mit Schmähungen. Rings die Achaier
Zürnten ihm, heftig empört, und ärgerten sich in der Seele.

Über die Färbung ist nichts ausgesagt, aber wenn man den Namen Thersites — wie so manchen anderen der griechischen Mythe und Sage — aus dem Albanischen erklären darf, so heißt er „der Dunkle" (terr „dunkel", terrsi „Dunkelheit"). Die Schilderung umfaßt sonst alle leiblichen Merkmale, das krause Wollhaar, die eigentümliche Schädelform, die runden Schultern, die enge Brust, den knieweichen Gang („lahm am anderen Fuß"; im Magyarischen wird ein Mann mit solchem Gang két ballábas „einer mit zwei linken Füßen" genannt), ja sogar den „zweigeteilten" Blick, das Schielen nach außen, das bei dem „semitischen" Mischtypus ungemein häufig ist. Aber auch die geistigen Merkmale werden mit größter Schärfe gegeben: die Geschwätzigkeit, die Gehässigkeit. Die Griechen, die sich selbst als groß, blond und weißhäutig schildern und deren edle nordische Gesichtbildung aus ihren Bildwerken allgemein bekannt ist, nannten die Kraushaarigen und Braunhäutigen (melanchrôoi) minderwertig (deilos) und gewinnsüchtig (so noch Polemon der

Periëget um 190 v. Chr.). In der strengen Gerechtigkeitliebe der reinen Blondlinge erkennen sie aber auch gute Eigenschaften in dem Andersrassigen an. Über Eurybates, den Herold des Odysseus, heißt es: er hatte

Runde Schultern, dunkles Gesicht und wolliges Kraushaar.
... Odysseus schätzte vor allen
Andern Genossen ihn hoch, weil er niemals anderes Sinns war.

In Farbe zeigt einen gelbhäutigen, dunkel- und wollhaarigen, dunkeläugigen Typus eine beträchtliche Zahl der hellenistischen enkaustischen Bildnisse, die in Ägypten, zumal in Fajjum, unter dem Wüstensande gefunden worden sind. Gar manche davon sind als „semitisch" zu bezeichnen, einige als nubisch andere als arabisch; ein Mann, durch seinen weißen Chiton als Gelehrter und Grieche erkennbar, hat zu stark rötlichem Gesichte — vor weißem Hintergrunde und darum dunkler gehalten — schöne, hellgraue, strahlende Augen, die in der Wiedergabe („Weltgeschichte der Literatur", Bd. I) leider viel verloren haben.

Heutzutage wiegt der bald gelbere, bald braunere semitische Typus in der ganzen Levante vor, umfaßt aber auch schon einen großen Teil der drei südeuropäischen Halbinseln. Er gehört der unterworfenen Vorbevölkerung der uns namentlich bekannten nordischen Einwanderer an und hat sich nach deren allmählicher Ausmerzung, langsam in die entstandenen Lücken eindringend, an deren Stelle gesetzt, vielfach unter deren Namen und deren Sprache sprechend. Das Beispiel von den alten Griechen und den heutigen Griechen wurde gleich zu Anfang herangezogen. Nicht anders dürfen wir uns die Verhältnisse in Palästina vorstellen. Es wäre irrig, auf die oben gegebenen Nachrichten der Bibel hin die gesamte palästinensische Bevölkerung der jüdischen Zeit als von nordischer Rasse zu betrachten. Die Herren waren es zunächst jedenfalls, und eigentlich nur auf sie beziehen sich jene Nachrichten, daneben aber gab es noch die Kanaaniter, die der Fluch Noahs als „Knecht der Knechte bei seinen Brüdern" bezeichnet, und außerdem von allem Anfang an „kuschitische" (afrikanische) Sklaven. Wie es trotzdem möglich ist, sich von der Mischung mit diesen fremden Bestandteilen einer Gesamtbevölkerung fern zu halten, selbst wenn man mit dieser durch die gemeinsame Religion verbunden ist, zeigt der Fall der weißen und schwarzen Juden in Cochin. Auch in Europa haben sich die gotischen und warägischen Edelinge sehr lange als besondere Rassengruppe in den von ihnen beherrschten slawischen Völkern erhalten, selbst als sie mit ihnen Sprache und Glauben schon teilten; ja sogar unter dem alles gleichmachenden Islam

haben die alten slawisch-gotischen und albanischen Familien ihre Überlieferung bewahrt.

Es ist sicher, daß die Vermischung der jüdischen Freien und Unfreien überhaupt erst unter der Römerherrschaft, vor allem aber erst in der freiwilligen und unfreiwilligen „Zerstreuung" erfolgt ist, daß sich vorher die Aufnahme von Unfreien in engen Marken hielt. Erst nach der Vereinheitlichung der gesamten palästinensischen Bevölkerung, nach der vollen Durchdringung der lichten Herrenschichte mit den „semitischen" Kanaanäern und den afrikanischen Kuschiten bildet sich das jüdische Volk im heutigen Sinne heraus. Gleichwohl beherrscht das Streben nach ebenbürtiger Ehe noch die talmudische Zeit (vgl. „Talmudische Archäologie" von Dr. Samuel Krauß, Leipzig 1911, Kap. V). Ein würdiger Mann sollte eine würdige Frau, ein vornehmer eine vornehme, einer von Geschlecht, von „Genos" — das griechische Wort wird gebraucht — eine ebensolche, ein wohlgeborener (engenés) eine wohlgeborene, ein hochwohlgeborener (eugenestatos) eine hochwohlgeborene heiraten. Die Bewohner ganzer Länder, Landstriche und Orte galten in bezug auf die Abstammung für „rein" oder „gesund", andere für zweifelhaft oder „krank", für bemakelt oder „verstorben". Aber nicht so sehr die Zugehörigkeit zu einem besonderen Adelstande als die Bildung, das Vermögen, der Beruf bestimmte die oben gekennzeichneten Klassen, so daß man höchstens von einem Klassenadel, aber nicht mehr von einem Rassenadel sprechen darf. Die „kranken" und „verstorbenen" Juden gewisser Gegenden waren jedoch zweifellos besonders stark mit minderrassigen Proselyten gemischt, so daß sie deshalb von der Vermischung mit den Höherrassigen möglichst fern gehalten wurden. Wir sehn das an der Scheidung der weißen und schwarzen Juden von Cochin (s. Kap. 2), die schon der Brief eines dortigen Rabbis aus dem Jahre 1768 bezeugt: „Wir, die wir die weißen Juden heißen, sind Leute, die von den aus Palästina Vertriebenen herstammen, die schwarzen dagegen solche, die in Malabar Juden geworden sind, Proselyten und Freigelassene. Ihr Recht, ihre Satzung, ihr Gebet sind ganz wie bei uns, jedoch nehmen wir ihre Töchter nicht und geben ihnen die unsrigen nicht zur Ehe, sondern wir bleiben gesondert."

Inwieweit die anderen „semitische" Sprachen redenden Völker Semiten sind, darüber nur einige Worte. Die Abyssinier und Araber von heute sind es nicht, sondern tiefbraune, vom „edeln" Beduinentypus zum reinen Neger übergehende Stämme. Wie die Araber zur Zeit ihrer großen Blüte aussahen — etliche Jahrhunderte vor und etliche nach Moham-

med —, darüber habe ich die Nachrichten, die ich dem ausgezeichneten Wiener Arabisten Rudolf Geyer verdanke, in dem Vorwort zu meiner Übersetzung zweier „Arabischer Preisgesänge" (AfG. 65) und in „Genie und Rasse" zusammengestellt. Ich verweise darauf und wiederhole hier nur: die echten Araber, die sich wie Edomiter und Phönizier als die „Roten" bezeichnen, rühmten sich ihrer weißen Gesichter, ihres schlichten Haares, ihrer hohen Nasen im Gegensatz zu denen, die „schwarz wie Kesselrost", kraushaarig und plattnasig waren, kannten ganze Stämme als die blondbärtigen oder blauäugigen (und es handelt sich dabei um besonders begabte), nennen als ihre Stammutter Zerka, die „Blauäugige", und heißen noch im 14. Jahrhundert blondbärtige, blauäugige arabische Sultane Ägyptens echte Araber von Gesicht. Im übrigen Vorderasien ist dann der „semitische" Typus häufig, zumeist aber etwas dunkler von Färbung, als ihn die Juden von heute und die Kanaanäer der alten Ägypter zeigen. Auch im Süden Europas kommt die eigentümlich gelbe Färbung nur selten zustande. Es fehlt eben dort der starke Einschlag von Polaroïden, der allein sie im alten Vorderasien hervorbrachte.

Wir haben in den Rassesemiten eine uralte rassenhaft gewordene Mischung der drei Hauptrassen, der weißen, schwarzen und gelben zu sehen. Von der weißen haben sie den starken Bartwuchs, der der gelben und schwarzen fehlt, von der schwarzen die Trüppelstellung und die häufige Kräuselung der Haare, von der gelben die Beeinflussung der Hautfärbung. Nicht außer Acht gelassen werden darf aber, daß die weiße Rasse selbst aus einer schwarzen hervorgegangen sein muß und daß die hierfür in Betracht kommende schwarze Rasse zweifellos einen Übergang zu den eigentlichen Negern gebildet hat. In der Tat findet sich bei Australnegern, die sie noch am reinsten erhalten haben, der starke Bartwuchs der weißen Rasse und sogar ein gelegentlich auftretender Pigmentmangel im Haar, der dieses bräunlich und selbst blondlich erscheinen läßt, zumal bei längerem Wuchs, der eben dort vorkommt und auch der weißen Rasse eignet. In der Kultur stehn diese Stämme weit zurück, nicht anders als die reinen Polaren und die reinen Neger. Kulturfähig machte eben diese Rasse erst die Bleichung, die ein abgeschlossener Teil davon erfuhr. Die uralten Beimischungen gelben und weißen Blutes haben in Vorderasien bis tief nach Indien hinein diesen Typus wesentlich verändert und dort einen anderen Allgemeintypus geschaffen, den wir in dunklerer Färbung Drawida-Typus nennen können, in etwas hellerer Zigeuner- und in noch hellerer Semitentypus. Drawida und Zigeuner haben noch

immer keine Kultur in europäischem (nordischem) Sinne; gleichwohl findet sich schon bei den Zigeunern die Fähigkeit, altes Kulturgut zu bewahren — so wie ihre heimatliche Sprache altindisches Gepräge hat, so auch manches in ihren kulturellen Vorstellungen und Gebräuchen — und neues Kulturgut bis zu einem gewissen Maße aufzunehmen. Wir haben zwar noch kein Genie aus den Zigeunern hervorgehn sehen, haben aber bei den magyarischen Zigeunern, die freilich nicht unvermischt sind — selbst blaue Augen kommen unter ihnen vor, und Slawen, Germanen und blonde Magyaren sind unzweifelhaft deren Urheber — eine entwickelte wiedergebende Musik, eine Musik, worein sich, in der Rhythmierung, auch nicht wenig von eigener Wesensart mischt.

Ob im Altertum Rassesemiten eine Kultur geschaffen haben, wissen wir nicht. Soweit wir die Geschichte überblicken können, sind die Kulturen immer schon da, wenn Völker, die wir als Masse Rassesemiten nennen könnten, sich irgendwie darin bemerkbar machen. Ich spreche hier nur von den zwei ältesten Kulturen, der sumerischen und der ägyptischen. Die Sumerer, die ihre akkadischen Untertanen als „Schwarzköpfige" von sich unterschieden, sonach selbst von hellerem Haar gewesen sein müssen, sprachen eine jedenfalls nichtsemitische Sprache und haben nach den erhaltenen Bildnissen völlig unsemitische Gesichter. Die Babylonier, die noch am ehesten Rassesemiten genannt werden könnten und die auch eine semitische Sprache sprachen, übernahmen nur die außerordentlich hohe und reiche sumerische Kultur. Das taten schließlich auch die Amoriter, die aber doch mit ihrer höchst bedeutsamen Gesetzgebung (Hammurapi) etwas Neues hinzugaben. Die Amoriter aber waren wieder, wie ich dargetan habe, keine Rassesemiten. Das waren dann auch die Juden nicht, die der aramäischen Völkerwelle angehören. Ebensowenig waren die Hettiter Rassesemiten, wohl aber scheinen diese — wie es in späterer Zeit die aus Asien vorbrechenden Hunnen, weißen Skythen, Magyaren, Mongolen taten — viel polaroïde Heervölker mitgebracht zu haben, auf die dann die ausgesprochene Kurzköpfigkeit und manches in den Gesichtzügen der vorderasiatischen Bevölkerung zurückginge. Auch in Ägypten finden wir schon bei König Menes die Kultur auf der Höhe. Sie sinkt in der Folge mehrfach herab und erhebt sich dann wieder, dies immer auf Unterwerfung durch fremde Völker (Hyksos, weiße Libyer) hin. Die Ausbildung der Kultur, die hier übrigens besonders nahe Verwandtschaft mit der nordischen aufweist, ist den Herren schon vor Menes Zeiten zuzuweisen. Daß die späteren Ägypter nach ihren farbigen Darstellungen ein rot-

braunes und in den Frauen gelbliches Volk waren, beweist also nichts dafür, daß Mischvölker von erheblicher Rassetrübung wirklich kulturschöpferisch sein können, lediglich dies, daß sie eine übernommene Kultur eine Zeitlang weiterführen können. Schließlich, wenn nämlich der lichte Blutteil zu sehr verschwindet, können sie auch das nicht mehr und sinken in einen Halbkulturzustand zurück, wie man ihn bei den heutigen Kopten, den traurigen Nachfahren der alten Ägypter, findet.

So lange aber das lichte Blut im Mischling noch erheblich ist — und das ist es auch in dem gelben und bräunlichen „Rassesemiten" —, so lange kann er als Gesamtheit eine gewisse Kulturhöhe bewahren, kann an der zeitgenössischen Kultur in gewissem Sinne teilnehmen, ja es ist möglich, daß einzelne Sprossen der Allgemeinheit, worin Mischlinge schon seit langem überwiegen, trotz dem Mischlingstypus ihrer leiblichen Erscheinung doch eine höchst bemerkenswerte schöpferische (geniale) Kulturtätigkeit entfalten. So war nicht nur Ferdinand Freiligrath mit seinem Mulattenkopf ein sehr schätzenswerter Dichter, so kann auch ein ganzes Volk, das dem nordischen Typus schon ziemlich ferne steht, gelegentlich noch hervorragende Persönlichkeiten aus sich hervorbringen, wie denn die moderne Lyrik der so stark vernegerten Portugiesen mehrere vorzügliche Dichter (im Stile der Franzosen) aufweist, ohne daß diese Begabungen gerade (was aber oft der Fall ist) wieder Rückschläge zu nordischeren Vorfahren sein müssen.

Der Rückschluß von den heutigen Verhältnissen auf die des Altertums ist leicht. Auch dort werden Mischvölker von schon etwas stärkerer Trübung noch Kulturvölker, Bewahrer alter und Aufnehmer neuer Kultur gewesen sein und selbst in der schöpferischen Kultur noch, je nach ihrem Gehalt an lichter Rasse, mitgewirkt haben. Für welche Völker dies zu gelten hat, tut hier weiter nichts zur Sache, da die Kulturträger der altjüdischen Zeit, die uns hier zunächst beschäftigt, nicht Rassesemiten, sondern nach ihren eigenen Zeugnissen weiße Nordleute waren.

5. Die semitischen Sprachen

Während man in älterer Zeit vielfach das Hebräische mit verschiedenen europäischen Sprachen verglichen hat — noch bei Friedrich Schlegel fand ich solche Gleichungen —, hat die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts strenge Schranken zwischen den Gruppen aufgerichtet, die nur sehr selten zu durchbrechen gesucht wurden (Trombetti, L'Unità d'origine del lin-

guagio, 1905). Drei große Gruppen wurden umgrenzt: die indogermanische, die semitische und die ural-altaiische. Die Forscher beschäftigen sich zumeist nur mit der einen; ein Paul de Lagarde, der neben Arabisch, Hebräisch, Koptisch auch Persisch, Sanskrit und Armenisch beherrschte, war Ausnahme. Die Wortforschung wurde Sondergebiet. Unendliche Arbeit war zu leisten. Für die Erledigung zahlloser Fragen war die Beschränkung gewiß auch von Vorteil. Erst in jüngster Zeit wagt sich wieder die Ansicht hervor, daß die indogermanischen, semitischen und hamitischen Sprachen — unter den letzten das Altägyptische — engere Beziehungen untereinander hätten, und der Däne Hermann Möller hat sogar schon ein „Vergleichendes indogermanisch-semitisches Wörterbuch" (Göttingen 1911) herausgegeben. Ich selbst, in einem vielsprachigen Lande aufgewachsen, als ich an das Studium der semitischen Sprachen herantrat, schon mit mehreren germanischen, romanischen, slawischen und einer ural-altaiischen Sprache bekannt, bemerkte gleich in meinen ersten Hochschuljahren (1896) die Verwandtschaft des Hebräischen mit den indogermanischen Sprachen, ohne damit jedoch den Beifall meiner Lehrer zu finden. Später habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, meine Ansichten über die Entstehung von Sprachen anzudeuten, so zumal in meiner „Weltgeschichte der Literatur". Ich unterscheide vor allem urtümliche Sprachen, wozu ich das Deutsche, Griechische, Lateinische, Slawische, Litauische, Altindische, das Arabische rechne, und durch fremden Einfluß gebrochene wie das Englische, die romanischen Sprachen, das Persische, das Hebräische. Klar wird, was ich meine, sofort, wenn man dem deutschen „Ich hatte, du hattest, er hatte, wir hatten, ihr hattet, sie hatten" das englische „I had, thou hadst (nur noch im hochpoetischen Stile gebraucht), he had, we had, ye had, they had" gegenüberstellt, und auch da war das Althochdeutsche noch um vieles urtümlicher als das Neuhochdeutsche: es bedurfte keiner Fürwörter und lautete: habêta, habêtôs, habêta; habêtum, habêtut, habêtun. Dazu aber hatte ich in meiner Heimat Kroatien Gelegenheit zu beobachten, wie wir Deutsche das Slawische sprachen, wie namentlich die schon als Erwachsene ins Land Gekommenen stets nur das Deutsche Wort für Wort ins Slawische übersetzten und oft Begriff an Begriff reihten, ohne sich irgendwelcher Ableitesilben zu bedienen. Saß aber irgendeine solche Ableitesilbe fest, so wurde sie in allen Fällen gebraucht, während das Slawische noch sehr reich an Abwandlungen der Haupt- und Zeitwörter ist. Dies erklärt, warum im Munde der Germanen das lateinische: vexillum belli rubrum gilvumque est zu italienisch-lombar-

dischem: il gonfalone di guerra è rosso e giallo wurde. Ich erläutere diesen Satz:

il hinweisendes Fürwort als Übersetzung des im Lateinischen fehlenden Geschlechtworts;

gonfalone „Gundfahne", Kampffahne, althochdeutsch gundfano;

di „von" als Ersatz des verloren gegangenen Wessenfalls wie im Holländischen van, im Englischen of;

guerra „Werre", Krieg, althochdeutsch werra;

è „ist", an der Stelle eingesetzt wie im Deutschen statt am Ende; est, ist, gemeinindogermanisch;

rosso „rot", althochdeutsch hrozzo;

e „und", hier eingesetzt statt mit nachgesetztem que, das im Italienischen fehlt, wiedergegeben; et, und, gemeinindogermanisch;

giallo „gelb", althochdeutsch gêl.

Diese Betrachtweise ist der zünftigen Wissenschaft annoch fremd, sie ist aber schließlich die einzige, die alle auffälligen Erscheinungen erklärt, und auch hier bildet die anthropologische Geschichtauffassung gleichsam den Magnet, wonach sich die einzelnen Eisenfeilspänchen ordnen, so daß in den wirren Haufen eine klar ersichtliche Ordnung kommt. Zwar einiges in dieser Richtung ist schon geschehn. Ein Forscher wie der bedeutende Indologe Leopold v. Schröder betont in seinem Werke über die „Arische Religion" (1914 ff.), daß überall dort, wo wir indogermanische Sprachen antreffen, das sie sprechende Volk ursprünglich den blonden Typus gehabt habe, und erweist dies zumal für die Inder, die doch heute sogar in der höchsten Schichte der Brahmanen ganz dunkel sind. Wenn ich selbst in meiner „Weltgeschichte der Literatur" (1910) aus dem hohen Kulturstand der Araber zur Zeit Mohammeds und vor und danach rückschloß, sie müßten damals von „nördlicheren Elementen" durchsetzt gewesen sein und mehrere Jahre später dies aus den zusammengestellten Nachrichten als Tatsache hervorging, so erwies sich auch jener Rückschluß in Hinsicht auf die Sprache bisher als begründet.

Wo wir indogermanische Bestandteile in einer Sprache geschlossen nachweisen können, wird immer auch eine nordische Herrenschichte einmal das betreffende Volk überlagert haben. Wenn man heute bei den fast ganz negrischen Malgaschen von Madagaskar Namen findet wie Ramahawondsi, Raininur — ich nenne zwei meiner schwarzen Freunde aus der Zeit der französischen Besetzung Segedins, wo ich während des magyarischen Bolschewismus wie in einer Festung lebte —, so wird der Sprachforscher im Sinne der anthropologischen Geschichtauffassung dies ohne weiteres als indisches Sprachgut erkennen und daraus

schließen dürfen, mittelbar oder unmittelbar seien die Malgaschen unter dem Einfluß der Inder gestanden. In der Tat sind sie aus einer Mischung von malaiischen Herren und Negern hervorgegangen, die Malaien aber haben durch Jahrhunderte unter dem Einfluß der Inder gestanden. Auch diese Inder waren damals schon längst keine Arier, keine nordischen Menschen mehr, aber sie hatten ihre Kultur von diesen.

Wenn wir nun sehen, daß überall, wo es Kultur in unserem Sinne gibt oder gab, einmal weiße Völker die Herren waren — und gerade ich habe in manchmal arg bespöttelter Weise von allher die noch so unscheinbaren Beweise dafür auch für die fernsten Völker zusammenzubringen gesucht —, so dürfen wir uns nicht verwundern, überall dort auch Worte aus dem indogermanischen Sprachschatz zu finden. Es ist kein Zufall, daß der Hund, dieser uralte Begleiter und Freund des nordischen Menschen, im Chinesischen kiuen (einsilbig zu sprechen) heißt und gerade so in dem erschlossenen Urindogermanischen, daß die vom nordischen Menschen so geliebte Katze, das Tier ihrer Liebesgöttin Freya, auch im Türkischen kedi heißt (im Chinesischen heißt sie nach ihrem Laut mao und ähnlich mit Kosesilben im Magyarischen und Slawischen macska, im Deutschen Mieze, im Albanischen mica). In allen diesen Sprachen lassen sich ganze große Gruppen von solchen Worten aufzeigen. Man hat unter dem Namen ural-altaiische Sprachen eine Reihe von Sprachen zusammengefaßt, die letzten Endes nichts anderes gemein haben als ihre indogermanischen Bestandteile.

Wenn die ural-altaiischen Sprachen wirklich nur eine sehr lose Gruppe bilden, so erscheinen die semitischen Sprachen als eine solche Einheit wie etwa die germanischen Sprachen oder die romanischen, slawischen, die arischen je unter sich. Nur das Äthiopische steht etwas ferner. Wer eine semitische Sprache kennt, versteht unschwer die anderen; es macht nicht größere Mühe, vom Hebräischen aus das Arabische oder Assyrische zu lernen, als vom Deutschen aus das Englische oder Schwedische, vom Tschechischen aus das Russische, während Finnisch, Magyarisch, Türkisch nur sehr geringe und entfernte Zusammenhänge haben. Die formenreichste semitische Sprache ist das Arabische. Da sind noch die Ableitesilben voll erhalten — ich spreche vom Koran- und Schriftarabischen —; weit abgeschliffener ist das Assyrische (Babylonische), noch mehr das Syrische, am meisten das Hebräische. Schon dies allein kennzeichnet das Hebräische als eine Spätstufe, wobei es gleichgültig ist, zu welcher Zeit es gesprochen wurde, ganz so wie das Englische schon zu

Chaucers Zeit dem weit jüngeren Neuisländischen gegenüber als eine Spätstufe zu gelten hat.

Innerhalb der semitischen Sprachen fällt vor allem die ungewöhnliche **Übereinstimmung im Wortschatz** auf. Dieser Wortschatz ist an sich nicht sonderlich reich. Den Reichtum verdanken die semitischen Sprachen, besonders das Arabische, vielmehr ihrer Fähigkeit, aus den Stämmen durch gewisse Abwandlungen immer neue Abschattungen zu bilden. So kann in der Tat das Arabische als eine der reichsten Sprachen gelten. In ähnlicher Weise hat das Deutsche viel größere Bildsamkeit als etwa das Englische und Schwedische. Bekanntermaßen schreibt man die neueren semitischen Sprachen (Hebräisch, Aramäisch, Syrisch, Arabisch) nur in Mitlautern; die Selbstlauter werden entweder in kleinen, aus dem Griechischen stammenden Zeichen darunter, hinein und darüber gesetzt oder gar nicht geschrieben, nur in manchen Fällen durch Mitlauter, die dann ihre stummen Träger sind (Aleph, Jod, Waw, am Wortende auch He), angedeutet. Die meisten semitischen Worte lassen sich nun auf drei Wurzellaute (Radikale) zurückführen, und diese Eigentümlichkeit diente schon den frühesten Semitisten zur Kennzeichnung dieser Sprachen. Wie sich das verhält, sei in Kürze erörtert.

Man führt die **Wortstämme** gewöhnlich in der dritten Person der Einzahl des Zeitwortes an (qatal „er tötet"). Ich bezeichne im folgenden die Stelle des Selbstlautes durch einen kurzen Strich und setze dazu die deutsche Nennform. Beispiele sind:

q-tz-b abschneiden
q-tz-h enden
q-tz-' abkratzen
q-tz-tz abhauen
q-tz-r abschneiden

r-d-d niedertreten
r-d-h niedertreten
r-d-m in Betäubung hinsinken

g-d-d einschneiden
g-d-' abhauen
g-d-r eine Mauer ziehen, absperren

b-l-h verfallen
b-l-l verwirren
b-l-' verschlingen, vernichten
b-l-q verwüsten

l-'-g, l-'-z, l-'-' lallen

Schon durch diese Zusammenstellung wollte ich zeigen, daß der dritte Wurzellaut eigentlich zumeist nur nähere Bestimmung des Begriffes ist, sonach **zweiwurzellautige Stämme** das ursprüngliche sind. Ist dies aber den semitischen Sprachen ausschließlich eigen? Der Wiener Sprachforscher Johann Willibald Nagl hat, meines Wissens als erster, in verstreuten Aufsätzen darauf hingewiesen, daß sich ganz eben so ein germanisches Wörterbuch nach den Wurzellauten zusammenstellen ließe, wie

man die semitischen danach zusammenstellt. Auch hier nun findet sich der zweiwurzellautige Stamm mit dem Bestimmlaut. Z. B.:

b-r-h brühen b-r-m brummen f-l-g fliegen f-l-p flappen
b-r-l brüllen b-r-s brausen f-l-h fliehen f-l-r flirren
b-r-n brennen b-r-t braten f-l-m flammen f-l-t fluten

Die Art der Weiterbildung kennzeichnen im Deutschen die Reihen: gehn — gängeln; flimmen — flimmern; summen — sumsen; schneiden — schnitzen — schneiteln.

Schon darin also stimmen die semitischen Sprachen mit den indogermanischen überein. Die Erkenntnis aber, daß zweiwurzellautige Stämme das ursprüngliche sind, ist wichtig. Danach erhalten vor allem die sogenannten Segollata (die Worte mit einem unbetonten Selbstlaut in der zweiten Silbe oder nur einem Mitlaut, dem ursprünglich ein Selbstlaut folgte: qer^{e}n, karnu, qarn im Hebräischen, Assyrischen, Neuarabischen) ihre Erklärung.

schem|^{e}sch Sonne,
er|^{e}tz Er|de, althochdeutsch ero neben er|da,
qer|^{e}n Hor|n, woneben griechisches kera||s,
oz|^{e}n Ohr (Öse), woneben indogermanisches ous|n.

Im folgenden nun gebe ich verschiedene Gruppen eng zusammengehöriger Stammwörter im Indogermanischen und im Semitischen. Ich beschränke mich in diesem fast ganz auf das Hebräische und verweise im übrigen auf Hermann Möllers bereits erwähnte Arbeit, die mir gleichwohl in einigem zu weit zu gehn scheint und die für den Laien überhaupt kaum benutzbar ist. Hermann Möller nahm meines Erachtens eine erst noch zu besorgende langwierige Einzelforschung in zu kühnem Fluge vorweg. Seine Ergebnisse leiden auch darunter, daß er zu sehr im Sinne der älteren Sprachforschung nach unbedingt und immer geltenden Gesetzen und über das zeitlich gegebene hinaus nach den Urformen sucht. Selbst im Indogermanischen sind die erschlossenen Urformen nicht selten Unformen. Viel zu wenig berücksichtigt die allgemeine Sprachforschung die gerade im Abschnitt über die blonden Juden dargelegte Tatsache, daß sich die nordischen Völker immer von neuem überschichtet haben. So bleiben schließlich an einem Orte gar manche Wörter in anderer älterer Gestalt zurück und bestehn neben den jüngeren. Im Deutschen gehören Hölle, hehlen, Keller und Zelle zusammen. Trotzdem wird der aufmerksame Leser meiner Aufstellungen unschwer erkennen, daß auch im Semitischen gegenüber dem Indogermanischen ganz ähnliche Lautverschiebungen stattHaben wie in den indogermanischen Sprachen

untereinander. So gehn auch hier L und R ineinander über, Gaumenlaute (G, H, Ch, K) in Zischlaute (Z, S, Sch), wie man im Indogermanischen spanisches „blanco“ und portugiesisches „branco“, indisches „Asura“ neben awestischem „Ahura“ (Mazda), italienisches „campagna“ neben französischem „Champagne“ findet. Auch im Semitischen wird gelegentlich ein Selbstlaut vorgeschlagen wie im griechischen „o|dous“ dem lateinischen „dens“ und dem deutschen „Zahn“ gegenüber, und wie im Indogermanischen in der einen Sprache manchmal mehrere Grundlaute in einen zusammenfließen, so auch im Semitischen. Denn nicht nur das Alphabet jeder Sprache hat eine gewisse Beschränkung, auch die Sprachwerkzeuge der einzelnen Völker sind nicht in jeder Hinsicht gleichartig. Der Deutsche kennt nur das eine Tsch, der Südslawe hat neben diesem (č) noch ć, dž, dj, gj, die er alle deutlich unterscheidet, dem Deutschen fehlen die Nasenlaute, der Franzose hat sie zu A, E, O, Ö, der Portugiese auch noch zu I, U, Oi, Au.

Ich gebe die hebräischen Worte in vereinfachter Umschrift wieder und bemerke nur, daß die hochgesetzten kleinen Selbstlaute fast stumm oder doch unbetont sind, im übrigen der Ton immer auf der letzten Silbe liegt, daß q ein hartes k, z ein weiches s (wie im deutschen „Rose“, französischen „zéro“), ‘ (Ain) den Laut der starken Kehldeckelöffnung, ’ den der leichten bezeichnet. In griechischer Umschrift gaben die Juden Ain bald mit G, bald gar nicht wieder (‘Amora = Gomorra), wonach es zweierlei Aussprache hatte. Es scheint tatsächlich bisweilen nur Selbstlautträger gewesen zu sein, so daß es in diesen Fällen nicht als Wurzellaut in Betracht käme. Auch die Worte der zum Vergleich herangezogenen Sprachen umschreibe ich vereinfacht und der deutschen Aussprache angeglichen. Dem Laien erleichtert dies den Einblick, dem Fachmann sind die ursprünglichen Schreibungen ohnedies bekannt. Zumeist lasse ich dem hebräischen Worte zunächst die erschlossene Form der indogermanischen Sprache vor der Trennung oder doch die der arischen (indisch-iranischen), europäischen oder keltischen Gruppe folgen und bezeichne diese, wie üblich, mit einem Sternchen. Diese Worte gelten sonach für die ganze Gruppe; ich hebe aber noch etliche dem hebräischen Worte lautlich oder begrifflich besonders nahe stehende Worte aus den Einzelsprachen hervor. In manchen Fällen mußte ich mich mit solchen begnügen, da mir erschlossene Formen der größeren Gruppe entweder nicht vorlagen oder das betreffende Wort überhaupt nur in einer noch engern Gruppe vorkommt. Die Heranziehung von ural-altaiischen Sprachen

und die des wenig bekannten Albanischen geht über meine Vorlagen hinaus. Wortbildeteile trenne ich durch einfachen Strich, Bildesilben durch doppelten ab, Vorschlagselbstlaute durch eine halbe Klammer.

Mit zu den unmißverständlichsten, begrifflich am schärfsten umschriebenen Bezeichnungen gehören die der Teile des menschlichen und tierischen Körpers. Allerdings sind auch die indogermanischen Sprachen darin nicht völlig einig. Das Auge heißt in den meisten davon nach der Grundform *okji, aber im Albanischen sy und im Persischen dscheschm; im Deutschen gibt es für denselben Körperteil die Worte „Kopf" und „Haupt", in der älteren Sprache auch noch „Giebel", und namentlich jene Teile, wovon der gute Ton nur verschleiernd und andeutend spricht, haben ungewöhnlich viele Benennungen. Dennoch ist die Übereinstimmung zwischen dem Semitischen und dem Indogermanischen gerade in dieser Gruppe sehr groß.

Hebr. qodqod (Wiederholform) Scheitel, Gipfel; assyr. kakkadu; europ. *qaqud.

sa'^{a}r, Haar; ahd. hâr, lit. szery||s.

zizi|th Locke; ind. çikha, griech. kiki|nnos, lat. cinci|nnus.

'ai|n Auge; armen. ak|n, engl. eye, dän. öje.

'oz^{e}|n Ohr, Öse; idg. *ous|n.

l^{e}chi Backe; kelt. *likkô|n — schon A. Fick fragt für das Indogermanische: „Warum liegen n- und i-Stämme so oft nebeneinander wie in asthan : asthi, bhuman : bhumi?" Dies trifft auch für das Indogermanisch-Semitische zu —, ir. lecco; slaw. lice Gesicht.

laschô|n Zunge; assyr. lischânu, arab. lisâ|nu, lit. lezhiu ich lecke; griech. leicho dasselbe; ind. rasa|na Zunge.

peh Mund, arab. fa|mmu; lat. pa|nis Brot, pa|bulum Nahrung, pa|sco ich füttere von der idg. Wurzel *pa hüten, schützen, nähren, daher got. fo|djan füttern.

saphah Lippe; idg. W. zap klaffen; zend. zafa|n Mund, slaw. guba, hubá dass., ir. gop dass., angels. ceaf|l Schnauze.

sapha|m Lippenbart von saphah.

garô|n Hals, arab. girânu; europ. W. *gara, gala schlingen, zend. gara|nh, lat. gula, ahd. chela.

garger|^{e}th (Wiederholform) Gurgel, Schlund; idg. *gorgoro||s, wedisch gargara, griech. gergero||s, lat. gurgula, ahd. querchela.

schên Zahn; idg. *zombho||s, wedisch dzhambha, slaw. zub, alles „Zahn", deutsch Kamm. Das lautlich scheinbar nähere Zahn = dens gehört nicht hierher.

schad weibliche Brust, arab. thudu; kelt. *diddi, ahd. tutta, griech. tittho||s, deutsch Dütte, Zitze.

chalabh Milch, chelebh Fett; vorgerm. *solpa, ahd. salba Salbe, griech. ʾelpho||s Butter, ʾelpo||s Öl, ind. sarpi|sh Schmalz, srp|ra fett.

chêq Brust, Bauchung (des Wagens), Bausch (des Gewandes), chêkh Gaum, auf die Grundbedeutung „Gewölbtes" zurückzuführen; idg. *gak, gakh, gaqh (woraus

sich dann auch im Hebräischen die zwei Formen nebeneinander erklären) sich wölben, altn. kog|le kugeln, nhd. Kugel, angels. cäg Schlüssel, engl. key dass.

gaph, gaw, gew Rücken, Buckel; idg. koupho, altpers. kaufa Berg, zend. kaofa Berg, Buckel, ahd. hube|l Hübel, Hügel.

'ez|^{e}m Knochen; kelt. *assa|nja Balken, Rippe, ir. ass|na, cymr. ase|n, eise|n. Weiterbildung von hebr. 'ez Baum, Balken, bzw. kelt. *assa Balken, Rippe.

bet|^{e}n Leib, Ausbauchung; europ. *bhedo Bottich, gael. bodha|ig Rumpf, angels. bodig, engl. body Leib.

math|naim (Zweizahl) Mitte („Taille"); idg. *medh|yo||s (Eigenschaftwort), ind. madh|ya||s, lat. med|iu||s, ahd. mitti Mitte, altslaw. mezhda (aus medja) dass.

azzîl Achsel; europ. *aksâl, lat. axilla, got. ahsla, ahd. ahsala.

'ammah Elle; idg. *olena, germ. *alina, davon it. alna, franz. aune, deutsch Elle.

jad Hand, assyr. kattu; finnisch kezi, magyar. kéz, germ. mit Nasenlaut hand.

chophn||aim (Zweizahl) die beiden hohlen Hände; altnord. gaupn hohle Hand, i gaupnum in der Hand, dän. gjöben Handvoll, ahd. coufana hohle Hand, mhd. (ohne n-Bildung) goufe.

kaph Höhlung der Hand und sonstige Höhlungen; europ. *kov hohl, lat. cavu||s, griech. koi|los = kowi|los. Sicherlich besteht Verwandtschaft mit chophnaim und goufe.

ger^{e}bh Mutterleib, arisch *gharbha||s, ind. garbha, zend. garewa, alles dass.

rech^{e}m Gebärmutter; arisch *lingam Kennzeichen (des Geschlechtes), ind. liṅga Lingam (Phallos), zend. haptô]-iriṅga Sieben]-Zeichen (Plejaden).

poth Vulva, europ. *puto Gesäß von *pû stinken, ind. put||au (Zweizahl) Hinterbacken, deutsch Hunds]fott, alemann. Büdeli, Gesäß.

zer^{a}' Same; kelt. *selo|n Same, lit. pa]sely||s Beisaat.

schêth Gesäß, wie das deutsche Wort von schith setzen abgeleitet; europ. sedo||s, altnord. set||r, griech. hedo||s, zend. hadhi||s, alles Sitz.

schôq Oberschenkel; germ. durchweg mit Nasenlaut: angels. sceonca, engl. shank, slaw. schonka, deutsch Schenk|el, Schinke. Verwandt damit scheint auch Hanke (so Kluge, während Grimm dieses auf ursprüngliches „Anke" zurückführen will). Das Arische hat eine t-Bildung in sak|thi Schenkel von sang||ati er heftet.

reg|^{e}l Bein; europ. Wurzel *leq laq mit Armen und Beinen schlagen (löcken), davon *lêqa|r, laqe|r Arm, altn. legg||r Schenkel, engl. leg Bein, lat. lace|r|ta Eidechse von ihren schnellen Bewegungen.

pa'|^{a}m Fußstapfe; idg. *pedo|m Fußspur, ind. pada Fuß, lit. peda dass.; griech. pedo|n und umbrisches perum bedeuten Boden als Standort des Fußes. Auch im Ägyptischen findet sich das Wort pad Fuß. Im Hebräischen ist das weiche d zu dem unbestimmten 'Ain geschwunden.

'aqebh Huf; europ. *kâpo||s gegen idg. *çapho||s, altn. hof||r, alles Huf. Das 'a kann als Vorschlagselbstlaut wie in griech. o]dous (gegen lat. dens) und a]stêr (gegen lat. stella, deutsches ster|n) aufgefaßt werden, aber auch als abgeschwächte Wiederholsilbe, wonach 'aqebh dann als qabhqebh zu deuten wäre wie das idg. kakkud als kadkud.

Es darf immerhin hervorgehoben werden, daß nach diesen Aufstellungen zum mindesten 34 Körperteile im Hebräischen und im Indogermanischen gleiche oder doch nahe verwandte Bezeichnungen tragen.

Daß dies Zufall sei, kann schon hiernach nicht leicht behauptet werden. Ja, schon aus diesen Gleichungen geht auch hervor, daß der Einfluß der europäischen Indogermanen auf die Herausbildung der hebräischen Sprache und mithin auch des hebräischen Volkes — denn Sprachen allein üben keinen so tief gehenden Einfluß aus — besonders groß gewesen sein muß, größer als der der arischen Indogermanen. Vor allem weise ich auf die Gleichung hebr. chophn||aim = altn. gaupn, ahd. coufana „hohle Hand" hin; das ist eine dem Germanischen allein eigene Bildung und darum ebenso bedeutsam wie die von hettitisch watar = ahd. wazzar. Auf diese enge Berührung der semitischen Sprachen mit den westindogermanischen glaube ich als erster aufmerksam gemacht zu haben.

Wie die Benennungen der Teile des menschlich-tierischen Körpers, fallen auch zahlreiche Benennungen von Tieren selbst zusammen. Allerdings ist hier zu berücksichtigen, daß gerade die Tiere nicht so selten ihre eigentliche Benennung zu gunsten einer neueren Bildung aufgeben. So heißt der Fuchs im Altfranzösischen noch goupil, im Neufranzösischen aber renard = Reinhart nach dem Tiermärchen, und im Deutschen kann man von Reineke, Petz, Grimbart und Isegrim sprechen, ohne die mit diesen Namen bezeichneten Tiere ausdrücklich zu nennen. Hierzu kommt, daß die Tiere ihre engeren Verbreitungsgebiete haben. Gleichwohl weiß man, daß der Löwe, der heute ganz in die Wildnis zurückgewichen ist, ehedem in Vorderasien, ja selbst in Griechenland vorkam, und man wird sich darum nicht verwundern dürfen, daß die eine Benennung des Löwen im Hebräischen wieder mit der germanischen übereinstimmt, nicht mit der räumlich näheren lateinischen. Ich lasse die Gleichungen folgen:

ssûss Roß, assyr. sisû; idg. *zhoyo||s Renner, Pferd, *zhaiso Geschoß, ind. haya, armen. zi Pferd, gallisch-lat. gaesu||m, altn. geir||r Speer, Ger. Die idg. Wurzel ist *zhaya treiben. Daß die vorderasiatischen Völker das Pferd erst um 2000 v. Chr. durch eine indogermanische Völkerwelle erhielten, ist sicher. Ideographisch wird sisû mit den Zeichen „Esel des Berglands" wiedergegeben. Der Name ist ein Eigenschaftname wie nicht anders im Deutschen Roß (engl. horse) als des besonders männlichen Tieres (von griech. orchis); er bedeutet „Renner", was auch im Deutschen Pferd schlechthin bezeichnet, freilich eine enger umschriebene Gruppe.

chamôr Esel; albanisch gomari, magyarisch szamár, südslawisch mit Umstellung der Selbstlauter magar|ac. Die Bedeutung mag „der Dunkle" sein; vgl. altslaw. komorno, südslaw. čemerno, franz. sombre.

athôn Eselin; lat. asinu||s, ir. assan, engl. ass, deutsch Esel.

par Farre, parah (parath-) Färse; griech. pori|s m. und porti||s f., deutsch w. o.

'el^{e}ph Rind; europ. *gelbh junges Tier, got. kalbô, deutsch Kalb, ahd. chilbu|ra Lamm, ind. garbha Brut des Vogels, griech. delpha|x Ferkel. Die Grundbedeutung erkennt man aus dem kelt. *galba Schmerbauch, wovon der Name des Kaisers Galba herkommt, sie ist: fettes, rundliches Geschöpf.

schor Stier; vorgerm. *teuro, steuro, altn. thjorr, altslaw. turu, griech. tauros, lat. taurus, deutsch Stier, zend. staora Zugvieh. Im Skandinavischen bedeutet stor „groß", im Slawischen star „alt".

'etz Ziege; idg. *yz, zend. iza, armen. aits, griech. aix.

gedi Böckchen; lat. haedu|s aus ghaido|s, got. gait|s, deutsch Geiß, Kitz, Hitte.

kel^{e}bh Hund; arab. kelbu, ahd. hwelf, angels. hwelp Welp, Welf, junger Hund oder Wolf. Es besteht wohl eine Beziehung zu „Wolf"; auch der Name des Wolfes lautet in einigen Sprachen mit einem Gaumenlaut an: pers. gurg (gegen ind. vrka), türkisch kurt. Der auslautende Lippenlaut — lat. volpes, deutsch Wolf — ist in mehreren Sprachen ebenfalls durch einen Gaumenlaut ersetzt — griech. lyko||s, slaw. vlk, vuk. Sehr merksam ist die Zusammenstellung von arab. kulei∟ junger Hund und kelt. *culeino dass. Es handelt sich hier um eine besondere Verkleinerform, die im Arabischen durch fu'eil (von der Wurzel f-'-l) paradigmiert wird.

o^{a}ch Uhu; altn. ug|la, got. uggwa|lô, ahd. ûwi|la Eule neben uwwô Uhu.

'orebh Rabe; runischer Name Hrab|naz, ahd. Name Hraba|n, slaw. gavra|n statt garva|n Rabe, lat. corvu||s, angels. hrae|fn, got. *hrab|n||s, ahd. rabô.

thor Taube; lat. turtur (Wiederholform), ahd. turtul[tûba.

labhi' Löwe; ahd. louwo und lewo, altslaw. livu, südslaw. lav, lit. lewas. Das lateinische leo und gotische *lauja gehn auf eine besondere Form des Namens zurück, die wieder mit dem hebräischen lai|sch zusammenzustellen sein wird.

schu'al Fuchs; ind. çrgâla, pers. schaghal, daher unser Schakal.

Von den Pflanzenbenennungen möchte ich nur eine behandeln:

jain Wein; sabäisch und arab. wain, idg. Wurzel *veyo flechten, winden. Während nun mehrere andere Bildungen wie veiti||s Weide, Wiede in allen Gruppen des Indogermanischen vorkommen, kommt die Bildung *voina Rebe nur bei der europäischen vor: griech. oino||s aus woino||s, oinē aus woinē, lat. vinu||m, vinea. Das Getränk wird als Saft der Rebe bezeichnet.

Man könnte hier bemerken, es handle sich vielleicht um Lehnwörter, was bei ssûss Pferd schon durch die Sachlage gegeben, bei labhi Löwe und schu'al Fuchs immerhin möglich wäre. Aber auch sonst in der Natur und zwar in der unbeweglichen Natur findet man wichtige Übereinstimmungen. Diese sind um so auffälliger, als sie zwischen den engeren Gruppen der indogermanischen Sprachen oft genug fehlen. Man sehe, daß die Erde nur in den germanischen Sprachen diesen Namen hat — engl. earth, skandinav. jord —, im Lateinischen terra, im Griechischen gê, im Slawischen zemlja und im Albanischen toka heißt, also fünf Bezeichnungen vorkommen, die freilich alle auf indogermanischen Wurzeln beruhen, doch je auf verschiedenen und solchen, die nicht alle auch in den

anderen Sprachen Vertreter haben. Im Hebräischen stimmt $er^e tz$ gerade mit dem germanischen Worte (Erde) überein.

'$er^e tz$ Erde, arab. 'ardhu, got. airtha, ahd. erda. Daneben kommt auch die Form ero (althochdeutsch) vor, und diese ist allgemein europäisch — *erâ —, wie das griechische era[ze, zur] Erde, zeigt, während die d-Bildung nur dem Germanischen und Semitischen eigen ist.

'^{a}damah Erde (als Stoff); europ. *qhjem und *qhjô Erde, griech. chthama niedrig, ind. ksamâ Erde, griech. chthôn, ind. ksâ dass. Eine etwas weichere Lautung europ. *gham, ghem Erde, ergibt griech. chama[ze zur Erde, lat. humu||s, zend. zem, slaw. zem|lja, lit. zheme.

har Berg; idg. *gori||s Berg, zend. gairi, altslaw. gora dass., lit. gira Wald.

bamah Höhe; kelt. *benna Vorgebirge, Bergspitze, ir. benn, mittelbretonisch ban, dass., cymr. bann hoch, daher auch Benacus, Name des Gardasees im Altertum.

schamâ||im Himmel (Mehrzahl), arab. asmâu; arisch *açmâ|n. Das bezeichnet den Himmel als (edel)steinen; denn dasselbe Wort bedeutet auch „Stein". Das gotische himin||s, das englische heaven stellt sich wohl dazu. Das deutsche „Himmel", das finnische Jumala Gott — wie griech. Uranos = Himmel — sind l-Bildungen. Griechen, Lateiner und Slawen haben andere Bezeichnungen.

schem|^{e}sch Sonne, babyl. schamschu, amoritisch samsu; idg. *svên, arisch *svan, zend. qeñg, got. sunna. Enger noch stellen sich zu schem|^{e}sch altnordisches su|dh und althochdeutsches sun|d, beides „Süd" als Sonnenrichtung und slawisches sun|ce „Sonne".

cher|^{e}ss Sonne; arische W. *svar leuchten, ind. sur|ta Sonne, zend. qare|ta Glanz. Die Wurzeln svan und svar sind verwandt, offenbar aber gehören die Worte schem^{e}sch und cher^{e}ss im Hebräischen zwei verschiedenen Schichten an.

'or Licht; idg. W. *euso ich brenne, davon im Lateinischen Aur|ora, im Angelsächsischen ear|endel „Morgenstern", Morgendämmerung und ear|inian strahlen, im Althochdeutschen Orentil (Orendel), die altgermanische Frühlings-, ursprünglich Taggöttin Austro (Ostara). Die Gruppe ist sehr groß, aber zumeist ist das ursprüngliche S der Wurzel erhalten, weshalb ich vor allem jene Wörter anführe, worin es wie im Hebräischen in R übergegangen ist.

jom Tag, arab. jaumu; idg. W. *deya scheinen, die zu dye wird und im Lateinischen (Ju-piter = Dies-piter) in J übergeht. Die N-Bildung ist schon indogermanisch: *dino Tag. Vgl. ind. dina, lat. nun]dinus, lit. dena, slaw. dan. Der Selbstlaut aber ist im Semitischen von idg. *Dyêus, arisch *Dyâus (Name des Himmelgottes) oder *doivos („Gott") beeinflußt, die sehr wohl bestimmend gewirkt haben konnten.

'êsch Feuer, wie 'or Licht zur idg. W. euso ich brenne; altn. us|li, lit. us|nis, lat. ig|nis, ind. ag|nis, lit. ug|nis, altslaw. og|ni. Daß im Hebräischen eine Form auf R und eine auf Sch vorkommt, darf nicht verwundern. Das Lateinische zeigt: uro, ussi und ignis. Das Hebräische 'esch weist nicht auf ês, sondern auf 'ëg zurück. Auch im Magyarischen heißt ég|ni „brennen".

chom Sommer, Hitze; europ. samo Sommer, ir. sam, zend. ham, hama, ahd. suma|r.

schel^{e}g Schnee; altslaw. snegu, ir. snech|ta, lit. snega||s, got. snaiv||s, ahd. snêo.

qer^{a}ch Eis, Reif, Frost; europ. *qreuso ich friere, qrus|ti Frost, griech. krystallos Eis, lat. crus|ta dass., altslaw. kruchu Brocken Brot von kruschi|ti „zerbrocken", was etwas Hartes voraussetzt.

baraq Blitz, woher der Beiname Hamilkars Barkas; idg. *bhelgo||s Glanz, ind. bharga||s Glanz, lat. fulgu|r Blitz. Auch deutsches „Blick" und „Blitz" gehört hierher. Das Wort kommt schon indogermanisch in vier Lautungen vor: bhlezo, bhelgo, bhreço und bherço. Im Deutschen zeigen die Namen Berchta, Berchtold und Albrecht zwei solche Formen.

jam Meer (wogegen arab. bahru), altn. hofn, dän. havn, schwed. hamn, Hafen, angels. haef, skand. haf, niederdeutsch haff Meer. „Hafen" ist Weiterbildung von Haff und bedeutet nach Kluge zunächst marina. Das hebräische j entspricht hier dem germanischen h wie in jad = hand.

ij Insel; altn. ey, angels. ég, ig, dän. ö, deutsch Eiland.

Wie in der Großwelt der Natur sind auch in der Kleinwelt des Menschen eine ganze Reihe von Erscheinungen mit nahe verwandten Bezeichnungen benannt. Es handelt sich auch da um Worte, wofür ursprüngliche Sprachen Ausdrücke besitzen, die sich aus ihnen selbst erklären lassen. In einigen Fällen gibt es Erklärversuche solcher Worte; so heißt es in der Bibel selbst schon, Gott habe den Menschen ('adam) aus Erde ('^{a}damah) gemacht, und die Absicht ist zweifellos, die beiden Ausdrücke in Verbindung zu bringen. Aber „der Erdige" ist keine Bezeichnung für Mensch, und außerdem fehlt das Wort, woher sie kommen soll, in den anderen semitischen Sprachen, im Arabischen und Assyrischen. Die Ableitung des Wortes ist hier irrig, ist bloße „Volksetymologie", wie man etwa im Deutschen den Namen Friedrich als „reich an Frieden" deutet, während er „Herrscher des Geheges" besagt, wie aus Sintflut (große Flut) Sündflut wurde, bei glückselig (= glücksälig) jeder zunächst an Glück und selig denkt.

'adam Mensch, arab. 'adamu, daraus ins Persische und Türkische übergegangen und dort neben den einheimischen Bezeichnungen allgemein gebräuchlich; kelt. *dunjo||s Mensch, cymr. dyn, kornisch den, griech. thnē|tos, der Mensch als Sterblicher (thanatos = Tod) von der idg. Wurzel *dhēane erlöschen. Die Form 'adam zeigt Selbstlautervorschlag wie griechisches o]dous und a]stēr gegen dens und stern.

dam Blut, dem^{a}' Träne; idg. Wurzel *zhevo, *dhevo, *dheno rinnen, die untereinander verwandt sind, und zwar steht dam der Wurzel dheno am nächsten, dem^{a}' der Bildung idg. *zheumn Guß, phrygisch zeuma Quelle.

ru^{a}ch Geist, Wind, Hauch, re^{a}ch Duft; deutsch rauchen, riechen, ahd. rouh, riohhan. Auch im Lateinischen führt animus, anima (Gemüt, Seele) auf europ. *anemos Hauch zurück.

neph^{e}sch Seele, Grundbedeutung Atem, Hauch; got. bi]niuhsjan nachspüren. Dieser überaus glückliche Fund stammt von Hermann Möller.

chaj Leben; idg. *gye leben, arisch *gaja leben, zend. gaya Leben.

schenah Schlaf, europ. *svepno|s, lat. somnu|s, slaw. san dass., ind. svapnia Traumgesicht.

qôl Stimme, Ruf; kelt. *galo ich rufe, altn. kalla, ahd. challôn, engl. call rufen.

b^e^khî Weinen, Erheben der Totenklage; idg. *bheukô ich brülle, kornisch begy das Brüllen.

schalô|m Heil, Friede; idg. *koilo heil, vollständig, altn. heill günstiges Vorzeichen, preußisch kailustas gesund, altslaw. celu vollständig, altir. cel Augurium.

razô|n Gnade; kelt. *rato|n dass., zend. rada|nh Opfergabe, ind. radh|noti günstig sein.

Die wichtigsten Verwandtschaftbeziehungen weisen ingleichen übereinstimmende Benennungen auf:

ab Vater; altn. afe Großvater (die Bezeichnung ist um ein Geschlecht zurückgerückt, da „Vater" d. h. Beschützer die Hauptbezeichnung des Erzeugers wurde), magyar. apa Vater. Im Gotischen bedeutet aba Mann schlechthin, und das mag die ursprüngliche Bezeichnung sein. Denn gotisches atta Vater, magyarisches atya und Formen wie tata sind Lallworte.

êm Mutter, europ. *amma, ahd. amma Mutter und Amme, griech. ammia Mutter, oskisch Ammai, Name einer Muttergöttin. Im Altnordischen ist wie afi so auch amma ein Geschlecht zurückgerückt und bedeutet Großmutter.

ben Sohn, Kind, bar (späthebr. und aramäisch) dass., europ. *bherno von *bhero ich trage, got. barn, engl. barn, lit. berna|s, albanisch biri. Der Schwund des r im hebr. ben trat auch im Englischen ein: barn wird ausgesprochen bān.

Von den Zahlen bis zehn stehn nur 1, 2, 6 und 7 den indogermanischen leicht erkennbar nahe, immerhin ein wesentlicher Teil. Diese Übereinstimmung dehnt sich mehrfach auch auf das Magyarische und Finnische aus.

'echad eins, idg. *aikos, ind. êka, magyar. egy, finnisch iksi.

sch^e^|naim m., sch^e^|thaim f. (Zweizahl) zwei; idg. *dvo, deutsch zween m., zwo f., ind. dvau m. (Zweizahl) dve f., got. tvai m., tvô|s f. Das sch ist aus dv entstanden wie das sch in dem folgenden schesch aus sv.

schesch sechs, idg. *sveks, ind. shash, lit. szeszi, slav. šest, lat. sex, griech. hex, magyar. hat, finn. kute.

scheb^a^' sieben, idg. *septn, got. sibun, lat. septem, griech. hepta, slav. sedam, magyar. hét, finn. seitsemä.

Bei den Zahlen sechs und sieben ist es bemerkenswert, daß einige Sprachen die ursprünglich verschiedenen Anlaute einander angleichen, andere sie beibehalten. Die Gruppen, die sich auf diese Weise bilden lassen, stimmen mit den sonstigen Gruppen nicht überein. Den verschiedenen Anlaut findet man erhalten im Persischen (schesch, häft), im Slawischen (šest, sedam), im Finnischen (kute, seitsemä), nicht aber in den semitischen Sprachen, im Magyarischen, in den meisten indogermanischen Sprachen. Dies beiläufig.

Noch eine Gruppe von Bezeichnungen darf nicht unberücksichtigt

bleiben: die der Kultur im engeren Sinne. Daß gerade aus solchen Wörtern höchst bedeutsame Schlüsse zu ziehen sind, ist klar. Wenn wir im Deutschen das englische Wort Sport, das skandinavische Ski, das italienische Bratsche, das magyarische Husar gebrauchen, so betreffen alle diese Worte Einrichtungen oder Geräte, die wir zugleich mit diesen übernommen haben. Im Slawischen bezeugt ein Wort wie gorod, grad, hrad (Stadt), daß zu den Slawen der Städtebau von den Germanen kam, ebenso die Worte strela (Strahl, ursprünglich auch im Deutschen Pfeil) und schlem (Helm), daß auch die höhere Bewaffnung von den Germanen stammt. Verfolgen wir das näher, so finden wir, dies bestätigend, daß die Herren der Slawen durch Jahrhunderte Germanen waren, in Polen und bei den Südslawen Goten, bei den Russen schwedische Waräger. Ganz dasselbe ist bei den Romanen der Fall. Da hatte doch die frühere römische Herrenschichte schon ein reich ausgebildetes Heerwesen, gleichwohl sind fast alle lateinischen Bezeichnungen vor den germanischen gewichen: man sagt guerra statt bellum, brando statt gladius, elmo statt galea, schermo statt dimicatio und zahlreiche andere.

qer^e^th Stadt, phönizisch kart in Karthago, Kartagena; europ. Wurzel *gherdo ich gürte, ich umhege, wozu auch *qerto ich flechte in naher Verwandtschaft steht. Die Grundbedeutung des Wortes findet sich noch im Albanischen: gardh = Zaun; sonach ist die Stadt das umzäunte Stück Land, wie auch das englische town mit dem Deutschen „Zaun" zusammenfällt (ebenso das keltische dun in Städtenamen wie Lugdunum). Im Gotischen ist gards „Haus", im Litauischen zhardis, im Lateinischen hortus wie im Deutschen Garten, in einzelnen deutschen Ortnamen aber auch schon Stadt (Morgarten) und so im Altnordischen überhaupt — gardr — und daher ebenso im Slawischen. Ingleichen muß es im Altarmenischen Stadt bedeutet haben: Tigranokerta = Stadt des Tigranes. Da auch das Armenische zu den westindogermanischen Sprachen gehört, so kann man die Entwicklung des Wortes zu dem Begriffe „Stadt" näher auf die Gruppe der Skandinavier und Altarmenier beschränken.

baith Haus; assyr. bîtu, arab. beitu; kelt. *buta Haus, ir. both, lit. buta||s, altn. budh, deutsch Bude, Baude, Baute. Das Wort kommt von „bauen", so auch im Hebräischen (banah bauen).

b^e^'êr Brunnen; europ. *bhreor, griech. phrear dass. von der idg. W. *bhern wallen.

bor Grube, Zisterne, Grab; kelt. *ber spalten, ir. ber|n Kluft, armen. ber|an Mund, griech. pharo||s Furche, ahd. borôn bohren.

qeb|^e^r Grab; europ. Wurzel *qeup wölben, vertiefen, *qup|ro Buckel, lat. cupa Grabnische, ind. kupa Grube.

barzel Eisen; sumerisch barza, lat. ferrum aus fersom.

charûz Gold; europ. ghelghos Erz, griech. chalko||s, lit. gelezhi||s dass., altslaw. zhelezo Eisen.

romach Lanze; europ. *lanqho, lat. lancea, griech. lonchē. Auf die Gleichung

romach = lonchē wies schon de Lagarde hin, der als erster den Fremdwörtern im Hebräischen wissenschaftlich nachforschte und dabei, ihm unbewußt, auch Urverwandtes antraf.

schel^{a}ch Speer; kelt. *slga, ir. sleg. Zu dem hebräischen Zeitwort schalach er schleudert ist zu vergleichen indisches srdschati dasselbe.

schel^{e}t Schild; germ. *skeldus, skeltus von der Wurzel *skel spalten, wonach der Schild den aus Holz gespaltenen bezeichnet. Linden(bretter) heißen die Schilde noch im Hildebrandsliede.

kad Gefäß; griech. kado||s, lit. kodi||s, altn. kati, dazu deutsches Kesse|l, altslaw. kadi, magyar. kádá|r Böttcher.

qijjor Kessel, idg. *keru Topf, Kessel, altir. coire, altn. hverr.

chaq Haken; germ. *hâggo, ahd. hâko, hâcko, altn. hake.

ti^{a}ch Tünche; ahd. tûhhan, niederländ. duiken, got. thugkôn, eintauchen. Hierher gehören im Deutschen tauchen, tunken, ducken (von der Ente), tünchen, im Griechischen tengô, im Lateinischen tingere.

thoph Pauke; europ. *tepo ich schlage.

So reichhaltig schon diese Auswahl von Worten ist — und sie ließe sich noch leichtlich verdoppeln, verdreifachen —, so kann sie für sich allein doch noch nicht völlig beweisen, was hier dargetan werden soll: daß die alte semitische Gesittung zum wesentlichen Teil dem nordischen Blutteil ihrer Völker zuzuweisen ist. Man könnte mir entgegenhalten, auch die deutsche Sprache wimmle von Wörtern fremder Herkunft und das sonst als um so vieles reiner geltende Französische desgleichen, gar nicht zu reden vom Englischen, das schier zu einem Drittel aus „romanischen" Wörtern besteht und am Ende doch eine germanische Sprache ist. Wer sich mit zahlreicheren Sprachen beschäftigt hat, kennt diese Erscheinung. So drückt sich das Türkische nur zu einem Bruchteil in türkischen Worten, zum Hauptteil in persischen und arabischen aus, so verwendet das Persische fast ebenso viel arabische Worte wie das Englische französische, und zwei besonders merkwürdige Sprachen, das Rumänische und das Albanische, besitzen von ihrem ursprünglichen Wortschatz überhaupt nur noch Reste. Daß aber selbst diese beiden Sprachen durchaus ihr Sondergepräge haben, hat seinen Grund in dem je besonderen Sprachgeiste. So ist der Satz, irgendein Blatt sei „das Kampforgan der Avantgarde des revolutionären Sozialismus", den ich in einer Anzeige lese, trotz dem spärlichen Gehalt an deutschen Worten seiner Fügung nach deutsch. Der ihn verfaßte, war sicherlich ein sich der deutschen Sprache bedienender Mann.

Sind nun die semitischen Sprachen etwa nur mit Wörtern fremder Herkunft durchsetzt oder bekunden sie auch in ihrer Fügung den fremden Einschlag? Ich kann hier als das wichtigste nur das Zeitwort heraus-

heben. Dieses ist im Semitischen besonders dadurch gekennzeichnet, daß es in vielen Stämmen verschiedene Gestalten annehmen kann, die ihm eine schon dadurch bestimmte Abschattung geben. Das von den jüdischen Sprachlehrern zur Darweisung gewählte Wort pa'al (er macht) lautet in den einzelnen Formen (die es aber gerade bei ihm nicht gibt): niph'al mit der Vorsilbe ni (ursprünglich na) rückbezüglich und leidend, pi'êl (eigentlich pi''êl) verstärkend, pu'al leidende Form des pi'êl, hiph'îl mit der Vorsilbe hi (ursprünglich ha) ursachend, hoph'al leidende Form des hiph'îl, hithpa'êl rückbezügliche Form des pi'êl. Das Assyrische ist noch reicher an solchen Formen. Aber zumeist kommen nur zwei oder drei davon wirklich vor. Als Beispiel eines der reichsten: qadasch heilig sein, Niph'al: niqdasch sich als heilig erweisen oder geheiligt werden, Pi'el: qiddasch heiligen, Hiph'il: hiqdisch weihen, als heilig behandeln, Hithpa'el: hithqaddêsch sich heiligen, sich heilig halten. Wir dürfen nun nicht erwarten, daß sich in unseren Sprachen ganz dieselben Formen finden, sind doch auch das lateinische, das griechische, das slawische, das germanische Zeitwort je von engerer Sonderart, aber das Wesentliche der regelmäßigen Verwandlung in eine andere Sinnabstufung haben wir in ganz ähnlicher Weise. Man denke an deutsche Zeitwörter wie: fallen, fällen, gefallen, verfallen, entfallen; sitzen, setzen, besetzen, versetzen, entsetzen; essen, äsen, ätzen, atzen, fressen (= veressen).

Die Abwandlung des Zeitwortes geschieht im Semitischen ebenfalls in ganz regelmäßiger Weise — im Gegensatz zum Griechischen, Gotischen, Indischen etwa —; es werden stets nur die persönlichen Fürwörter angefügt oder vorgestellt. Diese sind an]okhi at]tha (arab. an]ta), worin man sogleich das indogermanische ego und tu erkennt, und deren Mehrzahl an]ach||nu, at]the||m. Die dritte Person lautet hu', wozu das niederdeutsche he (er) und das griechische ho, hē (der, die) gehört, und mit der Mehrzahlendung — dem aus dem Worte Cherub|im bekannten m, wozu deutsche Mehrzahlen wie Bub|en, Frau|en, Ohr|en zu vergleichen sind — hem (arabisch noch voller huma, hum). Wie nicht anders zu erwarten, sind diese Fürwörter sowohl in der Nachsetzung, die die abgeschlossene Handlung ergibt, wie in der die dauernde Handlung kennzeichnenden Vorsetzung etwas abgeschwächt, doch immerhin aus der Nebeneinanderstellung so leicht zu erkennen, daß sich eine weitere Erläuterung erübrigt. Ich bemerke nur, daß in der Mehrzahl der dauernden Handlung das End-û die Mehrzahl (ursprünglich um) angibt.

Abgeschlossene Handlung		Dauernde Handlung	
qatal||thi	ich habe getötet	ʾe]qtol	ich töte
(thi statt khi in Angleichung an das folgende)		(ʾe abgeschwächt aus o hi, ego)	
qatal||th	du hast getötet	thi]qtol	du tötest
qatal||-	er hat getötet	ji]qtol	er tötet
qatal||nu	wir haben getötet	ni]qtol	wir töten
qatal||them	ihr habt getötet	thi]qt^{e}lû	ihr tötet
qatl|û	sie haben getötet	ji]qt^{e}lû	sie töten.

Ich möchte nun an einem Sätzchen dartun, in welcher Weise die Auslegung hebräischer Texte aus dem Indogermanischen möglich ist — denn erst die Anwendung überzeugt —, und wähle dazu den Beginn der Bibel: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“

b^e, germ. *bi, deutsch bei, slaw. v (*in*)
reschith, von der idg. W. *regh sich erheben, altslaw. rogu Spitze (*der Spitze*)
bara', idg. *bhera zuschneiden, ahd. perran schlagen (*schnitt zu*)
^{e}lohîm, Gottesbenennung (*Elohim*)
eth ha, ha vgl. griech. ho, hē „der, die“; eth ist Wenfallbezeichnung (*den*)
schamaim, idg. *açman s. o. (*Himme*)
w^e, europ. *qe, griech. kai, lat. que (*und*)
eth ha (*die*)
ahr^{e}tz, germ. *erda s. o. (*Erde*)

Daß also das Hebräische und nicht anders das Semitische überhaupt zu dem Indogermanischen in engster Beziehung steht, wird hiernach wohl jeder aufmerksame und einblickende Beurteiler ersehen, und es würde sich das noch weiter durch Vergleich mit nicht zu der großen indogermanisch-semitisch-uralaltaiischen Gruppe gehörenden Sprachen, etwa mit einer Eskimomundart oder einer innerafrikanischen Sprache, dartun lassen. Dies kann hier nicht weiter verfolgt werden.

Wohl aber wird man fragen dürfen, welchen Völkern die nicht indogermanischen Bestandteile des Semitischen und dessen Herausbildung zur enger umgrenzten Gruppe zuzuschreiben sein werden. Gobineau, dem auch schon gewisse Beziehungen der semitischen Sprachen zu den indogermanischen bewußt geworden waren, hat den Gedanken ausgesprochen, es handle sich bei dem Semitischen um Beeinflussung durch afrikanische Sprachen. So schreibt er: „Das semitische Sprachsystem weist in seinem Bau beträchtliche Lücken auf. Es ist, als sei es zu seiner Ausbildezeit in seinen ersten Entwicklungsstufen ringsum bei den Sprachen, die es ersetzte, auf gewaltig widerstrebende Elemente gestoßen, deren es nicht vollständig habe Herr werden können. Es hat

die Hindernisse zerstört, ohne ihre Überbleibsel fruchtbar machen zu können, und so sind denn die semitischen Sprachen unvollkommene Sprachen. Die Ergänzung des semitischen Sprachsystems findet sich, so scheint es, in den afrikanischen Sprachen. Da begegnet man mit Erstaunen dem ganzen Apparat der Verbalformen, der in den semitischen Sprachen so auffallend war, mit dem gewichtigen Unterschiede, daß dort nichts brachliegt; alle Zeitwörter machen ohne Schwierigkeiten alle Abwandlungen durch. Anderseits findet man dort nichts mehr von den Wurzeln, deren augenscheinliche Verwandtschaft mit dem Indogermanischen die Ideen derjenigen auffällig stört, die aus der semitischen Gruppe ein völlig urtümliches, von den Sprachen unserer Familie durchaus abgesondertes Sprachsystem machen wollen. Bei den Negersprachen keine Spur, keine Ahnung irgend welcher Verbindung mit den Sprachen Indiens und Europas auch nur denkbar; dagegen eine innige Verbindung, augenscheinliche Verwandtschaft mit denen Assyriens, Judäas, Kanaans und Libyens."

Mir scheint es jedoch fraglich, ob wir je die Zusammenhänge zwischen den afrikanischen Sprachen und den übrigen unserer Dreiwelt werden nachweisen können. Der Italiener Trombetti hat zwar seine Abhandlung über die Einheit aller Sprachen gerade auf die Negersprachen begründet, gleichwohl bleibt für mich das Hauptbedenken bestehn: die Negersprachen sind erst im späten 19. Jahrhundert schriftlich aufgezeichnet worden, waren bis dahin in ständigem Fluß, in ständiger Spaltung, Überschichtung begriffen und lassen sich darum nur noch eben zur Not zu gewissen engeren Gruppen zusammenstellen. Bedenkt man nun, welche Schwierigkeit es hatte, einer doch so alten Schriftsprache wie dem Armenischen seine richtige Stellung anzuweisen, so muß man es schier für ausgeschlossen halten, die afrikanischen Sprachen in weiterem Umfange zur Sprachvergleichung überhaupt heranzuziehen. Wo alles schwimmt, ist eben alles möglich, aber nichts sicher.

Der ganzen Sachlage nach werden es auch nicht so sehr die enger afrikanischen Sprachen gewesen sein, die bei der Bildung des Semitischen mitgewirkt haben, als die Sprachen der dunkeln Vorbevölkerung der in Betracht kommenden Gebiete Vorderasiens, und das war eine mit den Drawida-Stämmen Indiens und mit australischen Negerstämmen verwandte. Wann sich nun die semitischen Sprachen herausgebildet haben, mag sich doch einigermaßen feststellen lassen. Die Indogermanen indogermanischer Sprache fanden sie bei ihrem Ein-

dringen schon vor; und besteht Hermann Möllers Ansicht zu Recht, die indogermanischen Bestandteile im Ägyptischen stammten von Nordvölkern, die über Libyen und wohl fernerhin über die Meerenge von Gibraltar nach Ägypten gekommen seien, so wird man die indogermanischen Bestandteile im Semitischen ebenfalls Westindogermanen, aber solchen, die über den Bosporus nach Vorderasien gekommen sind, zuweisen müssen. Nur eine ziemlich bedeutende Völkerwelle kann, und das auf einer sehr einheitlichen Grundbevölkerung die so einheitlichen und doch sich auf weite Gebiete erstreckenden semitischen Sprachen ausgebildet haben.

Wenn man noch immer von Semitisten die Ansicht vertreten findet, die Semiten seien alle aus Arabien gekommen, so beruht das auf einem ähnlichen Fehlschluß, wie jener war, der die Heimat der Indogermanen des Sanskrits wegen in Indien annehmen ließ. Vielmehr sind alle semitischen Kulturvölker im Norden aufgetreten, und auch die Juden lassen ihren Stammvater aus Haran in Nordmesopotamien gekommen sein. Aber in Arabien hat sich in der Tat das Semitische in seiner vollsten Form erhalten und dies ganz so, wie die im 17. Jahrhundert aus Ungarn nach der Bukowina ausgewanderten Magyaren noch heute das unveränderte Magyarisch ihrer Zeit sprechen und gleicherweise die Siebenbürger Sachsen und die Leute der Sprachinsel Gottschee in Krain das Deutsch ihrer Einwanderungzeit. Gerade die volle Form des Arabischen spricht dafür, daß sie die am weitesten gezogenen Aussendlinge ihrer Welle sind. Ja, ich möchte Arabien überhaupt nicht als Gebiet der Sprachbildung mit einbeziehen, ich meine vielmehr, daß die Araber das Semitische dahin schon als ausgebildete Sprache mitgebracht haben wie etwa die Engländer das Englische nach Indien. Sie waren dort noch in der Zeit vor Mohammed als Herren von der unfreien Bevölkerung aufs schärfste geschieden. Auch hier in dem engeren Bereich der semitischen Welt wird also eine Neuorientierung, eine Septemtrionierung der Wissenschaft zu erfolgen haben.

6. Das nordische Mythengut der Bibel

Wir finden nach den Ausführungen der letzten drei Abschnitte im alten Palästina eine Bevölkerung, die zum erheblichen Teil nordisch blond ist und eine stark vom Indogermanischen durchsetzte Sprache spricht. Daß diese Sprachbestandteile nicht die einzigen Zeugen und Äußerungen

nordischen Einschlags sein werden, läßt sich von vornherein vermuten. Ein Rückschluß darauf ergibt sich auch daraus, daß gerade bei den am reinsten nordischen Völkern, bei den Germanen, das Alte Testament und davon besonders wieder die Urgeschichten und die von den ersten Königen in ungewöhnlichem Maße wieder lebendig wurden. Sie konnten das nur, weil sie zur Aufnahme verwandte Art antrafen. Schließlich gilt den Germanen, zumal seit der kirchlichen Erneuerung, das Alte Testament in jenen Stücken weit mehr als den Juden; sie sind nicht müde geworden und werden nicht müde, es nachzuschaffen, neuzugestalten, ja die „Bibelsprache" hat als solche bei ihnen viel stärker auf die allgemeine Schriftsprache gewirkt, als es bei Romanen oder Slawen der Fall war. Auch dies erklärt sich aus verwandter Art. Denn die Erzählweise der Germanen — die isländischen Sagas, die von etwaigen Einflüssen noch frei sind, beweisen das — berührt sich mit ihren schlicht aneinander gereihten Sätzen enge mit der biblischen. Der Einfluß des Latinismus drohte dann das Germanische seiner Art zu entfremden, wie er in die romanischen Sprachen — die Sprachen der germanischen Herren in den ehemals lateinischen Ländern — tatsächlich eine ihnen ursprünglich fehlende Satzfügung mit langen Perioden gebracht hat. Bei den Germanen führte die Schlichtheit der von ihnen stets hochgehaltenen Bibel immer wieder von diesen Abwegen zurück.

Spricht das geistige und seelische Verstehen gewisser Stücke der Bibel durch nordische Völker schon an und für sich für urtümliche Verwandtheit mit den Menschen, denen jene Mythen eigneten, so führen die Stoffe zum Teil selbst nach Norden als ihrem Ursprunglande. Dupuy und Volney-Chasseboef haben dies schon im 18. Jahrhundert erkannt. Es handelt sich um die Sonnenmythen. Die Verehrung der Sonne als guter Gott ist nur im Norden möglich, wo sie in der Tat alles Leben weckt, im Süden nicht, wo sie in den Zeiten ihrer höchsten Kraft das Leben tötet. Ihre Geburt zu feiern, hatte nur der nordische Mensch Anlaß. Aber auch nur für ihn ward sie aus Winternacht neu geboren. Und er feierte diese Geburt zugleich mit der Neuentzündung des Feuers für seinen Herd, wie dies von den alten Germanen genugsam bekannt ist. Der kürzeste Tag, der 25. Dezember, war dieser Festtag, an dem darum auch der Heiland geboren wird. Nur im Norden auch beschreibt die Sonne am Himmel eine Spirale, und je höher man nach Norden kommt, eine um so engere, im Süden dagegen zieht sie nur in einem ziemlich schmalen Gürtel ihre tägliche Bahn. So haben alle spiralförmigen

Schmucksachen als Sonnenlaufgleichbild im Norden ihren Ursprung und ingleichen jene Trojaburgen, die auf der flachen Erde oder in Bauwerken die Spirale nachahmen. Es sind die Labyrinthe des Südens, in deren Mitte die Labrys, das Doppelbeil, als Gleichnis der Weltschöpfung aufgestellt war. Die Feier, die da gehalten wurde, bestand zunächst in einem gottesdienstlichen Tanz, wie er in Schweden noch heute auf den dortigen „Tröburgen" getanzt wird, wobei aber streng darauf geachtet werden muß, daß man in der Richtung des Sonnenlaufes tanzt, nicht etwa dagegen, was unheilbringend wäre. Hierüber lese man die volkstümliche Schrift „Der Zug vom Norden" (1906) von Willy Pastor. Aber schon Carus Sterne (Ernst Krause) hat in seinen Arbeiten „Die Trojaburgen Nordeuropas" (1893) und „Die nordische Herkunft der Trojasage" (1893) dies eingehend dargelegt. Auch bei den Trojaburgen ist das klar ersichtliche Ausstrahlgebiet der germanische Norden, doch bis nach Kreta, bis nach Kleinasien und Ägypten hinein gibt es Labyrinthe; die alten Etrusker prägten ihre „Truja" in Münzen, die Römer ritten ihr Trojaspiel.

Wo immer also der Sonnenmythos der Sonne als gutem Gotte gilt, ist nordische Herkunft anzunehmen und dies besonders in allen Fällen, wo von ihr Dinge erzählt werden, die sich in den Mythen des indogermanischen Völkerkreises ebenfalls finden.

Am klarsten ist Simson (Schimschôn) als Sonnengott gezeichnet. Seine Name schon — von schem^{e}sch Sonne — bedeutet „kleine Sonne". Wie stets im nordischen Mythos verknüpft sich mit der Sonnenlegende der Erlösergedanke. Die Geburtgeschichte Simsons (Richter XIII) stimmt fast wörtlich mit der Johannes des Täufers und Jesu im Neuen Testament überein:

> Es war aber ein Mann zu Zarea von einem Geschlecht der Daniter, mit Namen Manoah, und sein Weib war unfruchtbar und gebar nichts. Und der Engel des Herrn (der Engel Jahwes) erschien dem Weibe und sprach zu ihr: Siehe, du bist unfruchtbar und gebierest nichts; aber du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem kein Schermesser soll aufs Haupt kommen. Denn der Knabe wird ein Verlobter Gottes sein von Mutterleibe; und er wird anfahen, Israel zu erlösen aus der Philister Hand. (Luther.)

Die Taten des Sonnenhelden, die bei Herkules noch die ursprünglichen zwölf der zwölf Tierkreisbilder sind, welche die Sonne in ihrer Jahresbahn durchläuft, findet man bei Simson nur unvollständig. Aber die Tötung des Löwen — der Löwe ist das Sternbild der Sommersonnenwende — durch Simson wie Herkules, war schon dem alten Kirchen-

geschichtschreiber Eusebius von Caesarea so auffällig, daß er Herkules für eine „heidnische Nachahmung Simsons" erklärte, darin der richtige Vorgänger aller neueren Wissenschaftler, die Urbild und Nachbild vertauschen, vom Süden und Osten nach dem Norden gekommen sein lassen, was vom Norden nach Süden und Osten kam. Als Sonnengestalt im Sinne des Nordens erweist sich Simson klärlich bei seinem Untergang: die Haare — die Sonnenstrahlen — werden ihm abgeschnitten, und da verliert er seine Kraft, er wird gar geblendet und ins Gefängnis geworfen. Aber es naht das Fest, da alle trunken sind — es ist das die übliche Neujahrsfeier —, und da steht Simson zwischen den zwei kosmischen Säulen des Sonnentores (man denke an die Säulen des Herkules) und wendet die Zeit: die bisher Sieger waren, die Mächte der Finsternis, in der Verörtlichung und Verzeitlichung die Philister, gehn zu Grunde. Auch Simson, die alte Sonne, stirbt, wie alle diese Sonnen- und Erlösergestalten in der Vermenschlichung ihren irdischen Tod haben, aber die Zeit der Freiheit von den Mächten der Finsternis, des neuen Lebens, bricht an.

Nordisch wie der Sonnenmythos in seiner gekennzeichneten Sondergestaltung ist auch der damit engstens verbundene Erlösermythos. Die Sonne selbst ist Erlöser aus der Nacht des Tages und des Jahres, sie ist die stets sterbende und stets wiedererstehende, und alles, was den Menschen, zumal den nordischen Menschen, bewegt, wird in ihr und ihrem täglichen und jährlichen Lauf verbildlicht. Die Sehnsucht aus der Winternacht nach dem jungen Frühlingssonnenlicht wird der Sehnsucht nach Freiheit aus leiblichen und geistigen Nöten gleichgesetzt. Die Gestalt, die so als Sonnen-Erlöserheld entstand, wird später vertieft, mit der ganzen sich immer steigernden Verfeinerung des Empfindungslebens begleitet. In den ältesten Überlieferungen ist der Mythos noch ohne die Empfindsamkeit, die ein weichlicheres Geschlecht bei dem bloßen Gedanken an den Tod des Heilands Tränen vergießen läßt.

Sehr alt muß die Erkenntnis sein, daß das irdische Feuer von derselben Art ist wie die Sonne am Himmel. Ob die Kunst des Feuermachens erst von den Weißen erfunden wurde, ob sie schon den schwarzen Vormenschen bekannt war, braucht hier nicht untersucht werden. Gemein ist allen Indogermanen ein besonderer Feuerdienst, der in den Weden noch ganz unzweifelhaft klar ist: das Feuer, Agni (= ignis), entsteht durch Aneinanderreiben zweier Holzstücke auf mystische Weise, sitzt als Fünklein auf dem „mütterlichen Schoße" — Isis mit dem

Horuskind, die Madonna mit dem Bambino —, ist nun das „Kind", das sorglich gehütet, genährt, gesalbt und verehrt wird. Das war der tägliche Dienst der wedischen Priester, das Agnihotra. Verschiedene Züge des Feuer-Kindes wurden alsbald der Sonnenlegende eingefügt. Eine typische Heilandgestalt, die Jahrtausende älter ist als die des neutestamentlichen „Gesalbten" (Christos) entstand so. Wohin immer nordische Stämme kamen, ließen sie in Sagen, die an Ort und Stelle sehr bald nicht mehr verstanden wurden, Spuren davon zurück, gerade so wie in unseren Zeiten Missionare bei Feuerländern und afrikanischen Pygmäen den christlichen Heiland predigen und dessen Namen und Legende zurücklassen, wenn sie selbst wieder fortgezogen oder gefressen worden sind.

So darf man denn alle Erlösergestalten der Bibel — des Alten wie des Neuen Testamentes, die mir als Einheit gelten — als nordisches Urgut betrachten, nicht aber etwa in allen Einzelzügen. Eine weitblickende Mythenforschung ist emsig am Werke, allen diesen Spuren nachzugehn und auch die Einzelzüge zu bestimmten Gruppen zusammenzuschließen. Ich habe mich hier damit nicht zu beschäftigen, nenne nur die Namen Wolfgang Schulz, Georg Hüsing und Eduard Stucken, in deren Arbeiten unglaublich reicher Stoff zusammengetragen und zum Teil schon höchst glücklich gesichtet und geschlichtet ist.

Erlösergestalten haben wir namentlich in den gleichlaufenden Moses und Josua. Moses trägt den Namen des jungen Feuers „das Kind" — mesu im Ägyptischen, aus Namen wie Tut-mosis bekannt — und ebenso Josua den Heilandnamen Jesus, der Gott-Helfer bedeutet. Freilich sind mit den Legenden von Moses und Josua als Sonnen-Erlöserhelden zahlreiche Züge aus der Mondlegende verquickt worden, was zunächst das Erkennen der ursprünglichen Züge einigermaßen erschwert. Schulz und Hüsing nehmen die Mondlegende überall als die Grundlage an, doch gerade bei dem zwölfmal im wechselnden Jahre sich erneuenden Mond, der gar keine besondere Zeit heraufführt, dessen „Tod" oder Fahrt in die Unterwelt der Natur weiter gar keinen Nachteil bringt, kein Absterben der Pflanzenwelt verursacht, konnte doch nicht an einen „Erlöser" gedacht werden. Der Monddienst kann schließlich überall stattfinden. Nur eines freilich ist auch hier zu vermerken: er setzt eine so genaue Beobachtung und Zusammenstellung der Beobachtungen voraus, daß er nur bei geistig hochentwickelten Völkern möglich ist, nicht bei so stumpfen, wie sie den Pol- und den Gleichergürtel einnehmen.

Der nordische Sinn griff über das Jahr als Zeitmaß hinaus und schuf

sich Weltjahre, wechselndes Aufblühen und Vergehn der Welt in großen Zeiträumen, und der jährliche Erlöser wurde damit zu dem Erlöser für ein solches Weltjahr. Es ist noch nicht betont worden, daß in den nordischen Menschen die Erinnerung an die Zeit des Eises und der großen Eisschmelze, der sie ihre Entstehung als Sondergattung verdanken, mitgesprochen haben muß. Auch diese Eiszeit hat nur ein nördliches Gebiet betroffen, so daß die Sagen von einer alles vernichtenden Wasserflut also nur hier entspringen konnten, ganz so wie die von der sterbenden und auferstehenden Sonne. Bei den südlichen Völkern sind diese Sagen demnach klar ersichtliches Fremdgut, mag man sie auch noch so weit verbreitet finden, wie heute denn schier alles Negervolk Hosen und zumeist gar auch schon Hemden trägt, deren Herkunft aus dem Norden wohl selbst die bedenksamsten „Forscher" nicht leugnen werden.

Mit der Flutsage hängt deren Umkehrung, die von dem Paradiese in urferner Vorzeit und gleich ferner Zukunft notwendig zusammen. Die Beobachtung, daß nach der Eiszeit die Welt immer heißer wurde, bestimmte es wohl, daß man — auch im Gegensatz zur Wasserflut — an eine Feuerflut dachte. Die Bibel läßt diese Feuerflut sogar in schon geschichtlicher Zeit eintreten: der Untergang von Sodom und Gomorra, die aber eine ganze Weltzeit versinnbildlichen. Die Anwendung auf das Moralische — denn die Menschen werden ihrer Sünden wegen vertilgt — ergab sich von selbst. Der Sündenbegriff zwar ist dem nordischen Menschen in seiner Reinheit, so im Einzelnen wie in größerer Gruppe, wesensfremd. Er ist der Ausdruck der ewigen Sklavennatur aller Unrassigen, die von einer rassisch überlegenen Schichte beherrscht und nun in ihren Mulattentrieben gehemmt und gesetzlich beschränkt werden. Aber wohin die nordischen Menschen kamen, verfielen sie alsbald der Rassenmischung, sahen — in ihren Besten — das Immerschlechterwerden der „Welt", und das Ergebnis war der tatsachengemäße Pessimismus. Dies erklärt uns, warum wir bei den nordischen Völkern, neben der unbedingten und unbekümmerten Herrenhaftigkeit schon so frühe auch den Pessimismus in bezug auf Einzelleben und Weltleben finden, warum sich so frühe im Südosten, bei Ägyptern, Sumerern, Elamitern, ein Sündenbewußtsein entwickelt, das den christlichen Begriff der Erbsünde, diesen echtesten Ausdruck der in sich unsicheren Mischrassigkeit, vorbereitet.

Wir haben in der Bibel einen aus zwei Quellen zusammengearbeiteten Flutbericht, dessen Übereinstimmung mit dem babylonischen uns längst vor der Auffindung der Keilschrifttexte bekannt war. Die Griechen über-

lieferten uns nämlich Berichte des babylonischen Priesters Berossos, der für Antiochus Soter ein Werk über babylonische Kultur in griechischer Sprache schrieb. (Beiläufig: Antiochos gab sich durch seinen Beinamen Soter = „Erlöser" selbst als den Bringer einer neuen Weltzeit, als Heiland.) Jetzt sind uns eine ganze Reihe von weit älteren Sündflutberichten bekannt geworden, der älteste — aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend — ein Bruchstück noch in sumerischer Sprache, der ausführlichste als Einlage im Gilgamesch-Epos, das ja auch ganz und gar auf dem Sumerischen beruht. Wichtig sind aber für meine Darlegungen nur die indogermanischen Darstellungen, die eben zeigen, daß es sich hier um Gemeingut der nordischen Völker handelt. Danach hatten ebenso die Eranier, die Inder, die Griechen, Germanen und Slawen entsprechende Flutsagen[1]. In den Weden, im Mahabharata, im Brahmana der „hundert Pfade" (Shata-patha-brâhmana), das überaus altes Sagengut überliefert, im altpersischen Wendidad, einem Teil des Zendawesta, finden wir die Geschichte der von den Göttern verhängten Flut, der nur ein einzelner Mann — im Indischen Manu, im Altpersischen Jima, der Dschem-schid Firdusis —, der Begründer der neuen Weltzeit, entrinnt. Von den Griechen bietet Pindar in der neunten olympischen Ode ein gleiches Zeugnis. Hier sind es Deukalion und Pyrrha (die „Blonde"), die nach der Wasserflut vom Parnaß herabsteigen und der Welt das neue Geschlecht geben. Ebenso liest man in der Edda (Vafthruthnismól):

> Unzahl Winter vor der Erde Erschaffung
> Geboren ward Bergelmir;
> Das weiß ich als erstes, daß der witzige Jote (Riese)
> Geborgen ward im Baumstamm (Boot).

Ingleichen erzählt die prosaische Edda (Gylfaginning): „Die Söhne Burs töteten den Riesen Ymir, und da er fiel, floß aus seinem Körper so viel Blut, daß sie darin alle Reifthursen (Reifriesen) ertränkten. Nur einer davon entkam mit den Seinen. Er ging in seinen Baumstamm mit seinem Weibe und rettete sich darin, und daher stammen die (jüngern)

[1] Was sich an gleichlaufenden Schriftdenkmälern und Vorstellungen im ganzen Kreise der Kulturvölker findet, hat der evangelische Theologe Alfred Jeremias in seinem überaus wertvollen Werke „Das Alte Testament im Lichte des alten Orients" (Leipzig, 3. Auflage, 1916) zusammengestellt. Nur die orientalischen Quellen bietet das ebenso verdienstliche Werk von Hugo Greßmann, Arthur Ungnad und Hermann Ranke „Altorientalische Texte und Bilder" (1. Band, Tübingen 1909).

Geschlechter der Reifthursen." Das Blut Ymirs ist das Wasser, wie dasselbe Stück vorher ausführt.

Ebenso wie die Flut sind die Urgeschichten davor Gemeingut der nordischen Völker und zumeist auch schon im Sumerischen aufgezeichnet. Nur wenig in den ersten neun Abschnitten der Genesis (mit Weltschöpfung, Paradies und Sündenfall, Abels Ermordung und Sündflut) gehört der palästinensischen oder jüdischen Überlieferung an.

Die Schöpfunggeschichte ist im biblischen Bericht ziemlich verblaßt. Es heißt da: Elohims Geist (Hauch) habe auf den Wassern „gebrütet" (mracheph^{e}th), aber vom Weltenei, das er da ausbrütet, ist nichts gesagt. Der Übergang fehlt damit. Im Shata-patha-brahmana entsteht aus dem Ei zunächst ein Urwesen, der eigentliche Schöpfer, der dann durch sein Wort Erde, Luftraum und Himmel erschafft. Aus ähnlicher Vorstellung dichtet der wedische Sänger (vor 1000 v. Chr.):

Es war einmal, da gab's nicht Sein noch Nichtsein,
Den Luftraum nicht und nicht den Himmel droben.
Wo und in wessen Hut dann barg sich alles?
War's in des Urmeers grundlos tiefen Wassern?

Da gab's nicht Tod, Unsterblichkeit nicht gab es,
Noch trugen Tag und Nacht nicht ihre Zeichen,
Des Einen Hauch nur war in unbewegter
Urwesenheit und nichts sonst außer diesem.

Nur Dunkel war, umhüllt von Finsternissen,
Schwall ohne Scheidung war zu Anfang alles;
Doch alles, was im Nichts verborgen ruhte,
Kraft der Betrachtung rief es in das Leben.

Die Liebe ist als erstes da entstanden,
Ursame ward sie jeder Geistesregung.
So aus dem Nichtsein ward das Sein geboren,
Wie es die Weisen fanden, eifrig forschend.

Von einem ging der Liebe Band zum andern.
Wer war von ihnen unten und wer oben?
Da die Erzeuger, dort die Muttermächte,
Hier Wesenskraft und dort Empfangenssehnsucht.

Wer kann in Wahrheit sagen, wer verkünden,
Wie und woher gekommen ist die Schöpfung?
Die Götter sind entstanden aus dem Einen,
Wer aber weiß, woher dies selbst gekommen?

Das Eine, dessen Schöpfung diese Welt ist,
Ob es gleich nur gegründet hat ihr Bauwerk,

Das sie nun überwacht aus höchstem Raume,
Ihm wird es kund sein — oder selbst auch ihm nicht?

Die geistige Höhe dieser indischen Auffassung erreicht keine spätere Darstellung im „semitischen" Kulturkreis. Der Dichter steht hier in echt nordischer Weise über den Göttern, die er, dessen bewußt, selbst erschaffen hat. Die Sprache ist schon ganz die der Philosophie. Die Kenntnis des Mythos wird vorausgesetzt.

Bei Eraniern, Griechen, Etruskern und Germanen finden sich je besondere Schöpfungmythen. Am vollständigsten überliefert uns die Vorgänge die Edda in der berühmten Kunde der Seherin Wala (Völuspá). Die Wichtigkeit dieses Denkmals rechtfertigt seine Wiedergabe in den hauptsächlichsten Strophen — ich übersetze nach der Edda-Ausgabe von L. Sijmons und Hugo Gering (1906):

In der Urzeit war es, da eitel nichts war:
Nicht Sand war noch See, noch Salzflut kühle,
Erde nicht gab es noch Obhimmel,
Nur Grund der Günne, doch Gras nirgend.

Den Boden da lüpften Burs Erzeugte
Und schufen Mittgarts schöne Auen.
Sonne schien südher aufs Siedelland,
Der Grund bewuchs sich mit grünem Lauche.

Da kamen die Asen aufs Idafeld,
Hof und Heiligtum hoch erbaun sie,
Gründen Herde, hämmern Gold,
Fertigen Zangen und vielerlei Werkzeug.

Sie zabeln im Hofe heitern Mutes
— Mangel an Golde gab es nimmer —,
Bis die drei Riesinnen herüber kamen,
Die mächt'gen Jungfraun aus Jotenheim.

Wurd heißt die eine, Wesen die andre
— Sie schnitzen die Lose —, die letzte Werden;
Sie bestimmten das Leben, legten es fest,
Der Menschenkinder, der Mannen Geschicke.

Ich weiß eine Esche, heißt Yggdrasil,
Den Hochbaum wässert weiße Flut;
Der Tau kommt dannen, der die Täler netzt,
Immergrün wächst er an Wurds Brunnen.

Daher einst kamen, hold und mächtig,
Aus den Scharen allen Asen drei;
Im Feld unmächtig fanden die
Esche und Ulme ohne Los.

Nicht Hauch noch Seele hatten sie noch,
Nicht Wärme, Bewegung, wonnige Farbe:
Hauch gab Odin, Höner Seele,
Lodur Wärme und wonnige Farbe.

Vom ersten weiß ich der Weltkriege dort,
Als sie Gullweig mit Geren stießen
Und sie in des Hohen Halle verbrannten,
Dreimal verbrannt, dreimal geboren...

Ich sah für Balder, den sanftesten Gott,
Odins Kind, die Kür erfolgen:
Dünn und sehr stattlich stand allda,
Dem Muld entragend, der Mistelzweig.

Aus diesem Baum ward, so dünn er schien,
Fährlicher Schmerzpfeil: den Schuß tat Hod.
Balders Bruder ward bald erzeugt:
Einnächtig erst focht Odins Sohn.

Haupt nicht kämmte er, Hände nicht wusch er,
Bis Balders Feind nicht auf dem Brandstoß lag.
Doch Frigg beweinte in den Wogensälen
Walhalls Wehe: — wißt ihr davon?...

Die Sprache dieser Dichtung, die des ferneren noch die Unterwelt (Hel), das Weltende und die neue Erde mit der Heimkehr Balders aus dem Reiche der Hel behandelt, ist die etwas künstliche und dunkle der Skaldenzeit. Trotzdem sind die zugrunde liegenden Vorstellungen klar genug. Ja, so verwunderlich bedünkte deren Übereinstimmung mit der Bibel einen Forscher wie Elard Hugo Meyer, daß er in seinen Schriften „Germanische Mythologie" (Tübingen 1893) und „Mythologie der Germanen" (Straßburg 1903), die Völuspá für eine skaldische Nachdichtung der ersten Abschnitte der Genesis erklärte, wobei er aber allerdings noch eine ganze philosophische und christlich-theologische Literatur von Plato bis Bernardus Sylvester zur Erklärung einzelner Züge heranziehen mußte. Man kann sich vorstellen, daß er jenes Lied aus dem Rigweda als von der ganzen griechischen und deutschen Philosophie von den Hylikern bis Eduard v. Hartmann abhängig erklären könnte. Eugen Mogk, der Leipziger Skandinavist, lehnt denn auch seine geistreichen Darlegungen ab, Alfred Jeremias jedoch, der Semitist, meint noch immer, die Mythen seien in alter Zeit von Babylon nach Norwegen gewandert.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der skaldische Dichter die biblische Gestaltung der Urmythen von schon getauften Zeitgenossen kennen gelernt hatte, aber dies eben mochte der Anlaß gewesen sein, die altheimischen

Mythen jenen entgegenzusetzen, zu zeigen, daß hier das Neue, das jene zu haben sich etwan rühmten, schon längst vorhanden sei. (Ähnlich sprach sich, wie ich nachträglich ersehe, der berühmte isländische Skandinavist Finnur Jónsson aus.) Man wüßte sonst nicht, warum er andernfalls dem biblischen Berichte nicht genauer hätte folgen sollen. In der Tat ist er in allen Einzelheiten selbständig. So ist, um nur eines hervorzuheben, in der Bibel der eine Weltbaum zu zweien geworden, zum Baume des Lebens und zu dem der Erkenntnis des Guten und Bösen; der Skalde kennt nur die Weltesche Yggdrasil. Auch das erste Menschenpaar ist nicht aus der Erde geknetet, wie die ägyptische und biblische Gestaltung will, sondern aus Bäumen erschaffen, und gerade aus jenen, womit seit der Urzeit das Feuer gerieben wurde, aus der härteren Esche, die den Mann darstellt, den Vater, und aus der weicheren, die Unterlage bildenden Ulme, die als Mutter bezeichnet wird.

Ebenso spielt sich die Geschichte von Kain und Abel nicht unter den neu erschaffenen Menschen, sondern, wie es einzig richtig ist, unter den Göttern ab. Auch der nachgeborene Seth hat hier seine in der Bibel ausgefallene Rolle: Odins Ersatzsohn für Balder wird, erst eine Nacht alt, dessen Rächer. Man erkennt hier auch die Grundlage: es ist die Sonne des neuen Jahres, die, kaum geboren, die des alten Jahres ersetzt, deren Töter, die Finsternis, überwindet. Daß übrigens Balder nicht das bloße Gebilde eines nachahmenden Skalden ist, bezeugt sich durch andere Nachrichten, die wir über ihn haben. So hat der isländische Edeling, dessen Haus der Skalde Ulfr (um 975) schildert, neben anderem auch die Leichenfeier Balders malen lassen: der Scheiterhaufen ist auf einem Schiffe zugerüstet, Götter erscheinen, Odin selbst mit seinen Raben. Nach Island waren ja die Anhänger des alten Glaubens geflüchtet. Die Geschichte von Kain und Abel ist in der Bibel ganz ins Menschliche gewendet, und darum ist ihr Zusammenhang mit den Mythen vom sterbenden und auferstehenden Gotte bisher, so viel ich sehe, nicht erkannt worden. Der Tod durch Brudershand mag das Erkennen verhindert haben. Denn zumeist stirbt der Gott durch ein tückisches Tier — so Adonis („Herr") durch einen Eber —, aber doch der phrygische Attis (bei Herodot) durch einen Speer. Der Vorgang, daß eine Handlung aus dem Astralischen ins Göttliche, dann ins Heldische und zuletzt ins Menschliche übertragen wird, ist bei der Anschauung des Altertums nur natürlich: das Himmlische hat sein Gleichbild im Irdischen, Makrokosmos und Mikrokosmos entsprechen einander. Immer kommen dann der neuen Um-

welt entsprechende Einzelzüge hinzu, und sehr oft — wie in den deutschen Märchen — kann nur noch der Forscher den ursprünglichen Kern erkennen.

Wie Weltschöpfung, Menschenschöpfung und Mythus von Kain und Abel, haben auch Paradies und Sündenfall ihre außerbiblische Bezeugung. Die Darstellung vom Paradies ist in der Bibel wohl unmittelbar aus dem Sumerischen genommen. Denn „Eden", wo Elohim den Garten pflanzte, ist ein sumerisches Wort (edinu) und bedeutet „Wüste", ingleichen das Wort ed für den „Quell", der da entsprang und sich in vier Ströme teilte: Tigris, Euphrat, Pischon und Gihon. Ich habe ausgeführt (in den Anmerkungen zu meiner Übersetzung des Buches Hiob), daß im Pischon der kolchische Phasis, im Gihon der kilikische Fluß dieses Namens, jetzt Dschihan, zu sehen sein wird, das irdische Paradies also in der Gegend gedacht ist, wo diese Flüsse entspringen. Auch sie aber sind nur Abbilder des himmlischen Paradieses, dessen Ströme die „Milchstraße" mit ihren vier Armen sind. Beide Vorstellungen verbindet und erklärt aufs beste die eddische Überlieferung von der Weltkuh Audumla, aus deren Zitzen vier Milchströme rannen. Aber der Genesis-Bericht über den Quell und die Ströme (V. 10—14) ist eine Einschaltung, wie längst erkannt ist. Dieser selbst berichtet nur von dem Aufenthalt der ersten Menschen im „Garten" und vom Sündenfall.

In den sumerisch-babylonischen Texten kommt das Paradies mehrfach vor. Edelsteintragende Bäume und Wunderquellen sind darin. Nach dem Vorbild dieser mythischen Parke wurden die babylonischen Gärten, die „hängenden Gärten" der Semiramis, angelegt. Deren Name „pardisu" ging als pairidaeza ins Persische und von da ins Hebräische, ins Griechische und in unsere Sprachen über. Die eranische Überlieferung kennt es als Götterberg Hara Burzati, dessen Wurzeln im Meere Worukascham liegen. Da wächst der Baum Gokuruan oder Wispatochma (Allsamen), auch Haoma genannt nach seinen goldenen Blüten, unter dem hervor die Quelle Ardwisura alle Flüsse in die Welt aussendet. Hier lebte der Urmensch Gayo Martiya oder Martiya, „Sterblicher" schlechthin genannt. Dessen Namen stimmt mit dem Adams nach meiner Deutung (in Kap. 5) überein. Leider hat sich eine vollständige dichterische Darstellung des Sündenfalls im Sumerischen und Babylonischen bisher noch nicht gefunden. Daß die „Sünde" vor allem im geschlechtlichen Verkehr bestand, bezeugt ein zweisprachiger sumerisch-babylonischer Text, der von einer „Magd" als „Mutter der Sünde" erzählt:

... Die Magd aß Missetat (ikkiba etakal),
die Magd, die Mutter (ama) der Sünde, tat Missetat.
Die Mutter der Sünde [erleidet] ein schmerzvolles Geschick,
[sie hat] ein Antlitz von Tränen verstört:
auf dem glänzenden Throne saß sie,
auf dem glänzenden Ruhebette lagerte sie sich,
Der Mann lehrte sie Beiwohnung, er lehrte sie küssen.
„Komm", [sprach sie da zu sich,] „wohlan, wir wollen zu ihm gehn,
zur Stadt, [die] zum Anstaunen [ist],
Zur Stadt Kullaba wollen wir gehn,
zum Backsteinbau von Uruk wollen wir gehn,
Zum Backsteinbau von Challab wollen wir gehn,
nach Charsagkalama wollen wir gehn,
nach Eturkalama wollen wir gehn,
zur Stadt, zum Backsteinbau Babylons.
Auf das Wort, [das] Ischtar sprach,
die Magd, die Mutter der Sünde, in den Staub sank sie;
sie blickte sie an mit dem Blick des Todes,
die Herrin schrie den Schrei: „Sünde!" sie erfaßte sie vorn an ihrem Haare,
die Magd, die Mutter der Sünde, am Fuß der Mauer fiel sie nieder...

Wir haben in der Bibel das unstete Umherwandern dem Kain zugeteilt, es betraf ursprünglich, wie man ersieht, das „Weib". Daß auch im sumerisch-babylonischen Mythos die „Sünde" durch Essen der verbotenen Frucht geschah und der Tod dadurch in die Welt kam, bezeugt ein sumerisches Bruchstück, wonach ein Mann „nahm und aß" und zur Sterblichkeit verflucht wurde:

... Die Pflanze] AM-HA-RA berührte er,
... ihre Frucht?] aß er.
... sie [des Mannes Weib?] kam zu der Pflanze, die ihr zum Geschick wurde.
„Hinfort soll er kein Leben sehen, bis er stirbt."

Die Verführerin zur „Sünde" scheint auch hier die Schlange, d. h. ein Dämon in Schlangengestalt gewesen zu sein, wie ein solcher dem Gilgamesch das Kraut der Verjüngung hinterlistig raubt. Die Auffassung des Geschlechtverkehrs als „Sünde" ist kennzeichnend für den oben erwähnten frühen Pessimismus. Im Sumerischen betrifft übrigens der Fluch anscheinend nur das Weib, das ja in Schwangerschaftbeschwerden und Gebärensschmerzen allein die „Folgen" zu tragen hat. Ebenfalls aus dem nordischen Gefühl entspringt der Gedanke, im Paradies habe der Mensch „unschuldig", ohne Geschlechtverkehr gelebt. Es ist nicht das Paradies der Kindheit, woran da gedacht ist — solche Empfindsamkeit steht dem frühen Altertum fern —, sondern eine gewisse Feindseligkeit

gegen die Regungen des Geschlechttriebes. Anders als der Schwarze, dem das faire l'amour alles gilt, kennt der später reifende nordische Mensch ja noch so viel andere und geistigere Genüsse, findet sich durch seinen Trieb so oft gestört, von seinem „besseren Ich" abgezogen. So hat denn die Legende vom „Sündenfall" erst der Germane wieder in ihrer Tiefe erfaßt.

7. Die Habiru

Es war bisher fast ausschließlich von den fremden Bestandteilen im späteren Judentum die Rede, wie es nicht anders der Fall sein müßte, wenn man die italienische, französische oder spanische Kultur vom Standpunkte der anthropologischen Geschichtauffassung aus behandeln wollte. Nicht stark genug kann auch betont werden, daß wir von einem Judentum im heutigen Sinne erst von Esra und Nehemia, ja eigentlich erst von der „Zerstreuung" an sprechen können.

Als die zwei Hauptstämme habe ich die dunkle oder doch jedenfalls dunklere Vorbevölkerung, die mit dem Namen Kanaaniter bezeichnet werden kann, und die hellen Herrenvölker aus dem Norden dargetan. Da sich die Juden noch so lange als hellhäutiges, blauäugiges, blondes Volk schildern, wie ich ausführlich erörtert habe (Kap. 3), ist anzunehmen, daß auch die Volkschaften, die ihrem engeren Kreise angehörten, schon ursprünglich diesen Typus hatten, obwohl uns darüber keine besonderen Zeugnisse vorliegen.

Alles spricht dafür, daß die Juden ein Teil der aramäischen Völkerwelle sind, daß sie erst in Palästina ihre Sprache mit der nahe verwandten kanaanäischen vertauscht haben. Doch auch in Palästina wurde seit der Perserzeit, die das Aramäische zur politischen Sprache der Westprovinzen des großpersischen Reiches machte, das Aramäische neben dem eigentlichen Hebräischen Schriftsprache, sie war es wohl schon eine Zeitlang vorher gewesen; und Teile des Buches Daniel sind darin abgefaßt und so noch einzelne Stücke. Später wurde es die Gemeinsprache der Juden. Die Bibelabschnitte wurden in den Synagogen in dieser Sprache verlesen, der „babylonische" Talmud ist darin verfaßt, die Evangelien haben in vielen Stücken aramäische Grundlagen gehabt. Es ist das ein Vorgang, der in der Ausdehnung des Hochdeutschen über den ehemals niederdeutschen Norden, in der des Dänischen über Norwegen seine Gleichläufe hat. Neuerdings spricht die einheimische Bevölkerung Palästinas und Syriens eine arabische Mundart.

Die Aramäer werden um etwa 1500 v. Chr. als Aramâja zum erstenmal genannt, um 1000 v. Chr. haben sich schon verschiedene kleinere Aramäerstaaten auf dem Gebiete der ehemaligen hettitischen herausgebildet oder sind mit diesen verschmolzen. Der wichtigste davon ist Damaskus, er zugleich der Mittelpunkt der Aramäermacht. Im Norden reichten die Aramäer nicht ganz bis zum späteren Antiochien, im Nordosten bis an den Euphrat und darüber bis nach Mesopotamien hinein. Die Phönizier an der Küste hatten ihren eigenen Staat, der aber mehr eine Hansa des Altertums war, erst mit Sidon, dann mit Tyrus an der Spitze. In Palästina erlangten um dieselbe Zeit die hebräischen Stämme die Vorherrschaft, südlich vom Toten Meer die Edomiter. Obwohl staatlich von den Juden geschieden, gehören doch auch die Phönizier und ebenso die Edomiter derselben Völkergruppe an.

Nach der Bibel kam Abraham, der Stammvater der Juden, aus „Ur in Chasdäa". Abrahams Ahnenreihe wird im 11. Kapitel der Genesis gegeben. Darin werden die Stämme, wie auch sonst im alten Orient und in der Bibel insbesondere, als Personen betrachtet; die Weise ist die, wie wenn es bei uns etwa hieße: Germania hatte zur Tochter Saxonia, Saxonia hatte zur Tochter Hammonia. Aber selbst merksame Ereignisse treten in solchen Ahnenreihen als Personen auf, als sagte man: Hammonia hatte zum Sohn den großen Brand, der wieder Neuhamburg erzeugte. Ingleichen werden Gottesnamen als Namen für dessen Verehrer gegeben, wie ja auch die Assyrer und Edomiter solche Namen tragen. Ich gebe hier die Nachkommen Sems mit beigeschriebenen Erläuterungen nach dem besagten Abschnitt:

Schem, Gottesname nach Kap. 4.

Arpachschad, 'rpksd, besser als Urpha-Chasd (urpha khes^{e}d), Urpha der Chesed, der Chasdäer zu lauten; s. u.

Schelach, „Speer"; der Gott gekennzeichnet durch seine Waffe. Vgl. Metu-salah, „Mann des Speers".

Heber, 'êbher, der Namengeber für die Hebräer.

Peleg, „Spaltung"; Zeugnis für das wichtige Ereignis der Spaltung des Volkes in Unterstämme.

Re'u, Gottesname; vgl. den Namen Re'u-el „Re'u (ist) Gott."

Serug, Stadt und Landschaft nördlich von Haran.

[Nahor, irrtümlich eingefügt; s. u.]

Therach, Gottesname, Tarchu, Tarkon nach Kap. 3.

Drei Söhne: Abram (Gottesname), Nahor (Gottes-, Stadt- und Stammname), Haran (desgl.).

Es heißt dann: „Therach nahm seinen Sohn Abram und Lot, seines

Sohnes Haran Sohn, und Saraj, seine Schnur, seines Sohnes Abrams Weib und führte sie aus Ur[-] in Chasdäa hinweg, um ins Land Kanaan zu ziehen; so kamen sie bis Haran und blieben daselbst ... da starb Therach in Haran ... Dann zogen sie aus und gelangten ins Land Kanaan."

Wir haben keine Ursache, diesen Bericht anzuzweifeln. Der Weg, worauf die Nachkommen Hebers, die Hebräer, selbst ins Land gekommen sein wollen, ist klar: aus einem Wohnsitze nördlich von Haran, das in Mesopotamien auf der Höhe des kilikischen Winkels liegt, sonach wohl aus dem dort zu findenden Urfa, nicht aber, wie die meisten annehmen, aus dem über tausend Kilometer südöstlich am unteren Euphrat liegenden Ur. Die Verwirrung entstand dadurch, daß der spätere Berichter von dem Urfa der Chasdäer nicht mehr wußte — ein Stamm Chesed wird als dem Abramvolke verwandt in Gen. XXII 22 genannt —, sondern dafür einfach das bekannte chaldäische Ur in Südmesopotamien einsetzte, das aber erst viel später (um 1000 v. Chr.), da die Juden längst in Palästina wohnten, zu Bedeutung gelangte. Nicht unmöglich ist es, daß die Chaldäer (hebr. Chasdäer), die ja wie die Hebräer ein aramäischer Stamm waren, zur Zeit der Abwanderung des Abramvolkes noch im Norden saßen und jenem Stamme Chesed gleichzusetzen sind.

Bemerkenswert ist hier noch — man darf nicht vergessen, daß in solchen Geschlechterreihen das morgenländische Altertum verdichtete Geschichte gab und geben wollte —, daß Haran die Hauptstadt des Monddienstes im Norden war, daß Abram einen Mondgottnamen trägt und Lot den mit ihm „enge verbundenen" bedeutet; Lot ist neben dem Lichtmond Abram der Dunkelmond, die einander ergänzen. Das sind die Dioskuren, die gewöhnlich eine neue Weltzeit eröffnen — man denke nur an Romulus und Remus in der etruskisch-römischen Sage, an Agamemnon und Menelaos bei Homer —, und als dritte gesellt sich dazu Saraj = Sarah, die, wie auch schon längst erkannt worden ist, Sonnengepräge trägt. Ihr Name wurde als babylonisches scharratu „Fürstin" gedeutet, was ein Beiname der Mondgöttin (Ischtar) ist, doch fehlt darin die Erklärung der Doppelform des Namens und der Übertragung auf eine Sonnengestalt. Ich weise darauf hin, daß die Sonne im Arischen nebeneinander sura und surya heißt. Immerhin ist aber auch die ursprüngliche Mondgestalt Helena im griechischen Mythos Sonnengestalt geworden. Das Verschwinden der Sonne im Winter ist durch Saras Aufenthalt in Ägypten und ihre Einholung in den Palast des Pharaos wiedergegeben, welche Handlung sich in Gerar, von einer

anderen Quelle berichtet, wiederholt; Sara gilt in beiden Fällen als Schwester Abrams. (Mond und Sonne sind sehr oft Geschwister.)

Ägypten ist überhaupt das Land der Bedrängnisse und der Todesschrecken für die Bibel. Warum das, ist nicht mehr ganz klar. Vielleicht, weil man sich das Paradies im Norden dachte, woher man als nordisches Volk kam, wo man die Vergangenheit in üblicher Vergoldung sah, und als Gegensatz nun den äußersten Süden für das Land der Mühsal, der Knechtschaft, der Unterwelt wählte, vielleicht auch nur, weil Ägypten in der Zeit der Landnahme und noch bis tief in die Königzeit hinein eine gewiß nicht immer gelinde Oberhoheit über Palästina ausübte, vielleicht, weil dorther mit wichtigen anderen religiösen Begriffen und Vorstellungen — der Erlöser Moses trägt einen ägyptischen Namen, wie schon erwähnt wurde (Kap. 6) — auch die Sondervorstellungen von der Unterwelt kamen, vielleicht aus allen diesen Gründen und noch anderen zusammen.

Man hat sich zu einer Zeit, vor etwa fünfzig Jahren, bemüht, aus den alten Überlieferungen den geschichtlichen Kern herauszuschälen, so aus dem Zuge um das goldene Vließ, so aus dem Kampf um Troja; man hat dies auch bei den biblischen Geschichten tun wollen. Aber hier liegt die Sache doch anders. Argonautensage und trojanischer Krieg sind Dichtung, wollen nicht mehr sein, waren für die alten Griechen selbst nichts anderes, die Bibel jedoch gibt an nicht wenig Stellen bewußter Weise Geschichte (und Völkerkunde), so auch zweifellos in dem Stücke von Abrahams Abstammung und Herkunft. An uns aber ist es, den Überlieferer in seinem Sinne zu verstehn. Ich habe oben schon angedeutet, wie dies zu geschehn hat. Abram, Lot und Saraj-Sara, die von Urfa in Chasdäa ausziehn und über Haran nach Kanaan kommen, sind nicht Personen, auch nicht Stämme, sondern die drei Götter ihres Volkes, die diesen Weg mit dem Volke nehmen, ganz so wie „Christus" Jahr um Jahr zu den schwarzen und gelben und roten „Heiden" hinauszieht und dort „Boden gewinnt". Der Zug des Gottes ist mithin der seines Volkes. Schließlich fanden Abram und Saraj-Sara Kultstätten in Palästina, vor allem wurden ihre Gräber verehrt, wie Gottesgräber stets von den ältesten Zeiten an bis zum heiligen Grab in Jerusalem und zu all den Gräbern der unzähligen katholischen Heiligen. In höchst bezeichnender Weise erkauft der Gott das Grab für die Göttin von den Hettitern, die zunächst noch Herren im Lande sind, während er als „Fremdling und Beisasse" gilt (Gen. XXIII). Die halbwegs rassereinen Völker

waren ja nie engherzig in der Gewährung der Kultfreiheit, sie ließen jeden nach seiner Façon selig werden. Auch die Juden hatten in ihrer besten Zeit diese Duldsamkeit, das Christentum allerdings erhielt sie erst nach langem Kampf mit seinem kirchlichen Geiste und im Grunde doch nur bei den am reinsten nordischen Völkern.

Dies ist, was wir von den Juden selbst über ihre Herkunft erfahren: Sie kamen über Haran im nördlichen Mesopotamien aus einem noch nördlicher gelegenen Sitze, Urfa in Chasdäa. Ihr Gott Abram, der nebst der Göttin Saraj-Sara später eine Kultstätte in Hebron hatte, gilt als Nachkomme Hebers und wird an anderen Stellen geradezu der Hebräer genannt. Unter diesem Namen nun begegnen wir dem Judenvolke zuerst in der Geschichte. In den Tell Amarna-Briefen bittet Puti-Chipa, der Fürst von Urusalim (Jerusalem), den ägyptischen Oberherrn um Hilfstruppen gegen die „Habiru", zu denen schon eine Stadt in seinem Gebiete, Bît-Lahama (Haus der Gottheit Lahama), das spätere Bethlehem, abgefallen sei. Die andere Ortschaft, die genannt wird, mit der die Habiru gemeinsame Sache machten, ist Kilti, das biblische Keîla wenige Kilometer weit nordwestlich von Hebron, so daß also auch hier auf eine erste Niederlassung in derselben Gegend hingedeutet wird. Puti-Chipa trägt einen hettitischen Namen (vgl. Kap. 3). Es heißt später noch von den Habiru, sie plünderten alle Länder des Großkönigs, dessen Land sei zu ihnen abgefallen, Südpalästina sei auf ihrer Seite, das Land Sichem gehöre ihnen bereits.

Zu dieser Zeit, um 1400 v. Chr., kamen also die Hebräer als Erobererstamm ins Land. Man neigt dazu, den Namen von hebräischem ʻêber „jenseits liegende Seite" abzuleiten, wonach die ʻibrîm die von jenseit [des Jordans] gekommenen wären, wie man etwa in Sachsen von den „Überelbischen" spricht. Mir scheint dies nicht zutreffend. Zwar gebraucht die Bibel den Namen zumeist im Munde von Nichtjuden, aber die Ursache davon ist, daß fast immer nur von einzelnen Stämmen gesprochen wird, und daß zumal in späterer Zeit, die unsere Quellen gestaltete, Israel and Juda, die beiden Hauptteile des Volkes, einen von der Gemeinsamkeit ablenkenden Gegensatz bildeten. Ich verweise darauf, daß das illyrische Epirus einen ganz ähnlichen Namen trägt, der von albanischem epër „oben" (vgl. griech. hyper) abzuleiten sein und „Hochland" bedeuten wird. Hebräisches ʻêber kann ebenfalls hierher gehören, doch nicht im Sinne von „über", sondern in dem von „ober". Daß die Juden den Namen nicht in diesem Sinne verstanden, ist sicher, ebenso aber auch,

daß sie die doch so naheliegende Ableitung von ʻêber „über" nicht verzeichnen, während ihre Überlieferung sonst von volkstümlichen Wortdeutungen voll ist; ʻibrîm heißt eben im Hebräischen nicht die „Jenseitigen".

Die Folge der Namen Sem: Arpachschad (Urpha-Chasd): Schelach (Speer): Heber: Peleg (Spaltung), Re'u (Gottesname), Serug, Therach, Abram möchte ich im Sinne der dargelegten altmorgenländischen Geschichtschreibung folgendermaßen verstehn: Der Ursitz des mit anderen Semverehrern verwandten Volkes war Urpha in Chasdäa. Dort lebten sie in kriegerischem Sinne als Diener des Speer-Gottes im Oberland. Dann trat eine Spaltung ein. Unter dem Schutze des Gottes Re'u zogen sie zunächst nach Serug — eine Landschaft nördlich von Haran —, wo Therach (Tarchu, Tarkon) ihr Gott wurde; unter dem Schutze von Abram, dem Mondgotte, dem echten Wanderer, unternahmen sie dann den weiten Zug nach Kanaan.

Es ist nicht unmöglich, daß in jener Genesis-Stelle (XIV), worin Hammurapi als „Amraphel" erwähnt wird, eine seltsam verkapselte Erinnerung an ein uraltes kriegerisches Zusammentreffen des Abram-Volkes mit Hammurapi selbst vorliegt, wenn es auch reines Wahngebilde ist, was der Überlieferer sonst von Abram erzählt. Die Handlung geht an Unterweltstätten vor sich, und bezieht Totengeister und allerlei Gespenster mit ein, wie man es selbst in den volkstümlichen und geradezu ängstlich behutsamen „Schriften des Alten Testaments in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von H. Greßmann, H. Gunkel u. a." (1911) angegeben findet.

Jedenfalls sind nach allen rein geschichtlichen Nachrichten die Hebräer durchaus kein Beduinenstamm gewesen, der irgendwoher aus der arabischen oder syrischen Wüste gekommen ist, wie manche Forscher es ihren Hörern und Lesern vordichten (diese Vorstellungen vom Beduinentum erreichen zumeist nicht die Greifbarkeit und Wahrhaftigkeit Karl Mays), sondern ein Erobererstamm, wie so viele vorher, nur wohl ein ziemlich kleiner, so daß er das Land nicht einfach überschwemmte, sondern, die verworrene Lage unter der Oberhoheit des im Innern erschütterten Ägyptens sich zu Nutze machend — es war die Zeit der religiösen Neuerungen Amenophis' IV. —, Stadt um Stadt für sich gewann und sehr bald schon, im Einvernehmen mit manchen Städten im Lande selbst, Kultstätten für seine Götter gründen konnte.

Wir erfahren nichts aus der nächsten Folgezeit. Ramses II. kämpfte

1298 v. Chr. in Kadesch am Orontes gegen die Hettiter, besiegte sie nach seiner Darstellung und schloß am Ende (1280 v. Chr.) einen Vertrag mit ihnen, wonach sie einander in ihren Gebieten unbehelligt lassen sollten. So blieb Palästina bei Ägypten. Ramses herrschte siebenundsechzig Jahre; 1237 folgte ihm sein dreizehnter Sohn Menephta, vielleicht der Sohn jener Hettiterin, die Ramses im vierundfünfzigsten Jahre heiratete. Schon in der ersten Zeit seiner Herrschaft hatte Menephta Unruhen in Palästina zu unterdrücken. Er läßt darüber berichten:

Die Fürsten werfen sich nieder und sagen „Heil!" (schalôm, auch „Friede")
Keiner erhebt sein Haupt unter den neun Bogen.
Verwüstet ist Libyen, Cheta in Frieden,
Kanaan verwüstet und übel daran,
Gefangen geführt ist Askalon,
Gepackt Gezer, Jenoam vernichtet,
Israel — seine Leute sind wenig, sein Same ist all dahin,
Charu (Aryaland = Syrien) ist zur Witwe geworden gegenüber Ägypten.
Alle Länder insgesamt halten Frieden,
Alle Aufrührer wurden gezüchtigt
Durch König Binerê, den Sohn der Sonne,
Menephta, dem Leben gegeben ist wie dem Re ewiglich.

An den Aufenthalt Menephtas in Palästina erinnert noch ein Ortname bei Jerusalem, Menephta (mjnpth, im Bibeltext aus Unkenntnis mê nephto^{a}h gelautet). Hinter dem Namen Israel (isir-ir) stehn im Ägyptischen ein Mann und ein Weib als Zeichen dafür, daß es sich um einen Stamm handle, woraus man schloß, die „Israeliten" seien damals noch nicht seßhaft, sondern noch Beduinen, Nomaden, „kriegerische Viehzüchter" gewesen. Das ist untergelegt, nicht ausgelegt. Wir wissen nicht, in welcher Beziehung die Israeliten zu den Habiru standen, ob sie einen alten Unterteil davon bildeten, ob sie ein neu hinzu gekommener Stamm waren, wo sie ihre Sitze hatten.

Es scheinen jenen ersten Habiru noch verschiedene andere verwandte Stämme gefolgt zu sein, darunter auch die Edomiter, die ebenfalls unter Menephta zum ersten Male erwähnt werden. Wanderstämme, Schosu, aus dem Lande Aduma bitten, mit ihren Herden in das Weideland von Thuku (Sukkoth) und Pithom kommen zu dürfen, was ihnen gewährt wird. Die ägyptischen Nachrichten sprechen oft genug von solchen Schosu, auch die Hyksos waren Könige (hyk) der Schosu, und Manetho erklärt den Namen als „Hirten". Hier handelt es sich tatsächlich um „kriegerische Viehzüchter", um Beduinen, deren es aber Jahrhunderte

vor dem Einbruch der Habiru schon in den Grenzgebieten gegen Ägypten gab, so daß mit jener Nachricht also nicht gesagt ist, die Schosu aus „Aduma" seien die Edomiter selbst gewesen; vielmehr sind diese die Herren im Lande, die ihm den Namen geben, also die seßhaften.

Wie viel Nomadenhaftes auch immer wir in dem späteren Judentum finden — mein verehrter Lehrer, der Arabist Adolf Wahrmund, hat darüber ein ganzes Buch geschrieben —, die Habiru und ihre Unter- und Nebenstämme sind so wenig als Nomaden, als Beduinen zu bezeichnen wie die Langobarden, Gepiden, Ost- und Westgoten, Waräger. Vielmehr ist deren Wanderung das Gleichnis dafür. Die Beziehung zu der Heimat (Haran) war bei ihnen ebensowenig abgebrochen wie bei den germanischen Stämmen. Ja selbst der palästinensische Gott Jakob, dessen Namen schon einer der Hyksos und ein vorhebräischer Ort in Kanaan tragen, und der später von den Israeliten übernommen wurde, wird von der Legende nach Haran gesendet, damit er sich von dort ein Weib aus aramäischem Stamme hole, so daß schließlich auch er aus Haran nach Palästina kommt. Daß Jakob dann ebenso wie Abram und weiterhin noch andere Gestalten derselben Mythosgrundlage nach „Ägypten" zieht, vermerke ich nur beiläufig.

Der Eindruck, daß die Hebräer zuerst Nomaden gewesen seien, wurde dadurch hervorgebracht, daß die „Urväter" (Patriarchen) auf steter Wanderschaft begriffen sind, so Abram, Isaak, Jakob, Joseph, und auch ihre Lebensumstände sind die von Hirten. Gewiß besteht der Reichtum auch des Seßhaften in älteren Zeiten zumeist aus seinen Herden, darum haben die Idyllen der biblischen Berichte mit ihren lieblichen Szenen wie mit ihren schlauen Übervorteilungen ihre Vorbilder in dem wirklichen Leben, aber dies doch nur etwa in dem Maße wie die Idyllen Theokrits, wenn nicht gar nur in dem wie Guarinis „Pastor fido" oder Tassos „Aminta". Sie sind in ihrer Gestaltung Literatur. Die Zeit, die sie aufschrieb, war schon eine in gewissem Sinne überfeinerte. Nicht aber dies etwa ließ jene „Urväter" zu ewigen Wanderern und Hirten werden, sie waren das als Mondgötter schon von vornherein, wie auch noch uns Späten der Mond als ewiger Wanderer und als Hirte inmitten seiner Sterneherden gilt.

Diese mythologischen Grundlagen auszuführen und darzulegen, ist hier nicht der Ort. Ich kann mich mit dem Hinweis auf das oben erwähnte Werk von Alfred Jeremias begnügen, worin man alles Wichtige

zusammengestellt findet, nur das eine noch könnte Befremden erregen, daß so viele Gestalten desselben Inhalts nebeneinander stehn. Dies beruht vor allem darauf, daß das Altertum bei den Beziehungen der Völker und der Stämme untereinander den „Ausgleich" zumeist durch die Übernahme des Kultgottes des anderen oder dessen Gleichsetzung mit einem verwandten heimischen Gotte festlegte. Auch im griechischen Mythos bestehn eine ganze Reihe inhaltlich gleicher Götter nebeneinander. Bekannt ist, daß die Römer viele ihrer Götter den griechischen gleichsetzten: Jupiter dem Zeus, Juno der Hera, Ceres der Demeter, Venus der Aphrodite, Minerva der Pallas-Athene. Vielfach war damals in der Tat noch das Bewußtsein lebendig, daß es sich um die gleichen Gestalten handle, wie denn im phönizischen Melkart der griechische Herakles richtig erkannt wurde.

Je nach der Art des Ausgleichs kamen die Götter in ein Verwandtschaftverhältnis, verschmolzen völlig, indem sie beide Namen nebeneinander führten, wurden Brüder oder Vater und Sohn oder sonst Nachkommen. Namentlich dies ist häufig, und dies war auch am leichtesten zu bewerkstelligen: der Gott, der starb, sei er nun eine Sonnen-, sei er eine Mondgestalt, erstand immer wieder aus Winternacht oder dreitägiger Neumondzeit, er war derselbe und doch ein neuer, und nichts verwehrte, ihm als neuem einen anderen Namen zu geben.

Wenn ich im Vorhergehenden die Meinung abgelehnt habe, die Habiru seien als Beduinen aus der arabischen Wüste gekommen, so ist es doch sicher, daß sie sich zunächst im Süden von Jerusalem festsetzten; dort liegen die Orte, die die Amarna-Briefe nennen. Sie sind also in dem damaligen Stamme, ihrem Vortrupp, wie es scheint, aus dem Südosten vorgedrungen, südlich ums Tote Meer herum. Dies war auch wohl der günstigste Weg für einen landsuchenden Stamm. Sie bewegten sich in den weniger bevölkerten Randgebieten des ägyptischen Machtbereiches hin, wo sie nicht bei jedem Schritt mit regelmäßigen Truppen zu kämpfen hatten, die Bevölkerung in ihrer geringeren Zahl ihnen nicht von selbst Widerstand entgegensetzen konnte. Sie wichen den Hindernissen ganz natürlicherweise aus. Dann aber kam zwischen Palästina und Ägypten ein wenig wirtliches, fast als Wüste zu bezeichnendes Land, und sie setzten sich also endlich dort fest, wo sie zunächst Wohnstätten begründen konnten, in Südpalästina. Ob spätere Stämme nicht vielleicht auch von Norden her einbrachen und den Jordan überschritten, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis.

8. Die zwölf Stämme

Noch weit in die geschichtliche Zeit hinein blieben die Hettiter, Amoriter, Kanaanäer von den Hebräern deutlich geschieden, wie oft auch Ehen hin und wieder geschlossen wurden. Ebenso waren die Hebräer in Stämme geschieden, die nicht selten ihre Sonderwege gingen, sich in Gegensatz zueinander stellten. Ich erwähnte den zwischen Jakob-Israel und Esau-Edom, der bis in die Zeit der Herodianer fortwirkte, ich erinnere an den neutestamentlichen zwischen Juden und Samaritern, den erst im Mittelalter begründeten zwischen Sepharden und Aschkenazen (spanischen und deutschen Juden). Die allgemeine Vorstellung kennt zwölf Stämme. So sehr hat sich die pragmatische Einteilung des sogenannten Jakobssegens (Gen. XLIX) festgesetzt. Und obwohl im jüdischen Volke selbst gar nichts mehr daran mahnt, während etwa der Deutsche sich noch deutlich als Hesse, Sachse oder Bayer fühlt, selbst der Franzose als Normanne oder Provençale, hat sich eine phantastische Forschung immer wieder nach dem Verbleib der zwölf Stämme oder etlicher davon umgesehen, sie in jüdischen Familiennamen, in den Afghanen, in den Engländern entdecken wollen.

Wir haben bisher keine außerbiblischen Nachrichten über die Stämme. Palästina war für die Ägypter, die darüber berichten konnten, immer nur Gesamtheit; um die innere Gliederung kümmerten sie sich nicht. Immerhin überlieferten sie den Namen des Stammes Israel (Kap. 7), der aber unter den eigentlichen Stammnamen nicht vorkommt, sondern wie Abram zuerst Gottesname war. Es ist nun immer bedenklich, Verhältnisse nur nach einer einzigen Quelle zu beurteilen, aber glücklicherweise ist in diesem Fall wie in noch manchem die Bibel selbst keine einheitliche Quelle. Daß sie als zusammengefügt aus verschiedensten Stücken zu betrachten ist, gehört jetzt schon zum allgemeinen Wissen. Und so läßt sich durch Betrachtung der einzelnen Nachrichten in geschichtlicher Folge ein Bild über die Stammesgliederung, die ihre Bedeutung hat, gewinnen.

Die älteste Nachricht bietet das sogenannte Debora-Lied (Richter V), das man in meinen „Althebräischen Gedichten“ („Aus fremden Gärten“ 32) nach durchgearbeitetem Texte übersetzt und erläutert findet. Es führt uns in die Zeit der „Richter“ (Schophtim=Suffeten bei den Karthagern) und mag von einem Zeitgenossen und Augenzeugen der behandelten Ereignisse, die man um 1100 v. Chr. ansetzen darf, gedichtet worden sein.

Darin sind als **Stämme des Volkes Israel**, des Jahwevolkes, folgende zehn genannt und gekennzeichnet:

Ephraim, der im Gebirge wohnte,
Benjamin, Ephraims Bruder,
Machir,
Issachar,
Ruben, der an den Trögen liegt und dem Herdenlockruf lauscht,
Gilead am Jordan,
Dan bei den Schiffen,
Asser am Meergestade,
Sebulon an den Häfen,
Naphthali, ein Volk, das sein Leben nicht schont, auf den Höhen.

Diese Stämme hatten ihre Wohnsitze im Norden Palästinas; im Süden saß der kleine, aber tüchtige Stamm Juda, weiterhin dann Edom, zu dessen Stämmen Amalek mit Kain, Kenaz mit Kaleb und Jerachmeel gehörten, schließlich Midian südlich von Edom und Ismael in der Wüste gegen Ägypten hin. Daß Israel aus „zehn Teilen" bestand, ersieht man aus der Stelle im zweiten Buch Samuelis (XIX 44), wo in einem Streit zwischen Israel und Juda dieses sagt: „Wir haben zehn Teile am Könige, dazu bin ich der Erstgeborene." Es ist hierin auch bekundet, daß Israel früher im Lande war als Juda oder daß es doch der Urstamm ist.

In späterer Zeit treten einige Schwankungen in den zehn Stämmen Israels auf. Machir heißt dann Manasse, Gilead Gad und Ephraim und Manasse werden unter der Einheit Joseph zusammengefaßt. Dies aber geschieht erst, als die biblischen Schriftsteller eine **Zwölfzahl** herauszubringen suchen, um darin ein **Gleichbild für den himmlischen Tierkreis** zu haben. Daß sie dies wollten, erkannte schon Athanasius Kircher in seinem Oedipus Aegyptiacus (1654). In der Tat gibt der betreffende Abschnitt (Gen. XLIX), der „Jakobssegen", allen Anhalt dazu. Ich führe das merksame Stück in meiner Übertragung an (Althebräische Gedichte):

Wassermann	**Ruben**, mein Ältester bist du, Meine Kraft, meiner Stärke Erstling. Deine Hoheit zerfließt wie **Wasser**, Der Vorzug an Macht, du verlierst ihn. Denn des Vaters Lager bestiegst du, Hast das Bett des Erzeugers entweiht.
Zwillinge	**Simeon** und **Lewi** sind **Brüder**, Ihre Schwerter sind Werkzeug des Frevels.

Meine Seele bleibt fern ihrem Rat,
Ihrer Versammlung mein Herz.
Denn sie mordeten mutwillig Männer
Und verlähmten in Unbill Stiere.

Löwe

Ein junger Löwe ist Juda;
Vom Raub, mein Sohn, stiegst du auf.
Dem Leuen gleich legt er sich, streckt sich,
Der Löwin gleich — wer wird ihn reizen?
Nicht weicht das Szepter von Juda,
Nicht von ihm der Herrscherstab.

Er pflöckt an den Weinstock den Esel,
An die Rebe sein Eselsfüllen,
Er wäscht in Wein sein Gewand
Und im Blut der Trauben sein Kleid.
Seine Augen sind rot von Wein
Und weiß die Zähne von Milch.

Steinbock neben dem Wassermann

Sebulon liegt am Meerstrand,
Er wohnt am Strande der Schiffe
Und streckt sich bis Süden hin.

Krebs mit dem Sternbild der Esel (aselli).

Issachar ruht an den Tränken,
Zum Packtier der Fremden geworden.
Die Rast bedünkt ihn gut,
Und das Land ringsum ist lieblich.
So beut er den Rücken der Last
Und wird ein zinsbarer Knecht.

Wage, dem Sternbild der Schlange (serpens) benachbart.

Seines Volkes Richter ist Dan
Wie einer von Israels Stämmen,
Eine Schlange am Wege ist Dan,
Eine Hornschlange am Pfad;
Er sticht das Pferd in die Fessel,
Daß sein Reiter rücklings stürzt.

Schütze

Gad ist von Drang umdrängt,
Er aber drängt ihn zurück.

Fische

Asser, fett ist sein Essen,
Gibt Königleckerei.

Widder

Naphthali ist üppiger Widder[1],
Von ihm kommen Reden hold.

Stier

Ein junger Stier ist Joseph,
Ein junger Stier an der Quelle.
Mein jüngster Sohn an der Mauer,
Pfeilschützen verfolgen ihn,

[1] Der Text hat „Hirschkuh", doch wird wohl ajil ('jl) statt ajjalah ('jlh) zu lesen sein.

Doch zerbrochen für stets ward ihr Bogen,
Ihrer Hände Gebeine zerstreut.

Skorpion, nördlich der Wolf (lupus).
Benjamin ist ein Gierwolf:
Am Morgen verzehrt er den Raub,
Am Abend verteilt er die Beute.

Diese Auffassung der zwölf Stämme als Gleichbild der Tierkreiszeichen ist auch die der rabbinischen Auslegung: „Die Zwölfzahl der Stämme ist in der Weltordnung begründet. Der Tierkreis hat zwölf Sternbilder" (Midrasch Tanchuma). Ingleichen hatten die Perser zwölf Stämme, wie Curtius in seinem Leben Alexanders des Großen berichtet, und welche Rolle bei denen der Tierkreis spielte, erkennt man daran, daß der Mithraspapst in Rom auf der Lehne seines Stuhles, den der christliche Papst dann übernahm, die zwölf Zeichen abgebildet hatte. So ist die Einteilung des Volkes Israel-Juda in zwölf Stämme ein theologischer Pragmatismus und geschichtlich nur als solcher zu werten. Die Zuteilung eines Sternbildes an einen bestimmten Stamm geschah gleichwohl nicht ohne Grund.

Solcherweise erhielt der Stamm Juda den Löwen zugeteilt, der als Sternbild der Sommersonnenwende den Höhepunkt bezeichnet und darum auch zwei Gesätze erhält, während andere Stämme nur zwei, drei, höchstens sechs Zeilen erhalten. Das Szepter — auf den Königstern, den Regulus, im Löwen zu beziehen — war damals wirklich bei Juda, und als dann auch der Norden sein Sonderkönigtum erhielt, schaltete ein Späterer drei Vierzeiler ganz anderer Schreibart auf Joseph ein, jetzt den „Erwählten unter seinen Brüdern".

Juda, der südlichste Stamm, ist tatsächlich der tüchtigste unter allen hebräischen Stämmen gewesen, und nicht zu Unrecht führt darum das ganze Volk in späterer Zeit von ihm den Namen, wenn es auch sich selbst in vorexilischer Zeit nicht so nennt, sondern den Ausdruck nur von dem Stamme Juda gebraucht. Aber in nachexilischer Zeit heißen zunächst die Edelinge des Volkes so, wie man aus Nehemias Denkwürdigkeiten ersieht (Neh. II 16, V 1, 17), schließlich alle. So führen ja stets die Völker die Namen derer fort, die sie einmal zu Ruhm und Größe führten, wie sehr sie auch entarten. Der stolze Name umfaßt dann so manches, was mit ihm unvereinbar ist, er kann darum selbst zum Schimpfe werden, wie man denn seit langem beobachten kann, daß der Jude nicht so, sondern lieber Israelite oder Staatsbürger mosaischen Bekenntnisses genannt sein will. Übrigens gab es Juden nicht nur dort, sondern auch in Nord-

syrien, in der Landschaft Gerdschin bei Sendschirli, wo unter Tiglat-pileser III. (um 950) Azrijâu als deren König erwähnt wird. Man liest den überlieferten Namen j'dj Jaudi, hat aber sonst noch keine weitere Kunde von diesem Stamme.

Woher nun kommt der Name der Juden (hebr. Jhudim, der einzelne Jhudi)? Ich habe in meiner Schrift „Die Germanen in Europa" ausgeführt, daß ein Zusammenhang zwischen den Namen der Goten, Jüten, Guti und Jhudim sehr wohl möglich sei; eine andere Reihe bilden die Namen der Geten, Cheta und Kheta (ein indisches Volk). Es ist damit nicht gesagt, daß alle diese Völker Goten im engeren Sinne waren. Zwischen den einzelnen von ihnen liegen lange Zeiträume und weite Länderstrecken, die beide ihre Einflüsse ausübten.

Daß die Guti ursprünglich eine germanische, ja nur indogermanische Sprache sprachen, läßt sich nicht erweisen, nur als möglich dartun. Daß sie aber ein nordisches Volk waren, ist dadurch sicher, daß sie gewöhnlich als Guti namrutim, als die „blonden Guti", bezeichnet werden. (Sollte sich namrutim auf die Hautfarbe beziehen, so würde man „helle Guti" zu übersetzen haben; doch ist das letzte wenig wahrscheinlich und verändert den Sinn nicht.) Diese Guti scheinen namentlich als Sklaven geschätzt gewesen zu sein, wohl ihrer Schönheit wegen, wie auch die späten Römer blonde Sklaven liebten. Schon unter König Sargon I. (um 2775 v. Chr.) werden die Guti erwähnt; Sargon besiegte ihren König, Scharlak, und führte ihn gefangen mit sich fort. Aber zweihundert Jahre später begründen die Guti selbst ein Reich in Sumer und herrschen dort in mindestens vier Königen: Lasirab, Lasium, Enridupizir und Tirikan, bis um 2500 v. Chr. Sie werden da von den Babyloniern genannt: „Die Drachen des Gebirgs, die dem Gatten die Gattin, den Eltern die Kinder geraubt, das Königtum von Sumer in die Berge geschleppt haben." Mit dem letzten ist die Fortschleppung von Götterbildern gemeint, die auch sonst noch berichtet wird. Der Zustand des Landes wird sehr düster gemalt: die Bevölkerung schmachte unter der Last von Steuern, von Fronen, Kanäle und Gräben verfielen, der Tigris könne nicht befahren werden, die Felder blieben unbewässert und trügen keine Frucht. Das sind freilich Klagen, wie man sie bei jeder Fremdherrschaft anstimmte, aber man hört auch, daß ganze Städte geplündert wurden. Die Könige scheinen immer noch ihren Sitz im Gebirge behalten zu haben; dort war der Schwerpunkt ihrer Macht und eben darum wohl machten ihre Steuereintreibungen den Eindruck von Brandschatzungen.

Zur Zeit Hammurapis wird Tid'al als König der Guti (statt gojim, gwjjm ist gutim, gwtjm zu lesen) in dem erwähnten Genesis-Bericht (XIV) erwähnt; beide hätten mit Kudur Lagamar von Elam einen Zug gegen palästinensische Kleinkönige unternommen, und zwölf Jahre habe Elam über Palästina geherrscht. Das wäre um 2100 v. Chr. gewesen. Damals scheinen die Guti, sofern der Bericht wirklich von ihnen handelt, in einem Vasallenverhältnis zu Elam gestanden zu haben. Allerdings hat man den Königsnamen Kudur Lagamar bisher noch nicht aufgefunden — aber er ist echt elamitisch —, und auch die Vorherrschaft der Elamiter bestand zu Hammurapis Zeit schon nicht mehr. Die Guti hatten ihre Bedeutung verloren, und um 1650 nennt sich der kossäische König Apun II. von Babylon neben dem von anderen Ländern auch König der Guti, der „törichten (?) Menschen".

Die Eigennamen der Guti sind nichtsemitisch, doch wohl nur Tirikan läßt eine Deutung zu: es ist der Name des Gottes Tarkôn (Tarchu, Therach), den man bis zu den Etruskern verfolgt (Kap. 3). Zu dem Namen Tid'al (Tidgal) vergleiche man den keltischen Namen Tutgual, der mir noch unbekannt war, als ich jenen („Die Germanen in Europa") mit germanischen Namen desselben Bildestammes theod verglich. Auch im Altpreußischen, also in einer Sprache der litauischen Gruppe, kommt er vor (als Teutewil); Tut bedeutet „Volk", -gual „mächtig". Aber der Name ist nicht ganz sicher, denn die Septuaginta, die alte griechische Übersetzung, liest Targal. (D und R sind in hebräischer Schrift einander außerst ähnlich.) Auffällig ist das Bildewort pizir in dem Namen Enridu-pizir. Ist das nicht etwa das indische puthra, das neupersische pisär „Sohn"? Noch manches ähnliche ließe sich anführen. Aber in der Zeit, aus der wir näheres wissen, bedienten sich die Guti jedenfalls des Babylonischen, und ihre „beiden Götter" waren die babylonischen Sin und Ischtar — in diesem Falle wohl Mond und Sonne. Daß es sich da nur um Umbenennung ihrer alten Gottheiten handelte, ist sicher.

Für die Gleichung Jhudim = Gutim spricht, daß Haran und Urpha-Chasd, woher das Abramvolk kam, in nächster Nähe des Gebietes der Guti lagen und in der Zeit der gutäischen Dynastie zweifellos von ihnen beherrscht wurden. Und sollte man nicht den Vermerk, daß Therach (Tarkôn) Abrams Vater war, so auslegen können, daß das Abramvolk selbst sich als untergeordnetes Teilvolk, als Sohnvolk des gutäischen Tirikân betrachtete, eine Zeitlang unter diesem König lebte, der ja einen Gottesnamen trug und sicherlich seinen Namensgott verehren ließ,

wenigstens in seinem nächsten Machtbereich? Denn im weiteren Babylonien übten die Guti, wie gesagt, wenig Einfluß aus. War dies um 2500 v. Chr., so finden wir danach das Abramvolk in irgendeiner Beziehung zu Hammurapi-Amraphel (um 2100 v. Chr.) und um 1400 v. Chr. seine ersten Stämme in Palästina. Für die Gleichung der Namen spricht auch die ganz übereinstimmende Schilderung der Guti in den babylonischen Texten und der jungen Jhudim im Jakobssegen: hier und dort ein Volk, das die Unterworfenen unbedenklich plündert, ein Herrenvolk —

Ein junger Löwe ist Juda;
Vom Raub, mein Sohn, stiegst du auf.

Man könnte annehmen, daß ein Stamm der Gutäer dem Abramvolke in die neue Heimat nachfolgte, wie sich oft genug bei Völkerwanderungen Stämme fremder Volkszugehörigkeit zusammenschlossen — ich erinnere nur an die Goten, die mit den Hunnen zogen —, vielleicht auch nur nannte sich ein Stamm des Abramvolkes nach den Guti, in deren engerem Gebiet er seinen Wohnsitz hatte. Die verschiedene Lautung des Namens spricht nicht dagegen, findet sich doch bei den Nordgermanen die dänische Form Jyder (Jüten) dicht neben der schwedischen Goter (Goten) und im alten Norden die Form Gauten, zu der man die erwähnten Jaudi in Nordsyrien stellen könnte. Die Sonderstellung der Jhudim den zehn Stämmen Israels gegenüber ist jedenfalls höchst auffällig, ja die Jhudim galten den Israeliten, wie die angeführte Stelle aus dem zweiten Samuelbuch zeigt, selbst in der Zeit, da ihr König der Herr über beide war, nicht als vollbürtig: Israel rühmt sich, der „Erstgeborene" zu sein. Es kann sich das ebenso auf die Zeit der Einwanderung beziehen wie darauf, daß die Jhudim nur ein beigeordneter Stamm waren, oder auch beides vereinen.

9. Moses

In neueren wissenschaftlichen Darstellungen der Geschichte Palästinas findet man Moses bereits nicht mehr als „gelebt habende" Persönlichkeit behandelt. Hugo Winckler und Otto Weber in der Helmoltschen Weltgeschichte (1913) nennen ihn überhaupt nicht und Eduard Meyer, der größte Kenner der Gesamtgeschichte des alten Morgenlandes, sagt in seinem Sonderwerke „Die Israeliten und ihre Nachbarstämme" (1906) über die Frage, ob der Gestalt des Mose eine geschichtliche Persönlichkeit dieses Namens zugrunde liege: „Diese Frage liegt gänzlich jenseits der

Grenzen geschichtlicher Erkenntnis. Der Moses, den wir kennen, ist der Ahnherr der Priester von Kadesch, also eine mit dem Kultus in Beziehung stehende Gestalt der genealogischen Sage, nicht eine geschichtliche Persönlichkeit. Es hat denn auch (abgesehen von denen, die die Tradition in Bausch und Bogen als geschichtliche Wahrheit hinnehmen) noch niemand von denen, die ihn als eine geschichtliche Gestalt behandeln, ihn mit irgend welchem Inhalt zu erfüllen, ihn als eine konkrete Individualität darzustellen oder etwas anzugeben gewußt, was er geschaffen hätte und was sein geschichtliches Werk wäre. Denn daß er den Satz aufgestellt habe: Jahwe ist der Gott Israels (dabei soll er den Jahwe nicht einmal erfunden, sondern irgendwoher übernommen haben), ist eine inhaltsleere Phrase."

Dennoch klammern sich zwei Gruppen an die Geschichtlichkeit Mosis: die Theologen der Juden wie der Christen aller Bekenntnisse, und die Juden, die Mosen als geniale Persönlichkeit, als weltbestimmenden Genius brauchen, um die Bedeutung ihres Volkes für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft festzulegen. Von den Juden kann hier abgesehen werden: es ist von vornherein klar, daß es für sie von ungemeinem Belang ist, Mosen geschichtlich sein und von ihm eine ungeheure und unablässige Wirkung ausgehn zu lassen. Die Theologen der christlichen Bekenntnisse haben andere, aber doch ähnliche Gründe. Ihr Gebäude von Theologumenen bräche zu leicht zusammen — so schwank, wie sie es innerlich wissen, ob sie es gleich nach außen hin als auf Felsen gegründet darstellen —, wenn man ihm ein so wichtiges Fundament entzöge. Mit Recht hat man gesagt, die Theologie sei keine Wissenschaft, weil ihre Ergebnisse schon vor der Untersuchung fest stünden. Die katholische Theologie macht keinen Hehl hieraus, die protestantische hat größeren Spielraum und leistet darum der Wissenschaft auf mehreren Gebieten — das Alte Testament ist darunter — vorzügliche Dienste, aber schließlich wagt auch sie in gewissen Punkten nicht den einzig richtigen Schluß zu ziehen. So schreibt Hermann Guthe in seiner „Geschichte des Volkes Israel" (1904, im „Grundriß der theologischen Wissenschaften"), obwohl gewiß nicht unbekannt mit den Forschungen, die für Eduard Meyers Äußerung die Grundlage bilden: „Eine offenbare Gottestat, ein Prophet, der sie deutet, eine Gemeinschaft von Menschen, die sie erlebt haben und verstehen," — das alles bezieht sich auf den Aufenthalt der Kinder Israels in Ägypten und den Auszug daraus, die rein mythologische Sage sind — „das sind die Ereignisse und Kräfte, durch die die neue Religion entstand."

Andere wieder wollen, vorsichtiger, von Moses nicht als von einer geschichtlichen Gestalt sprechen, oder halten es für unwesentlich, ob er gelebt habe oder nicht, erklären aber ihn und die ihm zugeschriebenen Lehren für die „zu Religion kristallisierte Rassenseele" des jüdischen Volkes. Dieses Wort stammt von Fritz Kahn, dessen Schrift „Die Juden als Rasse und Kulturvolk" (1920) mir eben noch zukommt. Und dieser begeisterte Jude und Anti-Hauserianer — er prägte auch das Wort Hauserianer — singt mit reicher Beredsamkeit das Lob Mosis und seines Volkes:

„Moses ist eine in der Geschichte der Kulturvölker fast einzigartige Erscheinung: ein Nationalheld ohne Waffen. Um die bronzenen Heroen unserer Märkte klagt in Sturmesnächten das Wehgeschrei der Witwen, unter den erhobenen Hufen ihrer stählernen Rosse wimmern die Seelen niedergetretener Kinder. Alexander, Cäsar, Napoleon — was sind sie uns? (So sperrt Fritz Kahn, sollte aber doch wohl im Sinne seines Volkes sperren: was sind sie uns?) Wie die Telegraphenstangen vor den Augen eines Schnellzugreisenden schrumpfen diese Vergangenheitsgrößen vor den Blicken der vorwärtseilenden Menschheit. Aber Moses, Moses, wie ihn Michelangelo gemeißelt hat als den Gesetzgeber der Menschheit, größer als je thront er heute auf seinem marmornen Sockel...

„Wenn ein Mensch vom Hauch der Kultur auch nur mit dem flüchtigsten Wahn gestreift ist, so raunten ihm die Genien der Geschichte die Zehn Gebote in Herz und Ohr. Man gehe über die Marschen hinter den Dünen der Nordsee und trete in die Häuser der harten Frieslandbauern, man steige die Täler der Venn empor und frage die Kinder der Eifel, man suche auf den Matten Oberbayerns die hohen Hütten der Sennen oder wandle durch die Hafenstraßen Hamburgs — vergeblich fragt man Hunderttausende nach einem Spruch von Goethe, einer Melodie von Mozart oder einem Bild von Dürer — spurlos ist die Kultur der Vorzeit an den Massen der Völker vorübergegangen... Wenn jemand etwas weiß, wenn er eines kennt aus dem Kulturschatz der Menschheit, so sind es die Zehn Gebote, die Moses dem jüdischen Volk vor einunddreißig hundert Jahren am Wüstenberg des Sinai gelehrt. Das Einzige, was die arischen Völker wirklich verbindet, ist ihr gemeinsames — jüdisches Erbe."

Fritz Kahn legt weiter dar, wie die Entwicklung von Moses über Christus zu Karl Marx führe, und um dieser drei Menschheitlehrer willen, die alle Juden waren, schreibt er seinem Volke das Genie des Herzens, der Seele zu, da er ihm das des Hirnes, des Auges oder der Hand absprechen

zu müssen meint. „Durch die Genialität des Herzens ist Israel die ethische Mutter der Menschheit geworden."

Ich spreche an anderer Stelle über die biblische Gesetzgebung (Kap. 14), und dort zeigt es sich, daß sie keineswegs urtümlich ist, und so schrumpft schließlich vor dem vorurteilfreien Forscher die Gestalt Mosis auch als bloßen Darstellers der Rassenseele seines Volkes zum Schemen zusammen. Und daß in der Tat ein großer Teil der Menschheit, die weiße und — namentlich durch den Islam — auch ein großer Teil der farbigen seinen (ägyptischen) Namen kennt, macht dies nicht wett. Moses ist für den gebildeten Nordeuropäer einzig in dem Sinne von Bedeutung, wie es Achilles für die gebildeten Griechen war: als eindringliche Literaturgestalt. Allerdings fehlt Moses die strahlende reine Menschlichkeit des Homerischen Gottmenschen, doch gerade mit seinen Krausheiten, dem Gewitterhaften kam er vielfach der Art der im Norden gebliebenen Indogermanen entgegen. Er erscheint bei Michelangelo mit dem langen lockigen Bart als ein sitzender Wotan. Für die Ungebildeten, die seinen Namen kennen, weil sie in der Religionstunde ihn gelehrt bekamen, ist er nur ein Name. Die „Zehn Gebote" gelten nicht als die Mosis, sondern als die „Gottes", der ja auch nach dem biblischen Berichte ihr eigentlicher Urheber war. Irgendeine Vorstellung verbindet der Ungebildete mit dem Namen überhaupt nicht, während ein Saul, ein David wohl auch für ihn eine gewisse Umrissenheit haben.

Es erübrigt sich, hier über den Aufenthalt der Kinder Israels in Ägypten, über Auszug, Wüstenwanderung und Gesetzgebung auf dem Sinai zu handeln. Mythengeschichtlich sind zwar diese Erzählungen sehr wertvoll, aber im Grunde wiederholen sie doch nur den Mythus, der schon den Erzählungen von Abram zugrunde liegt. Wichtig jedoch ist, daß sich in ihrer Verörtlichung wie in dem Namen des Erlöserhelden selbst ägyptischer Einfluß bekundet, während in den vorangehenden Abschnitten, in der ganzen Genesis, der sumerisch-babylonische vorherrscht.

Daß Palästina noch beim Einbruch der Habiru unter ägyptischer Hoheit stand, daß die Ägypter auch später noch diese Hoheit gegen die Hettiter behaupteten, ist erwähnt worden. Daß ein reger Verkehr zwischen Ägypten und Syrien über Palästina hin bestand, bezeugen uns mehrere Papyri, vor allem der Golénischeffs aus der Zeit um 1100 v. Chr., da Israel längst in Palästina saß. Da sagt der phönizische Fürst von Byblos zu dem ägyptischen Gesandten, der Zedernstämme holen kommt, sein Gott Amon sei

in der Tat ein mächtiger Herr, der nicht nur Ägypten, sondern auch die anderen Länder versorgt habe; auch Phönizien habe von ihm Gutes empfangen: „Treffliches kam von ihm bis zu meinem Wohnort, auch die Lehre kam von ihm bis zu meinem Wohnort." Um welche „Lehre" es sich da handelt, ist nicht gesagt, und wir können das auch nicht verfolgen, da die Lehre vom Erlöser ebenso gut sumerisch-babylonisch und arisch, ja indogermanisch ist wie ägyptisch. Aber ein sichtbares Zeichen der ägyptischen Lehre blieb in Phönizien und Palästina zurück: die Beschneidung.

Herodot berichtet, die Phönizier und die palästinensischen Syrer — so nennt er die Juden — seien beschnitten und gäben selbst zu, die Beschneidung von den Ägyptern gelernt zu haben. So läßt denn auch die biblische Sage, als Josua, der ebenfalls eine Erlösergestalt ist, das Volk beschnitten hat, Jahwe zu Josua sprechen: „Heute habe ich den Hohn der Ägypter von euch abgewälzt." Ganz so höhnten späterhin die Juden die anderen Völker als „Unbeschnittene".

Und auch diese Sitte ist mit dem Namen Mosis verknüpft. Die Stelle (Ex. IV) ist wichtig: Moses zieht auf Befehl Jahwes von Midian mit seinem Weibe Zipora und seinen Kindern nach Ägypten. „Unterwegs aber in einer Herberge überfiel ihn Jahwe und suchte ihm das Leben zu nehmen. Da nahm Zipora einen scharfen Stein und schnitt die Vorhaut ihres Sohnes ab und warf sie ihm (Jahwe) an die Beine (euphemistisch für Scham) und sprach: ‚Du bist mir ja ein Blutbräutigam!' Da ließ er von ihm." Was damit gemeint ist, erläutert Eduard Meyer („Die Israeliten und ihre Nachbarstämme"): „Es ist klar, daß Zipora einen Zauber anwendet, der auf Jahwe wirken soll. Also wirft sie die Vorhaut an Jahwes Geschlechtsteile, so daß diese blutig werden: und jetzt ist er ihr chathan damim, ihr Blutsbräutigam — das kann nur heißen, daß er sie als Braut heimgeführt hat und davon blutig ist. Dies Wort wirkt auf Jahwe, so daß er weicht und Mose verschont. Diese Erzählung, die natürlich in der ursprünglichen Sage viel deutlicher gelautet haben muß, will den Ursprung der Beschneidung bei den Israeliten erklären, die ihnen als ein Zaubermittel gilt, das Jahwes Zorn bannt."

Die Beschneidung wird anderseit von den biblischen Schriften schon in die Zeit der Urväter versetzt. Jahwe macht (Gen. XVII) einen Bund mit Abram, der von dessen Nachkommen gehalten werden soll:

Alles, was männlich ist unter euch, soll beschnitten werden. Und zwar sollt ihr beschnitten werden am Fleisch eurer Vorhaut, und dies sei das Zeichen des Bundes zwischen

mir und euch. Im Alter von acht Tagen soll alles, was männlich ist unter euch, beschnitten werden, Geschlecht für Geschlecht, sowohl der im Hause geborene, als der von irgendeinem Fremden mit Geld erkaufte (Sklave), der nicht deines Stammes ist. Ein unbeschnittener Mann aber, der nicht beschnitten ist am Fleische seiner Vorhaut, — ein solcher soll weggetilgt werden aus seinen Volksgenossen; meinen Bund hat er gebrochen.

Und unter Jakob, dem Enkel Abrams, spielt sich die merkwürdige Geschichte mit den Hevitern ab (Gen. XXXIV). Dina, die Tochter Jakobs von Lea, geht aus, um die Töchter des Landes zu sehen, und wird dabei von Sichem, dem Sohne des angesehenen Heviters Hemor, beschlafen und darauf von ihm gemeinsam mit dem Vater von Jakob zur Gattin begehrt. Hemor spricht: „Mein Sohn Sichem hat sein Herz an das Mädchen aus eurer Familie gehängt; bitte, gebt sie ihm zum Weibe und verschwägert euch mit uns. Ihr gebet uns eure Töchter und nehmet euch unsere Töchter und bleibt bei uns wohnen: das Land soll euch offen stehn." Und Sichem setzt hinzu: „Möchte ich doch Gnade finden in euern Augen! Mögt ihr noch so viel an Morgengabe und Geschenken von mir verlangen, ich will's geben; nur gebt mir das Mädchen zum Weibe!" — Da antworteten ihnen jene: „Wir können uns nicht darauf einlassen, unsere Schwester einem Manne zu geben, der nicht beschnitten ist; denn dies gilt uns als schmachvoll. Nur unter der Bedingung wollen wir euch willfahren: wenn ihr alles, was männlich ist unter euch, beschneiden laßt." „Und der Jüngling zögerte nicht, so zu tun; denn er hatte Gefallen an der Tochter Jakobs. Da begaben sich Hemor und sein Sohn Sichem zum Stadttor und sagten es ihren Mitbürgern, und die fügten sich dem Vorschlage. Am dritten Tage aber, als sie wundkrank waren, da griffen die beiden Söhne Jakobs, Simeon und Levi, die Brüder der Dina, zum Schwert, überfielen die arglose Stadt und erschlugen alle Männer."

Der Widerspruch zwischen den drei angeführten Stellen ist dem Berichte Herodots gegenüber unwichtig; noch in Herodots eigener Zeit übernahmen die Syrer am Thermodon und Parthenios und die Makronen die Beschneidung und zwar von den Kolchern, was auffällig ist. Aber die Nordsemiten und die Aramäer übten sie nicht, ebensowenig kennen sie die Indogermanen. Daß die Beschneidung mit der männlichen Prostitution, dem Kedeschentum zusammenhängt — die Kedeschen lieferten ihren „Hundelohn" dem Tempel ab, was aber das Deuteronomium (XXII 18, 19) abgeschafft haben will —, wurde gelegentlich vermutet, weil sie ursprünglich erst im Alter der Mannbarkeit vorgenommen wurde. Tatsächlich finden wir sie zunächst nur bei den beiden afrikanischen Kulturvölkern, den

Ägyptern und den weißen Libyern, jedoch nicht allgemein, sondern auf gewisse Kreise, zumal auf die Priester beschränkt. Daß sie auch bei Ägyptern und Libyern nicht urtümlich ist, läßt sich wohl behaupten. Denn die ersten Kulturträger Ägyptens, deren Mumien in den sogenannten liegenden Hockern erhalten sind, waren nach den Haaren, die man an diesen fand, wenigstens zum Teil ein blondes Nordvolk, und die Libyer waren das noch in geschichtlicher Zeit. Dagegen findet sich die Sitte der Beschneidung und anderer Eingriffe in das Geschlechtglied — z. B. Einheilung von Goldkörnern, Durchbohrung der Eichel — bei zahlreichen schwarzen Stämmen Afrikas und Polynesiens. Der darüber gesammelte Stoff ist ungeheuer. Die schwarzen Naturvölker sind erfinderischer in der Kunst, den Geschlechtgenuß zu erhöhen, als die berufenen Pariser, denen übrigens auch die Chinesen und Japaner weit über sind. Schier ihre ganze geistige Tätigkeit bezieht sich auf die Geschlechtlichkeit, ihre wichtigsten religiösen Feiern sind die Mannbarkeitfeste, wobei eben gewöhnlich die Beschneidung vorgenommen wird.

Bei den Juden dient die Beschneidung, wie Eduard Meyer ausführt (s. o.), ursprünglich zur Abwendung eines bösen Zaubers, und dies blieb noch lange im Bewußtsein. So liest man in rabbinischen Schriften: „Die Vorhaut steht in Beziehung zu den unreinen Mächten," und sie wird darum im Sand (im Staube) verborgen, weil dieser die Nahrung der Schlange, des Unterweltdrachen, ist. Daß die Beschneidung hygienischen Zwecken diene, wurde erst neuerdings von den Juden ausgestreut. Ein Dr. Rosenzweig ging so weit, ein Staatsgesetz für das Deutsche Reich zu fordern, wonach auch die gesamte christliche Bevölkerung aus Sanitätrücksichten beschnitten werden sollte („Zur Beschneidungsfrage", 1878). Aber das ist beabsichtigte oder unbeabsichtigte Verschleierung. Ganz abgesehen von der ethischen Wertung, die die jüdische Theologie dem Brauche gibt, ist dieser nichts anderes als ein urtümliches Mittel der schwarzen Völker zur Abwehr des Einflusses dämonischer Mächte, die man besonders im Geschlechtleben wirksam glaubt. Das bezeugt die angeführte Stelle über die Beschneidung, die Zipora an ihrem Sohne vornimmt. Wie diese die blutige Vorhaut dem Gott an die Scham wirft, so wurde bei amerikanischen Stämmen das Blut aus dem beschnittenen Zeugeglied oder aus einem anderen Körperteil auf das Gottesbild gestrichen. (In Amerika erhielt sich ja so mancher Brauch in seiner Ursprünglichkeit, der in der Alten Welt nicht mehr nach seiner Be-

deutung klar ist. Uralte Brücken führten dahin, wie sich durch überaus merkwürdige Übereinstimmungen bezeugt.)

So kann auch die Beschneidung nicht als Einführung eines „gelebt habenden" Moses oder nur eines gelebt habenden Josua gelten, denn frühestens in Davids Liede auf Jonathans Tod, das aber nicht von David selbst gedichtet sein muß und sonach noch beträchtlich jünger sein kann, wird zwischen Juden und unbeschnittenen Philistern ein Gegensatz aufgestellt:

Nicht sagt es in Gath, in Askalon nicht.
Sonst freun sich die Töchter der Philistäer,
Sonst jubeln die Töchter der Unbeschnittnen.

Aber bis ins babylonische Exil hinein waren noch nicht alle Juden beschnitten, wie Ezechiels Strafrede wider das Haus Israel (XLIV 7) bezeugt: Tempelsklaven „unbeschnittenen Herzens und unbeschnittenen Leibes" wurden zur Mitwirkung am Gottesdienste zugelassen, wenn man Jahwe seine Speise, Fett und Blut, darbrachte. Erst seit dem Exil (um 520 v. Chr.) ward die Beschneidung unerläßlich, und alsbald galt sie als so heilig, daß nichts so sehr das ganze Volk in Aufruhr brachte wie ihr Verbot, das der Makedone Antiochus Epiphanes, der maßlos gehaßte, im Jahre 168 v. Chr. erließ. Und auch Hadrians Verbot der Beschneidung traf die Juden schwerer als alles. Spanische Maranen (zum Schein Christen gewordene Juden) haben sich noch im Tode beschneiden lassen, wie dies auch bei unbeschnitten verstorbenen Kindern geschah — denn der Unbeschnittene galt als der Hölle verfallen —, und selbst aus unserer Zeit wird angegeben, daß manche Christen gewordene Juden ihre Knaben zugleich taufen und geheimer Weise beschneiden lassen, um ihnen neben der ohnedies nicht abgebrochenen inneren Gemeinschaft mit ihrem Volke auch noch die äußere, den „Bund Abrahams", zu erhalten. Das mag vielleicht nicht so sein, aber daß auch noch heute die Beschneidung im Judentum außerordentlich hoch gehalten wird, weiß jeder, der es genauer kennt. Ihre Feier bildet für den Vater stets eine zärtliche Erinnerung und zumal, wenn das Söhnchen dabei auf dem Schoße des Rabbis gesessen hat.[1]

[1] Die jüdische Beschneidung hat der afrikanischen und der im Islam gebräuchlichen gegenüber eine gewisse Sonderart: seit der Zeit Bar Kochbas (?) kommt zur eigentlichen Beschneidung (circumcisio) noch die Pria, die Aufreißung des Vorhautrestes mit dem Nagel, und die Meziza, die Aussaugung der Wunde mit dem Munde. Vgl. A. Glaßberg „Die Beschneidung in ihrer geschichtlichen, ethnographischen, religiösen und medizinischen Bedeutung" (Berlin 1898), ein Werk freilich, dessen Aufsätze von zu eng jüdischem Standpunkte aus geschrieben sind, als daß es wirklich allseitig über den Gegenstand unterrichtete.

In der Tat ist es die Beschneidung, die das Judentum am auffälligsten von den Indogermanen scheidet, aber bezeichnenderweise blieb gerade sie uns vom „Mosaismus", dessen wesentlichstes Kennzeichen sie ist, ob wir nun Griechen, Römer, Germanen, Kelten, Slawen waren, am fremdesten. Wir können wohl verstehn, daß sie als heiliges Zeichen von ihren Trägern wert gehalten werden kann, aber beim Übergang des Christentums vom Judentum zu den „Heiden" war es das erste, daß sie aufgelassen werden mußte. Sie ist afrikanisch. Die reiner nordischen Philister haben sie denn nicht übernommen, und auch im Judentum selbst wurde sie, wie erwähnt, erst im Exil strenge Forderung. Aus dieser Zeit stammen die Legenden von Josua, der die Erwachsenen beschneidet, von der Beschneidung des Sohnes Mosis, worauf die spätere Sitte der Kinderbeschneidung zurückgeführt wird, und ihre Verlegung gar schon in die Zeit Abrahams. Und wie sie ist alles, was wir „Mosaismus" im Gegensatz zu dem gemeinsam Nordischen nennen können, ein Ergebnis erst des Exils und der folgenden Jahrhunderte.

10. Die Götter Israels und Judas

Da die biblischen Bücher erst im Exil und danach ihren gegenwärtigen Wortlaut erhielten, soweit sie damals schon vorhanden waren, sind sie notgedrungenerweise nach den damaligen religiösen und politischen Ansichten verändert worden. Daß dies nicht allzu gründlich geschah, ermöglicht uns allein noch, die älteren Zustände mehr oder weniger deutlich heraus zu erkennen, zu erschließen. Wo es sich um wichtige Einrichtungen handelt, sind einander widersprechende Nachrichten darum häufig. Im vorigen Abschnitte habe ich dies an der Herkunft und Einsetzung der Beschneidung dartun können. Ganz so wichtig war der Gott selbst, als dessen Zeichen die Beschneidung aufgefaßt wurde.

Wir haben in der älteren Religiongeschichte der Juden nur ein klar gezeichnetes Ereignis von bestimmender Bedeutung: die „Auffindung" des Deuteronomiums. Darüber berichtet das zweite Buch der Könige (XXII):

„Im 18. Jahre des Königs Josia sandte der König den (Staats-) Schreiber Saphan in den Tempel Jahwes, indem er befahl: Gehe hinauf zum Priester Hilkia und versiegle das Geld, das zum Tempel Jahwes gebracht worden ist, damit man es den Arbeitern gebe, die am Tempel Jahwes (beschäftigt) sind.

„Da sprach der Priester Hilkia zum Schreiber Saphan: ‚Ich habe im Tempel Jahwes das Gesetzbuch (ssepher ha-thôrah) gefunden.‘ Und Hilkia übergab Saphan das Buch; der las es. Darauf begab sich Saphan, der Schreiber, zum Könige und erstattete dem Könige Bericht, indem er sprach: ‚Deine Diener haben das Geld ausgeschüttet, das sich im Tempel vorfand.‘ Sodann berichtete Saphan, der Schreiber, dem Könige: ‚Der Priester Hilkia hat mir ein Buch gegeben.‘ Und Saphan las es dem Könige vor.

„Als aber der König die Worte des Gesetzbuches vernahm, zerriß er seine Kleider.

„Sodann gebot der König dem Priester Hilkia und Ahikam, dem Sohne Saphans, und Achbar, dem Sohne Michajas, und Saphan dem Schreiber und Asan dem Leibdiener des Königs folgendes: ‚Geht hin, befragt Jahwe für mich und für das Volk und ganz Juda in betreff dieses Buches, das aufgefunden ward; denn groß ist der Grimm Jahwes, der gegen uns entbrannt ist, weil unsere Väter den Worten dieses Buches nicht gehorcht haben.‘“

Nach der Berichterstattung, daß Jahwe auf der Durchführung bestehe, der König aber Gehör bei Jahwe gefunden habe, weil „sein Herz erweicht ward und er sich gedemütigt habe vor Jahwe und seine Kleider zerrissen und vor ihm geweint habe“, versammelt der König alle Vornehmen von Juda und Jerusalem, geht mit ihnen in den Tempel, tritt an die Säule und schließt einen Bund mit Jahwe, um so die Worte jenes Buches in Kraft treten zu lassen.

„Und er ließ die Aschera aus dem Tempel Jahwes hinaus vor Jerusalem in das Tal des Kidron schaffen und verbrannte sie, zermalmte sie zu Staub und warf den Staub von ihr auf die Gräber der gemeinen Leute. Ferner brach er die Behausungen der Geweihten ab, die sich am Tempel Jahwes befanden (der Kedeschen, der Tempellustknaben, s. Kap. 11). Und er ließ alle Priester aus den Städten Judas kommen und verunreinigte die (Opfer-) Höhen, woselbst die Priester geräuchert hatten, von Geba an bis Berseba. Auch brach er die Höhen der Bocksgestalten ab, die am Eingange des Tores des Stadthauptmanns Josua standen. Auch verunreinigte er die Greuelstätte, die im Tale Ben Hinnom lag, daß niemand (mehr) seinen Sohn oder seine Tochter für den Melech (im gelauteten Text „Molech“ mit den Selbstlautern von boscheth Schande, was statt des nicht geheuern Namens gelesen werden sollte) durchs Feuer gehn ließe. Ferner beseitigte er die Rosse, die die Könige von Juda (zu

Ehren) der Sonne am Eingange zum Tempel Jahwes hingestellt hatten; die Wagen der Sonne aber verbrannte er. Und die Höhen östlich von Jerusalem, südlich vom Ölberge, die Salomo, der König von Israel, der Astarte, dem Scheusal der Sidonier, und dem Kamos, dem Scheusal der Moabiter, und dem Milkom, dem greulichen (Götzen) der Ammoniter, errichtet hatte, ließ der König verunreinigen.

„Und der König gebot allem Volke also: Feiert Jahwe, euerm Gotte, ein Passah, wie in diesem Bundes(gesetz)buche vorgeschrieben ist. Denn es war kein solches Passah gefeiert worden wie dieses von der Zeit der Richter an und die ganze Zeit der Könige von Israel und der Könige von Juda hindurch; sondern (erst) im 18. Jahre des Königs Josia wurde Jahwe dieses Passah zu Jerusalem gefeiert. Dazu vertilgte Josia auch die Totenbeschwörer, die Zeichendeuter, die Teraphim und die Götzen und alle die Scheusale, die im Lande Juda und in Jerusalem zu sehen waren, damit er die Worte des Gesetzes in Kraft treten ließe, die in dem Buche, das der Priester Hilkia im Tempel Jahwes gefunden hatte, geschrieben standen."

Die „Auffindung" des Deuteronomiums („Zweites Gesetz", das fünfte Buch Mosis) geschah im Jahre 632 v. Chr. Es wird nicht um vieles früher entstanden sein. Seine Verkündigung bedeutet den Sieg der Priester. Das Deuteronomium ist, obwohl seine Gesetze nicht alle durchgeführt wurden, die eigentliche Grundlage der jüdischen Religion. Das ganze etwa als Priesterbetrug hinzustellen, wie wiederholt geschehn ist, geht nicht an, verkennt die Verhältnisse im alten Morgenland und die übliche Weise, solche Lehren ins Werk zu setzen. Um diesen das gewollte Gewicht zu geben, wurden sie als von Moses, dem vom Erlösergotte im Laufe der Zeit zum bloßen menschlichen Werkzeug des Gottes Jahwe gewordenen, geschrieben ausgegeben. „Dies sind die Worte, die Moses jenseits des Jordans in der Wüste, in der Steppe, gegenüber von Suph, zwischen Paran, Tophel, Laban, Hezeroth und Disahab zu dem ganzen Israel geredet hat," beginnt das Buch, und von hier aus wurde das ganze Fünfbuch (Pentateuch) Mose zugeschrieben und der besondere Name ssephᵉr ha-thôrah von den Juden verallgemeinert, zunächst auf das Fünfbuch, dann auf alle erzählenden Bücher („Gesetz und Propheten" im Neuen Testament) und schließlich auf die ganze hebräische Bibel ausgedehnt.

Daß sich in dem „Bundesbuch" ein ganz neuer Geist darstellt, ersieht man schon daraus, daß Josia sein Gewand zerriß, als er es vorlesen

hörte. Seine Hauptlehre ist: Jahwe ist der einzige Gott, der von den Juden verehrt werden darf. Alle anderen Götter, worüber der Bericht selbst Auskunft gibt, werden als Greuel vertilgt und ihre Priester ausgerottet. Eben darum erschrak Josia so sehr: alle seine Vorfahren und er selbst bisher, die jene Götter neben Jahwe und manchmal vielleicht über Jahwe verehrt hatten, waren danach Verdammte. Was den Jahwe-Priestern die Möglichkeit in die Hand gab, eben jetzt ihren Gott, der schon lange der Hauptgott war, zum Alleingott des jüdischen Volkes zu machen, waren die Wirren des schon arg verfallenden Königtums, gesteigert noch durch den Einbruch der Skythen, der eben damals erfolgte. Nach Herodot unternahmen die Skythen einen Zug gegen Ägypten, und dessen König Psammetich I. (645—610) bewog sie nur durch Geschenke und Bitten, die ägyptische Grenze nicht zu überschreiten; aber sie plünderten den Tempel der Aphrodite in Askalon. Auch in der Bibel gibt es Hinweise darauf, welchen Schrecken diese fremden Eroberer — es waren wieder Indogermanen — in Palästina verursachten. So sagt Jeremia in einer seiner ältesten politischen Reden (IV):

Verkündet in Juda und in Jerusalem, ruft aus und sagt: Stoßt in die Trompete im Lande umher! Ruft mit voller Stimme und sagt: Sammelt euch, daß wir uns in die festen Städte begeben!

Pflanzt ein Panier auf in der Richtung nach Zion hin: flüchtet, bleibt nicht stehn! Denn Unheil bringe ich von Norden her und gewaltige Zerstörung.

Heraufgestiegen ist der Löwe aus seinem Dickicht, ein Völkerwürger ist aufgebrochen, ausgezogen aus seiner Wohnstatt, daß er dein Land zur Wüste mache, deine Städte verwüstet, entvölkert werden.

Darum gürtet Trauergewänder um, klagt und heult; denn nicht hat sich die Glut des Zornes Jahwes von uns abgewendet.

An jenem Tage aber — ist der Spruch Jahwes — da werden ratlos sein der König und die obersten Beamten, da werden starr sein die Priester und die Propheten sich entsetzen.

Priester und Propheten verbanden sich offenkundig in dieser Zeit der Wirrnis, und da am Ende die Skythen an der Küste hin, wo sie gekommen waren, wieder abzogen, stellten sie das als die Tat ihres Gottes, Jahwes, dar und erlangten von König und Volk die Einführung ihres Sepher ha-Thora. Ob die Durchführung der Gesetze wirklich so rasch erfolgte, wie der priesterliche Verfasser des Berichtes angibt, ob wirklich alle Priester anderer Götter so gründlich vertilgt wurden, ob dies nicht nur sein frommer Wunsch war, ist hier nebensächlich. Wirklich aber können wir von einem Jahwismus erst von jetzt an sprechen. Was vor 632 v. Chr. spielt, wurde dem Vorgeben gemäß, Mose selbst habe das Gesetz seinem Volk in

der Wüste gegeben, in allgemein üblicher Priesterweise entsprechend umgefärbt, mit den nötigen Einschiebseln versehen, wodurch spätere Forderungen oder Sitten — so die Beschneidung (vgl. Kap. 9) — schon als uralt erwiesen werden sollten, und vor allem um alle den Priestern unbequemen Stellen verkürzt, so daß nur aus reinem Zufall oder aus Unachtsamkeit immerhin noch etliche, oft freilich nur in arg verstümmelter Gestalt, gleichwohl stehn blieben.

Wir sind darum über die ursprünglichen Kulte des jüdischen Volkes nur sehr mangelhaft unterrichtet. Ausgrabungen, die uns vielleicht Aufschluß bringen konnten, waren erst seit wenigen Jahren im Gange, als der Weltkrieg kam und alles lahmlegte. Die Kulte, die der Bericht über die Auffindung des Deuteronomiums nennt, sind zum Teil ausheimische, wie sie die Beziehungen der Völker zueinander mit sich brachten: der Gott jedes fremden Volkes, mit dem man sich freundlich stand, wurde geachtet, seine Verehrung im eigenen Lande gestattet, er selbst von einzelnen Einheimischen verehrt. Könige stellten diesen Göttern Bildsäulen auf, errichteten ihnen Tempel, wie noch Sultan Bajazid seiner christlichen Gemahlin, der Tochter des Serbenfürsten Lazar, zu Ehren in seiner Residenz Adrianopel eine Kirche errichten ließ. Das ist nordische Weise. Unduldsamkeit brachte unter die nordischen Völker erst das Christentum, das diesen Teil seines Wesens von den späteren Juden übernahm. In der Verfolgung des moabitischen Kamos, der phönizischen Astarte, des ammonitischen Millom, deren Kultstätten „verunreinigt", deren Priester verfolgt, vielleicht getötet wurden, bekundet sich schon um 630 v. Chr. der fremde, nichtnordische Geist.

Einheimisch war der Kult des Melech, dessen Name übrigens derselbe ist wie Millom und „König" bedeutet (babylonisch malik „Entscheider"). Derselbe Gott wird auch Baal (babylonisch bêl) genannt, was „Herr" bedeutet und mit der indogermanischen Wurzel belo „glänzend sein" zusammenhängt. (Daher italienisches bello, slawisches bel, griechisches phalos und wohl auch der Name des Gottes Balder.) Melech-Baal ist der nordische Sonnengott, der vor allem von den Ägyptern und den Hettitern verehrt wurde. Der berühmte Sonnentempel von Baalbek-Heliopolis, der „Sonnenstadt", in Syrien ist gewiß eine uralte Gründung. Wie bedeutend in Palästina die Baal-Verehrung war, zeigen die Geschichten von Elias im ersten Buche der Könige. Elias, dessen Leben vielfach dem Schema des Erlösermythos angeglichen wurde, war unter König Ahab (876—854 v. Chr.) der Führer der Jahwepriester gegen die Baal-

priester. Ahab hatte in seiner Hauptstadt Samaria einen Baal-Tempel errichten lassen und brachte selbst darin Opfer dar. Dem frommen Berichter gilt Ahab darum als der Ausbund der Gottlosigkeit, und erst recht wird Isebel — ein zweifellos entstellter Name —, seine phönizische Gemahlin, von dem Hasse des Jahwedieners verfolgt. Ihm, dem späten, schon vom Deuteronomium erzogenen, gilt es als Eingreifen in Jahwes heilige Rechte, daß auch andere Götter im Lande verehrt wurden. Das Königtum als solches ward darum von Jahwe verworfen. Die Jahwepriester arbeiteten emsig daran, es zu untergraben, zu stürzen und auf den Trümmern des Thrones die noch unbedingteren Herren zu werden. Wie in Palästina die phönizische Astarte verehrt wurde, verehrte man in Phönizien den jüdischen Jahwe. Dafür hatten die Eiferer kein Auge. Es gelang ihnen: Ahabs Haus wurde ausgerottet, Jehu, der Usurpator, der sich, vorher gut Freund mit den Baalpriestern von Samaria, mit jenen verbunden hatte, lädt die Baalpriester von ganz Israel unter der Vorspiegelung, ein großes Opferfest zu bereiten, in den Baaltempel und läßt sie da insgesamt niedermetzeln; aus dem Holz des Tempels wurden Abtritthäuschen gemacht. Aber von den „goldenen Kälbern zu Bethel und Dan" ließ Jehu doch nicht ab, wie es heißt; trotzdem waren die Jahwepriester fürs erste zufrieden: „Jahwe sprach zu Jehu: Weil du ausgerichtet hast, was mir wohlgefällt, so sollen Nachkommen von dir bis ins vierte Glied auf dem Throne Israels sitzen."

Unter dem Namen Melech wurde der Sonnengott hauptsächlich am Tag der Sonnenwende durch den Sprung durch sein Element, das Feuer, verehrt, wie das noch heute bei verschiedenen germanischen Stämmen Sitte ist. Der Sachausdruck lautet „durchs Feuer gehn". So ließ Ahas (um 730) seinen Sohn durchs Feuer gehn und wird darob von den Jahwedienern verdammt. Auch von den Kolonen aus Babylonien, die um dieselbe Zeit Sargon von Assur in Palästina ansiedelte, wird berichtet (II. Kön. XVII 31), daß die aus Sepharwaim (Sippar) dem Adra-melech und dem Ana-melech zu Ehren „ihre Kinder vom Feuer verbrennen ließen", was nicht etwa heißt, daß sie sie als Opfer verbrannten. Denn in Babylonien wurden keine Kinder geopfert, so viel wir wissen. Aber in Juda gab es eine Kultstätte, wo dies geschah: Thopheth (im Text mit den Selbstlautern von boscheth „Thophet") im Tal Hinnom. (Ge Hinnom, woraus das neutestamentliche Gehenna geworden sein soll, obwohl auch das indische gahana „Abgrund" für die Herleitung in Betracht kommt.) Jeremia sagt darüber (XIX):

So spricht Jahwe: Ich will Unheil über diesen Ort (Thapheth) bringen, daß jedem, der davon hören wird, die Ohren gellen sollen. Darum, weil sie mich verließen und diesen Ort verkannten und an ihm andern Göttern räucherten — sie wie ihre Väter und die Könige Judas —, und diesen Ort mit dem Blute Unschuldiger erfüllten und die Baals-höhen erbauten, um ihre Söhne als Brandopfer für den Baal zu verbrennen: darum, fürwahr, soll die Zeit kommen, ist der Spruch Jahwes, wo man diesen Ort nicht mehr Thapeth und Tal Ben Hinnom nennen wird, sondern „Würgetal". Da werde ich dann die Klugheit Judas und Jerusalems an diesem Orte ausschütten und sie (auf der Flucht) vor ihren Feinden durchs Schwert fällen; ihre Leichname aber will ich den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde zum Fraß preisgeben, und will diese Stadt zu einem Gegenstand des Entsetzens und des Gezisches machen: wer an ihr vorüberzieht, soll sich entsetzen und zischen ob all der Schläge, die sie betroffen haben...

Im spätjüdischen Schrifttum ist nach dieser Schilderung „Thopheth" einer der Namen der Hölle.

Noch Ezechiel (um 590) gedenkt des Melechdienstes, der aber zu seiner Zeit schon erloschen war, als einer Verunreinigung der früheren Zeit, zumal man am selben Tag, da man die Söhne den Götzen geschlachtet habe, auch ins Heiligtum Jahwes getreten sei und zwar am Sabbath, so daß auch noch der Sabbath entheiligt worden sei.

Demselben Gotte Baal-Melech oder seiner Sonderausprägung als Schemesch (Sonne) gehören die Rosse am Eingang zum Tempel Jahwes und die Wagen der Sonne an, die die Könige von Juda hatten aufstellen lassen. Mehrere Orte haben nach ihm den Namen: Beth-Schemesch, Ain-Schemesch „Haus bzw. Quell des Sonnengotts", Thimnath-Cheres „Sonnen-Thimna" (Thimna war ein edomitischer Stamm), Har-Cheres „Sonnenberg". Noch Ezechiel sieht im Gesicht, wie im Tempel von Jerusalem Männer, den Rücken gegen den Bau und das Gesicht nach Osten gewendet, die Sonne anbeten. Jerusalem selbst hat den Namen von der Sonnengottheit Schalim, die bei den Westsemiten bezeugt ist und deren Name auch auf eine indogermanische Wurzel zurückgeht (europ. *saulei Sonne, davon lat. sol, lit. saule, griech. hēlios). Noch in dem Namen Salomos scheint dieser Gottesname zu stecken.

Dem Sonnengott an der Seite steht die Himmelskönigin (malkath ha-schamaim), der die jüdischen Weiber Kuchen in deren eigener Gestalt buken, Trankopfer darbrachten und räucherten. Jeremia redete (um 585 v. Chr.) wider diesen Dienst, aber man antwortet ihm — es sind jüdische Frauen in Ägypten, die sprechen —: „Wir wollen das Gelübde, das wir ausgesprochen haben, der Himmelskönigin zu räuchern und ihr Trankopfer zu spenden, in seinem ganzen Umfange ausführen, gleichwie wir getan haben samt unseren Vätern, unseren Königen und unseren Oberen in den

Städten Judas und auf den Gassen Jerusalems: da hatten wir Brot genug und befanden uns wohl und brauchten kein Unheil zu erleben; seitdem wir aber (damit) aufgehört haben, hatten wir Mangel an allem und wurden durch das Schwert und den Hunger aufgerieben. Und geschieht es etwa ohne Vorwissen unserer Männer, daß wir ihr Kuchen bereiten, um sie abzubilden, und ihr Trankopfer spenden?" Jeremia droht ihnen darauf, Jahwe werde ihnen Unheil statt Heil senden und alle Judäer, die in Ägypten weilen, sollten durch Schwert und Hunger aufgerieben werden bis zur völligen Vertilgung (Jer. XLIV).

Die Verehrung der Himmelskönigin, der regina coeli des katholischen Kultus, war zur Zeit Hammurapis der Hauptkult des Westlandes. Ihre Namen sind Ischtar, Aschrat, Aschera, Astarte, Iset (Isis), Athtar, Astaroth und (über Aphtaroth) Aphrodite; daneben trägt sie noch viele andere, die zumeist Eigenschaft- und Kosenamen sind. Man darf ihren Hauptnamen wohl auf das indogermanische Astēr = Stern zurückführen. Die Völker, die nicht mehr indogermanisch sprachen, veränderten den Laut vielfach, so noch die Griechen, die doch das Wort (astēr) urtümlich haben. Der Stern, der gemeint ist, ist der Mond, wie denn noch die katholische Madonna auf der Mondsichel steht. Ischtar-Astarte ist Schwester des Baal-Melech-Schemesch, nimmt aber vielfach auch Unterweltgepräge an (wie im griechischen Mythos als Persephone), umfaßt das zarte Muttertum — sie trägt dann das „Kind" auf dem Schoße — und die ausschweifende Geschlechtlichkeit. Ihr wurde in Babylon die Jungfrauschaft dargebracht, indem sich die Mädchen an ihrem Tempel dem ersten hingaben, der sie begehrte.

Bei den Juden finden wir sie in zwei Gestalten: als phönizische Astarte — die biblische Lautung Aschthoreth läßt auch hier das boscheth durchklingen — und als heimische Aschera. Heimisch in dem Sinne, daß sie nicht als ausländische Gottheit verehrt wurde. Denn ursprünglich gehörte sie den Juden unter diesem Namen wohl nicht an. Dessen Form ist die amoritische. So mag der Dienst von den Amoritern übernommen worden sein. Dargestellt wurde sie nach ihren zwei Wesenheiten als grünender Baum und abgestorbener Stamm. Bei Jeremia und Ezechiel wird mehrfach der Kult unter „immergrünen Bäumen" erwähnt, die aber nicht immer nur der Muttergöttin gegolten haben müssen. Die Aschera im Tempel war anscheinend ein Holzstamm, vielleicht sogar ein geschnitztes und mit Kleidern behängtes Bild. Josia ließ, wie der Bericht besagt, die Aschera aus dem Tempel Jahwes hinausschaffen, wo sie bis dahin unbehelligt gestanden hatte und gebührlich verehrt worden war.

Die weibliche Tempelprostitution galt zweifellos ihr wie die männliche Jahwe. Aber es fragt sich, ob die Einrichtung ursprünglich war. Denn bei den nordischen Völkern finden wir sie nicht und außerhalb des „semitischen" Kulturkreises nach Norden zu nur bei den Lydern und Armeniern, bei denen sich auch sonst starker „semitischer" Einfluß zeigt. Dagegen gibt es bei den schwarzen Völkern ähnliche Bräuche, darunter den besonders merkwürdigen, daß sich die Mädchen an dem Phallos eines Gottesbildes entjungfern müssen. Die Tempeldirnen hatten einen durchaus ehrsamen Stand und brachten auch bei den Juden mit den Priestern zusammen die Opfer dar, wogegen sich jedoch schon Hosea (um 740) wendete. Das Deuteronomium verbot wie die männliche so auch die weibliche Prostitution und die Übergabe des „Hurenlohns" beziehlich „Hundelohns" an das Haus Jahwes: „denn beides ist Jahwe, deinem Gotte, ein Greuel."

Daß auch die altkanaanäische Göttin Anath von den Juden verehrt wurde — Ortnamen wie Beth-Anath (Bethanien) und Anathoth bei Jerusalem ließen es vermuten —, erkannte man erst aus dem Papyrusfund von Elephantine sicher (Eduard Meyer, „Der Papyrusfund von Elephantine", Leipzig 1912). Da wird sie die Anath Jahus, also die dem Jahu (Jahwe) beigegebene Göttin, genannt und ihr auch eine Kultussteuer bestimmt: Jahu 12 Karsch 6 Sekel, Anath 12 Karsch. Eduard Meyer glaubt sie der von Jeremias genannten „Himmelskönigin" gleichsetzen zu können. Das mag für die späteste Zeit zutreffen, da auch Jahwe schon mit allen möglichen Göttern vereinerleit worden war. Ursprünglich war sie eine kriegerische Göttin, wie sie denn in ägyptischen Texten, die zuerst von ihr Kunde brachten, bewaffnet mit Helm, Schild und Lanze, einmal auch zu Pferde dahersprengend erscheint, und die Phönizier sie der gerüsteten Athena gleichsetzten.

In den Papyren von Elephantine, die aus der Zeit um 420 v. Chr. stammen, fand man auch die Göttin Aschima erwähnt, die sonst nur als Göttin der Samaritaner bekannt war. Diese aßen um ihretwillen, die in Taubengestalt verehrt wurde, keine Tauben. Sie erhält in dem Verzeichnis über die Kultussteuern nur 7 Karsch zugewiesen und war demnach nicht so angesehen wie Jahwe und Anath. Höchst wichtig ist es für uns, daß die Verehrung der Göttinnen Anath und Aschima im Jahwetempel selbst geschah und noch zu der Zeit Esras und Nehemias; das Deuteronomium, das die Alleingottschaft Jahwes festsetzte, war also in den zwei Jahrhunderten seit seiner Verkündigung durchaus noch nicht durchgeführt

worden. Der Bestand eines Tempels an einer anderen Stätte als auf dem Berge Zion allein schon widersprach ihm.

Von den anderen Gottheiten, über die wir noch einige Kunde erhalten, ist eine Schlangengottheit hervorzuheben, deren ehernes Bild von Hiskia (um 720) zerschlagen wurde. Nach dem Bericht (II. Kön. 18, 4) hatten die Israeliten ihr bis zu jener Zeit geräuchert; ihr Name sei gewesen „der Eherne" (Nechuschthan). Es ist die erzene Schlange gemeint, die Moses angefertigt haben sollte, um sein Volk von den Bissen der von Jahwe gesendeten „Brandschlangen" zu heilen. Nachasch (Schlange) und Nechoscheth (Erz) klingen aneinander an. Nechuschthan ist eine Bildung wie Liwjathan (Lewiathan), und sicherlich sind beide dasselbe: der mythische Chaosdrache, einerseit Urgrund der Schöpfung, deren Vater, anderseit eine gefährliche, feindliche Macht. Liwjathan bezeichnet zugleich ein Ungeheuer und das Sternbild des Drachen, der Name hängt mit liwjah „Kranz" zusammen und beruht auf der Vorstellung, daß die Erde von einer Schlange umschlungen sei, platten Sinnes von dem Meer.

Wenn wir auch nichts weiter vom Schlangendienst erfahren, so können wir doch ersehen, daß er nicht unwesentlich war. Mit Recht wohl wird der Name Evas (hebr. Chawwa) mit aramäischem chewja, arabischem chaija verglichen, die beide „Schlange" bedeuten; da hat die Menschenmutter den Namen der Urmutter erhalten. Auch die Leviten könnten mit ihrem legendarischen Stammvater Levi (vgl. oben liwjathan und liwjah) ursprünglich die Diener des Schlangengottes sein. Noch in späterer Zeit waren sie der Kunst der Schlangenbeschwörung kundig, und so errichtet denn Moses, der gelegentlich Levit genannt wird, die eherne Schlange, das Gottesbild, an einer dafür bestimmten kultischen Standarte (nêss). Die Heilkunst als solche, die die Leviten übten, steht im Zeichen der Schlange und das noch bei uns.

Rein dämonische Gestalten scheinen die „Bocksgeister" (s^eîrîm) gewesen zu sein, die Jesaja in der Wüste tanzen läßt, wo auch die gespenstige Lilith wohnt — in der rabbinischen Sage Adams erstes Weib noch vor Eva —; Leviticus verbietet, ihnen Schlachtopfer darzubringen. Die Seraphe sind schlangenartig gestaltete Geister (saraph, eine Wüstenschlangengattung). Die Cherube, die geflügelten Menschstiere, kamen erst durch babylonischen Einfluß in die Vorstellungwelt der Juden.

Von besonderer Bedeutung war aber der sterbende und auferstehende Gott, der Thamuz der Sumerer und Babylonier, der Adonis („Herr") der Syrer und Griechen. Ich habe bemerkt, daß Moses, der den-

selben Namen trägt wie Thamuz (mesu ägyptisch, dumu sumerisch „Kind") ein „Erlöser" ist, aber er ist zu sehr eine Gesetzgebergestalt geworden — man vergleiche mit ihm den mythischen Lykurgos der Spartaner —, als daß er die nahe Verwandtschaft mit jenem sogleich erkennen ließe. Es würde zu weit führen, bei ihm und anderen Gestalten der jüdischen Heroensage die Einzelheiten zu verfolgen, die ihre Zugehörigkeit zum selben Kreise erweisen. Das bezeichnende für den Thamuz-Adoniskult ist die Klage über den Tod des Gottes in der Blüte seiner Jugend und zumeist auf plötzliche und grausige Weise. Daß er auch unter seinem babylonischen Namen in Palästina verehrt wurde, bezeugt Ezechiel (VIII 14):

Und er (der „Mann", der dem Propheten erschien) brachte mich an den Eingang des Tores des Jahwetempels, das nach Norden zu liegt; da nun saßen die Weiber, die den Thamuz beweinten. Und er sprach zu mir: Hast du gesehen, o Menschensohn? Du wirst noch weitere Greuel sehen, die noch größer sind als diese.

Früher aber wurde er wie in Syrien Adon „Herr" genannt und diesen Namen (kyrios im Griechischen) trägt auch noch der christliche Heiland vorzugsweise. „Wehe, o Herr!" (hoj, adon!) war das stete Kehrwort, aber die Hoffnung auf die Auferstehung war darin. Darum sagt Jeremia von Jojakim, um ihn, der für immer verloren sein werde, solle man nicht so klagen. Auch „einziger Sohn" wurde er genannt, denn dieser Ausdruck kehrt immer wieder, wo von den Klageliedern die Rede ist.

Die Hauptstätten des palästinensischen Thamuzkultes waren die Ebene Megiddo, wo er unter dem Namen Hadad-Rimmon (vgl. Kap. 3) verehrt wurde, wahrscheinlich Sichem und sicher Beth-Lehem, worüber noch Hieronymus zu berichten weiß: „Bethleem ... lucus inumbrabat Thamuz, id est Adonis, et in specu, ubi quondam Christus parvulus vagiit, Veneris amasius plangebatur." Hier schimmert sogar noch die Beziehung des Thamuzdienstes zum Christusdienste durch. Denn nicht nur, daß es in Bethlehem einen Hain des Thamuz, d. i. Adonis, gibt, sondern auch in derselben Grotte, wo das Christuskind „quäkte", war um jenen, den „Buhlen der Venus", geklagt worden. Daß der christliche Heiland eben hier geboren wurde (was das Evangelium nur mühsälig herbeiführt, um verschiedene Berichte zu harmonisieren), ist höchst bezeichnend. Ob der bethlehemitische Heiland selbst Lehem hieß, entzieht sich der Beurteilung, solange wir über den babylonischen Lahmu nichts genaueres wissen. (Es gibt auch eine Göttin Lahama, die jenem Lahmu an der Seite steht.) Dagegen ist noch eine Hadad-Legende in die Geschichten von König Salomo (1. Kön. XI) verflochten, die deutlich zeigt,

daß es sich um eine Thamuz-Gestalt handelt. Davids Feldherr Joab hatte bei einem Feldzug gegen Edom „alles Männliche" niedergemetzelt, nur Hadad, damals ein kleiner Knabe, war nach Ägypten gebracht worden, gewann dort die Gunst des Pharaos und die Hand einer Prinzessin und kehrte in die Heimat zurück.

Der Thamuz-Mythos lieh seine Bilder vor allem zur Gestaltung des Knechtes Jahwes im Jesaja-Buche her. Daß hier das Leiden des Messias „vorgebildet" sei, wußte das Christentum von Anfang an. Aber die schriftliche Kette vom Knecht Jahwes zum christlichen Heiland ist abgerissen. Der Jahwedienst in seiner Ausschließlichkeit duldete keinen anderen Gott im Lande. Doch wenn auch nicht öffentlich, so lebte im Geheimen der Erlösergott sicherlich im Volke fort. Immer wieder wurden Züge aus seinem Mythos in religiösem und politischem Sinne verwendet. Als schließlich, von ähnlichen Bewegungen gestärkt, das Christentum diese Unterströmung wieder an das Licht der Zeit brachte, fand sich der Jahwedienst doch schon nicht mehr stark genug, den neuen alten Kult völlig zu unterdrücken.

11. Jahwe

Der Kampf der Jahwediener gegen die verschiedenen Götter und deren Priester pflegt uns als Ringen um den Monotheismus dargestellt zu werden. Das verkennt die Sachlage. Monotheismus im Sinne des heutigen Monismus gab es als Ergebnis philosophischer und theologischer Spekulation in Ägypten und in Sumer-Babylon längst. Immer wieder wird in den Hymnen gesagt, alle Götter, männliche wie weibliche, seien eins, ja Amenophis IV. (um 1400 v. Chr.), der Gatte einer arischen Prinzessin aus dem Mitaniland (vgl. Kap. 3), hat die Sonnenverehrung bereits ganz als Monotheismus, als Pantheismus, als Monismus eingeführt. Der großartige Hymnus, der seine Lehre zusammenfaßt, ist uns in mehreren Abschriften erhalten. Die äußere Gestaltung der Lehre wurde vernichtet, aber ihr Geistiges, das freilich auch nicht neu war, lebte fort.

Dem gegenüber ist die Durchsetzung der Lehre, Jahwe sei der einzige Gott Israel-Judas, nur der Sieg eines Gottes beziehlich seiner Priesterschaft über die anderen Götter und deren Diener, die dann in den alten Mythen und Legenden von ihm getan sein lassen, was ursprünglich andere Götter taten. Dadurch, daß später die nordischen Völker ihren Namen „Gott" und damit die hohe

ethische Vorstellung, die sie mit dem Worte verbanden, in der Bibel überall an Jahwes Stelle setzten, entstand eine Verwirrung, die noch heute die Theologie aller christlichen Bekenntnisse zu den drolligsten Umdeutungen, Unterlegungen, Verteidigungen nötigt.

Daß auch der jüdische „Monotheismus" aus dem Zusammenfließen der verschiedenen Götter des Landes in einen einzigen Gott entstand, wie wir das bei den Babyloniern finden (Kap. 10), ersieht man noch aus der Benennung Jahwes „Elohim". Elohim heißt nicht „Gott", sondern „Götter"; als pluralis maiestatis fassen das Wort nur die Theologen. Die reiner monotheistische Richtung unter den Juden schaltete sogar den Namen Jahwe ebenso aus wie den der anderen Götter und sagte „Elohim" allein; die eine Geschichtquelle des Fünfbuchs, die nur Elohim schreibt, der „Elohist", hat davon den Namen. So ist es auch „Elohim", der die Welt schafft (Kap. 6). Aber mit dieser Mehrzahl wird das Zeitwort in der Einzahl verbunden, wonach man sich offensichtlich eine einzige göttliche Persönlichkeit vorgestellt hat. Nur wenige Stellen setzen auch in der durchgreifenden Überarbeitung, die die „heiligen" Schriften in diesem Sinne erfuhren, noch eine Mehrzahl von Göttern voraus, so namentlich die von den „Elohimsöhnen" (Luther: Kinder Gottes), die mit den Töchtern der Menschen das Geschlecht der Riesen erzeugten (Gen. VI). Die christliche Theologie, der diese allzu heidnischen Vorstellungen unangenehm sind, machte aus den Göttersöhnen unverfängliche „Engel".

In Wirklichkeit wird von solchen Berichten und den starken inneren Widersprüchen in Jahwes eigenem Wesen nur die Theologie verwirrt. Denn für das religiöse (ethische) Bewußtsein des nordischen Menschen fallen Stellen, wo Jahwe (Gott) etwan Diebstahl und Betrug eingibt, wahnwitzigen Feindeshaß fordert, ganze Völker vernichten läßt, von selbst weg; sie spielen bei ihm keine Rolle, geben ihm noch viel weniger Anlaß zu eigenen Handlungen und Gesinnungen jener Art. Aber gar manche Nichttheologen, die sich als Forscher mit der Bibel beschäftigten, gerieten in nicht unberechtigtes Erstaunen, den Gott eines geistig so hochstehenden Volkes, wie es die Juden sind, so wenig ihren eigenen ethischen Forderungen entsprechend zu finden. Mir liegen zwei Schriften vor: „Der falsche Gott (Beweismaterial gegen Jahwe)" von Theodor Fritsch (in 5. Aufl. 1919), dem genugsam bekannten Herausgeber des judengegnerischen „Hammers", und „Die große Täuschung" (1920) von Friedrich Delitzsch, dem wohl noch bekannteren Assyriologen, Sohn des jüdisch geborenen Franz Delitzsch. Beide, der antisemitische Laie und der gelehrte Halbjude,

stimmen darin überein, daß sie dem biblischen Jahwe kein unbedingtes Ethos zubilligen, und stützen sich beide auf dieselben Stellen des Alten Testaments. Die „große Täuschung“ ist für Friedrich Delitzsch, daß Jahwe, der „Spezialgott Israels, der Partikulargott, mit Gott, dem Weltgeist, dem allerhöchsten geistigen Wesen über alle Völker der Erde, dem Schöpfer und Regierer des Weltalls, vereinerleit worden ist, — eine Selbsttäuschung der alttestamentlichen Propheten und eine gar nicht auszudenkende Täuschung der Menschheit überhaupt.“

Friedrich Delitzsch überwertet hier in seinem jüdischen Unterbewußtsein die Bedeutung des jüdischen Jahwe-Begriffes für das christliche Abendland. Jedes Volk hat den Gott, den es sich schafft; das war schon den Griechen geläufige Weisheit. Und selbst, wenn wir nicht germanisch Gott sagten oder französisch Dieu, italienisch Dio, spanisch Dios, slawisch Bog, sondern Jahwe sagten, wie die alten Juden, oder Adunoj und Ha-schêm wie die rechtgläubigen Juden der späteren Zeit und noch heute: unser Gott-Dio-Bog wäre eben so ganz von unserer eigenen Art. Und man kann getrost sagen, auch schon der Gott des Germanen sei ein anderer als der Dio der Italiener, der Bog der Slawen, so nahe wir abendländischen Christvölker uns nach Gesittung und Rasse auch stehn, ja der Gott des protestantischen Deutschen ein anderer als der des katholischen. Namen sind Schall und Rauch auch in diesem Falle.

Daß der jüdische Gottesbegriff in seinen anfechtbarern Seiten vielfach auf uns eingewirkt hat, ist freilich zuzugeben, und das ist namentlich der „Eifer“ Jahwes, die blutrünstige Unduldsamkeit, die haßerfüllte Verfolgung aller anders Denkenden. Aber da — zu unserer Schande zu sagen — hat oft genug der biblische Geist einen engstens verwandten in uns getroffen; der Funke fiel in empfänglichen Stoff, und wäre es nicht dieser Funke gewesen, so hätte ein anderer ganz dasselbe Feuer entzündet. Das Furchtbare ist nur, daß alle Meintaten, die sonst vielleicht auch getan worden wären, nun im Namen der „Religion“ und unter der Mitwirkung und zum mindesten dem Beifall der Priester dieser „Religion“ getan wurden und zum Teil noch werden. In diesem Sinne ist das Christentum das „Gift aus Judäa“, wie es der tschechische Dichter Machár nennt.

Wir haben, wie ich vermerkte, unter den rassisch noch rein nordischen Völkern, unter den alten echten Griechen, den alten echten Römern, den alten echten Germanen und selbst unter den Juden der älteren Königzeit keine Beispiele von Verfolgung um der religiösen Meinung willen. Sicher-

heit in sich bedingt die Achtung des anderen nach seiner Wesenart. Bastarde sind immer unduldsam, gleichviel worin. Sie zwingen sich selbst zu irgendeiner Meinung — durch Sach- oder Denkgründe — und wollen darum auch andere zwingen. Dem rein nordischen Menschen ist es höchst gleichgültig, ob man sein Anhänger ist, ob nicht.

Es geht nicht an, wie sowohl Theodor Fritsch als auch Friedrich Delitzsch tut, Jahwe als eine plötzlich irgendwann und irgendwo erschienene Gottgestalt anzusehn. Das Volk, dem er Gott war oder wurde, ist nicht einheitlich gewesen, er selbst war, wie ich dargelegt habe, nicht dessen einziger Gott, und daß sein Name an so vielen Stellen statt eines anderen eingesetzt wurde, daß zuletzt unter allen Gottesnamen Jahwe verstanden wurde, hat sein Bild überaus widerspruchvoll gemacht. Auch darf man an einen Gott des Altertums nicht mit ethischen Forderungen herantreten, an Jahwe ebensowenig wie an Zeus, Jupiter oder Wodan. Die Abstraktion eines „vollkommenen" Wesens aber findet man doch erst im Ahura Mazda der Perser und auch da nicht von Anfang an, Philosophie im strengen Sinne, die dazu geführt hätte, die im Griechentum (Plato) tatsächlich dazu führte, hatten die Juden nicht; der das All umfassende Tiefblick des Ketzerkönigs Amenophis mangelte ihnen. Sie waren ein Volk mit sehr eng umschriebenen zeitlichen Belangen.

Jahwe ist ein Gott, der, wie es scheint, schon vor dem Einbruch der Habiru in Palästina verehrt wurde, somit den Juden nicht ursprünglich angehört. Zwar die Lesung einiger babylonischer Namen als mit Jahwe zusammengesetzt, die Friedrich Delitzsch vorbrachte und verteidigte („Babel und Bibel"), wird zumeist abgelehnt, und ein babylonischer Gott dieses Namens ist in der Tat nicht bekannt. Freilich brauchen die Träger solcher Namen nicht Babylonier zu sein, ja Alfred Jeremias sagt, sie seien jedenfalls Amoriter gewesen. Schon aus der Zeit des Vaters Hammurapis (um 2150) stammt der erste Name, der von Delitzsch Jawe-ilu „Jahwe ist Gott" gelesen wird (von anderen Jahpi-ilu), die anderen aus der nächsten Zeit. Viel wichtiger scheint mir die Erwähnung des palästinensischen Ortes Bati-Ja in der Liste über Thutmes' III. asiatische Feldzüge (um 1500), worin auch Ortnamen wie Jakob-El und Joseph-El vorkommen, diese die Zeugnisse für die vorisraelitische Verehrung Jakobs und Josephs als Götter. Bati-Ja kann nur „Haus des (Gottes) Jah" sein und ist vielleicht sogar das spätere Beth-El („Gotteshaus"). Außerhalb Palästinas wird der Gottesname Jahwe nur noch bei den Aramäern von Hamath gebraucht. Dort heißt ein König unter

Sargon von Assur mit zwei Namen Jlubi'di und Jaubi'di, woraus man ersieht, daß Jlu (Gott) und Jau dasselbe waren, Jau danach ein Gott war.

Es ist hier die Frage zu behandeln, wie das heilige Tetragrammaton JHWH auszusprechen sei. Die Aussprache Jehova beruht auf den darein geschriebenen Selbstlautern von 'adonaj (Herr), wie der Name von den werkgerechten späteren Juden ausgesprochen wurde, damit sie nicht in Gefahr kamen, „den Namen Gottes eitel zu nennen". An einigen Stellen sind auch die Selbstlauter von 'elohim (Gott) eingeschrieben. Erst um 1500 n. Chr. verfiel man darauf, die vier Buchstaben „Jehova" auszusprechen, doch bürgerte sie sich erst im 17. Jahrhundert ein. Diese Aussprache gilt noch heute frommen Juden als ungefährlich; eben darum wenden ihn viele in ihren Dichtungen an. (Vgl. die von mir übersetzten „Jüdischen Balladen" des ungarischen Juden Joseph Kiss-Klein, „Aus fremden Gärten" 83.)

Die Aussprache des Namens muß schon lange nur noch bei den Eingeweihten gebraucht, endlich nur noch von ihnen gekannt gewesen sein. In neuerer Zeit kennen sie vielleicht auch die jüdischen Priester nicht mehr aus Überlieferung; jedenfalls bewahrten sie unverbrüchliches Schweigen darüber, selbst in denen, die sich taufen ließen und etwa christliche Priester wurden. Josephus Flavius, der Lobpreiser seines Volkes zu Vespasians Zeit (bis um 100 n. Chr.), kannte jedenfalls die Lautung des Gottesnamens noch, vermerkt aber, daß er ihn nicht aussprechen dürfe (Ant. II, 12). Doch bei den Samaritanern, die sich um 400 v. Chr. von den übrigen Juden abschlossen und ihre eigene Überlieferung hatten, blieb der Name in Gebrauch, und so wurde seine Lautung den Kirchenvätern vermittelt. Seit dem großen deutschen Semitisten Heinrich Ewald (1803—1875) ist diese Lautung in die Wissenschaft eingeführt und seit etwa 1900 auch in die Allgemeinheit gedrungen. Die Samaritaner sprachen „Jabe", doch war das B weich, unserem W ähnlich, und danach wird Jahwe geschrieben.

Die Theologen haben viele unnütze Deutungen des Namens vom Hebräischen aus aufgebracht (und selbst widerlegt), um nur einen recht tiefen und womöglich christlichen Sinn darin zu finden. Die sind hier gleichgültig. Da der Name schon vor dem Eindringen der Habiru in Palästina vorkam, ist er nicht hebräisch; ebenso gut könnte man den Namen des Popokatepetl aus dem Hebräischen erklären. Ob er überhaupt semitisch ist, fragt sich nicht minder. Wäre er Eigenschaftname wie Ramânu, so ginge dies an. Die übrigen semitischen Sprachen er-

klären ihn übrigens auch nicht. Man kann nicht anders als sagen: der Gottesname Jahwe sei von einem Volke übernommen worden, das schon vor 1500 v. Chr. (vor der Erwähnung des Ortes Bati-Ja = Beth-Jah) in Palästina gelebt und Einfluß auch bis nach Syrien, wo ein König von Hamath im 8. Jahrhundert den Namen Azri-Jau trägt, gehabt hat.

Neben der Form Jahwe kommt wie hier in der ägyptischen und babylonischen Umschrift auch im Hebräischen die Form Jah und Jahu vor, die für eine Abkürzung aus Jahwe zu erklären, einfach töricht ist. Sagte der Römer etwa je statt Vesta Ves, statt Vulkan Vulk? Die Form Jah und Jahu (im Beginn Jeho) ist vor allem häufig in Namen: Jeho-nathan (Jonathan), Jeho-schua (Josua), Jeho-ram (Joram), Jescha-Jahu und Jescha-Jah (Jesaias), Jerem-Jahu und Jerem-Jah (Jeremias) und zahlreiche ähnliche. Bekannt ist diese Form aus dem Worte Hallelu-Jah („lobsinget Jah"); sie kommt auch sonst gelegentlich in der Bibel vor. Sie war gleichbedeutend und gleichberechtigt mit Jahwe. In dem sehr merksamen Gesuch der jüdischen Gemeinde in Jeb (Elephantine in Oberägypten) an den persischen Statthalter Bagohi in Jerusalem aus dem Jahre 408 v. Chr., das 1906 in dem erwähnten Papyrusfund entdeckt wurde, wird die Form Jahu allein gebraucht.

Die zwei Formen nebeneinander erklären sich nach meiner Ansicht aus dem Indogermanischen, das für „Gott" ebenfalls zwei Formen hat: *Dyeu‖s und *doivo‖s. Von der ersten kommt das indische Dyau, das griechische Zeus, das lateinische Ju-piter, von der zweiten das indische deva, das litauische deva‖s, das preußische deiva‖s, das lateinische deus. Ein leichter Unterschied in den Bedeutungen läßt sich finden: *Dyeus bezeichnet Gott in seinem Hauptgleichbild, dem hellen Tageshimmel, *doivos in seiner Eigenschaft als strahlenden (von der Wurzel dye). Im Hebräischen kommt der Übergang von indogermanischem dy in j, das sich sonst auch im Lateinischen findet (Ju-piter) ebenso in dem Worte jôm „Tag" vor, das dieselbe Wurzel hat (wie auch das lateinische dies, das deutsche „Tag"), wozu man dessen Erklärung nachsehe (Kap. 5).

Sind die babylonisch-amoritischen Namen wie Jawe-ilu richtig gelesen, so darf man wohl annehmen, Jahwe sei ein Gott der nordisch blonden Amoriter gewesen, Jah dagegen in Palästina heimisch als der Gott eines der nordischen Vorvölker, der Hatti oder der Harri. In der Tat wird noch von den Späteren die Gottesoffenbarung ins edomitische, ja ins engere Harri-Gebiet versetzt. Denn die „Horiter"

wohnen (nach Gen. XIV 6) gerade am Seïr. Das sehr alte Debora-Lied sagt (um 1100 v. Chr.):

Da, Jahwe, du kamst vom Seïr,
Da du herzogst von Edoms Gefild,
Da bebte die Erde vor dir,
Und Feuchte troffen die Himmel.

Da troffen Wasser die Wolken,
Die Berge strömten vor dir,
Der Sinai floß vor dir,
Jahwe, Israels Gott!

Und auch noch die viel später gestaltete und aufgezeichnete Moses-Legende läßt Jahwe auf dem Sinai, der ein edomitischer Berg war, sich dem Gesetzgeber offenbaren. Daß der höchste Berg auf der kleinen dreispitzigen Halbinsel zwischen Ägypten und Arabien Sinai und danach jene selbst genannt wurde, beruht auf der sehr späten verstofflichenden Meinung, das mosaische Ägypten sei das wirkliche Land, während es ursprünglich ein mythischer Begriff ist (Kap. 7). Wohl wurde Jahwe-Jah sicherlich nicht ausschließlich in Edom verehrt, dort aber gewiß vorzugsweise, und dort wird sein Sonderheiligtum gestanden haben.

Die nahe Wesenverwandtschaft Jahwe-Jahs mit Dyau-Jupiter ist leicht zu erkennen. Beide sind als verpersönlichter Himmel vor allem Wettergötter. Des Himmels gewaltigste Erscheinung, das dunkel drohend aufziehende, in Blitz und Donner sich entladende Gewitter, geben dem palästinensischen Jahwe wie schon seiner Grundlage, dem indogermanischen Himmelsgotte, die eigentümliche Zeichnung. Es ist Zeus mit dem Blitzebündel, es ist Jupiter pluvius, Jupiter fulgur und Jupiter tonans. Die Bibel ist voll von den hierzu gehörigen Bildern und Gleichnissen. Ja, wie Zeus sich für Europa in einen Stier verwandelt und als ein solcher noch öfter erscheint, „brüllt" Jahwe von Zion, seinem späteren Heiligtum. Strömender Regen (s. o.) begleitet ihn, er selbst erscheint in einem brennenden Busch, in einer Wolkensäule und Feuersäule, er entzündet das Opfer mit dem Blitz, entführt Elias in einem feurigen Wagen. Bis in die späteste Zeit wurden die stehenden Phrasen beibehalten. Wie Jupiter der Entscheider der Schlachten, der Siegverleiher (Victor) ist, so auch Jahwe, dessen bekannter Beiname Zebaoth (Heerscharen) ihn als Herrn der himmlischen und irdischen Heerscharen bezeichnet, und wie jener als Wächter über Wahrheit und Recht der oberste Schwurgott ist, so auch Jahwe, den Jeremias ausdrücklich

Jahweh zidqênu „Jahwe unsere Gerechtigkeit" nennt und bei dem man mit der Formel schwört: chaj Jahweh! „So wahr Jahwe lebt!"

Alles dies sind sicherlich ursprüngliche Züge, andere wieder kamen hinzu, als man Jahwe mit den anderen Göttern des Landes, denen er zuerst nur nebengeordnet war, vereinerleite. Und so kommen auch in seinen Kult fremde Bestandteile, wovon die auf die Geschlechtlichkeit sich beziehenden am meisten auffallen. Ich habe erwähnt, daß am Jahwetempel eine „geheiligte" männliche und weibliche Preisgebung bestand. Der Ausdruck Kedeschen — von qadosch heilig — bezeichnet die sich preisgebenden als der Gottheit geweihte. Nicht zu verwechseln sind die weiblichen Kedeschen mit den öffentlichen Dirnen (zonah ist der Ausdruck hierfür): diese gingen unverschleiert, jene trugen den Schleier und wurden auch „Bräute" genannt, was den Begriff noch verdeutlicht. Ob die Kedesche sich nur einmal preisgab oder eine längere Zeit diesen Tempeldienst tat, geht aus den Nachrichten, die spärlich sind, nicht hervor. Das Mädchen gab einen Teil ihres Erlöses dem Tempel und opferte mit den Priestern zusammen, von ihrer Ehre verlor sie jedenfalls nichts, im Gegenteil, es galt in gewissen Volkskreisen als religiöse Pflicht, daß sich eine Jungfrau — und nur eine solche konnte Kedesche sein — zuerst im Dienste der Gottheit preisgab.

Anders die männlichen Kedeschen. Auch sie stehn im Dienste des Tempels, aber man nennt sie verächtlich „Hunde" und den Anteil an ihrem Erlös „Hundelohn", und so wohl nicht nur die eifernden Propheten, sondern das Volk selbst. Auch das lateinische Wort Cinäde kommt von kyon (griechisch „Hund") her. Es hat dies die Beobachtung an Hunden zur Grundlage. Ersichtlich ist daraus, daß im alten Juda-Israel die gleichgeschlechtige Betätigung durchaus frei, ja tempelfähig war, wenn auch die Edelsten des Volkes sie verwarfen und später durch Ausrottung der männlichen Kedeschen — Asa (um 900), Josaphat (um 860) und zuletzt das Deuteronomium (um 630) wirkten in diesem Sinne — und religiöses Verbot zurückdämmten. Aber wie stark verbreitet sie war, bezeugen zwei Erzählungen, die mythische von Lot, zu dem die Engel auf Besuch kamen, und die legendarische von der Schandtat zu Gibea (Richter XIX). In beiden Fällen verlangen die Ortsbewohner zunächst die Männer, um sie zu „erkennen", wie man für den Beischlaf sagt.

Rassisch betrachtet bedeutet dies das Vorhandensein einer erheblichen Unterschichte farbiger Bevölkerung. Denn nur bei diesen ist die gleichgeschlechtige Betätigung, die aktive und passive Päderastie, im

Schwange, ohne der gesellschaftlichen Achtung zu verfallen, so im ganzen muslimischen Morgenland, so in China und selbst in dem geistig und ethisch noch heute ziemlich hoch stehenden Japan. „Freunde" tun einander dort die betreffenden Dienste. Im nordischen Kulturkreis dagegen bleibt die Gleichgeschlechtigkeit überall dort, wo ein persönliches Gefühl mitspricht, auf die Teile überm Nabel beschränkt. Freundschaft ist ein unendlich hoher Begriff, so im Altnordischen — madhr er manns gaman „Mann ist Mannes Freude" —, im Griechischen, das die erhabensten Freundespaare kennt, in Palästina selbst von Seiten des blonden Königs David, der um Jonathan klagt[1]:

> Weh ist um dich mir, Jonathan, Bruder!
> Über die Maßen war ich dir hold,
> Deine Liebe mir mehr denn Liebe der Frauen.

Die strenge religiöse Zucht hat dann ganz gewiß im jüdischen Volke die betätigte Gleichgeschlechtigkeit ins Dunkel gebannt, während sie im rassisch verfallenden Griechen- und Römertum immer ungescheuter in die Öffentlichkeit trat. Erst die Lösung der religiösen Gesetze in jüngster Zeit hat da wieder die kanaanitischen Instinkte ans Licht gebracht und sich mit ähnlichen Instinkten in den europäischen Völkern verbunden. Die Bewegung zur Aufhebung des § 175, von Juden geleitet, hat viel davon, nicht im Kampfe gegen die Aufhebung jenes Paragraphen, der theologisch, aber nicht juristisch begründet ist, sondern im Beiwerk.

Von dem übrigen Dienst, womit man Jahwe ehrte, ist hier nichts zu sagen. Sonderarbeiten wie Bernhard Stades „Biblische Theologie", Benzingers „Hebräische Archäologie" (beide im „Grundriß der theologischen Wissenschaften") geben darüber Aufschluß. Der Dienst hielt sich ganz in dem üblichen Götterdienst des Morgenlandes. Er war bloße Werkgerechtigkeit, jede Tiefe, jede Höhe fehlte. Er war nicht

[1] Eine solche Freundesklage enthält schon das sumerisch-babylonische Epos von Gilgamesch. Da klagt Gilgamesch um seinen Freund Engidu (früher las man babylonisch Eabani, aber die voranstehende sumerische Lesung der Zeichen ist sicherlich vorzuziehen):

> „Engidu, mein junger Freund, du Panther der Steppe,
> Was ist das jetzt für ein Schlaf, der dich gepackt?
> Finster siehst du aus, und hörst nicht auf mich!"
> Doch der erhebt nicht mehr seine Augen,
> Er (Gilgamesch) berührte sein Herz, — doch es schlägt nicht mehr.
> Da deckte er den Freund zu wie eine Braut...

Vermerkt sei, daß Engidu ähnlich wie Esau als ganz mit ährenblondem Haar bedeckt geschildert wird.

besser und nicht schlechter als der Lamaismus, der Katholizismus Süditaliens. Diejenigen, die ihm Tiefe und Höhe geben wollten, waren wenige. Als es ihnen, den Propheten, endlich gelang, verschiedene ihrer Gedanken durchzusetzen, geschah dies unglückfäliger, obzwar notgedrungener Weise zugleich mit der Durchsetzung Jahwes als des einzigen und alleinigen Gottes, und in dem erstarrenden Judentum ward der heftigste Fanatismus, die wahnwitzigste Überhebung zugleich mit festgelegt. Die schöne Duldsamkeit der ersten Königzeit war auf immer dahin.

Jahwe, wie er heute von dem Antisemiten Fritsch und dem Halbjuden Friedrich Delitzsch so grimmig bekämpft wird, ist nicht der ursprüngliche Gott der Amoriter oder palästinensischen Arya, als welcher er dem indischen Dyau, dem griechischen Zeus, dem römischen Jupiter im ganzen Wesen ähnlich sein mußte, sondern der Gott, zu dem ihn das Judentum gemacht hat, Ausdruck seines Volkes, wie es jeder Gott ist, und darum so widersprechend in sich selbst: da sind die plastischen Züge des gewaltigen Donnerers, Blitzeschleuderers, des Herrn der Heerscharen, des Hüters von Wahrheit und Recht, da die ethischen Züge, die ihm von der prophetischen Spekulation gegeben wurden und die ihn dem ägyptischen Aton Amenophis' IV., dem persischen Ahura Mazda, dem Gottesbegriffe Platos nicht unwürdig an die Seite stellen, da sind aber auch Züge von niedriger List, Verschlagenheit, Untreue und insbesondere von Blutdürstigkeit, Härte, Grausamkeit, geistiger Beschränktheit, Überhebung, die unfehlbaren Kennzeichen der Bastardrasse.

12. Die Könige von Israel-Juda

Die Juden beginnen ihre Geschichte mit dem Jahre der Schöpfung, die sie ins Jahr 3761 v. Chr. verlegen und kommen von Adam über Noah zu Abraham, Simson, Moses und schließlich zu König David. Die christlichen Theologen, die vor allem die alte jüdische Geschichte bearbeitet haben, folgen ihnen zumeist, und wenn auch nicht gerade Noah — an der Geschichtlichkeit der Sündflut wagen sie freilich nicht zu rütteln —, so sind ihnen doch Abraham, Moses und Josua geschichtliche Personen, in deren Wirken sich der heilige Geschichtwille des ewigen Gottes, auf die glückfälige Stunde von Bethlehem hinstrebend, der ganzen Menschheit offenbarte, und wie schon der theologistische Stil lautet. Die Kämpfe der Titanen gegen die olympischen Uranionen, Deukalion und Pyrrha, Prometheus, die Fahrt nach Kolchis dagegen sind heidnische Sagen.

Ich habe in den Abschnitten über die Habiru und über die zwölf Stämme berichtet, was die nicht theologisch bedingte Geschichtschreibung als älteste Kunde über das jüdische Volk zu bieten hat. Die Zeit zwischen dem Eindringen der Habiru um 1400 v. Chr. und der Aufrichtung des Königreichs durch Saul aus Benjamin (um 1030) ist ausgefüllt durch mannigfache Sagen, wovon nur ganz weniges einen geschichtlichen Kern verrät. Es wird richtig sein, daß die einzelnen Stämme ihre besonderen „Richter" hatten, und daß einer oder der andere nach der Tyrannis strebte. So soll Abimelech von Manasse drei Jahre lang als „König" geherrscht haben. Auch dessen Gestalt ist so sehr mit Sagen — vor allem aus dem Mondmythos — umwoben, daß man kaum etwas Greifbares findet. Dennoch ist zu berücksichtigen, daß es allgemeine Art des alten Morgenlandes war, auch geschichtliche Ereignisse im Stil eines Mythos darzustellen; kennzeichnend dafür, wie Sargon von Assur in der Ichform die übliche Geburt- und Jugendgeschichte des Heilbringers von sich erzählen läßt, wie selbst noch Plutarch von Pyrrhos von Epirus ganz ähnliches überliefert, wie von Abimelech überliefert wird.

Geschichtlich ist erst die Unternehmung der Stämme Israels gegen Sisera. Sie ist uns durch das schon erwähnte sogenannte Deboralied bezeugt, das dem Begebnis sicherlich nahe steht. Ich habe mich damit eingehend beschäftigt in den „Althebräischen Gedichten" (AfG. 32) und da vor allem den Text vom Standpunkte des Metrikers herzustellen gesucht. Die Erzählung, worein das Richterbuch das Gedicht verflicht, ist offenbar erst daraus geschöpft. Man hat in Debora nicht eine „Prophetin", sondern wohl die Stadt Dabrath in Issachar zu sehen, die in dem Streitzuge eine bedeutende Rolle gespielt haben wird.

Das Gedicht besagt, daß in den Tagen Samgars, des Anathsohnes, und Jaëls, als Not geherrscht habe, Israels „Vierzigtausend" sich nicht in Waffen hätten blicken lassen, und seine Führer dahingerafft gewesen seien, Jahwe ein Wunder getan habe: unter Barak als Führer hätten da die vereinigten Stämme die Feinde geschlagen:

Es kamen die Könige, kämpften,
Kanaans Könige kämpften,
An den Wassern Megiddos bei Thaanach,
Kein Stückchen Silbers gewann man.

Vom Himmel stritten die Sterne,
Wider Sisera stritten sie her.
Der Kischon schwemmte sie fort,
Hintrieb sie der Wildbach Kischon.

Sisera, einer der feindlichen Fürsten, kam flüchtend zu Jaël ins Zelt, wo er unter Beihilfe des Weibes erschlagen ward:

> Von den Weibern gepriesen sei Jaël,
> Von den Weibern im Zelte gepriesen!
> Um Wasser bat er, Milch bot sie,
> In der Schüssel kredenzte sie Molke.
>
> Nach dem Zeltpflocke griff ihre Hand,
> Den Werkhammer nahm ihre Rechte.
> Sie zerschlug, zerspellte sein Haupt,
> Durchstieß, zermalmte den Schlaf ihm.

Bemerkenswert ist hierin, daß Samgar einen hettitischen, Sisera einen ägyptischen Namen trägt und daß Samgar unter den Freunden, Sisera unter den Feinden war. Offenkundig waren die Hettiter, wie noch unter König David, dessen Feldherr Uria ein Hettiter ist, mit den Hebräern verbunden; der gemeinsame Feind war Ägypten, das immer noch die Oberhoheit beanspruchte, doch schon zu schwach war, sie wirklich auszuüben.

Die Unternehmung wird sich um 1100 v. Chr., vielleicht auch noch vor dieser Zeit abgespielt haben und von entscheidender Bedeutung gewesen sein. Von jetzt an wird die Entwicklung der hebräischen Beisassen auf das Königtum, auf die Vorherrschaft im Lande hingedrängt haben. Die Zeit war dem günstig. Ägypten, von inneren Wirren geschwächt, übte seine Oberhoheit über Palästina nicht aus, das Hattireich im Norden war mit der Abwehr der Assyrer beschäftigt. Im Zwischengebiet bildeten sich selbständige kleinere Staaten heraus. So hatten die Philister, die seit etwa 1200 v. Chr. an der Küste saßen, das Bestreben, sich ein größeres Herrschtum zu schaffen. Ihnen, den nordischen Eroberern, die ihre geringe Zahl durch Tapferkeit wett machten, trat Saul aus dem Stamme Benjamin mit seiner Mannenschar entgegen.

Die Germanen haben in Saul immer eine blutverwandte Gestalt empfunden, Zeugnis dafür so manche Dichtung, die ihn zum Helden hat. Die Sage hat auch ihn mit Mären umsponnen, aber doch nichts allzu Fremdes hinzugefügt. Denn nur gegen den Willen der offiziellen Geschichtschreibung, die im Dienste des Davidhauses stand, wurde er berücksichtigt, weil es eben doch nicht anging, von ihm zu schweigen, wo das ganze Volk noch von ihm erzählte. Klar genug erkennen wir das Beiwerk. Vor allem an dem Widerspruch: Während die heilige Lade, darin der Gott Jahwe war, sich in Philisterhänden befand oder doch kaum erst zurückgekommen war und sich niemand um sie kümmerte, also Jahwe

gewiß nicht der Hauptgott war, läßt der priesterliche Geschichtschreiber, der im Grunde das Königtum haßte und daraus kein Hehl machte, Saul im Namen Jahwes von Samuel zum König salben. Der Brauch der Ölung selbst, der schon seit der Amarnazeit in Syrien bezeugt ist, stammt wahrscheinlich aus Ägypten.

Neben diesem im Dienste der Priesterschaft verdrehten Bericht blieb ein anderer stehn (1. Sam. XII 12), wonach die Juden selbst begehrt hätten, daß ein König über sie herrschen solle. Es war das, als eben der „Drache" (Nachasch) von Ammon heranrückte. Ein Frevel für den frommen Berichter, da doch Jahwe des Volkes König sei. Es mag in der Tat eine Unternehmung gegen Ammon zuerst die Gelegenheit gegeben haben, sich um den Mann aus Benjamin zu sammeln, zum König aber ward Saul erst durch seine Erfolge gegen die Philister. Sehr bezeichnend für den Geist der späteren Zeit ist es, daß Saul schließlich darum von Samuel verworfen wird, weil er bei einem Kriegszug gegen Amalek die besiegten Feinde nicht nach dem Gebote Jahwes, dieses unersättigbaren Gottes, austilgte und ihm alle Beute überlieferte, sondern das Beste der Schafe und Rinder, die feisten und gemästeten Tiere und alles Wertvolle „schonte" und seinen Mannen hingab. Samuel läßt nun den gefangenen Amalekiterkönig vor sich bringen — „Heiter schritt Agag auf ihn los" — und haut ihn in Stücke vor Jahwe an der Kultstätte (1. Sam. XV 33). Diese echt priesterliche Gesinnung hat sich damals sicherlich noch nicht betätigt. Saul wird sich wenig um die Priester Jahwes bekümmert haben. Sein Leben war ausgefüllt von Heerzügen gegen alle Feinde ringsum, und das waren außer den Ammonitern und den Philistern noch die Moabiter und die aramäischen Kleinkönige im Ostjordanlande. Er ist ganz und gar Mannenherr und stirbt in der Schlacht; besiegt, stürzt er sich selbst in das Schwert. Als sein Waffenträger ihn tot sieht, stürzt auch der sich ins Schwert: nordische Mannentreue.

Nordisch an Saul ist sein grades, stolzes Wesen, das die umfärbende priesterliche Darstellung unverwischt ließ, nordisch ist seine Erscheinung, die im jüdischen Volke fortgelebt haben muß, wie die Friedrich Rotbarts im deutschen, hochgewachsen und schön (s. Kap. 3). Nordisch ist auch sein Name. Denn das aus dem Semitischen nicht erklärbare Schaul ist nichts anderes als das indogermanische (europ.) *sovl, saulei „Sonne", das im Lateinischen und Altnordischen sol, im Gotischen sauil und im Litauischen saule heißt und als heidnischer gotischer und altdeutscher

Name bezeugt ist. (Der wurzelverwandte Sonnengottname Schalim gehört einer anderen Schichte an.)

Saul kam aus Benjamin, einem Stamm, der sich von dem nördlicheren Ephraim zur „Rechten" (jamîn „rechts" und „südlich") abgezweigt haben mag, vielleicht aber nur „rechts" davon seinen Sitz gehabt hat. Denn immer erscheint Benjamin in der engsten Verbindung mit Juda, und der „Jakobssegen", dem Juda ein junger, vom Raub aufsteigender Löwe ist, zeichnet Benjamin als Gierwolf, der am Morgen den Raub verzehrt und am Abend die Beute teilt (Kap. 8). Die anderen Stämme galten als viel friedlicher.

Aus Juda kommt David, der noch gleichzeitig mit Saul zu Macht gelangte und von der späten Legende mit ihm in vielfache persönliche Beziehung gebracht wird. Auch David ist den Germanen und den nordischen Stämmen überhaupt lieb geworden. Aber in seiner Gestalt machen sich besonders die nordischen Mythenzüge geltend: er ist Krischna, der aus dem Hirtenleben herkommt, Orpheus, dessen Saitenspiel alle Wildheit bezähmt, Alexander, der den über fünf Ellen hohen Poros besiegt, Achilles, der Patroklos beweint. Als geschichtliche Gestalt erinnert er mehr an die unbedenklichen Normannen und tritt zu dem biederen Saul in einen gewissen Gegensatz. Die späte Zeit hat ihn gar zum Verfasser der Psalmen gemacht, erst etlicher, dann immer mehrerer und am Ende des ganzen Psalters, und das verändert sein Bild völlig.

Von alle dem: Hirtentum, Kampf mit dem Riesen Goliath, Saitenspiel vor Saul, Psalmendichtung ist abzusehen. Die biblischen Berichte selbst lassen erkennen, daß David, vielleicht als Vasall des Philisterkönigs Achis von Gath, als Kleinkönig einer Stadt im Süden begann — die Lage des überlieferten Ziklag ist unbekannt — und von da aus mit den Stämmen Kaleb, Jerachmeel und Kain anknüpfte. Der Untergang Sauls im Norden (um 1000 v. Chr.) ließ ihm im Süden freiere Hand. Er besetzte Hebron, das dem Stamme Kaleb gehörte, und nannte sich König von Juda. Sein Streben ging nach Jerusalem-Jebus, das noch von einem „kanaanäischen" Könige beherrscht wurde. Ischbaal (Baalsmann), der Sohn Sauls, — die priesterliche Geschichtschreibung nennt ihn Ischboscheth (Schandenmann) — wich vor David zurück und behauptete sich nur jenseit des Jordans noch einige Zeit. David wurde alsbald Herr des ganzen Gebietes von Israel und Juda, Jerusalem seine Hauptstadt, die Herrschaft der Philister auf das Küstenland beschränkt. Feldzüge gegen die Edomiter und Moabiter brachten auch diese zu Juda,

die Ammoniter freilich konnten nicht endgültig besiegt werden, ebenso wenig die kleinen Aramäerstaaten von Geschur und Soba im Norden. Das Reich Davids umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung westlich vom Jordan das Gebiet von Dan im Norden bis Beerseba im Süden ohne die Küste, die philistäisch war, und ein ungefähr gleich großes östlich vom Jordan, dazu Edom und Moab. Gestorben sein mag David um 970 v. Chr., wie es scheint, in Altersschwäche.

Die ganze Herrschführung Davids entsprach der eines ansehnlichen morgenländischen Fürsten, während Saul nur schlichter Mannenherr gewesen war. David hatte schon eine ganze Anzahl von Frauen — sieben davon werden mit Namen genannt — und zehn Kebsweiber. In Jerusalem erbaute er sich eine Burg, und dorthin auch holte er die heilige Lade Jahwes und ließ sie in einem Zelte auf dem Berge Zion aufstellen. Mehrere seiner Söhne wurden Jahwepriester. Jahwe, wohl schon der Hauptgott seiner engeren Heimat, vor allem der der kriegerischen Unternehmungen, wurde der Hausgott des Hofes. Krethi und Plethi (Kreter und Philister) und andere Söldner stützten die Herrschaft auch militärisch. Die ganze Einrichtung war aristokratisch. Es gab Mannen-Edelinge (giborim), die zumeist aus den freien Sippen der Hebräer stammten — doch auch der Hettiter Uria war darunter —, und von den anderen Volkschaften wurden ebenfalls einflußreiche Männer an den Hof gezogen. Der König war ein Jude, aber darum nicht der Jude ausschließlicher Herr im Lande.

Wie von Saul lebte auch von David eine Vorstellung über seine äußere Erscheinung fort. An zwei Stellen wird er „rötlich, mit schönen Augen und guter Gestalt" genannt (Kap. 3). Und wie bei Saul läßt sich auch bei ihm der Name nur aus dem Indogermanischen erklären: es ist der selbe wie Daevothi im Zendawesta (von dvaetha „Furcht" wie der griechische Name Doeinias von deinos furchtbar). Sauls Name kommt noch vereinzelt bei anderen vor, Davids Name nicht wieder. Der Eindruck, daß David weniger im Volke wurzelte als Saul, ist unabweisbar; er hat sich sein Reich nur durch eigene Tatkraft und eigenes Geschick geschaffen. Er war zweifellos ein ebenso glänzender Kriegsmann wie tüchtiger Staatsmann. Daß er im Grunde ein Volksfremder war, bezeugt noch die späte Sage, die ihn von der Moabiterin Ruth abstammen läßt. Vielleicht war er ein Harri; denn die „Horiter" hatten dort im Süden in breiterer Masse ihre Sitze, und dort auch war Jahwes engere Heimat.

Nordisch von Gestalt stellte man sich auch die Söhne Davids vor, Ab-

salom und Adonja (Kap. 3). Auf Absalom sind gewiß Züge des Sonnenmythus übertragen worden, aber den Anlaß hiezu muß sein Äußeres gegeben haben. War sein langes Haar, womit er sich auf der Flucht im Zweigicht verfing — das ist kein Zug des Mythus —, den jährlich sich erneuernden Sonnenstrahlen zu vergleichen, so muß es wie Davids Haar ebenfalls blond gewesen sein. Auch Absaloms Tochter Thamar wird „schön" genannt.

Die letzten Jahre Davids waren von Wirren erfüllt. Es galt den Nachfolger. Absalom, der Sohn einer aramäischen Königstochter, war der erste Aufrührer, doch ist es nicht ganz klar, ob für oder wider den Vater. Der Bericht bewahrt uns noch die erschütternde Klage Davids um den Sohn. Zwei Parteien standen einander gegenüber: der starke, rauhe Joab, der alte Feldherr Davids und Mitbegründer seiner Macht, als Vertreter der Anwartschaft Adonjas, des vierten Sohnes, und die Priesterschaft im Bunde mit den Mannen-Edelingen als Vertreter der Thronfolge Salomos, des Sohnes der Bathseba. Die Priester wußten David zu bestimmen, Salomo zum Nachfolger zu erklären, Joab und Adonja unterwarfen sich und erhielten eidlich Sicherheit gelobt. „So war die Frage der Nachfolge durch David selbst noch entschieden worden, ohne daß sie, wie es im Orient fast die Regel war, Blut gekostet hätte," stellt ein theologischer Darsteller (B. Stade) mit Befriedigung fest. Joab und Adonja wurden nämlich erst nach einiger Zeit ohne zureichenden Anlaß aus dem Wege geräumt: Adonja erschlagen, Joab am Altar, dessen Hörner er als Schutzflehender erfaßt hatte, niedergestoßen.

Es war das eine der ersten Herrschertaten Salomos, des Priesterschützlings. Salomo dankte seiner Partei durch die Erbauung eines prächtigen Tempels. Der Spruch, den er bei der Einweihung des Tempels sprach, mag von ihm selbst herrühren:

An den Himmel gesetzt hat Jahwe die Sonne,
Doch er selbst will im Dunkel wohnen:
Ich baute ein Haus dir, ein Haus, da du weilest,
Eine Stätte zum ewigen Sitz.

Wir haben uns freilich den Tempel zunächst nicht als Sitz Jahwes allein zu denken, vielmehr als eine Art Pantheon, wo auch verschiedene andere Götter Plätze für ihre Bilder erhielten; aber die Priesterschaft Jahwes war die Herrin des Heiligtums, die Alleingottschaft Jahwes bereitete sich vor, war nur eine Frage der Zeit. Den Späteren erschien Salomo darum religiös anfechtbar. Es heißt darüber (1. Kön. 11):

Der König Salomo aber liebte zahlreiche ausländische Weiber samt der Tochter des Pharao: Moabiterinnen, Kaananiterinnen, Edomiterinnen, Sidonierinnen, Hettiterinnen, (also Weiber) aus allen Völkern, in betreff deren Jahwe den Israeliten geboten hatte: Ihr dürft euch nicht mit ihnen vermischen, noch sie mit euch; sonst werden sie euch dazu verführen, daß ihr euch zu ihren Götzen haltet! An diesen hing Salomo mit Liebe. Und zwar besaß er siebenhundert eigentliche Frauen und dreihundert Kebsweiber, und seine Weiber verführten ihn (Luther: „neigten sein Herz“). Als nun Salomo alt geworden war, verführten ihn seine Weiber dazu, daß er sich zu fremden Göttern hielt, und sein Herz war nicht (mehr) ungeteilt gegenüber Jahwe, seinem Gotte, wie das Herz seines Vaters David. So wandelte denn Salomo der Astarte („Aschthoreth“ s. Kap. 10) nach, der Gottheit der Sidonier, und dem Milkom, dem Scheusal der Ammoniter. Damals errichtete Salomo auch eine Opferhöhe für Kamos, das Scheusal der Moabiter...

Die priesterliche Geschichtschreibung hat zum Gegendank für die Erbauung des Tempels und die offenkundige Bevorzugung Salomos Zeit mit so glänzenden Farben geschildert, daß sie sprichwörtlich geworden ist. Aber die meisten davon sind unecht. Die hübschen Fabeln von Salomos Weisheit stammen aus Indien, der Besuch der Königin von Saba ist Legende, und die Nachricht, sein Reich habe vom Euphrat bis an den Nil gereicht, großsprecherische Erfindung, wenn nicht Fälschung für völlig ungerechtfertigte Ansprüche. Auch mit den Beziehungen zu Ägypten und König Hiram von Tyrus verhielt es sich ganz gewiß wesentlich anders, als dargestellt wird.

Palästina war damals noch von Ägypten abhängig. Wenn man nun in den Amarna-Briefen liest: „Von jeher sind Töchter des Königs von Ägypten keinem anderen zur Frau gegeben worden“ — Amenophis IV. sagt es —, so ist es wenig wahrscheinlich, daß ein Fürst des kleinen Israel-Juda, noch dazu ein abhängiger, eine wirkliche Prinzessin zur Frau erhalten haben wird. Immerhin mußte die Ägypterin als die vornehmste gehalten werden und bekam ihren besonderen Palast. Die Stadt Gezer, die Salomo angeblich als Mitgift bekam, war einem Kleinkönig abgewonnen: Salomo war mit seinen Ansprüchen auf sie beim Pharao durchgedrungen.

Das Verhältnis zu Hiram kennzeichnet die Nachricht, Salomo habe diesem Jahr für Jahr 20000 Kor Weizen und 20000 Bat Öl geliefert. Ja, er soll ihm noch zwanzig galiläische Städte abgetreten und 120 Talente Goldes gesandt haben. Auch als Hiram die Hafenstadt Ezeon Geber am Roten Meere eroberte, mußte ihm Salomo Schiffe und Knechte für die Fahrten nach dem Goldlande Ophir stellen. Das alles besagt, daß Palästina dem Phönizier tributpflichtig war. Eine verfehlte kriegerische Unternehmung mag vorausgegangen sein.

Auch als Dichter wird Salomo gefeiert. Er soll 3000 Sprüche und 1005 Lieder verfaßt, außerdem über die Bäume, von der Zeder auf dem Libanon an bis zum Ysop, der aus der Mauer hervorwächst, über die vierfüßigen Tiere, die Vögel, das Gewürm und die Fische „geredet" d. h. Fabeln gedichtet haben. Die Nachwelt schrieb ihm außer den Sprüchen auch noch den Prediger, das Hohe Lied und die nur in griechischer Sprache erhaltenen Psalmen Salomos zu. Eine noch spätere Zeit machte ihn zum Herrn über die Geister und ließ ihn aller Zauber kundig sein. Ein „Testament Salomos", worin er die „Kinder Israels" seine Künste lehren wollte, hat sich erhalten. Daß Salomo, wie sein Vater, dichterisch begabt war, ist wohl anzunehmen, und gewiß wird auch er ein Förderer der Dichtkunst und anderer Künste gewesen sein. Er war, wenn auch seine Gestalt durch die lobrednerischen Chronisten mehr ins Breite als ins Tiefe gezeichnet wird, jedenfalls ein bedeutender Fürst, der durch staatsmännisches Geschick das junge Reich seines Vaters wohl zusammenhielt und es rasch zu einer ungeahnten Blüte führte.

Besonders der Handel nahm unter Salomo mächtigen Aufschwung. Er wurde freilich nicht erst jetzt begründet, aber wohl durch die eingetretene Befestigung der Zustände gehoben. Die Denkmäler, die man in den letzten vierzig Jahren ausgegraben hat, zeigen uns die regsten Beziehungen zwischen Kleinasien, Mesopotamien, dem ganzen syrisch-palästinensischen Gebiet, den Inseln und Ägypten. Palästina war da vor allem die Zwischenhandelsstelle; denn eigene Erzeugnisse hatte es wenig. Nicht zum letzten der Reichtum, der auf diese Weise ins Land und in die Schatzkammern des Königs floß, ermöglichte die bis dahin in Palästina wohl nicht erhörte Bautätigkeit. Ganz wie die Ägypter aus Phönizien Zedern holen ließen — der amtliche Bericht des erwähnten Papyrus Golénischeff (um 1100 v. Chr.) über eine solche Fahrt ist sehr ergötzlich —, so Salomo. Und aus Tyrus kam auch Churam Abi (oder Hiram), angeblich der Sohn eines Weibes aus Dan (oder Naphthali) und eines Tyrers, der sich darauf verstand, „in Gold, Silber, Erz, Eisen und Steinen sowie in Holz, rotem und blauem Purpur, Byssus und karmesinfarbigem (Zeuge) zu arbeiten" (2. Chron. II), und der goß die beiden Säulen für die Vorhalle des Tempels aus Erz, die lilienförmigen Knäufe dafür, Gitter, Granatäpfel, Becken, Schalen und allerlei anderes Gerät, die er aufs kunstreichste mit Cheruben, Löwen, Palmen und sonstiger Zierat schmückte (1. Kön. VII). (Es ist derselbe Hiram, den die Freimaurer als den Begründer ihres Ordens ansehen.)

Weit mehr noch als David erscheint uns Salomo als orientalischer Fürst. Und wenn wir auch die prunkvollen Schilderungen für Nachbilder der Hofhaltungen der späteren Großkönige von Assur erklären, so bleibt doch der Eindruck: Palästina wurde unter Salomo in ganz anderer Weise als vorher Kulturstaat. Die Linie der Entwicklung ist klar. Saul begründet die Vorherrschaft seines Volkes im Lande, David schafft ihm die natürlichen Grenzen, Salomo kann in friedlicherer Zeit die geistigen Anlagen zur Entfaltung bringen. Zu beachten ist, daß auch Salomo keinen hebräischen Namen trägt. Die Deutung von Salomo (Schelomoh) als „Friedefürst" (von schalôm „Friede, Heil") ist nicht haltbar. Ähnliche Namen finden sich bei Moabitern, Griechen und Germanen. Vielleicht auch steckt der Name des vorjudäischen Sonnengottes Schalim darin (Kap. 10).

Was immer auch Salomo für den Jahwedienst tat, der priesterliche Geschichtschreiber läßt ihm wegen jener Duldung ausländischer Götter von Jahwe androhen (1. Kön. XI): „Weil du dir solches hast beikommen lassen, so will ich dir nun das Königreich entreißen. Doch zu deinen Lebzeiten will ich es nicht tun, um deines Vaters David willen; deinem Sohne will ich es entreißen. Doch will ich nicht das ganze Reich entreißen; einen Stamm will ich deinem Sohne geben, um meines Knechtes David willen und um Jerusalems willen, das ich erwählt habe." Das ist schon ganz pragmatische Darstellung, natürlich von Seiten eines Judäers. Die Spaltung, die nach Salomos Tode (um 930 v. Chr.) eintrat, hatte politische, nicht religiöse Gründe.

Noch unter Salomo hatte Jerobeam, Sohn Nebaths aus Zereda in Ephraim, einen Aufstand erregt, der gewiß die übermäßige Belastung der Israelstämme mit Frondiensten und anderen Staatslasten zum Grunde hatte oder nahm. Jerobeam hatte nach Ägypten flüchten müssen und kehrte jetzt dorther zurück. Die folgenden Ereignisse bestimmt das Eingreifen Ägyptens. Während unter Saul und David das Vasallenverhältnis ganz aufgehört hatte oder doch nur sehr lose gewesen war und unter Salomo einen gewissen Anschein von Bevorzugung gehabt hatte, suchte Ägypten jetzt, durch eine neue Dynastie erstarkend, die alte Oberhoheit über Palästina zu erneuern.

Nach dem Vertrage Ramses II. mit dem Hettiterkönig Hattuschil (um 1270 v. Chr.) reichte Ägypten bis zum Karmel, darüber hinaus hatten die Cheta ihr Reich; um 1150 unterwarf dann Tiglatpileser I. von Assur das Hettiterreich und trat in dessen Rechte ein. Ägypten war in dieser

Zeit unter den späteren Ramessiden — Ramses III. war der letzte bedeutende dieses Namens, es folgten bis um 1090 noch weitere acht — allmählich verfallen und durch innere Wirren in Ohnmacht gehalten. Der letzte König der folgenden Dynastie, der thanitischen, machte wieder das Anrecht Ägyptens auf Palästina geltend; er war es, der Salomo eine seiner Töchter zum Weibe gab. Danach begründete Scheschonk aus dem Hause der erblichen libyschen Söldnerfürsten von Khenense, die schon unter den letzten Ramessiden und unter den Thaniten maßgebenden Einfluß besessen hatten, eine neue Dynastie, die über zweihundert Jahre herrschte. Scheschonk I. war eine kraftvolle Erscheinung, seine Nachfolger vermochten dem Verfall nicht zu steuern. Er selbst mag noch reiner Libyer und damit Norde gewesen sein; er verband sich aber mit der Tochter des letzten Königs der vorhergehenden Dynastie, und deren Mischblut wird das Nachgeschlecht bestimmt haben, wahrscheinlich durch neue ägyptische Frauen noch verstärkt worden sein. Zwei andere Mächte haben in der Folgezeit für Palästina größere Bedeutung als Ägypten: das aramäische Damaskus und Assur. Damaskus hatte sich in eben derselben Zeit der Ohnmacht Ägyptens und des Kampfes der Assyrer mit den Hettitern wie Israel-Juda zu einer gewissen Selbständigkeit entwickelt. Phönizien und Philistäa traten in der Zeit Jerobeams und der nächsten schon zurück.

Dies ist nicht außer Acht zu lassen: daß Palästina immer Vasallenstaat war und als solcher politisch von seinem Oberherrn abhing. Seine für den Handel günstige Lage zwischen der vorderasiatischen Großmacht und der des Nillandes hatte den Nachteil, daß es immer wieder Streitgegenstand zwischen den beiden wurde und im Innern die beiden Einflüsse das Volk in zwei Parteien spalteten.

Es kann hier keine Geschichte im Einzelnen geschrieben werden, so viel Neues die anthropologische Geschichtbetrachtung auch hierin zu geben vermag. Die Zeit der Überwertung der Begebnisse und der Jahreszahlen ist vorbei; deren vollständige Aufzählung bedeutet wenig, es kommt auf die Hervorhebung der großen Linien an. Das Gesamtschicksal eines Volkes erscheint dann um so klarer als Ausdruck von dessen Art, von dessen Rasse.

Israel und Juda waren seit Jerobeam, der durch ägyptischen Einfluß zum König der zehn nördlichen Stämme (Israel) wurde, zwei Reiche, aber beide Vasallen Ägyptens, Juda dabei der Untervasall Israels und beide zusammen zu Zeiten auch noch Damaskus tributpflichtig. Die priesterliche Geschichtschreibung hat in ihrem Eifer für Jahwe und Zion und das davidische Haus die Könige von Israel arg

verketzert und einen so starken Gegensatz zwischen Israel und Juda aufgestellt, daß man beim Lesen ihrer Berichte den Eindruck eines tieferen, also rassischen Gegensatzes erhält, und in der Tat haben manche neuere Darsteller, wie schon Saul und David, so Israel und Juda einander als Bauern und Städter gegenüber gestellt, in Saul und Israel geradezu den biederen palästinensischen Germanen und in David und Juda den schlauen, listenkundigen jüdischen Handelsmann gesehen. Für das damalige Ausland aber war Israel-Juda eine Einheit, und Juda wird überhaupt nicht erwähnt, wie ebenso Israel selbst nicht besonders genannt wird, wo es etwa nur als Vasall Phöniziens an irgendeiner Sache beteiligt war.

Der Gegensatz Judas zu Israel erklärt sich leicht genug: Jerobeam gab Jahwe durchaus nicht die bevorzugte Stelle, die die Zionspriester für ihn (und sich) wünschten, sondern er „fertigte zwei goldene Kälber an und stellte das eine zu Bethel auf, das andere zu Dan und errichtete Höhentempel und bestellte zu Priestern alle beliebigen Leute, die nicht zu den Leviten gehörten." Es handelt sich um alte Kultstätten, nicht um Neugründungen. Schon aber läßt der priesterliche Berichter einen „Gottesmann aus Juda" dem Jerobeam auf den Altar hin weissagen: „Altar! Altar! so spricht Jahwe: Einst wird dem Hause Davids ein Sohn geboren werden, namens Josia; der wird auf dir die Höhenpriester schlachten, die auf dir räuchern, und Menschengebeine wird man auf dir verbrennen!"

In der Tat: während Israel die politische Obmacht hatte, bereitete in Juda die Priesterschaft das Deuteronomium vor, das schließlich auch die zehn Nordstämme unters Joch des „Gesetzbuches" zwingen sollte. Und die Jahwediener im eigenen Lande waren auch am Werke. Ein neues Greuel war ihnen, daß Ahab als Gemahl der Phönizierin Isebel der Astarte einen Dienst schuf, wogegen die stark ins Legendarische verflüchtigten Propheten Elias und Elisa eiferten. Das war um 860 v. Chr. Und noch Elisa selbst sah die meuchlerische Ermordung der Baalspriester durch Jehu, den er geschickt dazu benutzt hatte. Daß dies aber noch nicht die Alleingottschaft Jahwes in Israel bedeutete, habe ich bereits erwähnt (Kap. 10).

Hier zeigt sich besonders klar der Unterschied zwischen der theologistischen und der anthropologischen Geschichtauffassung. Jener ist die Hinschlachtung der Baalspriester, die Verkündigung des Deuteronomiums und dessen Durchführung eine Weiterentwicklung auf den Monotheismus und somit auf ihren Christus hin; diese dagegen

sieht in der blutigen Unduldsamkeit, in der kleinlichen Festlegung religiöser und pseudoreligiöser Gedanken nur das Anzeichen dafür, daß nicht mehr der Geist Sauls und Davids und ihrer Mannen-Edelinge im Lande herrschte, sondern diesem Geiste bereits die Aussendlinge des Rassenchaos entgegenwirkten. Und gleichlaufend damit sieht man das Reich in unaufhörliche Wirren stürzen, die etwas über ein Jahrhundert nach Ahabs Tod zur Niederlage gegen Tiglatpileser von Assur und zur Fortschleppung von zahlreichen Geiseln nach Assyrien führen (722 v. Chr.). Das Nordreich hat damit seine staatliche Selbständigkeit verloren, ist aus einem wenig abhängigen Vasallenland bloße Provinz geworden.

Daß Israel der Heeresmacht der Assyrer unter anderen Verhältnissen erfolgreich hätte Widerstand leisten können, ist sicher; war es aber auch zu schwach dazu, so blieb ihm immer noch die Kunst der Diplomatie. Es versagte in beidem. Ganz so zeigte sich die Erschöpfung der Rassenkraft bei den Griechen, die einen Xerxes besiegt hatten, zuerst in dem militärischen und diplomatischen Versagen, während die Kunst und späterhin wenigstens die Wissenschaft sich noch lange auf der Höhe hielten, und gewiß mit Recht habe ich darum (in „Rasse und Rassefragen") auf Grund dieser und ähnlicher Vorgänge im Völkerleben dem staatsmännischen Genie die erste Rolle gegeben, obwohl eine selbst nur allzu literarische, um nicht zu sagen papierene Zeit das literarische Genie vorangestellt sehen möchte und in den jüngsten Ereignissen der Weltgeschichte tatsächlich an die Spitze von Staatsgebilden stellte (Kurt Eisner, Trotzky-Bronstein und andere Staatsleiter sind Journalisten). Zugleich beobachtet man, daß die staatsmännischen Genies (Staatengründer, Feldherren, Staatsmänner im engeren Sinne) unter den Genies eine besonders rein nordische Gruppe bilden. Ich nenne aus dem 19. Jahrhundert nur Talleyrand, Metternich und Bismarck, die alle drei ausgesprochene Blondlinge waren. Über die Genies des Altertums sind die Nachrichten nicht so vollständig — man findet sie in „Genie und Rasse" zusammengestellt —, aber auch da sind Alexander der Große, Cato, Sulla, Augustus, Trajan, Theodosius ausdrücklich als blond beschrieben. Und diesen reihen sich die beiden großen jüdischen Könige Saul und David an.

Das staatsmännische Genie erlischt natürlich nicht plötzlich. Noch mehrfach kommt es anfänglich zu neuem Aufschwung — so in Israel unter Jerobeam II. um 770 —, dann wenigstens zu bedeutenden Einzelpersönlichkeiten. Darum schließt auch das Exil das Staatsleben Israels nicht völlig ab.

Das Südreich Juda erlebte das gleiche Schicksal erst anderthalb Jahrhunderte später.

Auch diese Beobachtung läßt sich oft genug machen: daß die am weitesten vorgedrungenen Teile eines Volkes (einer Volkswelle) ihre Rassenkraft länger bewahren als der Kern. Das spätere Griechentum, das spätere Römertum erleben ihre Nachblüte in den Kolonien. Dorthin sind die regsten gedrungen, dort auch schließen sie sich schärfer von der breiten andersartigen Bevölkerung ab. Ja, die ganze Nachblüte, die das jüdische Volk nach dem Verlust seiner staatlichen Selbständigkeit erlebte, ist die Wirkung einer solchen Auslese, und schon im Altertum machte sich das bemerkbar: die Erneuerung des Judentums ging von den Exilierten aus.

Juda hatte noch mehrere hervortretende Fürsten. Schon Rehabeam hatte sich in gefährlicher Zeit auf dem Throne zu halten gewußt, Amasja suchte sich von der Oberherrschaft Israels frei zu machen. Asarja-Usia sicherte durch Neubefestigung von Elath seinem Lande den Anteil an der Schiffahrt auf dem Roten Meer, legte Wachttürme und Zisternen in der Wüste Juda an, förderte die Landwirtschaft, stärkte das Heer, Ahas machte sich durch Anschluß an den gewaltigen Assyrer Tiglatpileser III. (745—726) von Israel frei und mochte danach gestrebt haben, Israel und Juda wieder unter der davidischen Herrschaft zu vereinigen, war den Fremden gegenüber freundlich und wurde darum von den Priestern angefeindet. Manasse hielt ebenfalls zu Assur und widerstand den Machenschaften der Priester. Manasses Sohn Amon aber ward in seinem zweiten Jahre ermordet, offenkundig von den Priestern, denn „das Landvolk erschlug alle, die sich wider den König Amon verschworen hatten". Unter Josia, der mit acht Jahren auf den Thron kam — der Sohn des mit vierundzwanzig Jahren ermordeten Amon —, wurde das Deuteronomium „aufgefunden" (Kap. 10) und mit dessen Durchführung der Sieg der Priesterschaft bekundet. Josia fiel in der Schlacht von Megiddo (609) als Bundesgenosse Babylons gegen Necho von Ägypten. Er selbst war ein ehrlicher Mann gewesen; ihm folgten als Könige nur noch Schwächlinge. Im Jahre 586 wurde Jerusalem von dem Heere Nebukadnezars erobert, der Tempel zerstört, nachdem schon zehn Jahre vorher ein Teil der Vornehmen, darunter König Zedekia und der Prophet Ezechiel, nach Babylon ins Exil geführt worden war.

Damit wurde auch Juda bloße Provinz.

13. Die Propheten

In den letzten Zeiten der staatlichen Selbständigkeit Israels und Judas treten als merkwürdigste Erscheinung die Propheten hervor. Dem Begriff, den wir mit dem Worte verbinden, entsprechen aber gerade diese Männer nicht. Wir denken zunächst an die Weissagung künftiger Ereignisse, die dann wirklich eintrafen; da es aus den Schriften selbst nicht immer hervorgeht, ob der Prophet recht behalten hat oder nicht, nahm man das erste an und hielt ihn nun für der Zukunft kundig, von Gott (Jahwe) mit dem Ferngesicht begabt. Aber bei genauerem Zusehen erkennt man, daß eben diese Propheten sehr oft nicht weissagten, was eintraf, daß sie nicht Propheten in jenem Sinne waren, sondern Politiker, die sich der Prophetie nur als einer günstigen und ihnen gemäßen Form bedienten. Sie erhalten erst durch diese Betrachtweise ihre Bedeutung als Einzelmenschen und als Ausdruck der Seele ihres Volkes.

Die ursprüngliche Prophetie war auch bei den Juden nichts als der plötzliche Redeausbruch eines Begeisterten. Das Wort nabi „Prophet" und seine Wurzel naba' „weissagen" hängt mit der Wurzel naba' „sprudeln" zusammen, und wie im Hebräischen naba' wird auch im Arabischen naba'a von dem scharf artikulierten, gleichsam hervorgeschleuderten deklamatorischen Vortrag gebraucht. Der Nabi ist ein „Verzückter", wie solche auch den Griechen als heilig galten: sie waren Wahnsinnige, von der Gottheit Ergriffene. Es konnten Männer wie Weiber sein. Dem Germanikus trat in der Velleda wohl auch nur eine solche Prophetin entgegen. Man hatte sogar Mittel, die Prophetie künstlich hervorzurufen: die Pythia auf ihrem Stuhle.

Für Phönizien finden wir die Prophetie schon um 1100 v. Chr. bezeugt. In dem bereits mehrfach herangezogenen Papyrus Golénischeff berichtet Wen Amon, der Tempelbeamte des Amon von Theben, der Libanonzedern holen soll, wie in Byblos, als er dort eines Tages am Seeufer den Göttern opfert, einer von den „vornehmsten Jünglingen" des Fürsten von Byblos des Gottes voll wird und im Zustand der Verzückung, der die ganze Nacht anhält, dem Fürsten von Byblos den Auftrag gibt, das ägyptische Götterbild in seine Burg zu schaffen und den Gesandten nach der Heimat zurückzubringen. Aber im alten Israel gibt es auch schon gewerbmäßige Propheten. Die Sage läßt Saul unter einen solchen Trupp von Propheten geraten und sich wie sie verzückt gebärden, so daß die Leute verwundert sind und einander fragen:

Was Saul unter den Propheten mache? Als seine Erregung zu Ende gewesen, sei er nach Hause gegangen. Ganz wie bei Griechen und Germanen gibt es auch hier Prophetinnen: bei der „Auffindung" des Deuteronomiums schickt Josia zu der Prophetin (Nebia) Hulda, dem Weibe eines königlichen Gewandmeisters, und noch Nehemia nennt eine Prophetin Noadja, die ihn im Verein mit anderen in Furcht jagen wollte. Es wird vermerkt, daß die ältere Bezeichnung für Prophet roēh „Seher" gewesen sei, und „zum Seher gehn" sei so viel gewesen wie „Gott befragen".

Der Seher versetzte sich durch Musik und Körperbewegungen in jenen Trance-Zustand, den der Mystiker Verzückung oder Vergottung nennt. Wer muslimische Derwische bei ihren „Tänzen" zu beobachten Gelegenheit hatte, kennt das. So auch gebärdeten sich die altjüdischen Seher. Sie warfen schließlich die Oberkleider ab, stürzten zu Boden, stießen Laute hervor. Wie die Derwische bildeten sie kleine Gemeinschaften, nannten ihr Oberhaupt „Vater" und sich seine „Söhne" und trugen wie diese eine besondere Tracht: einen Pelz wie die Hirten oder einen Mantel aus Ziegenhaaren, machten sich auch wohl durch das Kultzeichen Jahwes kenntlich, das wahrscheinlich ein liegendes Kreuz, das uralte Sonnen-, Feuer- und Lebenszeichen, gewesen ist, und das sie auf die Stirne tatuiert oder sonstwie aufgezeichnet trugen. Da Amos Propheten und Nasiräer nebeneinander nennt, so stand diese asketische Gruppe — der Nasiräer enthielt sich während seines Gelübdes des Weines und des Geschlechtgenusses, schor auch sein Haar nicht — wohl den Propheten ursprünglich nahe. Dies alles muß man im Auge behalten, wenn man sich die Entstehung und Art des Christentums erklären will, das in dieser mystischen und asketischen Unterströmung seine wichtigste Grundlage hat.

Die wunderbare Erscheinung selbst bringt es mit sich, daß das Wunderbarste und Verwunderlichste von den Propheten erzählt und geglaubt wurde. Und wie der Prophet zu Sauls Zeit angeben konnte, wo verlaufene Esel zu finden seien (1. Sam. IX), so sagte man mir in Albanien (in Ipek-Peja), Scheich Osman „lese im Buch" (im Koran), wer den Esel gestohlen habe, den man vermisse. Es gab, wie das zweite Buch der Chronik berichtet, eine ganze „Geschichte der Seher", woraus gar manche der verstreut erhaltenen Legenden stammen mögen. Immer wieder auch verquickte sich altes Mythengut damit: Elias und Elisa sind fast ganz Sonnenhelden und Heilande, und besonders Elias bis zu der übereinstimmenden Himmelfahrt ein vorweggenommener neutestamentlicher Heiland.

Wesentlich verschieden von diesen Propheten ist der politische Prophet. Schon Nathan, den Jahwe zu König David sendet, ist nicht als Verzückter, sondern als ernster Mahner gezeichnet. Das ist freilich nur eine Mär. Elias und Elisa wirkten, wenn man von allem Wunderbaren absieht, ganz und gar für politische Ziele. Einzig, daß wir von ihnen keine Schriften überliefert haben, unterscheidet sie von einem Amos, Hosea, Jesaja. Auch sie schon stellten sich ganz in den Dienst Jahwes und das im Nordreich, wo Jahwe nicht der Gott des Königshauses war und auch im Volke nur ein Gott neben anderen. Schon im Namen trägt Elias sein Programm: êlî-Jahu „mein Gott ist Jah". Er stammte aus Thisbe in Gilead, also aus dem Ostjordanlande. Elisa ward von ihm berufen — die Art ist die, wie der christliche Heiland seine Jünger beruft —, angeblich vom Pfluge weg. Es war die Zeit, da Damaskus eine ansehnliche Macht war, und auf deren Seite stellten sich die beiden Propheten in ihrer Außenpolitik; in der inneren verfolgten sie unentwegt ihr Ziel: die Ausrottung aller anderen Kulte. Ahab und die Phönizierin Isebel fielen ihnen zum Opfer.

Bei den Schriftpropheten aber tritt uns ein anderer Geist entgegen. Gleichwohl läßt sich ihr Zusammenhang mit den Propheten früherer Art, die neben ihnen noch fortbestehn, nicht verkennen. Wir finden ähnliches bei den Derwischen. Auch da haben jene tiefstehenden Sekten, die nichts anderes als Schamanismus sind — der ursprüngliche Prophetismus ist auch nichts anderes — mit einem Dschelal ed-Din Rumi, in dem wir einen der erhabensten, tiefsten und reichsten Geister des östlichen Kulturkreises sehen, die Grundlage und selbst viele Äußerlichkeiten gemein. Die „Verzückung", die die einen unverständliche Laute lallen läßt, gibt den anderen gewaltige Rhapsodien ein. Und diese Propheten sind einfach Dichter, die nur die Probleme ihrer Gegenwart zum Gegenstand nehmen, nicht ihre Gefühle und Gefühlchen für irgendein Weibchen oder eine rein künstlerische Vision.

Die Form, worein sie ihre Äußerungen gießen, ist zumeist die dichterische, metrische. Gerade das gibt ihnen das Zwingende, das auch uns noch ergreift, denen doch Damaskus und Assur und Ägypten und Jahwe bloße Namen sind. Nicht immer muß das Versmaß strenge gewesen sein — ich habe darüber noch kein genaues Urteil, da ich selbst die Propheten noch nicht eingehend daraufhin durchgearbeitet habe —; auch im Arabischen unterscheidet man zwischen Schaïr, dem Dichter in strengem Versmaß, und Kahin, dem „Seher", der freier seiner Eingebung folgt.

Mohammeds Suren sind solche Kahin-Stücke, wo sie nicht ganz in Prosa zerfließen. (Beiläufig: im Hebräischen heißt Kohen „Priester"; Namen wie Kohn, Kahn, Kahin, Kahan kommen daher.)

Kennzeichnend für die Schriftpropheten ist zunächst das hohe Ethos, das sie zur oft von heiligstem Ingrimm getragenen Bekämpfung der werkgerechten, habgierigen Priester führt. In diesem Priestertum sammelt sich immer und überall das dem nordischen Geiste, der nordischen Art fremdeste, darum naturgemäß feindliche. Der katholische Priester ist mit seinem runden Kopf, seinem schwarzen Haar, seinen blaugrünen geschabten Backen, dem flachen Gesicht ein Typus. Die nordischen Blondlinge sind unter ihnen selten; so einer war der viel befehdete, zum Widerruf gezwungene Professor Schell. Freilich, auch in dieser Gruppe kommt es zur rassischen Schichtung: unter den Päpsten und Kirchenfürsten, den großen Lehrern auch noch dieser Zeit — der vorreformatorische Katholizismus bleibt hier als ganz andersartig außer Acht — finden sich nordische Menschen weit häufiger. Diese Priesterschaft besteht immer aus Menschen, die sich mit dem begnügen, was ihnen gegeben wird: sie glauben, ohne zu denken, gehorchen, ohne zu fragen. Ihr Jahwe ist immer derselbe: der Gott, außer dem es keinen Gott gibt, und sie sind seine Propheten. Ihr Gott ist heilig, sie sind heilig; was er tut, was sie tun, ist Recht, was jemand gegen sie unternimmt, Frevel, der kein Erbarmen finden darf. Sie schlachten die Baalspriester und predigen von Gottes- und Menschenliebe. Die Klugen unter ihnen — und es gibt deren genug — wissen recht wohl, wie sich alles verhält; sie genießen die Vorteile ihrer Stellung, ihrer Gottähnlichkeit. Es gibt auch Harmlose, die ehrlich überzeugt sind, die unfehlbare Wahrheit zu haben. Wie immer: als Gesamtheit sind sie typischer Ausdruck der Mischrasse, des Bastardtums.

Daher die Ablehnung des typischen Priestertums durch die Reinerrassigen zu jeder Zeit und in jedem Volk. Protestantismus im alten Israel-Juda, Protestantismus im germanischen Protestantismus des 20. Jahrhunderts. Die Propheten haben allerdings bisweilen mit den Priestern gemeinsame Sache gemacht: das war in rein politischen Angelegenheiten. Durch ihre Wirksamkeit aber haben sie dann auch das Priestertum oder doch die Lehre wesentlich beeinflußt, und läge es allein an der Lehre, so wäre ihnen eine große Vertiefung des Jahweglaubens zuzuschreiben. Aber die erhabensten Worte sind nebensächlich, wenn sie nicht in den Menschen selbst lebendig werden: die Gebete in den buddhistischen Gebetmühlen sind uralte tiefsinnige Texte.

Die Weissagung einzelner Begebnisse des Kleinlebens erfüllt den Prophetismus in seiner ersten Zeit; bei Amos und Hosea, den ersten mit Namen genannten Schriftpropheten, erhebt er sich schon zum politischen Orakel über die auswärtigen Mächte und zur Strafrede wider die Schäden im eigenen Volk. Bei Jesaja, dem freilich nur die Abschnitte I bis XXXI seines Buches eignen, finden wir schon neben politischen Gegenwartsprüchen die *Weissagung einer strahlenden, stolzen Zukunft* nach den Leiden und Nöten dieser Zeit.

Die Zeit war verworren und an schweren Bedrängnissen reich. Noch einmal unter Jerobeam II. hatte Israel eine gewisse Blüte erlebt. Dann setzte der Verfall ein. Auf die Niederlage gegen Tiglatpileser III. und die Fortführung zahlreicher Vornehmer nach Assur (734 v. Chr.) folgte bald die Eroberung Samarias durch Sargon (722), und jetzt wurden gegen 30000 Israeliten aus dem Lande fortgeführt. Das Nordreich wurde assyrische Provinz. Im Südreich schwankte man zwischen Ägypten und Assur-Babel. Hiskia verbündet sich gegen Jesajas Rat mit Ägypten, Sanherib zieht gegen Jerusalem, verläßt aber das Land wieder (701), Manasse ist Vasall Assurs, Josia kämpft gegen Necho von Ägypten und fällt in der Schlacht von Megiddo (609); etliche Jahre ist Juda den Ägyptern zinspflichtig, aber Nebukadnezar von Babylon unterwirft es. Jerusalem wird übergeben: der König, Jojachin, und sein Hof und zahlreiche Priester und Vornehme, darunter Ezechiel, werden nach Babel gebracht (597). Zedekia, von Nebukadnezar eingesetzt, empört sich im Vertrauen auf Ägypten, während Jeremia zu Assur hält und deshalb die schlimmsten Mißhandlungen erdulden muß; Jerusalem wird erstürmt, der Tempel zerstört und die Bewohnerschaft nach Babel fortgeführt (586). Damit hat auch Juda den letzten Rest von Selbständigkeit verloren.

Wenn die Propheten in diesen düsteren Zeiten unentwegt das Heil der Zukunft verkündigten, so stützten sie sich dabei auf die im Volke schon herrschenden Vorstellungen. Es war der alte *Wechsel von Fluchzeit und Segenszeit* des Sonnenjahrs und der Weltalter. Die *Gegenwart* ist Fluchzeit, Sonnenlosigkeit, Zeit der Bedrückung, der Hungersnot, der Krankheiten, wofür es zahllose, zumeist in der Überlieferung begründete Gleichnisse gibt. Die *Zukunft* wird — nach einer furchtbaren Katastrophe, die den Umsturz aller Dinge bringt — heraufgeführt durch den *Erlöser*, den Heilbringer. Eine solche Gestalt war Adam, der nach dem Chaos kam, dann Noah, der das Menschengeschlecht nach

der Sintflut neu begründete, endlich Mose, der sein Volk aus „Ägypten" führte. Auch David, der Befreier des Landes aus Philisterherrschaft, ward mit Zügen des Erlösermythus geschildert, und in ähnlicher Weise mag der Prophetismus gelegentlich schon an zeitgenössische Persönlichkeiten gedacht haben. Das entspricht nur der damals allgemeinen Betrachtweise: das Ewige, Jenseitige hat sein Abbild im Zeitlichen, Irdischen: Makrokosmos — Mikrokosmos, Platos Ideenlehre.

Die prophetische Heilsverkündung als solche, der Pessimismus für die Gegenwart, der Optimismus für die Zukunft, deren Darstellung in gegensätzlichen Bildern gehören den Propheten nicht allein an, sondern dem ganzen indogermanisch-semitisch-ägyptischen Kulturkreis. Nur auf weniges kann hier besonders hingewiesen werden. Ganz wie die späteren jüdischen Propheten schildert schon Apu-uêr (Epu), dessen Schrift uns zufällig erhalten geblieben ist, während von anderen sich nur noch Bruchstücke finden, zunächst die verworrene Gegenwart, die zu einem großen Umsturz führen wird, da die Fremdvölker das Land überschwemmen, die Götter und ihre Tempel geplündert, ihre Priester verfolgt werden; dann aber kommt der „Hirt für alle Menschen, in dessen Herzen nichts böses ist", und bringt das neue Reich des Rechtes, der Ordnung, des allgemeinen Glücks. Diese Prophezeiung gehört ins mittlere Reich (2000 bis 1800 v. Chr.); die Gattung wurde bis in die späteste Zeit weiter gepflegt und von den Griechen und Römern übernommen oder doch mit eigenen Vorstellungen verquickt.

Ausführlich behandelt auch die Edda (in der Völuspa) die Fluch- und Segenszeit. Ich übertrage die wichtigsten Zeilen:

Brüder schlagen sich, erschlagen einander,
Sippenband brechen Söhne von Schwestern.
Arg ist's auf Erden, Unzucht groß:
Den andern schont kein einziger Mensch.

Beilzeit, Schwertzeit, Schilde zerspellt man,
Windzeit, Wolfzeit, bis die Welt einstürzt...

Die ragende Esche, Yggdrasil zittert,
Der Altbaum rauscht, der Riese (Fenrir) wird frei...

Die Sonne wird schwarz, in die See sinkt die Erde,
Vom Himmel stürzen die heitern Sterne,
Hoch wallt der Dampf, und der Erhalter des Lebens (das Feuer),
Bis zum Himmel leckt die helle Lohe.

Aufsteigen seh ich zum andern Male
Aus dem Walm die Erde, wiederum grün:

Unbesät werden die Äcker wachsen,
Alles Böse wird besser, Balder kehrt heim ...

Einen Saal stehn seh ich, die Sonne beschämend,
Mit Golde gedacht, auf Gimle dort:
Wohnen da werden die wackern Männer,
Glück genießen, das nie vergeht.

Obenher kommt, der alles waltet,
Der hehre Herrscher zum hohen Gericht ...

Der dunkle Drache, der düstre, fleugt an,
Der Gleißwurm, nieden von Nachtbergen:
Im Fittig trägt er, überm Feld fliegend,
Nidhogg, die Leichen: nun sinkt er hin.

Daß sie mit ihrer Verkündigung eines Messias, eines Völkerhirten durchaus nichts Neues gaben, tut der Bedeutung der Propheten für ihr Volk keinen Abbruch. Sie bestimmten dessen Gedanken in den späteren Zeiten vielleicht noch stärker als in der eigenen, da sie noch vielfach Widerspruch und Widerstand fanden, da ihr Volk auch noch viel selbständiger (höherrassiger) war als später und sich nicht knechtisch unter das „Es steht geschrieben" beugte. Noch größere Bedeutung aber haben sie dadurch, daß vor allem sie die Alleingottschaft Jahwes durchsetzten und zu einer Art Monotheismus führten; ihnen ward Jahwe nicht nur der einzige und alleinige Gott des jüdischen Volkes, sondern der Welt. Zunächst erscheint das als wahnwitzige Überhebung. Denn gerade damals war das jüdische Volk ohne jede Bedeutung im Weltleben; jeder Eroberer überrannte seine Städte, ließ sich Tribut zahlen, führte seine Vornehmen in die Gefangenschaft, und daß einzelne Juden bei den Siegern einflußreiche Stellungen erlangten oder durch Handelsgeschäfte große Reichtümer erwarben, gab kein Anrecht darauf, zumal nicht für die Propheten. Aber sie kamen zum Weltgott Jahwe durch die Spekulation, durch die Vereinerleiung Jahwes mit dem Schöpfergott, den jedes Volk unter besonderem Namen ehrte, der aber doch nach seinem Wesen überall derselbe war.

Ihre Ansicht war: dieser einige Gott sei der urtümliche. Darum verlangten sie „Umkehr" von dem Volke, Rückkehr zu dem alten reinen Dienste. Das erscheint völlig der geschichtlichen Tatsache entgegen, da die Juden niemals vorher nur einen Gott verehrt hatten, da Jahwe bisher nur ein Gott neben anderen gewesen war, aber es führt doch zu älteren Gottesbegriffen zurück. Erst durch die fortgesetzte Überschichtung waren der Götter so viele geworden; unter verschiedenen Namen verehrte

man vielfach denselben Gott, so, als verehrten wir nebeneinander Deus, Theos, Dieu, Dio, God und Gott oder Soter, Salvator, Saviour, Heland und Heiland. Der ursprüngliche „Glaube" der Indogermanen und der „Semiten" war sicherlich sehr einfach und durchsichtig, zumal damals die Worte, die die Begriffe bezeichneten, in der eigenen Sprache noch ihre Wurzeln hatten und darum allverständlich waren. So war es wirklich eine „Umkehr", wenn man die Lehre der Propheten von der Alleingottschaft, von der Weltgottschaft Jahwes annahm.

Dieser Monotheismus war in schärfster und deutlichster Form schon längst von Sumerern, Ägyptern und indischen Arya, diesen Völkern, die sich wie kaum jemals andere mit religiösen Problemen beschäftigten, ausgesprochen worden, und es ist kaum möglich, daß die Juden diese Gedanken von ihnen, mit denen sie jetzt in so regen Beziehungen standen, nicht erfuhren. Es handelt sich dabei nicht um einen gefühlmäßigen (pantheistischen), sondern schon um einen rein begriffmäßigen (dogmatischen) Monotheismus, wie Alfred Jeremias („Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion", 1904) und Bruno Baentsch („Altorientalischer und israelitischer Monotheismus", 1906) aus ihren Schriften erkennen lassen. Kennzeichnend ist neben anderen folgender sumerisch-babylonischer Hymnus auf den Mondgott als eins mit allen anderen Göttern und Gottheiten und als „barmherziger Vater" (ich kürze):

Herr, Herrscher unter den Göttern,
Der im Himmel und auf Erden allein erhaben ist,
Vater Nannar („Leuchter"), Herr Gott Anschar,
Vater, Nannar, Herr, großer Gott Anu,
Kräftiger junger Stier mit starken Hörnern,
Frucht, die von selbst erzeugt wird,
Mutterleib, der alles gebiert,
Barmherziger gnädiger Vater,
in dessen Hand das Leben des ganzen Landes gehalten wird.
O Herr, deine Gottheit ist wie der ferne Himmel,
wie das weite Meer voller Ehrfurcht.
Vater, Erzeuger der Götter und Menschen,
der Wohnsitz aufschlagen ließ, Opfer einsetzte;
der zum Königtum beruft, das Szepter verleiht,
der das Schicksal auf ferne Tage hinaus bestimmt.
Im Himmel, wer ist erhaben?
Du, du allein bist erhaben!
Auf Erden, wer ist erhaben?
Du, du allein bist erhaben!

Dein, dein Wort, wenn es im Himmel erschallt,
werfen die Igigi (Luftgeister, Sterne) sich auf das Antlitz nieder;
Dein, dein Wort, wenn es auf Erden erschallt,
küssen die Anunnaki (irdischen Mächte) den Boden.
Dein, dein Wort, wenn es droben wie der Sturmwind dahinfährt,
läßt es Speise und Trank gedeihen.
Dein, dein Wort, wenn es auf die Erde sich niederläßt,
so entsteht das Grün.
Dein, dein Wort läßt Wahrheit und Gerechtigkeit entstehn,
so daß die Menschen die Wahrheit sprechen.
Dein, dein Wort gleicht den fernen Himmeln,
der verborgenen Unterwelt, die niemand erschaut;
Dein, dein Wort, wer verstände es, wer käme ihm gleich?
Wo dein Auge hinblickt, da wird das Gebet erhört;
wo du deinen Arm gnädig ausstreckst,
da ergreift er den Gefallenen ...

Das Verhältnis der Priesterreligion zur Volksreligion war in Sumer-Babylon kein anderes als das der Prophetenreligion zur Volksreligion in Israel-Juda. Die geistig Hochstehenden sahen in den verschiedenen Namen nur Bekundungen des einen höchsten Wesens, das Volk in ihnen je besondere Gestalten. Ganz dieselbe hohe Anschauung zeigen die Weden, ganz dieselbe Spaltung des einen Gottes in zahlreiche Gestalten das Christentum der unteren Volksschichten, dem Gott, Christus, die Jungfrau Maria und die zahllosen Heiligen und Heiliginnen besondere Mächte sind. Ja, die katholische Theologie als solche steht auf diesem Standpunkte, und ich möchte nicht behaupten, daß selbst die protestantische Theologie, der Ausdruck der am reinsten nordischen Völker, von der Dreieinigkeit die Einigkeit immer unmißverständlich vor der Drei betont habe. (Von der Verstofflichung des Heilands zum „gelebt habenden" Menschen sehe ich dabei ganz ab.)

Die ethische und geistige Höhe des angeführten sumerisch-babylonischen Hymnus erreichte die spätere Zeit nur selten, erreichten auch die Propheten nur ausnahmweise und nur bedingt. Denn wohl sagt der unbekannte Prophet der Abschnitte XL bis LV des Jesajabuches (Deuterojesaja, „zweiter Jesaja"), der zu Cyrus' Zeit (um 536 v. Chr.) schrieb: „Er (Jahwe) wird nicht ermatten und nicht zusammenbrechen, bis er auf Erden das Recht gegründet hat, und seiner Unterweisung harren (selbst) die (fernen) Inseln", und schildert er Jahwe als Weltschöpfer, als einzigen Gott — „Ich bin Jahwe, und keiner sonst, und außer mir gibt es keinen Gott" —, aber auch er weist seinem Volke eine besondere Stellung

in der Welt an, macht die Aufnahme in das messianische Reich von der Beschneidung abhängig: „Nicht soll dich (Jerusalem) fernerhin ein Unbeschnittener oder Unreiner betreten." So gipfelt schließlich die „Welterlösung" auch für ihn in der Herrschaft Israels über alle Völker: „Könige sollen deine (Israels) Wärter sein und ihre fürstlichen Gemahlinnen deine Ammen; mit dem Angesichte zur Erde (niederfallend) sollen sie dir huldigen und den Staub deiner Füße lecken. Und ich will deinen Bedrückern" — es kann aber von Bedrückung nicht die Rede sein, da das Schicksal der Juden nur notwendige Folge ihrer Politik war — „ihr eigenes Fleisch zu essen geben, und wie am Most sollen sie sich in ihrem eigenen Blute berauschen" (XLIX 23, 26).

Ebenso sagt ein anderer unbekannter Prophet aus ungefähr derselben Zeit: „Jahwe der Heerscharen wird für alle Völker auf diesem Berg (Zion) ein Mahl von Fettspeisen bereiten, ein Mahl von Hefenweinen, von Fettspeisen, die mit Mark bereitet, von Hefenweinen, die gereinigt sind. Vernichten wird er auf diesem Berge die Hülle, die alle Völker verhüllt, und die Decke, die über alle Nationen gedeckt ist. Vernichten wird er den Tod für immer, und der Herr Jahwe wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen." Unmittelbar hieran aber fügt er selbst oder ein anderer: „Aber Moab wird an seinem Orte niedergetreten werden, wie Stroh im Wasser eines Misthaufens niedergetreten wird. Und breitet es seine Hände darin aus, wie sie der Schwimmer zum Schwimmen ausbreitet, so wird er seinen Stolz samt den Kniffen seiner Hände niederdrücken" (Jes. XXV).

In der Tat ist auch den Propheten sonst immer Jahwe nur der Gott des eigenen Volkes, das er zum Triumph über dessen Feinde führen wird. Bald ist es kein einzelnes Volk mehr, gegen das sich der Haß wendet, sondern es sind alle „Völker" (gojim; daher Goj als Bezeichnung des Christen), die der fromme Jude vernichtet sehen will, und seine Zukunftshoffnung geht jetzt dahin, sie alle zu verknechteten Dienern seiner unbestrittenen Weltherrschaft zu haben. So heißt es im Tritojesaja („dritter Jesaja", Jes. Kap. LVIff.):

Meiner (Jahwes) harren die Inseln,
Und die Tarsisschiffe segeln voran,
Um deine Söhne heimzubringen
Samt ihrem (der Völker) Silber und Gold;
Und Fremdlinge werden deine Mauer bauen,
Und ihre Könige dich bedienen.
Das Volk und das Reich, die dir nicht untertan sein wollen,

Werden untergehn, und diese Völker werden sicherlich veröden,
Und du wirst die Milch der Völker saugen
Und an der Brust von Königen saugen.
Fremde werden dastehn und eure Herden weiden,
Und Fremdlinge werden eure Ackerleute und Winzer sein.
Die Güter der Völker werdet ihr essen,
Und in ihren Reichtum werdet ihr eintreten.

Aus Jes. LX, LXI.

Ist aber Jahwe auch in solchen Stellen als der Weltgott, der Herr über alle Völker gedacht, so gibt es doch *bei den Juden* durchaus *keinen Monotheismus im Sinne der Sumerer oder der Ägypter*, denn die übrigen Götter gehn für sie nicht in dem einen Gottesbegriffe auf, sondern bestehn neben und außer Jahwe noch weiter. Sie werden Nichtse (^{e}lîlîm statt ^{e}lohîm „Götter") nur genannt, um sie mit einem Wortspiel zugleich zu schmähen; ihr Tun ist zwar „ganz nichtig", aber es ist noch da. Ernest Renan hat darum für die jüdische Verehrung Jahwes als des *einen* Gottes seines Volkes sehr zutreffend das Wort *Monolatrie* geprägt, und selbst von christlich theologischer Seite (B. Stade) ist dies als gerechtfertigt anerkannt worden, während man sonst gerade darin mit den Juden einig ist, den Gottesbegriff schon im Alten Testamente als zum Gipfel der ethischen und geistigen Vollkommenheit geführt zu sehen. Ja, man findet *nicht einmal eine stete Höherentwicklung*; denn die angeführten haßvollen, enggeistigen Stellen aus Tritojesaja sind weit jünger als die großzügigen aus Deuterojesaja. Der Gottesbegriff sinkt vielmehr im späteren Judentum erheblich zurück, und man mag das mit der Rassezusammensetzung des Volkes in späterer Zeit sehr wohl zusammenhalten. Die großen Propheten Jesaja, Jeremia, Ezechiel und so gewiß auch die unbenamten, deren Schriften an das Buch des echten Jesaja angeschlossen wurden, gehörten den gesellschaftlich höchsten Ständen an, waren Berater der Könige, und nach der bereits gebrachten Stelle aus den Klageliedern (Kap. 3) waren die Vornehmen, die „Fürsten" zu jener Zeit noch reine oder wenig getrübte Lichtinge. Die Mischung aller mit allen brachte erst die Folgezeit. Da konnte sich denn in einem Einzelnen der Gottesbegriff wohl noch zur Höhe älterer Auffassungen erheben, die Schranken des enger jüdischen Gottesbegriffes durchbrechen, nicht aber ein solcher Gottesbegriff Gemeingut werden, wie er es etwa im protestantischen Norden ist.

Der jüdische Prophetismus blieb auf halbem Wege stehn, aber in seiner Fülle, seiner Wirkung ist er für das Volk, dessen Ausdruck zu einer

gewissen Zeit er ist, höchst kennzeichnend. Kein anderes Volk hat ihn seinem Wesen so gemäß empfunden, und in der ganzen Geschichte des jüdischen Volkes trifft man in der Tat Erscheinungen an, die wie Wiedergeburten der alten Propheten anmuten, Persönlichkeiten, die sich mit voller Leidenschaft einem bestimmten Gedanken hingeben, um seinetwillen entbehren und leiden. Auch das ist nicht den Juden ausschließlich eigen, aber es bekundet, daß sich nicht nur in den äußeren Merkmalen der hellen Farben ein beträchtlicher Teil des nordischen Blutes in ihnen erhalten hat, sondern auch in den inneren Regungen und Strebungen. Und nichts vielleicht besagt besser, was der Jude selbst vom „Propheten" verlangt, als das Talmudwort, das man gelegentlich hört: „Propheten müssen barfuß gehn."

Auch der jüngste Lobredner seines Volkes, Fritz Kahn, nennt diese Prophetengestalten die „genialen Repräsentanten" einer „spezifisch jüdischen Begabung" — „spezifisch jüdisch" ist diese allerdings nicht — und vermerkt dazu:

„An solchen spezifisch jüdischen Erlöser- und Prophetennaturen, deren Ziel nicht schwächlicher Kompromiß mit der gegenwärtigen Weltordnung, sondern die Verwirklichung eines wahrhaft neuen Reiches im Sinne der allgemeinen Glückserfüllung ist, sind auch unsere Zeiten des revolutionären Umschwunges reich. Solch eine echt jüdische Prophetengestalt aus dem 19. Jahrhundert, durch den heiligen Zorn der beleidigten Gerechtigkeit von Begeisterung zu Begeisterung getragen, steter Anwalt der Bedrängten und Bedrückten, Führer zum messianischen Ideal des Menschheitglückes, ist Lassalle, dessen Pfaden und Fahnen in unseren Tagen Eisner, Luxemburg, Leviné, Mühsam, Toller, Landauer, Trotzky, Szamuely und viele andere jüdische Revolutionäre nachwandeln."

Wenn man den Maßstab des Barfußgehens an diese Persönlichkeiten anlegt, werden vielleicht nicht alle vor dem talmudgläubigen Juden bestehn, Ferdinand Lassalle selbst nicht und auch nicht die ungarischen Revolutionäre, deren einer Szamuely war; denn die haben im Hotel Hungaria in Budapest nicht gerade barfüßermäßig gelebt, so lange sie die Macht hatten. Ich möchte jedenfalls von meiner als nichtjüdischer Seite einen anderen jüdischen Mann nennen, der vor allen eine Prophetengestalt genannt zu werden verdient: Theodor Herzl, der sein ganzes Leben und sein ganzes Vermögen seiner großen Sache, dem von ihm begründeten Zionismus, widmete.

14. Das „Gesetz"

Das „Gesetz", die Thora, worunter der Jude die „fünf Bücher Mosis" versteht, genießt im jüdischen Gottesdienste die höchste Verehrung. Die Thora wird in schön gestickten Behältern aufbewahrt und zum Kusse herumgereicht; in kleineren Gemeinden kann man einem zu Gaste weilenden Glaubensgenossen seine Schätzung kaum feiner bekunden, als daß man ihn zur Thora aufruft und sie ihn herumreichen läßt. Bei den christlichen Bekenntnissen steht das Fünfbuch als Gesetzbuch in fast ebenso hohem Ansehen, und in der Tat ist unsere Gesetzgebung, wie auszuführen sein wird, wesentlich davon beeinflußt. Auf Grund dieses „Gesetzes" beansprucht die Judenheit nicht selten die Zuerkennung eines besonders ausgeprägten Rechtsinnes, ja des Rechtgenies. Zahllose Juden widmen sich dem Rechtstudium, an den Hochschulen sind die Rechtlehrer in neuerer Zeit zum großen Teil Juden, getaufte wie ungetaufte.

Dies alles darf aber doch nicht die nüchterne geschichtliche Betrachtung behindern. Zunächst ist zu betonen, daß auch das biblische Gesetz ein gewordenes ist, nicht, als was es sich gibt, ein geoffenbartes, das will sagen: auf einmal entstandenes, durch eine einzige Person gegebenes. Auch Hammurapi, auf dessen Gesetzgebung hier vor allem eingegangen werden muß, läßt sich an der Spitze seiner Stele darstellen, wie er vom Gotte Schamasch (Sonne) das Recht empfängt. So wurde von den Juden der Erlöser Mose zum Empfänger des „Gesetzes" gemacht, und Jahwe, in diesem besonderen Falle als Gewittergott, als Vulkangott gekennzeichnet, offenbart es.

Als „Gesetz" gilt vor allem das Fünfte Buch Mosis, das Deuteronomium, das, wie berichtet, 632 v. Chr. im Tempel „aufgefunden" und von König Josia von Juda für sich und sein Volk angenommen wurde. Weit älter ist eine kleinere Gesetzesammlung (Exodus XX bis XXIII 19), die man als „Bundesbuch" bezeichnet und frühestens in die Zeit um 875 v. Chr. ansetzt, weit jünger dagegen das „Heiligkeitgesetz" (Leviticus XVII—XXVI), das in seinem Kerne bis etwa 550 v. Chr. hinaufgehn mag, kaum aber vor 470 v. Chr. seinen Abschluß erhalten hat.

Das „Bundesbuch" enthält als Anfang die „zehn Gebote":

I. Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten, aus dem Lande, wo ihr Sklaven waret, weggeführt hat. Du sollst keinen anderen Gott haben neben mir.

II. Du sollst dir keinen Götzen verfertigen, noch irgend ein Abbild von etwas, was

droben im Himmel, oder unten auf der Erde, oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich vor solchen nicht niederwerfen, noch sie verehren; denn ich Jahwe, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Verschuldung der Väter ahndet, an den Kindern, (ja an) den Enkeln und Urenkeln derer, die mich hassen; aber Gnade erweist solchen, die mich lieben und meine Befehle beobachten, auf Tausende hinaus.

III. Du sollst den Namen Jahwes, deines Gottes, nicht freventlich aussprechen; denn Jahwe läßt den nicht ungestraft, der seinen Namen freventlich ausspricht.

IV. Denke daran, den Sabbathtag heilig zu halten. Sechs Tage hindurch sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte verrichten. Aber der siebente Tag ist ein Jahwe, deinem Gotte, geweihter Sabbath; da sollst du gar kein Geschäft verrichten, weder du selbst, noch dein Sohn oder deine Tochter; weder dein Sklave, noch deine Sklavin, noch dein Hausvieh, noch der Fremde (gêr), der sich in deinen Ortschaften aufhält. Denn im Verlauf von sechs Tagen hat Jahwe den Himmel und die Erde, das Meer und alles, was in ihnen ist, gemacht; hierauf ruhte er am siebenten Tage. Daher hat Jahwe den Sabbathtag gesegnet und für heilig erklärt.

V. Sei ehrerbietig gegen deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebest auf dem Boden, den dir Jahwe, dein Gott, zu eigen geben wird.

VI. Du sollst nicht morden.

VII. Du sollst nicht ehebrechen.

VIII. Du sollst nicht stehlen.

IX. Du sollst gegen deinen Nächsten (rê^{a}') nicht als falscher Zeuge aussagen.

X. Du sollst nicht Verlangen tragen nach deines Nächsten Hause. Du sollst nicht Verlangen tragen nach deines Nächsten Weibe, noch nach seinem Sklaven, seiner Sklavin, seinem Ochsen, seinem Esel, noch nach irgend etwas, was deinem Nächsten gehört.

Diese Gesetze hat die spätere Zeit gekürzt, straffer gefaßt und das Christentum der nordischen Völker mit tieferem Gehalte erfüllt. So, wie sie aus dem Wortlaute und dem Geiste ihrer Entstehzeit heraus zu verstehn sind, kann man sie nicht als ethisch hochwertig betrachten. In sehr einseitiger Weise stellt sich der gesetzgebende Gott selbst in den Vordergrund und bezeugt sich darin nur allzu deutlich als Priesterschöpfung. Die Gebote I bis IV überwuchern das Ganze. Jahwe, der „eifersüchtige Gott", ist dabei viel härter als das strengste Gesetz, als das der Bibel selbst, worin es heißt: „Es sollen nicht Väter samt den Kindern und Kinder samt den Vätern mit dem Tode bestraft werden; ein jeder soll (nur) wegen seines (eigenen) Vergehens getötet werden dürfen."

Irrig ist die übliche Auffassung des Sabbaths als eines aus Menschenfreundlichkeit eingesetzten Ruhetages. Der Sabbath ist vielmehr in Babylon, woher er stammt, ein Unglückstag, ein dem bösen Gotte Schibu (Sieben) — man denke noch an unsere „böse Sieben" — geweihter Tag, an dem eine Reihe von Arbeiten nicht verrichtet werden dürfen, an dem man des ehelichen Umganges nicht pflegen, keinen Fluß überschreiten darf, weil das alles Unglück heraufführt. Im späteren Judentum hat

man dementsprechend eine große Zahl von Verrichtungen festgesetzt, die am Sabbath unerlaubt sind. Schon das Neue Testament gibt Kunde davon; der fromme Ostjude hat noch mehr Vorschriften darüber, weiß sie aber zumeist auch geschickt zu umgehn, wenn er es nötig hat. Daneben hat der Sabbath auch schon in Babylon eine gegensätzliche Glücksbedeutung gehabt — Gegensätze berühren sich nirgends so auffällig wie in der Mythologie —, wie er denn neben schapattu (hebr. schabath) auch ûm nuch libbi „Tag der Herzberuhigung (der Götter)" genannt wird; diese Glücksbedeutung hatte er aber zunächst wohl nur in solchen Fällen, wenn er mit einer günstigen Mondphase (Vollmond) zusammenfiel, erst später auch allgemein, und so wird jetzt bei den frommen Juden, die sonst so ängstlich auf die Vorschriften gegen die Übertretungen des Sabbathgebotes achten müssen und davon gewiß mehr Not als Vergnügen haben, der Sabbatheingang (Freitagabend) mit Lichtern auf dem Tische und mit dem Liede „Lecha, dodî" („Komm, mein Freund, der Braut entgegen...") begrüßt.

Sehr kennzeichnend für den selbstischen Geist dieser „zehn Gebote" ist es, daß der Fremde im Lande (gêr) erst nach dem Sklaven und dem Hausvieh des Juden genannt wird. Die ungemeine Mißachtung des Nichtjuden, die ihren krassen Ausdruck freilich erst im Talmud erfährt, hat schon hier ihre Wurzel.

Wie die Sabbathheiligung einem Wahnglauben entstammt, so wurde das Gebot, Jahwes Namen nicht freventlich zu gebrauchen, schon sehr bald in einen solchen verkehrt: bereits die griechische Übersetzung des Alten Testamentes, die um 260 v. Chr. begonnen ward, enthält den Namen Jahwe nicht mehr, sondern sagt an dessen Statt kyrios „Herr", was von der lateinischen Übersetzung (Vulgata) und Luther übernommen wurde und sehr viel zur Verwirrung des Tatbestandes beitrug. Diese rein äußerliche Vermeidung des Gottesnamens ist himmelweit entfernt von der wahrhaft frommen Scheu, die den nordischen Menschen seine tiefsten und reinsten Gefühle nur in heiligsten Stunden aussprechen läßt. Da bedarf es keines Gebotes, denn es ist im innersten Wesen begründet.

Über das vierte, fünfte und sechste Gebot — nach Lutherscher Zählung, nach der reformierten und oben verwendeten V, VI und VII — sprach sich Goethe aus (im 18. Kapitel des zweiten Teils der „Wahlverwandtschaften"): „Wie verdrießlich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die zehn Gebote in der Kinderlehre wiederholen läßt! Das vierte ist noch

ein ganz hübsches, Vernünftiges gebietendes Gebot: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren!‘ Wenn sich das die Kinder recht in den Sinn schreiben, so haben sie den ganzen Tag daran auszuüben. (Goethe läßt dabei unberücksichtigt, daß für das nordische Empfinden der Zusatz: „damit du lange lebest auf dem Boden“ usw. alles verdirbt; denn bei ethischen Forderungen gibt es für uns keine Frage nach irgendwelcher Belohnung.) Nun aber das fünfte — was soll man dazu sagen? ‚Du sollst nicht töten!‘ Als wenn irgendein Mensch im mindesten Lust hätte, den andern totzuschlagen! Man haßt einen, man erzürnt sich, man übereilt sich, und im Gefolg von dem und manchem anderen kann es wohl vorkommen, daß man gelegentlich einen totschlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Art, den Kindern Mord und Totschlag zu verbieten? Wenn es hieße: ‚Sorge für des anderen Leben; entferne, was ihm schädlich sein kann; rette ihn mit deiner eigenen Gefahr! Wenn du ihn beschädigst, denke, daß du dich selbst beschädigst!‘ Das sind Gebote, wie sie unter gebildeten, vernünftigen Völkern statthaben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem ‚Was ist das?‘ nachschleppt. Und nun gar das sechste! Das finde ich ganz abscheulich! Was? Die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade das, was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirche und Gemeinde davon plappern läßt.“

Goethe ereifert sich schon über die wahrlich harmlose Behandlung des sechsten (VII.) Gebotes im Lutherschen Katechismus und in den protestantischen Religionstunden, ungleich weiter aber gehn der Talmudismus, der die heimlichsten Vorgänge des Geschlechtlebens vor den Cheder-Schülern zur Frage bringt und wunderlich scholastisch erörtert, und der tridentinische Katholizismus mit seinen Moraltheologen wie dem heiligen Alfons von Liguori, seinen „Beichtspiegeln“ für die halbwüchsige Jugend und der oft genug sehr bedenklichen Beichtpraxis. Von unserem nordischen Gefühl aus wurde derlei geradezu als „widernatürliche Unzucht mit Minderjährigen“ bezeichnet, aber für die betreffende Gruppe ist es letzten Endes nur Ausdruck ihrer Rassenseele, darum für sie selbst gerechtfertigt und unanstößig.

Goethes Worte weisen darauf hin, wie wir andersartigen Nordmenschen die Gebote mit tieferem Gehalt erfüllen, und deutlicher wird dies an keinem als an dem fünften: „Du sollst nicht töten.“

Der Buddhismus bezieht die Kreatur mit ein: der Königsohn Gautama wurde nach der Legende über einen Schwan, den er getötet hatte, zum Buddha. Unter uns treten die Vegetarier für die Heiligkeit des Lebens auch des Tieres ein. Eine ähnliche Vertiefung hat bei uns der Begriff des „Nächsten" (rêa') erhalten, der für den Juden nur der Geschlecht- oder Volksgenosse war, der „Bruder", der „Volksohn", wie die Synonyme lauten, der für uns aber jeder Mensch ohne Rücksicht auf Volkszugehörigkeit ist. Wie scharf dagegen der Jude den „Nächsten" von dem „Fremden" unterschied, ersieht man aus dem Satze: „An dem Fremden magst du wuchern, nicht aber an deinem Vollsgenossen" (Deut. XXIII 21). Es handelt sich hier um das Zinsennehmen. Seine scharfe Ausprägung erhielt der Begriff allerdings erst im Talmud; so wenig freundlich auch schon das alte jüdische Gesetz dem Fremden gegenübersteht, so stellte sich doch erst die spätere Zeit unbedingt feindselig gegen jeden Nichtjuden. Überspannung forderte geradezu, dem „Fremden" zu tun, was dem „Nächsten" nicht getan werden durfte; die meisten in antisemitischen Schriften seit alter Zeit immer wieder angeführten Sätze schreiben sich daher. (Vgl. Kap. 21.)

Das Deuteronomium hat nur für das Judentum Bedeutung. Es galt als große gesetzgeberische Tat, bis man in der Dioritstele Hammurapis (um 2100 v. Chr.) ein ungleich älteres und besser zusammengefaßtes Gesetz auffand und nun vielfach „Moses" als von Hammurapi abhängig erklärte. Das Gesetz des großen Amoriters hat tatsächlich die Grundlage für die späteren Gesetze in Assur und Babylon, ja noch für die der Perser, gebildet, und da diese Gesetze für alle Provinzen galten, so mußten sie auch den Juden bekannt werden, die seit Hiskia (727—699) Vasallen der Assyrer waren. Aber schon vorher standen die Juden trotz ihrer Zugehörigkeit zu Ägypten hauptsächlich unter babylonischem Einfluß, was Herkunft und Sprachverwandtschaft in gleicher Weise bedingten, und außerdem gab es gewiß einen beträchtlichen Teil gemeinsamer rechtlicher Bestimmungen, die in die „semitische" Urzeit hinaufreichen. Wie unglaublich zähe das Recht allerlei Altertümliches festhält, ist bekannt.

Die Vergleichung des Deuteronomiums mit dem Hammurapi-Kodex und weiterhin mit dem assyrischen Gesetz zeigt die Abhängigkeit des jüdischen Gesetzes, aber auch die Unterschiede auf. Das Wesentliche darüber findet man von Friedrich Delitzsch („Die große Täuschung", Anhang) zusammengestellt, das ganze Gesetz Hammurapis bietet Hugo Greßmann in den „Altorientalischen Texten". Ich erwähne auch noch

die Arbeit des Wiener jüdischen Semitisten David Heinrich Müller „Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung sowie zu den zwölf Tafeln“ (1903). Kennzeichnend für das jüdische Gesetz ist seine Härte, die sich damit begründet, daß Jahwe als ein heiliger Gott die Hinwegtilgung alles Bösen aus seinem Lande, seinem Volke fordert. Das ist der Kehrreim zahlreicher Bestimmungen. So ist denn das Gesetz Hammurapis vielfach menschlicher als das „göttliche“ Gesetz Jahwes. Ich vermerke einige Punkte:

Jüdisches Gesetz:

Ein Mann, der die Ehe bricht mit dem Weibe seines Nächsten (d. h. Volksgenossen), soll getötet werden, der Ehebrecher und die Ehebrecherin. Lev. XX 10.

Hammurapi[1]*:*

Wenn jemandes Frau mit einer andern Mannsperson beim Schlafen gefaßt wird, soll man sie beide binden und ins Wasser werfen.

Wenn aber der Mann der Frau seiner Frau das Leben schenken will, mag auch der König seinem Knecht das Leben schenken. §§ 129, 130 (129).

Jüdisches Gesetz:

Wer seinen Vater und seine Mutter schlägt, soll getötet werden. Wer seinen Vater und seine Mutter verflucht, soll getötet werden. Ex. XXI 15, 17.

Hammurapi:

Wenn ein Kind seinen Vater schlägt, soll man ihm die Hand abschneiden. § 201 (195).

Jüdisches Gesetz:

Wenn jemand einen widerspenstigen und ungehorsamen Sohn hat, der nicht hört auf die Stimme seines Vaters und auf die Stimme seiner Mutter, und sie ihn gezüchtigt haben, er aber ihnen nicht gehorcht, so sollen ihn sein Vater und seine Mutter greifen und ihn zu den Ältesten seiner Stadt und zu dem Tore seiner Ortschaft hinausführen und zu den Ältesten seiner Stadt sagen: „Unser Sohn da ist widerspenstig und ungehorsam, hört nicht auf unsere Stimme, schlemmt und säuft“; dann sollen ihn alle Bewohner seiner Stadt mit Steinen tot werfen, und du sollst wegräumen das Böse aus deiner Mitte, und ganz Israel soll es hören und sich fürchten. Deut. XXI 18—21.

Hammurapi:

Wenn jemand sein Kind zu enterben beabsichtigt, zu den Richtern sagt: „Ich werde mein Kind enterben,“ sollen die Richter seinen Fall klarstellen: wenn das Kind eine schwere, die Enterbung verwirkende Schuld nicht auf sich geladen hat, soll der Vater sein Kind nicht enterben. Wenn es eine schwere, die Enterbung verwirkende Schuld gegen seinen Vater auf sich geladen, soll man bei einem Mal ihm verzeihen; wenn es eine schwere Schuld zweimal auf sich lädt, mag der Vater sein Kind enterben. § 170ff. (168, 169).

[1] Der deutsche Wortlaut folgt Friedrich Delitzsch. Hinter dessen Paragraphenzahlen setze ich die von Greßmann.

Jüdisches Gesetz:

Wenn ein Stier einen Mann oder ein Weib totstößt, soll der Stier gesteinigt und sein Fleisch nicht gegessen werden, aber der Eigentümer ist straffrei.

Wenn aber der Stier von jeher stößig ist und es seinem Eigentümer eingeschärft worden ist, er ihn aber nicht bewahrt, und er einen Mann oder ein Weib tötet, soll der Stier gesteinigt, auch sein Eigentümer getötet werden.

Wenn Sühngeld ihm auferlegt wird, soll er das Lösegeld für sein Leben geben, ganz so, wie es ihm auferlegt wird.

Wenn der Stier einen Sklaven oder eine Sklavin stößt, soll er 30 Sekel Silber seinem Herrn geben, der Stier aber gesteinigt werden. Ex. XXI 28—30, 32.

Hammurapi:

Wenn ein Ochse beim Gehn auf der Straße jemand stößt und seinen Tod verursacht, so läßt jener Rechtsfall keine Klage zu.

Wenn jemandes stößiger Ochse, daß er der Nachbarschaft seine Stößigkeit zu erkennen gibt und sein Herr ihm die Hörner nicht verschneidet, den Ochsen nicht knebelt, und jener Ochse einen freien Mann stößt und seinen Tod verursacht, soll sein Herr ½ Mine Silber geben.

Wenn den Tod eines Sklaven, soll er ⅓ Mine Silber geben. §§ 255—275 (250—252).

Auch in bezug auf die Stellung der Frau ist das amoritische Recht Hammurapis weit nordischer als das jüdische. Für den nordischen Menschen steht die Frau ebenbürtig neben dem Manne. Daß dies auch im älteren Judentum der Fall war, bezeugt sich durch die Nennung einer ganzen Anzahl von Frauen in der Geschichte. Jael wird im Deboraliede ob ihrer Tat gepriesen, die freilich unseren Beifall nicht findet, weil sie Mord an dem Schutzflehenden war (Kap. 12), mehrere Königinnen und König-Mütter spielten eine bedeutsame Rolle, und noch Josia schickt, als er wegen des eben vor ihn gebrachten Deuteronomiums im Zweifel ist, zur Prophetin Hulda, der Frau seines Gewandmeisters. Zur Zeit der Gesetzgebung aber ist die Frau schon fast zur Sache geworden wie irgendein anderer Besitz. Der Mann kann die Frau, die ihm nicht mehr gefällt oder an der er etwas „Anstößiges“ findet, mit einem bloßen Scheidebrief entlassen, während in Hammurapis Gesetz die Rechte der Frau nach der Scheidung genau festgesetzt werden: Will sich der Mann von einer kinderlosen Frau scheiden, so nimmt sie ihre Mitgift mit und hat außerdem vom Manne den Betrag ihrer Brautgabe, zum mindesten eine Mine Silber zu erhalten. Scheidet sich aber ein Mann von einer Frau, die ihm Kinder geboren hat, so hat diese außer ihrer Mitgift noch ein Stück Feld, Baumgarten und sonstige Habe für die Aufziehung der Kinder zu erhalten und, wenn die Kinder herangewachsen sind, noch einen Teil des Vermögens des Mannes entsprechend einem Erben. So war

denn auch die babylonische Ehe wesentlich Einehe; denn das Gesetz verbot dem Manne ausdrücklich, eine zweite Frau neben der ersten zu heiraten, wenn diese ihm Kinder gegeben hatte. Nur wenn sie kinderlos blieb, gab sie entweder dem Manne ihre in die Ehe mitgebrachte Sklavin zur Stellvertreterin oder der Mann nahm sich eine zweite Frau, die aber — bei schweren Strafen — der ersten Frau sich immer unterordnen mußte. Im jüdischen Volke war das gewöhnliche, daß ein Mann zwei Frauen hatte und erst nach dem Exil setzte sich die Einehe mehr und mehr durch, ohne aber Gesetz zu werden. Noch im Mittelalter und in Europa konnten die Juden, wenn sie wollten, zwei Frauen haben. Daß dies etwa „unsittlich" sei, ist natürlich nicht zu sagen, aber unnordisch ist es. Denn bei allen nordischen Völkern, Indern, Persern, Griechen, Römern, Germanen ist die Einehe das natürliche und darum gewöhnliche; die Mehrehe kommt nur bei Fürsten fallweise vor, bei denen es vor allem die Beziehungen zu anderen Fürstenhäusern mit sich bringen, daß sie mehrere Frauen ehelichen müssen. Zur Haremisierung der Frauen kommt es bei ihnen niemals, wogegen sich ein Salomo zweifellos einen richtigen morgenländischen Harem hielt, wenn auch der prachtliebende Schilderer beträchtlich übertreibt.

Sehr ausführlich sind die jüdischen Gesetze über unerlaubten Geschlechtverkehr. Bei den nordischen Völkern fehlen solche Gesetze, weil das innere Gesetz schon stark genug ist. Übertretungen waren Ausnahme. Der Päderast z. B. wurde im Altnordischen mit dem Worte ragr belegt, und das war schlimmer als irgendeine gesetzliche Ahndung; so ist es heute noch im albanischen Volke, das in seiner Weltabgeschlossenheit viel Urtümliches bewahrt hat: bythtarë ist das böseste Schimpfwort. Im alten Morgenland dagegen war, wie erwähnt, die männliche Preisgebung sogar dem Tempeldienst zugeteilt (Kap. 11), und wiederholt wird sie von Männern verlangt, ja in dem von der griechischen Übersetzung (Septuaginta) noch erhaltenen Texte, der im Hebräischen getilgt wurde, werden auch die legendarischen Isaak und Ismael in einem päderastischen Akte vorgeführt: „Als nun Sara den Sohn der Ägypterin Hagar, den sie Abraham geboren hatte, ‚scherzen' sah [Septuaginta: mit Isaak, ihrem Sohne], sprach sie zu Abraham: ‚Jage diese Sklavin und ihren Sohn hinweg; denn der Sohn dieser Sklavin soll nicht erben mit meinem Sohn, mit Isaak'" (Gen. XXI 9, 10). „Scherzen" ist das verschleiernde Sachwort für päderastischen Umgang, wie Alfred Jeremias zu dieser Stelle darlegt.

Untersagt nun das Gesetz den mannmännlichen Geschlechtverkehr

aufs schärfste — es heißt da: „Wenn jemand bei einem Manne liegt, wie man bei einem Weibe liegt, so haben beide eine Greueltat verübt; mit dem Tode sollen sie bestraft werden, Blutschuld liegt auf ihnen" (Lev. XX 13) —, so ist das rassisch so zu erklären, daß die Gesetzgeber als die Höherrassigen, damals vielleicht sogar noch Hochrassigen jene Arten von Geschlechtbefriedigung, die bei ihnen nicht üblich waren, dem mischrassigen Volke verboten, um es gewissermaßen zu erziehen. Sie hatten damit gewiß auch Erfolg, aber doch nur, weil sie die Vorschriften mit der Androhung fürchterlicher Strafen durch das Gesetz und den „eifersüchtigen" Gott verbanden. Das ganze spätere Judentum steht, in seiner Rassenmischung naturgemäß überaus abergläubisch, unter dem Banne der Furcht. Trotzdem sprechen Bibel und Talmud an zahlreichen Stellen von der Geilheit, ja Schamlosigkeit der Juden, und kaum war durch die Emanzipation jener Bann gelöst, so erwies sich in der Tat, daß die Juden zu erheblichem Teile ihren Geschlechttrieb in anderer Art betätigten als rein nordische Menschen. Die mit der Forke ausgetriebene Natur kehrte zurück. Für die anthropologische Betrachtweise gibt es hierin natürlich keine Sittenrichterei; alle Erscheinungen dieser Art sind nur notwendiger Ausdruck der Rassenseele.

Das jüdische Gesetz steht für unser Empfinden in einzelnen Punkten hinter dem amoritischen des Hammurapi zurück, das uns menschlicher erscheint; in den meisten Vorschriften stimmt es damit überein. Für den starken Gehalt an nordischer Art sprechen vor allem mehrere Bestimmungen über die Behandlung der Tiere, und die Rücksichtnahme auf die Armen, so das schöne: „Du sollst dem Ochsen das Maul nicht verbinden, der da drischt" (Deut. XXV 4), das Gebot, ein Vogelnest mit Jungen ungekränkt zu lassen (Deut. XXII 6, 7), einen Ölbaum nicht zweimal abzuklopfen, einen Weinberg nicht nachzulesen, damit noch etwas für den Fremden (gêr), die Witwe und die Waise bleibe, und aus demselben Grunde eine auf dem Felde vergessene Schwade nicht nachträglich zu holen (Deut. XXIV 19ff.), dem Lohnarbeiter seinen Lohn nicht über Nacht vorzuenthalten (Lev. XIX 13), ein gepfändetes Gewand am Abend zurückzugeben, damit der Arme darin schlafen könne (Deut. XXIV 12ff.).

Solche und ähnliche Gebote entsprechen ganz der „Menschlichkeit", die von den sumerisch-babylonischen Weisen gepredigt wird, die den nordischen Völkern indogermanischer Zunge Selbstverständlichkeit sind. Das betrifft auch die gute Behandlung der Sklaven, wovon im jüdischen

Gesetz wie bei Hammurapi mehrere Sätze handeln. Eigentümlich ist dem jüdischen Gesetze nur die stete Beziehung auf Jahwe, und daraus haben ihm die Theologen aller Bekenntnisse einen besonderen Vorzug gemacht. Aber, wie schon angedeutet, schreibt sich daher eine Wirkung nur auf die Abergläubischen, auf jene, die durch stärkere Rassentrübung ihren inneren Einklang verloren haben und nun an allerlei jenseitige Einflüsse glauben.

In Wirklichkeit hat das Gesetz als eine rein gesellschaftliche Einrichtung mit dem Glauben an irgendeine Gottesmacht nichts zu tun. Der Gott selbst ist nur insofern Gegenstand des Gesetzes, als er vor Verunglimpfung geschützt werden muß wie irgendein von einer Gruppe heilig gehaltenes Sinnbild. So schützen denn alle Gesetze des Altertums die Götter und neben den einheimischen auch die der im Lande wohnenden Fremden. Jahwe, der — durch seine Priester — alle Gewalt für sich allein — d. h. für seine Priester — beanspruchte, ist geradezu der einzige unduldsame Gott. Es kam bei anderen Völkern wohl zu Zerstörung von Tempeln und Wegführung von Götterbildern, aber diese Bilder wurden wieder in Tempeln aufgestellt, verloren nicht ihre Gottschaft, hatten sich nur dem mächtigeren Gotte unterzuordnen. So erging es der Lade Jahwes bei den Philistern. Die Verunglimpfung fremder Götter ist Jahwes Sondereigenschaft.

Das jüdische Gesetz hat durch das Christentum hindurch, das die nordischen Völker übernahmen, in zwei Richtungen auf unsere Gesetzgebung eingewirkt: allgemein durch seine jahwistische Unduldsamkeit, im Einzelnen durch die Beziehung von Recht und Unrecht auf „Gott". Unsere ganze Ehegesetzgebung stand bis zum Bruch mit Rom unter diesem Gedanken und steht noch heute darunter in den Ländern, die keine Zivilehe kennen (Spanien, Deutschösterreich), unser Strafgesetz ist in gar manchen Punkten von dem theologischen Sündenbegriff bestimmt. Das wird nirgendwo so deutlich wie in den Gesetzen über „widernatürliche" Unzucht. Dem nordischen Menschen ist die Art, wie von jüdischer Seite — Magnus Hirschfeld — für die Aufhebung des § 175 eingetreten wird, gewiß fremd und geradezu unangenehm, dennoch wird auch er mit Oscar Wilde sagen müssen: es sei völlig gleichgültig, ob einer zur Laïs oder zum Antinous gehe. Er stand darum in der noch unvergessenen Angelegenheit des Grafen Philipp Eulenburg auf dessen Seite und nicht auf der des Juden Maximilian Harden-Isidor Witkowski, der aus politischen Gründen — um den

völkischen Einfluß des Grafen von Kaiser Wilhelm II. zu entfernen — den ungemein häßlichen Feldzug unternahm. Der Widerspruch zwischen den beiden Juden Hirschfeld und Witkowski tut dabei nichts zur Sache. Witkowski wäre sicherlich für die Aufhebung des berufenen Paragraphen eingetreten, wenn es sich um eine jüdische Persönlichkeit, die zu retten war, gehandelt hätte. Der nordische Mensch, der nicht etwa von dem jüdischen Gesetze beeinflußt ist, wird in den meisten Fällen die mannmännliche Betätigung für sich ablehnen, aber sich um die des anderen nicht kümmern und in dem Falle, daß er sie von einem erfährt, diesen darum nicht geringer achten, weil für ihn der andere Mann nur vom Nabel aufwärts in Betracht kommt. Das ist ungeschriebenes Gesetz der Edelinge untereinander. (Man vergleiche darüber Dante, „Hölle" XV, XVI, Aus fremden Gärten 13, 14.)

Das letzte größere Gesetz des biblischen Judentums ist das „Heiligkeitgesetz" (Lev. XVII—XXVI), woraus schon mehrere Sätze herangezogen wurden. Es steht ganz unter dem Geiste des Deuteronomiums, verschärft aber noch die Zentralstellung Jahwes. Hier vor allem wird immer wieder betont, Jahwe sei heilig und darum müsse auch sein Volk heilig sein, und von hier ging der besprochene Einfluß auf die Gesetze der christlichen Völker aus. In seinem Wesentlichen ist aber das „Heiligkeitgesetz" kultisches Gesetz. Da finden sich Vorschriften über Rein und Unrein, über das Verfahren beim Opfer, über allerlei Einzelnes im Verhalten der Priester. Die meisten dieser Vorschriften betreffen Äußerliches[1] und sind als Gesamtheit ein Zeugnis für die Veräußerlichung des Volkes selbst. Der nordische Mensch fühlt den inneren Widerspruch sofort: das ist für ihn nicht Religion. Eine hierfür sehr bezeichnende

[1] Von diesen Äußerlichkeiten ist eine, daß dem Juden verboten ist, Schweinefleisch zu essen (Lev. XI, wonach auch das Kamel, der Hase, das Kaninchen und eine ganze Anzahl Vögel als „unrein" gelten). Wohl mit Recht hat man dieses Verbot darauf zurückgeführt, daß der Eber ein Totem-Tier eines jüdischen Stammes oder des ganzen Volkes gewesen ist. Ein edomitischer Stamm nennt sich ja auch Kaleb, d. i. Hund. Das kommt bei nordischen und nichtnordischen Völkern vor. Zu Grunde liegt der Gedanke, daß ein Gott in besonderer Tiergestalt (als Adler, als Hirsch, als Eber) der Erzeuger des Stammhelden ist; vergröbert macht man sich zu Söhnen des Tieres selbst oder wird dazu gemacht. Der von den Juden so verabscheute Ausdruck Saujuden schreibt sich daher, daß den Juden auf den Spottbildern schon im frühesten Mittelalter eine Sau beigegeben wurde, ursprünglich vielleicht noch im Bewußtsein, daß das Tier, das man nicht esse, dem betreffenden Volke einmal besonders heilig gewesen sein müsse. Der Germane durfte als Christ nicht mehr das ehedem heilig gewesene Roß essen. — Vom Judentum hat der Islam das Verbot des Schweinefleischessens übernommen.

Geschichte überliefert uns Josephus Flavius (Ant. XI, 7): Zur Zeit der persischen Statthalterschaft des Bagoses in Jerusalem (um 400 v. Chr.) geschah es, daß der Hohepriester Johannes seinen Bruder Jesus, dem Bagoses die Hohepriesterwürde zugesagt hatte, in einem darüber ausgebrochenen Streit im Tempel erschlug. Der Perser lief auf die Kunde davon augenblicklich unter die Juden und rief: „Ihr habt also in eurem eigenen Tempel einen Mord zu vollbringen gewagt?" Als er nun in den Tempel eintreten wollte, suchte man ihn zurückzuhalten; er aber sagte: „Bin ich nicht reiner, als der Mörder im Tempel?" (Dieser Vorfall war Schuld, daß Bagoses „den Tempel entweihte", indem er ihn, der Nichtjude, gleichwohl betrat.)

Wichtiger für diese Arbeit ist die Stelle des Heiligkeitgesetzes über das Jubeljahr. Nachdem erst Bestimmungen über das Brachliegen der Felder in jedem siebenten Jahre gegeben worden sind, fährt das Gesetz fort (Lev. XXV 8—28):

Weiter sollst du sieben Ruhejahre zählen — siebenmal sieben Jahre —, so daß die Zeit der sieben Ruhejahre neunundvierzig Jahren gleichkommt. Dann aber sollst du im siebenten Monat, am zehnten des Monats die Lärmposaune erschallen lassen; am Sühntage sollt ihr überall in euerm Lande die Posaune erschallen lassen und sollt so das fünfzigste Jahr weihen und im Lande Freiheit ausrufen für alle seine Bewohner. Als ein Halljahr (jôbêl, daher das lateinische jubilare, das deutsche „jubeln") soll es euch gelten; da sollt ihr ein jeder wieder zu seinem Besitz und zu seinem Geschlecht kommen. Als ein Halljahr soll es euch gelten, das fünfzigste Jahr; in ihm dürft ihr nicht säen und den Nachwuchs nicht einernten, noch von den unbeschnittenen Weinstöcken (Trauben) lesen. Denn ein Halljahr ist es und soll euch als geheiligt gelten; vom Felde weg sollt ihr essen, was es trägt.

In solchem Halljahre sollt ihr ein jeder wieder zu seinem Besitz kommen. Wenn du deinem Nächsten etwas (ein Grundstück) verkaufst oder von deinem Nächsten kaufst, so sollt ihr nicht einer den andern übervorteilen. Mit Rücksicht auf die Anzahl der Jahre seit dem (letzten) Halljahr sollst du deinem Nächsten abkaufen, und mit Rücksicht auf die Anzahl der Erntejahre soll er dir verkaufen. Für eine größere Zahl von Jahren hast du einen entsprechend höheren Kaufpreis zu zahlen, wie für eine geringere Zahl von Jahren einen entsprechend geringeren; denn eine Anzahl von Ernten verkauft er dir. So übervorteilt nun keiner seinen Nächsten; sondern fürchte dich vor deinem Gott, denn ich bin Jahwe, euer Gott... Grund und Boden darf nicht endgültig verkauft werden, denn mein ist das Land; denn ihr seid (nur) Fremdlinge und Beisassen bei mir. Daher sollt ihr in dem Lande, das ihr zu eigen habt, überall eine Wiedereinlösung von Grund und Boden gestatten. Wenn dein Bruder verarmt und etwas von seinem Besitztum verkauft, so soll sein nächster Verwandter als Löser für ihn eintreten und das, was sein Verwandter verkauft hat, wieder einlösen. Und wenn jemand keinen Löser hat, aber so viel zu beschaffen vermag, als er zur Wiedereinlösung bedarf, so soll er die Jahre seit dem Verkauf in Anrechnung bringen; was darüber ist, soll er demjenigen, an den er

verkauft hat, zurückerstatten, damit er wieder zu seinem Besitztume komme. Beschafft er aber nicht so viel, als er zur Rückerstattung bedarf, so bleibt das von ihm Verkaufte im Besitze des Käufers bis zum Halljahr; im Halljahr aber soll es (unentgeltlich) heimfallen, so daß er wieder zu seinem Besitztum kommt.

Man hat keine Nachricht darüber, daß die Bestimmung über das Halljahr wirklich jemals ausgeführt worden ist. Die Einrichtung ist zweifellos nur ein Versuch zur Lösung einer sozialen Frage, der für jene Zeit und jenes Land bedeutsamsten, und als solcher muß er gewertet werden. Die Absicht ist die, die Volksgenossen vor Verarmung zu bewahren; das Mittel ist dem des Fideikommisses ähnlich, das auch nicht verkauft, nur belastet werden durfte. Den Kommunismus darf man aus dieser Stelle nicht herauslesen, wohl aber ist es klar gesagt, daß aller Einzelbesitz als größere Einheit, als Eigentum Jahwes, betrachtet wird; der Besitzer ist auf dem Grunde, der ihm nicht schon ursprünglich gehört hat, gewissermaßen nur Pächter bis zum Halljahr, und je nach der Frist bis dahin ist des Grundstückes Kauf- und Einlösewert. Von einer Aufteilung des Bodens ist nicht die Rede, und eben darum bleibt die Bestimmung des Halljahrs hinter den Forderungen des Kommunismus zurück. Diese sind vielmehr im Altertum nur in der strengen Adelsrepublik Sparta durchgeführt gewesen. Dort auch wurde mehrfach eine Neuaufteilung des Bodens vorgenommen. Allerdings war auch nur dort die Grundlage für den Kommunismus gegeben, die größtmögliche natürliche Gleichheit (Rassengleichheit) der Spartiaten unter sich, die bis in ihre letzte Zeit als Blondlinge (xanthoi) geschildert werden.

Der unbekannte Verfasser des Abschnittes über das Halljahr ist der erste einer langen Reihe jüdischer Männer, die ihr Denken und Leben der sozialen Frage widmeten, der Frage nach dem Ausgleich zwischen Arm und Reich. Es führt von ihm die Linie zu Lassalle und Marx, zu den idealistischen Kommunisten unserer Tage, die ja zum Hauptteil Juden sind. Wenn man jedem Volke eine hervorstechende Anlage zulegt — es geht das zumeist nicht ohne ungerechtfertigte Zurücksetzung anderer Begabungen ab —, so mag bei dem jüdischen Volke der soziale Sinn als kennzeichnend gelten. Von jenen jüdischen Männern auf ihr eigenes Volk angewendet, müßten diese sozialen Bestrebungen auch sehr segensreich wirken, weil sie ihrem Volke gewiß gemäß sind; unter Völker anderer Art gebracht, wirken sie ebenso folgerichtig verwirrend und rufen Erscheinungen hervor, die dem Erstrebten geradezu entgegengesetzt sind.

15. Die „Bibel"

Die „Bibel" oder das „Wort Gottes" oder die „Heilige Schrift": so betiteln wir das Alte und Neue Testament, die Schriften, die das ältere Judentum gesammelt und das junge Christentum hinzugefügt hat. Unsere Wertung spricht sich darin aus. Und geben wir auch zu, daß es zunächst Theologen waren, die diese Titel aufbrachten, und daß die Wertung demgemäß vom religiösen Gesichtpunkt erfolgte, so finden wir doch in allen unseren nordischen Kulturen so viel nichttheologische Lobredner der Bibel, daß wir die Wertung als allgemein betrachten können.

Hiergegen stellt sich allerdings das Urteil einer Reihe von Persönlichkeiten, die sich namentlich gegen die Verwendung des Alten Testamentes im Schulunterricht wenden. Schon Goethe hat — in einer von der Theologie noch sehr bestimmten Zeit — freimütig über die Zehn Gebote gesprochen (Kap. 14); spätere haben auf die zahllosen sittlich bedenklichen Stellen im Alten Testament hingewiesen und darum die Bibel als Gesamtbuch aus dem Schulunterricht entfernt sehen wollen. Es sind wirklich in mehreren Gebieten sogenannte „Schulbibeln" eingeführt worden. Der tridentinische Katholizismus hat die Bibel den Laien überhaupt verboten und so noch die Übersetzung von Leander van Eß (1840), der als gläubiger Katholik das Neue Testament nicht einmal aus dem griechischen Urtexte, sondern aus der für den Katholizismus maßgebenden lateinischen Fassung (Vulgata) übertragen hatte. Freilich verbietet der Katholizismus das Lesen der Bibel nicht aus sittlichen Bedenken, sondern aus innertheologischen: damit der Laie sich nicht eigene Gedanken mache.

Die Bedenken, die gegen das „Alte Testament" ausgesprochen werden können, faßt der halbjüdische Friedrich Delitzsch zusammen. Er schreibt in der schon mehrfach herangezogenen, viel angefeindeten Arbeit „Die große Täuschung":

„Die zufällig erhalten gebliebenen Überreste des althebräischen Schrifttums, die wir das ‚Alte Testament' zu nennen pflegen, enthalten, wie alle aus dem Altertum überkommenen Schriften, selbstverständlich viel Wertvolles in profan-, kultur-, literar- und obenan religionsgeschichtlicher Hinsicht. Sie sind, gleich den babylonischen, arabischen, persischen, indischen und anderen orientalischen Erzeugnissen in Poesie und Prosa, reich an sprachlichen Schönheiten, an sinnigen Weisheitsprüchen, tiefen philosophischen Betrachtungen und ernsten ethischen Grundsätzen. Aber alle diese alttestamentlichen Bücher von Genesis bis Daniel haben in religiöser

Beziehung für uns Jetztlebende, insbesondere für uns Christen, schlechterdings keine Bedeutung. Das Gleiche gilt auch für die prophetischen Bücher und die Psalmen... Wohl gibt es in beiden vereinzelte, zumeist jüngerer und jüngster Zeit angehörige Stellen, welche wahrhaft religiösen Geist atmen und, wie einige Psalmen und Psalmenstellen, auch christlichem Empfinden zum Ausdruck dienen können, sofern man Jaho — so lautet Delitzsch das JHWH — in wahrheitswidriger Weise über seine engen nationalen Schranken hinaushebt oder aber, wie dies Luther getan hat, Jahos Namen überhaupt ausmerzt und bedeutsame Stellen mehr umdichtet als übersetzt. Aber diese Aussprüche und Herzensergüsse sind doch viel zu spärlich, als daß sie auch nur entfernt hinreichen könnten, um ihretwillen die ganze althebräische Literatur als christliches Religionsbuch anzuerkennen. Im großen und ganzen bleibt es dabei, daß ‚das Judentum unter die heidnischen Religionen gehört' (Goethe), daß zum mindesten, wie kein Geringerer als Friedrich Schleiermacher in seiner Schrift über den christlichen Glauben hervorhebt, Judentum und Christentum durch eine hohe Scheidewand getrennt sind.

„Die Erforschung des althebräischen Schrifttums, das uns Gottes Wesen und Walten so wenig offenbart, als es vielmehr von Anfang bis zu Ende das Spiegelbild eines engherzigsten und unwürdigsten Gottesbegriffs ist, sollte deshalb auch nicht länger einen Zweig der christlichen Theologie bilden, sondern besser der orientalischen Philologie und allgemeinen Religionsgeschichte überlassen werden. Seine Behandlung als ‚offenbartes Gotteswort', als ‚heilige Schrift' sogar seitens der liberalen alttestamentlichen Theologie ist nur zu sehr geeignet, dem maßlosen Dünkel des Judentums von seiner ‚weltgeschichtlichen Mission' Vorschub zu leisten, und droht schon jetzt sich dadurch zu rächen, daß denkende Laien, die mit Recht an den allzu vielen unsittlichen Erzählungen, Unwahrheiten, Übertreibungen, Erdichtungen, Widersprüchen des Alten Testamentes als vermeintlich ‚heiliger Schrift' Anstoß nehmen, diese ihre Abneigung auch auf das neutestamentliche Schrifttum, ja schließlich auf die Religion überhaupt übertragen."

Friedrich Delitzsch spricht mit dem Eifer seines jüdischen Blutteils und verkennt darum, daß das nordische Gemüt selbsttätig alle jene Abschnitte aus der Bibel ausgeschaltet hat — aus dem Neuen Testament ganz ebenso wie aus dem Alten —, die ihm ungemäß sind, daß es andere mit seinem Empfinden, seinem Denken erfüllt und seiner Art entsprechend umgeschaffen hat. Friedrich Delitzsch berücksichtigt aber auch viel zu wenig

den Gehalt der Bibel an urtümlich nordischem Gute, das der nordische Geist auch in der etwas fremdartigen Fassung noch sehr wohl erkannte. Er überschätzt, Sohn eines christlichen Theologen, die Bedeutung der alttestamentlichen Vorlesungen für den angehenden Pfarrer. Hat sich in früheren Zeiten in diesen Vorlesungen über das Alte Testament hauptsächlich die rabies theologorum bekundet, so bekundet sich jetzt darin zumeist die tabes theologorum. Selbst ein so bedeutender Forscher wie Alfred Jeremias, der wie kaum einer die Beziehungen des alten jüdischen Schrifttums zum ägyptischen und babylonischen dargetan hat, wagt es nicht, in seine „Allgemeine Religionsgeschichte" (München 1918) auch die Religion Israel-Judas mit aufzunehmen, geschweige denn das Christentum. Die Darstellungen der „alttestamentlichen Theologie" sind Beispiele für die Halbheit der christlichen Theologie in dieser Hinsicht. Im „christlichen Glauben" und „christlichen Leben" jedoch hat alles dies keine Bedeutung. Es kommt immer auf das „Wort Gottes in uns" an. Wenn Botokuden das germanische Christentum annehmen, so wird ein botokudischer „Glaube" draus, und wenn Germanen was immer für theologische Lehrbücher haben, so ist ihr „Glaube" ein germanischer. Mit welchen Namen wir auch die Ideen von Gott und Erlöser benennen, es sind immer Odin und Balder; das bißchen fremdländisches Gewand tut es nicht.

Der Eiferer gegen die Bibel verkennt deren Wert und Bedeutung ganz ebenso wie der Theologe. Freilich spricht kaum je einer von ihnen seine Meinung in krasser Unbedingtheit aus. Friedrich Delitzsch läßt in den angeführten Worten den literarischen Wert des Alten Testamentes sehr wohl bestehn, und die Theologen sind doch in ihrer Mehrzahl weit davon entfernt, das Alte Testament als ganz unantastbares Gotteswort zu betrachten. Die „kritische Schule" ist mit ihrer Methode durchgedrungen, man sieht in den alttestamentlichen Schriften Menschenwerk, scheidet die Quellen, sucht verderbte Textstellen zu verbessern. Die Zeit liegt doch schon ziemlich weit hinter uns, da man sogar die erst aus tief nachchristlicher Zeit stammenden Selbstlauterbezeichnungen des hebräischen Textes als von Gott den heiligen Verfassern Moses, David usw. eingegeben erklärte. Und auch schon in die breitere Allgemeinheit ist manches von den Ergebnissen der rein literarwissenschaftlichen Erforschung des Alten Testamentes gedrungen. Kaum jemand noch, der sich mit Literatur beschäftigt, wird die „fünf Bücher Mosis" Mose und die „Psalmen Davids" dem König David zuschreiben. Mehrfach sind hebräische Dichtungen aus der Bibel als solche übertragen und veröffentlicht worden, so von mir das

„Buch Hiob“ (Berlin 1909), und in meiner Sammlung „Aus fremden Gärten“ „Biblische Novellen“ (Esther, Ruth, Jona), „Das Hohe Lied“, „Althebräische Gedichte“ und das erste Buch der Psalmen (Nr. 4, 9, 32, 69/70). Auch die Ausgabe der „Schriften des Alten Testaments in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt“, die Hugo Greßmann, Hermann Gunkel und andere evangelische Theologen ausarbeiteten (Göttingen 1911 ff.), rückt die literarwissenschaftlichen Belange in den Vordergrund.

Freilich spukt die Meinung noch in vielen Köpfen — auch in solchen von Theologen noch —, daß manches im Alten Testament auf Moses selbst zurückgehn möchte und somit in die Zeit um 1300 v. Chr. gehöre, da Moses gelebt haben soll. Moses ist aber nur einer der vielen verzeitlichten und verörtlichten Erlöser wie der christliche Heiland auch und zahlreiche Heilande dazwischen. Das älteste Stück des Alten Testamentes ist das „Deboralied“, worüber ich schon sprach. Es mag dem Ereignis, das es behandelt, noch recht nahe stehn und somit in die Zeit um 1100 v. Chr. gehören. Auch das Trauerlied Davids auf Saul und Jonathan ist ein sehr altes Stück, ob es nun auf David selbst zurückgeht oder einer Dichtung über den König entstammt. Es ist eines der tiefsten, reinsten, nordischsten Kunstwerke der Bibel. Ich führe es in meiner Übertragung an, die auf eigener Gestaltung des zum Teil arg verderbten überlieferten Wortlauts beruht („Althebräische Gedichte“):

Juda, vernimm es, Israel, höre!
Auf deinen Höhen, ach, fielen die Helden!
Nicht sagt es in Gath, in Askalon nicht.
Sonst freun sich die Töchter der Philistäer,
Sonst jubeln die Töchter der Unbeschnittnen.

Ihr Berge Gilboas, nicht falle Tau,
Nicht Regen auf euch, ihr hohen Felder!
Denn dort ward entehrt des Helden Schild,
Der Schild König Sauls, mit Öl nicht gesalbt,
Mit Blut von Erschlagnen, mit Fett von Helden.

Jonathans Bogen wich nie zurück,
Ohne Beute nie kehrte zurück Sauls Schwert.
Saul und Jonathan, Liebe-verbunden,
Im Leben sich teuer, nicht trennt sie der Tod,
Die schneller denn Adler, stärker denn Löwen.

Auf deinen Höhen, ach, fielen die Helden,
Zugrunde dort ging das Kriegsgewaff.

Israels Töchter, weinet um Saul,
Der euch bekleidet mit Purpurmänteln,
Der das Gewand euch mit Goldschmuck behängt!

Ach, es fielen die Helden im Schlachtgewühl,
Saul und Jonathan, dort auf den Höhen!
Weh ist um dich mir, Jonathan, Bruder!
Über die Maßen war ich dir hold,
Deine Liebe mir mehr denn Liebe der Frauen.

Der Tempelweihespruch Salomos (Kap. 12) folgt etwa fünfzig Jahre später (um 950 v. Chr.), dann der Jakobssegen (Kap. 8) und die Sammlung des „Buchs der Kriege Jahwes" und des „Buchs des Redlichen (oder Israels)", woraus etliche kleine Stücke angeführt werden — so auch die Totenklage Davids —, die aber sonst verloren sind. Auch die Geschichte von König Saul und König David und Teile des Richterbuchs gehören noch in dasselbe Jahrhundert, ins nächste die jahwistische Quelle des Sechsbuchs — man rechnet die Fünf Bücher Mosis und das Buch Josua als Einheit —, schon ins 8. Jahrhundert (um 750 v. Chr.) deren elohistische Quelle. Wie nämlich der französische Arzt Astruc, der übrigens seinem Namen nach maranischer Herkunft gewesen zu sein scheint, schon im 18. Jahrhundert bemerkt hat, gebrauchen gewisse Abschnitte des Sechsbuchs als Gottesbezeichnung Jahwe, andere als solche Elohim, und danach spricht man von einem Jahwisten und einem Elohisten. Das Gut, das beide überliefern, ist aber zum Teil uralt. Man vergleiche hierüber den Abschnitt „Das nordische Mythengut der Bibel".

Um 750 v. Chr. tritt in Amos auch schon der erste benamte Schriftprophet auf, und damit beginnt eine Zeit, die von der Tätigkeit der Propheten (vgl. Kap. 13) beherrscht ist. Hosea wirkt bis etwa 735, Jesaja ist sein jüngerer Zeitgenosse, Micha desgleichen, Zephanja, Nahum, Jeremia, Habakuk wirken zwischen 630 v. Chr. und dem Exil (586), schon im Exil wirkte Ezechiel, der sein Buch im Jahre 572 vollendet. Deuterojesaja verkündet in Cyrus (Koresch) den Gesalbten (Messias), den Erlöser (um 540), schon wieder in Palästina wirkten Haggai und Zacharja (um 520). Mit Maleachi, Obadja, Tritojesaja und Joel (bis gegen 400) klingt der Prophetismus aus.

Wie dargelegt, sind die Propheten zugleich Politiker und Dichter; sie sind etwas wie eine Vorwegnahme der Leitartikler einflußreicher Zeitungen und der Parteiagenten. Wesentlich politischer Art und unter Beiwirkung der Propheten zustande gekommen ist auch das 632 v. Chr. im Tempel „aufgefundene" Gesetzbuch, das Josia einführen mußte und das im

Deuteronomium erhalten ist, wenn auch nicht in der ursprünglichen Gestalt. Der Exilzeit gehören die Klagelieder auf den Fall Jerusalems und die Zusammenarbeitung der verschiedenen Quellenschriften zu den uns vorliegenden erzählenden Büchern des Alten Testamentes an. Zu Jahwist und Elohist kam aber noch die sogenannte Priesterschrift, die sich durch ihre fast hieratisch zu nennende Schreibweise und durch ihre Vorliebe für Geschlechtlisten kennzeichnet. Auch sie enthält noch sehr altes Gut — die Nachrichten über Abrahams Herkunft und über Amraphel-Hammurapi (Kap. 7) stammten daraus —, aber verfaßt wurde sie zwischen 550 und 460 und noch später in die erzählenden Bücher eingeschaltet.

Die Prophetenzeit ging in die Priesterzeit über. Das „Heiligkeitsgesetz (Kap. 14) entsteht, Esra und Nehemia wirken (um 450) im Sinne des Priestertums, die zwei Bücher der Chronik (um 250 v. Chr. abgeschlossen) beurteilen die Königsgeschichte von dem Standpunkte des strengen Jahwegläubigen danach, ob der und jener König etwas zugunsten Jahwes getan habe, wofür er gelobt wird, oder Götzendienst getrieben oder geduldet habe, wofür er verketzert wird.

Nebenher aber geht noch eine dritte Blüte der hebräischen Dichtung: Die erste war die der älteren Königzeit, wovon uns freilich nur Bruchstücke erhalten sind, die zweite die der Propheten. Jetzt entstehn unterm Einfluß der sumerisch-babylonischen Psalmistik die fünf Bücher des biblischen Psalters, worin einzelne Stücke vielleicht bis in die Makkabäerzeit hinabreichen, einzelne vielleicht ziemlich alt sind, unter dem Einfluß der ägyptischen Novellistik die hübsche Geschichte von Ruth, die Legende von Jona; aus dem Persischen übernommen wird die halb mythische, halb legendarische Erzählung von Esther und Mardochai (Ischtar und Marduk). Ebenfalls ägyptischen Einfluß verraten die Liebelieder, die das „Hohe Lied" aneinanderreiht, das düster weltschmerzliche Buch Hiob, worin die Elihu-Reden als besondere Dichtung eingekapselt sind (vgl. meine Übertragung des Buchs Hiob, die den regelrechten Bau der eigentlichen Hiob-Dichtung darweist), und der nicht weniger weltschmerzliche „Prediger". Die Sammlung der „Sprüche" hat namentlich in Babylon ihre Vorbilder, aber man findet solche Sammlungen auch bei den alten Indern, bei den Griechen und in der Edda.

Eine neue Gattung bietet die jüngste Schrift des Alten Testamentes, das „Buch Daniel". Es ist eine Offenbarung (Apokalypse), die im Jahr 164 v. Chr. auf Antiochus Epiphanes geschrieben, aber einem Propheten namens Daniel zur Zeit Nebukadnezars in den Mund gelegt wurde.

Anders als die anderen Schriften, die in hebräischer Sprache verfaßt sind, bedient sich das Buch Daniel des Aramäischen. Hier zeigt sich schon der Einfluß des Parsismus sehr deutlich — dessen erste Einwirkungen bietet der Prophet Sacharja —, und so bildet das Buch Daniel eine gewisse Brücke zum Christentum, das die parsische Engellehre und den parsischen Dualismus in ganz reiner Ausprägung überliefert (vgl. Kap. 18).

Diesem reichhaltigen Schrifttum gegenüber ist es ungerechtfertigt, von „zufällig erhalten gebliebenen Überresten" zu sprechen, wie Friedrich Delitzsch in der angeführten Stelle tut. Wir haben hier vielmehr eine mit Bewußtheit getroffene Auswahl des Besten vor uns, die allerdings vom Standpunkt des Jahwegläubigen getroffen ward, aber doch gar manches aufnahm, was sich nur durch Umdeutung in den Kreis einfügte, weil eben daran nicht vorübergegangen werden konnte. Es ist so, als veranstaltete ein gläubiger Theologe eine Blütenlese aus unserem deutschen Schrifttum und sähe sich durch Nietzsches allgemein bekannten Namen gezwungen, auch von diesem Gottseibeiuns einige Stücke aufzunehmen: er wird es tun, aber allerdings die zahmsten wählen, oder einen gläubigen Rahmen darum tun, der sich als solcher leicht genug kenntlich macht. Wir sind gerade beim hebräischen Schrifttum in der glücklichen Lage, sicher sein zu können, daß wir das Beste davon besitzen. „Zufällig erhalten gebliebene Überreste" sind nur die Bruchstücke des ägyptischen und des sumerisch-babylonischen Schrifttums, aber auch da schon bringen uns die Funde immer mehr Stoff, dessen Überlieferung durch Abschriften ingleichen nicht bloßer Zufall ist.

Wohl aber führt es zu Fehlurteilen, wenn man das hebräische Schrifttum in Sonderstellung betrachtet, sei es, daß man es als „Wort Gottes" und „Heilige Schrift" von den „profanen" Literaturen völlig abrückt, sei es, daß man die gleichzeitigen und ihm vorangehenden Literaturen und seine Beziehungen zu diesen außer Acht läßt. Die Urtümlichkeit des hebräischen Schrifttums ist nicht sehr groß. Die Gedanken, die es ausspricht, die Formen, deren es sich bedient, finden sich alle bei den Ägyptern und in Sumer-Babylon, und der Einfluß dorther ist auch nur naturgemäß, da eben Israel-Juda fast die ganze Zeit seiner staatlichen Selbständigkeit Vasall des ägyptischen oder des mesopotamischen Reiches war, mit beiden in ununterbrochenen Beziehungen stand.

Trotzdem sind Dichtungen wie die Psalmen, der Prediger, das Buch Hiob, die Klagelieder, die Orakel und Reden der Propheten nicht etwa Nachahmungen — eine solche ist nur das Buch Esther —, sondern selb-

ständige Schöpfungen, wie es, um ein Beispiel zu geben, Goethes „Iphigenie“ trotz ihren bekannten Vorbildern, ihrem griechischen Geiste nach ist. Die vorbildlichen Werke sind uns bei den hebräischen Dichtungen bisher noch nicht in gewünschter Vollständigkeit bekannt geworden. Von der ägyptischen Hiob-Dichtung, von den ägyptischen Propheten hat man nur erst Bruchstücke gefunden. Dagegen besitzt man schon zahlreiche sumerisch-babylonische Psalmen, auch eine Anzahl ägyptischer, und kann darum auch abwägende Werturteile bilden. Aber uns Deutsche beeinflußt darin, daß wir in Luthers Nachdichtung der Psalmen ein Werk von höchstem Eigenwert besitzen, während die ägyptischen und sumerisch-babylonischen Psalmen uns nur in nüchternen wissenschaftlichen Übertragungen vorliegen. Und nun lese man etwa Homers Odyssee in der glänzenden Nachdichtung von Voß und dann in der Freundschen Übersetzung zur Vorbereitung für die Schule.

In der Tat sind die ägyptischen und sumerisch-babylonischen Psalmen in vielen Fällen weit bedeutsamer als die hebräischen. Der 104. Psalm ist nur ein schwacher Nachklang des Aton-Hymnus Amenophis' IV., die sumerisch-babylonischen Bußpsalmen haben eine religiöse Tiefe, wie sie nur wenige hebräische erreichen, und so ergreifende Klagen wie die um Thamuz fehlen dem hebräischen Psalter überhaupt, da ja der Thamuzdienst aus der Öffentlichkeit ausgerottet wurde. Da ist Thamuz, dieses rührende Gleichbild der Hinfälligkeit alles Schönen,

> eine Tamariske, die in der Furche kein Wasser trank,
> deren Zweige in der Wüste keine Blüte hervorbrachten,
> ein Bäumchen, das man nicht in seine Wasserrinnen gepflanzt hat,
> ein Bäumchen, dessen Wurzeln ausgerissen sind.

Der Ausspruch von Alfred Jeremias: „Die überragende religiöse Höhenlage der israelitischen Psalmen gegenüber den babylonischen bedarf nicht des Beweises; das Psalmbuch Israels allein konnte ein Buch der Menschheit werden,“ kommt von einem Theologen her, der mehr unterlegt als auslegt. Wie der 104. Psalm an den Aton-Hymnus, so schließen sich andere stellenweise wortwörtlich an sumerisch-babylonische Psalmen an (vgl. Heinrich Zimmern, „Babylonische Hymnen und Gebete“, Leipzig 1905). Gerade die Psalmendichtung ist sonach ziemlich unselbständig, und sie ist auch in ihrem Großteil recht flach: fromme Zweckreimerei, wie es auch in unseren Kirchengesangbüchern weitaus die Mehrzahl der Stücke ist. Wahrhafte **Dichter** waren die Verfasser nur weniger Psalmen; Luthers wunderbare Sprache verschleiert das, eine wissenschaftliche Übertragung wie die von Kautzsch zeigt es auf den ersten Blick.

Auch in der Novellistik steht das hebräische Schrifttum hinter ihrem Vorbild, dem ägyptischen, zurück. Es fehlt ihr vor allem der Humor, der überlegene feine Geist, die den Brief des Schreibers Hori über seine Reise nach Syrien und Phönizien, den Bericht Wen Amons über seine Reise um die Libanonzedern, die Geschichte von Sinuhe auszeichnen, und die man noch in den auszüglichen Nacherzählungen Herodots findet. (Ich weise auf die „Ägyptischen Märchen und Mären" in den „Fremden Gärten" — Heft 50 — hin.) Dieses Urteil beruht nicht allein auf den beiden Novellen „Ruth" und „Jona", die dazu vielleicht nicht ausreichend waren, sondern auch auf den nur in griechischer Fassung erhaltenen der „Apokryphen": Susanna, Tobit, Judith, die den letzten vorchristlichen Jahrhunderten angehören.

Diese enge Beziehung des hebräischen Schrifttums zu dem ausländischen seiner Zeit mag manchen unwahrscheinlich bedünken. Daß Palästina in stetem Verkehr mit den Großreichen im Osten und im Südwesten stand, werden freilich meine Darlegungen genugsam gezeigt haben. Nun hat uns der Papyrusfund von Elephantine, der Schriften aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert zutage förderte, eine aramäische Handschrift des im Buche Tobit erwähnten Buches vom weisen Achjakar (Achikar) gebracht: so haben die Juden dieser Militärkolonie im tiefsten Süden Ägyptens — sie bestand seit etwa 600 v. Chr. — eine Dichtung babylonischen Ursprungs in einer wohl aus Syrien stammenden Bearbeitung als Unterhaltungbuch besessen, und dieselbe Geschichte war um dieselbe Zeit auch schon in jonischem Griechisch bekannt, ist uns in armenischer und altslawischer Fassung überliefert und ist in den Anhang der Geschichten von Tausend und eine Nacht aufgenommen worden.

Die späteren hebräischen Literaturwerke sind sonach wenig ursprünglich, und sie erreichen auch nur in Einzelfällen eine bemerkenswerte Höhe. Sehr bedeutend dagegen ist die Darstellkraft und Darstellkunst in der Wiedergabe der Mythen, Legenden und Königsagen im Sechsbuch und in den älteren geschichtlichen Büchern. Diese Abschnitte haben denn auch am stärksten auf die nordischen Völker eingewirkt und immer wieder deren Kunst befruchtet. Die Bedeutung der Bibel für uns beruht auf ihnen, und daneben stehn die Propheten, das Buch Hiob und der Prediger. Nicht mehr ganz diese Höhe erreichen die Psalmen, das Hohe Lied und die Idylle von Ruth.

Das ist keine geringe Ausbeute an Vortrefflichem, wenn sich auch freilich das hebräische Schrifttum mit dem noch reiner nordischen der

ungefähr gleichzeitigen Griechen nicht messen kann. Denn der Reihe von Namen: Homer, Hesiod, Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Menander, Sappho, Alkaios, Pindar, Bakchilides, Theokrit, Herodot, Thukydides, Demosthenes, Aischines, Platon, Aristoteles haben die Juden auch der alten Zeit nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen. Und ebensowenig reicht das hebräische Schrifttum an das uns freilich weniger bekannte ältere und gleichzeitige indische heran, das mit den Weden, den beiden großen Epen Mahâbhârata und Râmâjana, der Bhagawad-Gîtâ, diesem wunderbaren Liede von dem Heiland Krischna, den Upanischaden ebenfalls unbedingte Gipfelpunkte erreicht.

Die Hauptbedeutung der Bibel liegt überhaupt nicht darin, was sie an Vollendetem aus dem jüdischen Volke heraus gestaltete — das ist nicht viel —, sondern darin, daß sie uns in großem Umfange das Mythengut, den Wissenschatz, die Dichtformen des alten sumerisch-babylonisch-ägyptischen Kulturkreises vermittelte und während der Jahrhunderte, da uns die Urbilder unbekannt waren, lebendig erhielt. Diese ihre „Weltmission“ ist damit gewiß noch nicht zu Ende, daß uns immer mehr auch das ägyptische und das mesopotamische Schrifttum erschlossen werden. Die tiefe Wirkung, die die Bibel auf unsere Kultur ausgeübt hat, pflanzt sich in den Schöpfungen fort, die wir ihr verdanken, und zumal für uns Deutsche ist die Übersetzung der Bibel durch Luther selbst von unauslöschlicher Bedeutung für das ganze Schrifttum.

Wo eine Wiedergabe von solcher Inkraft fehlte, bei den „Romanen“, bei den Slawen, war die Wirkung auf die betreffende Kultur in der Tat weit geringer, und man könnte hier auf den ähnlichen Fall hinweisen, daß die Vierzeiler (Rubajjât) des Omar Chajjam in der englischen Welt durch die Nachdichtung Edward Fitzgeralds eine „zweite Bibel“ geworden sind, während sie bei den übrigen Völkern, die keine solche Nachdichtung besitzen, nur wenigen besonderen Dichtungfreunden bekannt sind. Ebenso haben die Makamen Hariris nur auf unser deutsches Schrifttum einen gewissen Einfluß ausgeübt, weil sie uns Rückert in so genialer Weise übertrug. Die englische Bibelübersetzung, die holländische und die skandinavischen gehn von der Lutherschen aus.

Aber auch nur einem Luther war es möglich, seiner Übertragung diese tiefe Leuchtkraft, diesen Unterklang der vox humana zu geben, weil er in den schönsten Abschnitten auf verwandten Geist traf, und nur aus dieser Ursache fand die Bibel bei den germanischen Völkern, den in unseren

Zeiten noch am reinsten nordischen, solch tiefes Verstehn. In Wirklichkeit gilt sie uns weit mehr als den Juden selbst, die sie geradezu erst durch uns wieder kennen und verstehn gelernt haben. Denn im Judentum wurde die „Thora" zwar gebührend verehrt, aber doch beherrschte nicht sie das Leben und Denken, sondern der Talmud. Erst Moses Mendelssohn, der sich mit der ganzen Glut seiner leidenschaftlichen Seele der geistigen Befreiung seines Volkes widmete, übertrug die Bibel für die Juden in die deutsche Sprache und war dabei ein naturgemäßer Schüler Martin Luthers. Noch heute aber kann man feststellen, daß auch den gebildeten Juden die Bibel weit weniger bekannt ist als den gebildeten Germanen, seien es nun Deutsche, Holländer, Engländer, Skandinavier.

Es wiederholt sich hier der Fall wie mit Homer. Ilias und Odyssee sind den Griechen von heute, diesen tief brünetten Levantinern, ganz und gar verloren gewesen. Seine erste Urständ erlebte Homer bei den blonden germanischen Italienern der frühen Wiedergeburtzeit. Ein Petrarca, der nicht Griechisch verstand, war glücklich, eine Handschrift des Homer wenigstens in den Armen halten zu können, ein Dante nannte Homer den „obersten Poeten". Seine zweite Urständ erlebte Homer bei den Deutschen des 18. Jahrhunderts, in Bürger, Stollberg, Voß, und seither lebt er wieder. Wir brachten Homer den Griechen von heute, die ihn jetzt auch bewundern und — ungerechtfertigterweise — an seinem Ruhme teilnehmen, weil sie sich Griechen nennen, die sie doch nicht sind.

Die Juden haben ihren nordischen Blutteil nicht in solchem Maße verloren wie die Griechen, und die Bibel ist auch nicht so ausschließlich Ausdruck der blonden Rasse wie die Homerischen Gesänge: so stehn sie der Bibel mit besserer Aufnahmefähigkeit gegenüber und bezeugen dies darin, daß es auch ihnen gelegentlich gelingt, biblische Vorwürfe in eigenen Schöpfungen von bemerkenswerter Kraft nachzugestalten. Dennoch ist keinem von ihnen bisher so Hohes gelungen wie unseren Dichtern, Malern, Bildhauern, Tonsetzern. Zu sehr bindet ihren nordischen Blutteil der überwiegende dunklere, der sich bei ihrer engen völkischen Umgrenzung nicht in bestimmten Schichten gehalten, sondern allen mitgeteilt hat. So versagt ihr Verstehn gerade bei dem Letzten, gerade dort, wo sich nordischer Geist in der Bibel am reinsten ausspricht. Sie haben das Verständnis dafür aus zweiter Hand.

16. Die Entstehung des „Judentums"

Wer meinen Darlegungen mit gebotener Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird den deutlichen Eindruck des allmählichen Verdrängens der nordischen Art, des schrittweisen Vordringens nichtnordischer Art gewonnen haben. Da die Nachrichten spärlich sind, kann man die rassischen Veränderungen natürlich nicht im einzelnen verfolgen. Aber wir sehn die hebräische Sprache außerordentlich reich an Wörtern nordischer Herkunft, den Götterglauben der Juden in engster Beziehung zum allgemeinen nordischen Mythus, wir sehen den nah verwandten Stamm der Edomiter als Gesamtheit nach dessen „roten" Namenshelden Esau-Edom bezeichnet, die großen Könige als nordische Gestalten geschildert, finden das Haar mit dem hellen Purpur (Argaman), die Augen mit blauen Teichen und in Milch gebadeten Tauben verglichen, die Hautfarbe „weiß und rot" genannt. Den Markpunkt für das stärkere Einströmen dunkleren Blutes gibt das vierte Klagelied (nach 586 v. Chr.), worin die jüdischen „Fürsten" bis dahin als weißer denn Schnee und Milch geschildert werden. Im Hohen Lied, das schon der persischen und makedonischen Zeit angehört (nach 300 v. Chr.), kommen dann neben dem blonden Schönheitideal, das vorherrscht, auch schon dunklere Typen vor. (Vgl. Kap. 3.)

Im staatlichen und geistigen Leben bekundet sich das stetige Fortschreiten der Mischung mit nichtnordischem Blute in dem Herabsinken von staatlicher Selbständigkeit unter eigenen Königen zur Priesterherrschaft in einem zur Provinz gewordenen Lande. Das staatgründende Genie ist bereits verloren gegangen, nur das dichterische und wissenschaftliche hält noch an. Danach versiegt sodann das dichterische, und nur noch das wissenschaftliche Genie bleibt, auch dieses jetzt kaum noch Genie, da ihm das Schöpferische fehlt: das biblische Schrifttum klingt aus, das talmudische beginnt.

Diese Entwicklung läuft bisher ganz gleich mit der des griechischen Volkes, das nur wenig später als das jüdische in die Geschichte eintritt, erst selbständig ist, unter glänzenden Feldherren und Staatsmännern den Ansturm der Perser abwehrt, eine herrliche Blüte der Kunst und Wissenschaft erlebt, dann seine Selbständigkeit verliert, noch einige Zeit in Kunst und Wissenschaft Großes leistet, weiterhin in der Wissenschaft allein und endlich auch darin nur noch sammelt, nicht mehr schafft. Und wie bei den Griechen am Ende die letzten kräftigen Begabungen aus den Kolonien kommen — man denke an Theokrit, Eratosthenes, Archimedes —,

eine Erscheinung, die sich bei den Römern wiederholt, so macht sich schon im biblischen Schrifttum zuletzt die Kolonie geltend: dort wirken Deuterojesaja und Tritojesaja, dort bildet sich die Reform heraus, die in Nehemia und Esra ihre Träger hat, dort entsteht späterhin ein Talmud, der „babylonische".

Daß aber nicht auch das jüdische Volk in Bedeutunglosigkeit, in Genielosigkeit versank wie das griechische, beruht eben auf den Maßnahmen Nehemias und Esras, und das Judentum muß es gefühlt haben, welchen Dank es diesen Männern schuldet, denn es überliefert, Esra habe die ganze Thora (das Fünfbuch) noch einmal neu geschaffen, indem er sie fünf Schreibern vorsagte, wie sie der Geist Jahwes ihm eingab. Die Rettung für das Judentum war sein strenger Abschluß von den umwohnenden Völkern. Das erkannten jene beiden Männer. Und was sonst in der Weltgeschichte nicht gelang, gelang hier. Während die strengsten Gesetze die indischen Brahmana und Kschatrija, die Herrengeschlechter der Ägypter, Griechen, Römer nicht davor bewahrten, ihr lichtes Blut und damit ihre Rassekraft zu verlieren, ist den Juden das ihre erhalten geblieben. Möglich wurde das nur durch die enge Verquickung des Rassegedankens mit der Religion.

Die äußeren Umstände waren günstig. Dazu kamen die inneren Gründe. Das Volk hatte die Großzügigkeit der Zeiten Sauls und Davids bereits verloren. Jahwe war der einzige richtige Gott geworden; man überschätzte ihn und sich. Rein nordische Geister sind immer „ebenso bescheiden wie unbescheiden", wie Walt Whitman das ausdrückt, sie kennen ihre Kraft sehr wohl, aber auch die Grenzen ihrer Kraft. Sie sind selbst voll Größe und haben darum offenen Sinn für die Größe anderer. Sie neigen dazu, die Begabungen anderer auf anderem Gebiet zu überwerten, sie sehn in einem kleinen Funken die Möglichkeit eines großen Feuers, sie meinen, die Negerkinder, die sie in Missionhäusern erziehen lassen, würden sich zu Menschen ihres Gleichen, zu künftigen Dantes und Lionardos „entwickeln". Das ist ihr unentwegter Idealismus, ihr tumbes Sonnentum. Der rassisch stärker getrübte, der in seinem lichten Blutteil eine gewisse Begabung besitzt, überhebt sich ihrer, er sieht nur sich, bedünkt sich den einzigen. In dieser Engsinnigkeit und der damit verbundenen Selbstüberschätzung liegt es begründet, daß das jüdische Volk zu dieser Zeit (um 430 v. Chr.) die Forderungen Nehemias und Esras annehmen konnte und zur Ausführung bringen ließ. In der Zeit Sauls und Davids und selbst noch in der späteren Königzeit, als man schon Vasall war, wäre dies

unmöglich gewesen. Da galten neben Jahwe auch noch die Götter anderer Völker im Lande und wurden nach Gebühr geehrt. Immer wieder schlossen die Fürsten Ehen mit ausländischen Fürstinnen. Erst den Geschichtschreibern der Priesterzeit war dies ein Greuel. Es gab gegen andere rassisch ebenbürtige Völker wohl gelegentliche Feindschaft oder Erbfeindschaft, aber nicht Geringachtung.

Auch jetzt wurde das Rassegesetz gewiß nicht so ohne weiteres angenommen, wie dies von der Überlieferung (Nehemia IX) dargestellt wird. Die damalige politische Lage war vielmehr die: die Juden hatten in Babylon, wohin sie in verschiedenen Schüben ins Exil geführt worden waren, Reichtum und Einfluß zu gewinnen gewußt und Einfluß namentlich durch ihren engen Zusammenhalt. Dort war der Kult das eigentliche Band geworden, und als solches hatten sie ihn schärfer umgrenzt und ganz und gar auf den Gott Jahwe gestellt. Als dann aber Cyrus als aufstrebender Stern erschien, neigten sich ihm vor allem die Juden mit ihren Hoffnungen zu. Sie selbst waren noch immer wurzellos in Babylon, Cyrus konnte auf sie zählen, die bei einem Umsturz nur gewinnen konnten. Daß er mit ihnen Besprechungen gehabt hat, ist wohl anzunehmen, sonst konnte Tritojesaja nicht so überschwänglich von ihm weissagen:

> So spricht Jahwe zu seinem Gesalbten (Messias), zu Cyrus — dessen Rechte ich ergriffen habe, um Völker vor ihm niederzutreten und die Hüften von Königen zu entgürten, daß sie die Türen vor ihm auftun, und die Tore nicht verschlossen bleiben.
>
> Ich werde vor dir hergehn und das Höckerichte ebnen; eherne Türen will ich zertrümmern und eiserne Riegel zerhauen, und will dir die im Dunkel lagernden Schätze geben und tief versteckte Reichtümer dir auftun, damit du erkennest, daß ich, Jahwe es bin, der dich bei deinem Namen ruft, der Gott Israels! Um meines Knechtes Jakobs und um Israels, meines Erwählten, willen, rief ich dich bei deinem Namen, belegte dich mit (Schmeichel-) Namen, ohne daß du mich noch kanntest. Ich bin Jahwe, und keiner sonst, und außer mir gibt es keinen Gott!...
>
> Bei mir selbst habe ich geschworen — Wahrhaftiges ist aus meinem Munde hervorgegangen, ein Wort, das nicht rückgängig werden soll —: Mir soll sich beugen jedes Knie, mir schwören jede Zunge! Nur bei Jahwe — soll man sprechen — gibt es Heilserweisungen und Kraft; zu ihm werden kommen und schämen werden sich müssen alle, die wider ihn entbrannt sind; in Jahwe werden gerechtfertigt und seiner werden sich rühmen alle Nachkommen Israels.
>
> Gestürzt ist Bel, es krümmt sich Nebo; ihre Bildsäulen sind den Tieren und dem Lastvieh zugefallen: die (vordem) von euch Umhergetragenen sind aufgeladen, eine Last für müdes (Lastvieh). Sie krümmten sich, stürzten insgesamt: nicht vermochten sie die Last zu retten, ja sie selbst sind in die Gefangenschaft gewandert.
>
> (Jes. XLV, XLVI.)

Wie immer aber, das Versprechen, Jahwe zum Alleingott zu machen,

hat Cyrus sicherlich nicht gegeben, und als er dann Babel wirklich eroberte (538 v. Chr.), erkannte er, der Bekenner Ahura Mazdas, in der rassehaften Großzügigkeit des nordischen Menschen die bestehenden Götter an und ließ sich von den Priestern für einen Liebling und Diener Marduks erklären, ganz so wie Alexander später für einen Sohn des ägyptischen Jupiter Amon. „Dieses Verfahren sticht vorteilhaft ab von den fanatischen Maßregeln semitischer Eroberer gegen die Götter und Tempel besiegter Völker," bemerkt der Theolog Hermann Guthe, wobei er freilich außer Acht läßt, daß auch die „semitischen" Eroberer nicht immer so fanatisch waren und eigentlich nur das spätere Judentum einen so grundsätzlichen Haß gegen fremde Völker lehrt und verüben läßt. Denn gar manche der überlieferten „Gerichte" über diese mag, wie die Hinschlachtung von 75000 Persern nach dem Triumph Esthers und Mardochais, fromme Erdichtung sein.

Dies aber gewährte Cyrus den Juden: daß ihrer eine Anzahl nach Palästina zurückkehren und den Tempel, der aber doch nicht ganz zerstört war, wieder aufbauen dürften. Die dies unternahmen, waren die Zionisten von damals, Männer voll reiner Liebe zu ihrem Volk, die allen Mühsalen zu Trotz ans Werk gingen und es durch ihre Tatkraft durchsetzten. Die geschichtliche Darstellung über die einzelnen Vorgänge ist auch hier wieder einseitig und stark im Sinne der endlichen Sieger gefärbt, aber eine ganze Reihe von Bruchstücken aus den Denkwürdigkeiten der zwei besonders hervortretenden Männer, Esras und Nehemias, sind darein eingeflochten worden und lassen die Grundzüge noch deutlich erkennen.

Zunächst handelte es sich um den Wiederaufbau des Tempels. Schon 538 ging Sesbazar (richtig Sinbalussur), Sohn des Königs Jojachin, als Statthalter des Cyrus, wahrscheinlich begleitet von Serubabel, seinem Neffen, und dem Priester Josua ben Jozadak aus dem Geschlechte Zadoks, nach Jerusalem und nahm den Bau in Angriff. Aber erst 519, schon unter Darius, war so viel Geld beisammen, daß der eigentliche Grundstein gelegt werden und der Tempel in wenigen Jahren ausgebaut werden konnte. Der Statthalter von Syrien hatte es erst verwehren wollen, aber Darius hatte die Urkunde des Cyrus, worauf sich die Juden beriefen, suchen lassen, sie richtig befunden und gab nun Anweisung, den Bau zu fördern. Damals wurde die Würde des Hohenpriesters geschaffen. Josua ben Jozadak wußte als Nachkomme Zadoks diese Würde für sich zu erlangen, wohl auf Grund des Spruchs Ezechiels: „Aber die levitischen Priester — die Zadoksöhne—, die des Dienstes an meinem

Heiligtume warteten, als die Israeliten von mir abirrten, die sollen mir nahen, mich selbst zu bedienen, und sollen vor mich hintreten, um mir Fett und Blut darzubringen, ist der Spruch des Herrn Jahwe" (XLIV, 15).

Von dieser Zeit an haben die Priester die Herrschaft im Lande. Während das Verzeichnis der aus dem Exil Zurückgekehrten (Esra II) die Laiengeschlechter voranstellt, unterzeichnen das Gesetz nach dem Statthalter Nehemia (Nehem. X) zuerst die Priester. Das bekundet die Wandlung. Vor dem Exil waren die Priester nicht viel mehr als Beisassen, hatten keinen Grundbesitz, bekamen nur ihren Teil von den Opfergaben und Tempelsteuern. Die früheren Herren, die grundbesitzenden Freien, sind durch sie verdrängt. Eine Zeit bricht an, da sich die geistige Bewegung in der Religion ausspricht.

Drei für das Judentum der Folgezeit bedeutsame religiöse Richtungen lassen sich bis in diese Zeit hinauf verfolgen: die der Sadduzäer, der Pharisäer und der Essener. Die „Zadoksöhne" (Sadduzäer) bildeten als hohepriesterliches Geschlecht gewissermaßen einen Adel; schon Ezechiel vermeldet von ihnen auch besondere Rassegesetze: sie dürften keine Witwe oder Verstoßene zum Weibe nehmen, sondern nur „Jungfrauen vom Samen des Hauses Israel". Andere Geschlechter von ähnlichem Range schlossen sich an sie an, und die zusammen bildeten den „Hohen Rat", das Synedrion (in hebräischer Aussprache des griechischen Wortes: Sanhedrin). Neben den Priestern bildeten die Gesetzkundigen, die „Schriftgelehrten", einen besonderen Stand, der bald in Gegensatz zu den Sadduzäern trat, sich von jenen schied: daher ihr Name Pharisäer, d. i. Abgesonderte, Separatisten. Während die Sadduzäer sich nicht viel um die Religion kümmerten, deren Kult sie zwar als Priester übten, trachteten die Pharisäer die Vorschriften der Religion, worüber sie als Gesetzkundige zu wachen hatten, im Volke zu verwirklichen; aber ihre buchstäbliche Auffassung brachte nur jene Werkgerechtigkeit hervor, die in den neutestamentlichen Schriften so heftig abgelehnt und bekämpft wird. Zur offenen Feindschaft zwischen Sadduzäern und Pharisäern kam es erst unter Johannes Hyrcanus (um 130 v. Chr.). Die Essener oder Essäer (von chassên der Fromme) sind die dritte Richtung. Wir wissen von ihnen wenig, da sie nie die Herrschaft hatten, aber das sehen wir deutlich, daß in ihnen sich uralter Volksglaube fortpflanzte, und sie sind es, allein oder mit nebenlaufenden anderen Richtungen, die zum Christentum führen, es in sich ausbilden, nicht freilich ohne Beiwirkung neu hinzutretender Einflüsse, wie in dem Abschnitt über das Christentum (Kap. 18) dargelegt ist.

Die Männer, die den neuen Tempel und die neue Gemeinde begründeten, hatten mit viel Widersachern zu ringen. Fürs erste war die Zahl der Rückkehrenden sehr gering, nicht, wie die spätere Angabe lautet, über 40000 Seelen. Friedrich Delitzsch geht so weit, die „freiwillige Vaterlandslosigkeit" der Juden schon hier bekundet zu sehen. Er gibt folgende Darstellung dieser „dem Judentum zur größten Unehre gereichenden geschichtlichen Tatsache":

„Nach einer denkbar unrühmlichsten Geschichte von nicht ganz sechs Jahrhunderten waren von dem Volke, das allein unter allen Völkern der Erde von ‚Gott' geliebt und zu ‚Gottes' Spezialvolk erkoren worden war, fünf Sechstel in der assyrischen Verbannung zugrunde gegangen. Ihnen folgten mehr als 200000 Judäer, die Sanherib im Jahre 701 nach Assyrien wegschleppte, bis schließlich im Jahre 586 Nebukadnezar den Tempel auf Zion zerstörte und den Rest Gesamtjudäas nach Babylonien in die Gefangenschaft abführte. Und als dann Jaho sich seines Volkes erbarmen wollte, als er unter allen Königen der Erde nach einem gerechten König Umschau hielt und den Perserkönig Cyrus zu seinem, Jahos, Messias oder Gesalbten erkor, damit dieser Jahos Verheißung zur Wirklichkeit mache und Jahos auserwähltes Volk in das ‚gelobte' Land zurückbringe, und Cyrus in der Tat im Jahre 538 den Juden die Rückkehr nach Palästina und den Wiederaufbau des Jerusalemischen Tempels gestattete — da geschah das von keinem Propheten vorausgesehene, von keinem für möglich gehaltene, daß die überwältigende Mehrzahl des jüdischen Volkes auf Zion und Jerusalem, auf Vaterland und Verehrung Jahos freiwillig verzichtete und es vorzog, in dem von seinen Propheten systematisch vor aller Welt bis auf den heutigen Tag ‚stinkend gemachten' Babylon zu verbleiben, einzig und allein angelockt durch die in dem unermeßlich reichen babylonischen Lande sich darbietenden unbegrenzten Möglichkeiten raschen und leichten Gelderwerbs (üblicher Zinsfuß 20 Prozent). Diese freiwillige Nichtheimkehr des weitaus größten Teils des jüdischen Volkes, diese freiwillige Aufgabe des Landes seiner Väter, diese vor den Augen der ganzen Welt vollzogene Verleugnung Jahos und seiner Propheten bildet einen nicht abzuwaschenden Schandfleck auf der Geschichte des jüdischen Volkes..."

Hier begeht Friedrich Delitzsch den Fehler, an das sicherlich schon längst nicht mehr hochrassige jüdische Volk von 538 v. Chr. ethische Forderungen zu stellen, die allein von kleineren Gruppen rein nordischer Völker als Ausdruck ihrer Rassenart erfüllt wurden und die als strahlende Beispiele vor

uns stehn, von uns aber auch nicht mehr erfüllt werden: der Untergang der Spartaner bei Thermopylae, der Auszug der heidnischen Norweger nach Island, der glaubenstreuen Hugenotten aus Frankreich, der böhmischen Brüder aus ihrer Heimat. Das jüdische Volk von 538 v. Chr. war gewiß schon im wesentlichen das von heute: ein Volk mit noch recht merkbarem nordischem Blutteil, sonst aber den notgedrungenen Eigenschaften der starken Durchsetzung mit dunklerem Blute. Auch das deutsche Volk von heute bliebe in seiner Mehrzahl in Babylon mit seinem Zinsfuß von 20 Prozenten.

Auch sonst noch stellt Friedrich Delitzsch die Umstände zu sehr nach der priesterlich gefärbten biblischen Überlieferung dar. Das Exil betraf durchaus nicht das ganze Volk, weder in Israel, noch in Juda, es betraf auch nicht immer die ganzen Familien. Im Lande blieb zweifellos eine sehr ansehnliche Zahl zurück. Nie auch war das jüdische Volk zu „fünf Sechsteln" vernichtet worden. Bei allen solchen Angaben spricht die Wehleidigkeit des Mischrassigen mit, der seine Leiden übertreibt, ganz im Gegensatz zum Hochrassigen, der sie verbeißt: die spartanischen Knaben wurden öffentlich gepeitscht und durften keinen Schmerzlaut von sich geben, alle tiefer brünetten Völker — ich erinnere nur an die Zigeuner — sind bekannt wegen ihres Getues bei dem kleinsten Schmerz. Die Juden in Babylon bildeten wohl eine Kolonie von ziemlich hoher Kopfzahl, denn man hatte sich unter den guten Umständen gewiß reichlich vermehrt, aber sie bildeten nicht das jüdische „Volk". Nur das: die Vornehmsten eben hatte die Verbannung betroffen, und darum befand sich in Babylon allerdings die A u s l e s e der T ü c h t i g s t e n, und das waren e b e n s o M ä n n e r d e s H a n d e l s, d e s G e l d w e s e n s, d e r P o l i t i k w i e g r o ß e I d e a l i s t e n.

Nicht aber nur in Babylon befand sich eine solche Auslese, sondern auch schon in Ägypten, wohin zu verschiedenen Malen angesehene Männer ebenfalls ins Exil geführt worden oder von selbst geflüchtet waren und wo sie alsbald in dem dortigen Kulturleben sich bemerkbar machen sollten. Schon vor Kambyses gab es, wie wir durch den Papyrusfund von Elephantine wissen, selbst so weit im Süden Ägyptens eine jüdische Gemeinde und einen Tempel.

Dies muß man berücksichtigen, wenn man die tiefere Grundlage des Rassegesetzes Esras und Nehemias verstehn will. Ganz ohne Wurzel in der Überlieferung war dieses übrigens nicht. Die Zadoksöhne sollten, wie erwähnt, schon nach Ezechiels Worten (um 580) nur Frauen jüdischen Blutes ehelichen. Da galt es vor allem die kultische „Reinheit". Das-

selbe forderten Esra und Nehemia für das ganze Volk. Sie kamen aus der Kolonie, wo sie nur unter sich geheiratet hatten, eine Auslese dar-stellten und sich dessen bewußt waren, sicherlich auch deren Grund sehr wohl erkannt hatten. In Palästina nun fanden sie ein Volk vor, das sich mit der nichtjüdischen Bevölkerung vielfach vermischt hatte, sie sahen diese Bevölkerung in gar mancher Hinsicht verwahrlost, „herabgekommen"; als Ursache bot sich für Menschen, die zu beobachten verstanden, die Rasse-mischung dar. Die Rettung des Volkes sahen sie darin, daß sie die Ehen mit Nichtjüdinnen untersagten.

Ich denke daran, wie ich selbst, Sprosse des eng umgrenzten ungar-ländischen protestantischen Deutschtums, das rassisch noch ziemlich hoch steht, zum erstenmal mein Mutterland Deutschland besuchte und hier mich sehr oft in großem Kreise den einzigen Germanen fand. Ich schrieb da-mals ein Buch — „Ich und meine fünf Jungen", unter dem Namen Ferdinand Büttner (Weimar, Alex. Duncker Verlag) —, worin ich nicht ohne bitteren Spott meine Beobachtungen wiedergab, und legte hier einen Plan dar, wie sich eine Phalanx von nordisch-lichten Menschen heranbilden lasse. Mein Buch ist, meine ich, aus ganz denselben Gefühlen entstanden, wie sie einen Nehemia bewegen mußten, als er in sein Mutter-land zurückkehrte und dort Verhältnisse vorfand, die seinen Erwartungen so gar nicht entsprachen.

Esra und Nehemia haben ihren Forderungen die religiöse Form gegeben, als welche dem Geist ihrer Zeit gemäß war. Nehemia er-zählt (XIII):

Auch besuchte ich zu jener Zeit die Juden, welche Weiber aus Asdod (Philisterinnen), Ammoniterinnen und Moabiterinnen heimgeführt hatten. Deren Kinder redeten zur Hälfte asdoditisch oder entsprechend der Sprache des betreffenden Volks und verstanden nicht, jüdisch zu reden. Und ich machte ihnen Vorwürfe und fluchte ihnen, ja, ich schlug und raufte einige von den Männern und beschwor sie bei Gott: Ihr sollt eure Töchter nicht ihren Söhnen geben und von ihren Töchtern keine für eure Söhne und für euch selbst nehmen. Hat nicht ihretwegen Salomo, der König von Israel, gesündigt? Unter allen den vielen Völkern gab es keinen König wie er, und also ward er von seinem Gotte geliebt, daß ihn Gott zum König über ganz Israel machte! Aber auch ihn verführten die ausländischen Frauen zur Sünde. Und nun müssen wir von euch hören, daß ihr all dieses große Unrecht begeht, euch an unserem Gotte zu versündigen, indem ihr aus-ländische Weiber heimführt.

Und einer von den Söhnen Jojadas, des Sohnes des Hohenpriesters Eljasib, war ein Schwiegersohn des Horoniters Sanballat; ihn vertrieb ich, um mich seiner zu ent-ledigen. Gedenke ihnen, mein Gott, die Befleckungen des Priestertums und der heiligen Verpflichtung, die dem Priestertum und den Leviten auferlegt ist.

Nehemia war als Statthalter des persischen Königs nach Jerusalem gesendet worden, damit er die Mauer der Stadt wieder aufbaue. Er war zum erstenmal 445 v. Chr. in Palästina, zum zweitenmal kam er 433. Er war hoher persischer Beamter, „Mundschenk" des Königs, wie es heißt, und führte den persischen Titel Thirschata, der unserem „Exzellenz" entspricht. Sein zweiter Aufenthalt galt der Abstellung von Mißbräuchen, der Einführung strengerer Sabbathheiligung und jenes Rassegesetzes.

Esra kam um 430 nach Jerusalem, vielleicht von Nehemia berufen; er war Schriftgelehrter und Zadokssprosse. Er kam mit zwei Aufträgen des persischen Königs (Artaxerxes' I.): das Gesetz, das in seiner Hand war, in seinem Volke einzuführen, und die Geschenke des Königs und der Juden Babylons an den Tempel abzuliefern. Zugleich mit ihm zogen etwa 6000 Juden, darunter etwa 1800 erwachsene Männer, in die Heimat. Das Gesetz, das Esra brachte, betraf eigentlich nur religiöse Dinge, denn alles Staatliche lag in der Hand der Perser, auch das Rassegesetz ist religiös eingekleidet. Esra berichtet selbst über die Vorgänge (Esra IX):

Als das andere nun ausgeführt war, traten zu mir die Obersten und sprachen: Das Volk Israel und die Priester und die Leviten haben sich nicht von den Bewohnern des Landes abgesondert, wie es wegen ihrer Greuel (Verehrung anderer Götter als Jahwes) am Platze wäre, nämlich den Kanaanitern, Hettitern, Pheresitern (ein vorjüdischer Stamm in Palästina, vielleicht die Bauernschaft), Jebusitern (vorjüdische Bewohner von Jebus-Jerusalem), Ammonitern, Moabitern, Ägyptern und Amoritern, denn sie haben welche von deren Töchtern für sich und ihre Söhne (zu Weibern) genommen, und so hat sich der heilige Same mit dem der (nichtjüdischen) Bewohner des Landes vermischt, und die Obersten und Vorsteher haben zu solcher Versündigung zuerst die Hand geboten.

Sobald ich diese Anklage vernahm (die Verhältnisse waren Esra natürlich längst bekannt, es handelt sich hier nur um offizielle Berichte), zerriß ich meinen Rock und mein Obergewand, raufte mir Haare aus meinem Haupt und Bart und setzte mich dann stumm und starr hin, um der Versündigung der Weggeführten willen. Da versammelten sich zu mir alle, die vor dem Gebote des Gottes Israels Ehrfurcht hatten; ich aber blieb stumm und starr sitzen bis zum Abendopfer. Und zur Zeit des Abendopfers stand ich auf von meiner Selbstdemütigung, indem ich zugleich (nochmals) meinen Rock und mein Oberkleid zerriß; sodann sank ich auf meine Kniee nieder, breitete meine Hände aus zu Jahwe, meinem Gott, und betete...

Der Eindruck der Verzweiflung Esras und seines Gebetes, das die Versündigung durch jene Ehen dem Volke vorhielt, war so groß, daß man sein Gesetz annahm und beschwor. „Nur Jonathan, der Sohn Asahels, und Jehasja, der Sohn Thikwas, traten hiergegen auf; und Mesullam und der Levit Sabthai unterstützten sie" (Esra X 15). In der Folge werden dann zahlreiche Priester und nichtpriesterliche Juden namentlich

aufgeführt, die ihre fremden Weiber samt den Kindern, die sie geboren hatten, entlassen mußten. Die Reihe ist sicherlich unvollständig, denn nur die vornehmsten Geschlechter werden hier in Betracht gekommen sein.

Ich habe oben die inneren Gründe dargelegt, warum dieses harte Gesetz Esras und Nehemias ohne bedeutenderen Widerstand angenommen werden konnte. Dessen Bedeutung war außerordentlich. Was sonst keinem Rasseschutzgesetz des Altertums noch einem neueren gelang, gelang hier: ein Volk von immerhin bedeutender Zahl — man mag drei, vier Millionen annehmen, die Juden in Babylon und Ägypten mitgerechnet — schloß sich für alle Zeit als Besonderheit zusammen, verhütete dadurch, daß minderrassige Bestandteile in größerem Maße eindrangen. Das Judentum als rassische Einheit war begründet. Nur in der nächsten Folgezeit kam noch einmal ein etwas größerer Zufluß von Fremden hinzu: die Edomiter (Idumäer) im Süden wurden von Johannes Hyrkan zur Annahme der Beschneidung gezwungen (um 120 v. Chr.), die Galiläer im Norden von Aristobul I. (103 v. Chr.). Aber mit den Edomitern kam nur ein eng verwandter Stamm hinzu und neben dunkleren Bestandteilen aus den angrenzenden Wüstengebieten auch die Reste der Horiter (Harri), die eben hier sich noch in größerer Zahl erhalten hatten (Kap. 3).

Die Gefahr für die Rasse lag in den vernegerten Stämmen des Südens. Das jüdische Volk hatte schon nicht wenig von Negerblut aufgenommen und bekundet dies bis heute in den Merkmalen des so häufig krausen Haares, der so häufig schwärzlichen Haut, der eigentümlichen Nasenform und Ohrenstellung (Kap. 2); es war nahe an die Grenze gelangt. Noch mehr Negerblut hätte seine Kulturkraft gewiß erheblich herabgedrückt, hätte das lichte Blut wohl im Laufe der Geschlechter überwuchert, obzwar das religiöse Gesetz die Ausmerzung der Lichten zunächst hintanhielt (Kap. 3). Zu einem Volk von welcher Rassenart das jüdische zweifellos in kurzer Zeit geworden wäre, ersieht man am deutlichsten aus einem Vergleich seiner unserer Vorstellung geläufigen Typen mit denen der Bildnisse von vornehmen Ägyptern und Ägypterinnen der späteren Ptolemäer- und ersten Römerzeit, die uns unter dem Wüstensande erhalten geblieben sind: die hier dargestellten waren zum Teil Prinzen und Prinzessinnen, somit Nachkommen der blonden Makedonen, zum Teil hohe Beamte levantinischer Herkunft. Ich habe sehr viele dieser Bilder auf die Rasse hin angesehen. Es überwiegt ein Mischtypus mit großen Augen — die gebräuchliche Schminke läßt sie noch größer er-

scheinen, und der Maler tut nach dem Schönheitbild jener Zeit ein Übriges hinzu —, mit ausgesprochen gelber Haut, die nicht mehr durch weiße und rosige Schminke verdeckt wird, mit dunkelbraunem oder schwarzem, gekraustem Haar und feinen „semitischen Zügen", also langer, gebogener Nase, kleinem vollem Mund, länglichem, zumeist etwas spitzkinnigem Gesicht. Ausnahmen sind ein brauner Beduine und ein grauäugiger Grieche mit etwas dunkler, aber gleichwohl europäischer, blutrosiger Haut und ganz nordischen Zügen. Zu dieser Zeit war die schöpferische Kultur in Ägypten erloschen. Die Juden hiergegen haben wohl einen gewissen Hundertsatz solcher Typen unter sich, aber die weit nordischeren überwiegen, und rein nordische Typen, die ich unter jenen Ägyptern überhaupt nicht mehr fand, sind durchaus nicht selten.

Allerdings darf daneben nicht außer Acht gelassen werden, daß, so sehr die Vorteile des Rassegesetzes überwogen, Nachteile doch auch nicht fehlten. Der Unterschied zwischen beschnittenen Sklaven gleichviel von welcher Herkunft und dem jüdischen Herrn schwand alsbald völlig, und so wurde gerade auf das Gesetz hin das Sklavenblut unbedenklicher als sonst aufgenommen. Und dieses Blut verbreitete sich bei der notgedrungenen Inzucht allmählich durch das ganze Volk. Die Wirkung hiervon ist nicht zu verkennen: wie stark auch die Rassekraft der Gesamtheit ist, so kommt es doch im Einzelnen kaum jemals zu der unbedingten Höhe des nichtjüdischen Schöpfergeistes; der dunkle Blutteil ist jedem Einzelnen zu innig beigemischt.

Die Rassekraft der von Esra und Nehemia geschaffenen neuen Gemeinde erprobte sich in den Wirren der Folgezeit. Es kann hier nicht die Geschichte Palästinas im einzelnen erzählt werden. Einige Hinweise müssen genügen. Nach den Persern wurden die Makedonen Herren im Lande (seit 332 v. Chr.). Schon Alexander den Großen sollen die Juden durch ihre kluge Unterwerfung rasch für sich gewonnen haben. Aber unter den syrischen Seleukiden erschienen sie durch ihre innere Geschlossenheit und mit ihren Sonderzielen so sehr als Staat im Staate, daß Antiochus IV. Epiphanes sie als solchen zu vernichten suchte, indem er ihren Gottesdienst aufhob und die Beschneidung verbot. Die jüdische Geschichtschreibung hat ihn darum zu einem Greuel gemacht. Er war aber ein großzügiger, bedeutender Herrscher, sein Abziel war, sein ganzes Reich zu einem Staat mit einheitlicher Kultur zu machen. Und schon war es so weit, daß man in Jerusalem Theater und Palästren hatte und die jüdischen Jünglinge da nackt rangen und wettliefen und

andere gymnastische Spiele übten und, um die Beschneidung zu verbergen, die ihnen nun peinlich war, vor schmerzhaften Operationen nicht zurückscheuten. Antiochus war den Juden erst sehr wohlgesinnt gewesen. Aber die orthodoxe Partei, die hier Gefahr für den Bestand des Volkes sah, gewann die Oberhand und scheint mit Ägypten und vielleicht auch schon mit Rom Verhandlungen gepflogen zu haben — gab es doch in Ägypten schon seit alter Zeit und in Rom seit der jüngsten reiche und einflußreiche jüdische Kolonen —; Antiochus zog (168 v. Chr.) die Juden zur Verantwortung, erstürmte Jerusalem, ließ die Mauern der Stadt niederreißen und erließ jene Gesetze. Da erhob sich wider ihn der Aufstand der Makkabäer, und nicht nur, daß dem Volke seine Gebräuche erhalten blieben, es kam sogar noch einmal zur staatlichen Selbständigkeit: Simon Makkabi schlug im Jahre 142 v. Chr. Münzen mit seinem Namen. Bis zum Eingreifen der Römer in die jüdischen Verhältnisse (63 v. Chr.) war Juda ein unabhängiges Reich.

Zwei Darstellungen dieser „Makkabäerzeit" stehn einander gegenüber: die jüdische in den Makkabäerbüchern der Apokryphen und in den Schriften des Josephus Flavius und die kritische der Geschichtforscher unserer Tage. Die Juden sehen in ihren letzten Fürsten eitel Größe und Heldenhaftigkeit. Sie haben uns ihre Vorstellung von jenen Kämpfen eingeprägt; in ihrem Sinne dichtete ein Otto Ludwig seine „Makkabäer". Die Geschichtforschung unserer Zeit — Hugo Winckler-Otto Weber in Helmolts „Weltgeschichte" dafür kennzeichnend — betont zunächst die Bedeutunglosigkeit Palästinas für die damaligen Weltgeschicke und rückt dann die inneren Streitigkeiten zwischen Pharisäern und Sadduzäern in den Vordergrund; die „Heldengestalten" des makkabäischen Hauses gelten ihr als Werkzeuge in den Händen der Parteien, die Unabhängigkeit Judas als ermöglicht nur durch die Ohnmacht des verfallenden Syriens und des ebenso verfallenden Ägyptens. Man kann sich dieser Auffassung anschließen, ohne doch die wahre Bedeutung der Makkabäerzeit zu verkennen.

Tatsache ist, daß damals das in seiner Rasse geschlossene Judentum staatliche Freiheit erlangte, sie den „verfallenden" Großstaaten im Norden und Süden gegenüber durch achtzig Jahre bewahrte und sie erst an eine neue Weltmacht, die der noch lichtrassigen Römer, verlor. Es war dies eine genügend klare Erprobung des Rassengesetzes.

Unter den Römern genoß der Kult wieder völlige Freiheit. Die Klugheit der Juden, ihr Geschick und ihr Geld taten das ihrige dazu.

Die palästinensischen Fürsten waren jetzt Vasallen der Römer und auch Nichtjuden von Herkunft, wie ihnen nicht vergessen ward. Der Idumäer Antipatros erst war zum Judentum übergetreten; Antipatros, schon unter dem letzten Makkabäer eine bedeutende politische Persönlichkeit, ward von Caesar (52 v. Chr.) als Prokurator eingesetzt, sein Sohn Herodes, den die Geschichte den Großen nennt, wurde von den Römern (40 v. Chr.) zum König der Juden erklärt. Mit Unterbrechungen herrschten die Nachkommen Herodes' bis 44 n. Chr. in Judäa, aber in völliger Abhängigkeit.

Die Zeit der Herodianer ist die der Entstehung des Christentums, das auf seine Weise den starken Gehalt an nordischem Blute im damaligen jüdischen Volke bekundet (vgl. Kap. 18). Aber noch einmal auch, das letzte Mal in der Geschichte bis auf unsere Zeit, kam es zu einer starken Bewegung auf die staatliche Selbständigkeit hin. Wirren im Innern und daraus folgende Kämpfe hatten die Römer zum Eingreifen veranlaßt. Die Aufständischen, unter sich selbst nicht einig, wurden zuletzt in Jerusalem belagert, verteidigten sich dort heldenmütig, mußten aber Stück um Stück die Stadt aufgeben. Ein Brand, der ausbrach, äscherte auch den Tempel ein (70 n. Chr.). Der Tempel wurde nicht wieder aufgebaut, die Tempelsteuer mußte an den Jupiter Capitolinus, d. h. an den Kaiser, entrichtet werden. Es sollte damit sicherlich auch das übrige Judentum getroffen werden, das schon überaus mächtig war. Allerdings erwiesen sich die Römer zunächst noch als die Stärkeren.

Es kam zu verschiedenen Aufständen, zuletzt zu jenem berühmtesten unter Bar Kosiba, den selbst ein Rabbi Akiba als Messias anerkannte und der nach der Weissagung: „Es geht auf ein Stern aus Jakob, und ein Szepter erhebt sich aus Israel“ (Num. XXIV 17) Bar Kochba (aramäisch: „Sternensohn“) genannt wurde. Wirklich behauptete sich dieser Mann mit seinen Scharen in fünfzig Städten und fast tausend Dörfern zwei Jahre lang gegen die Römer und ließ als Zeugnis der Selbständigkeit des Staates Münzen mit seinem Namen schlagen. Im Jahre 135 n. Chr. erlag er den gegen ihn gesendeten Heeren; er selbst wurde ermordet. Die Juden sollen damals in den Kämpfen 580000 Mann verloren haben. Hadrian legte an der Stelle des in Trümmern liegenden Jerusalem die römische Militärkolonie Aelia Capitolina an.

Schon nach der Eroberung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 n. Chr. mußten viele Juden das Land verlassen, ja, es wird gewöhnlich so dargestellt, als wäre sie die Ursache der Zerstreuung (hebräisch gola,

golûth, golus). Dem ist nicht so. Längst lebten Juden allenthalben im römischen Reiche, wie sie auch schon in den hellenistischen Reichen überall kleinere Gemeinden gegründet hatten. Die Eroberung Jerusalems und später der Zusammenbruch der Herrschaft Bar Kochbas waren nur weitere Anlässe für die geistig Regsten, das Land zu verlassen, wo sie sich nicht mehr nach ihrer Art und Begabung betätigen konnten. Aber während jedes andere Volk, das ähnliche Geschicke durchzumachen hatte, alsbald in den Völkern der neuen Heimaten aufging, erhielten sich die Juden als Sonderheit: als Rasse kraft ihrer Rasse.

17. Jesus Christus

Erst seit jüngster Zeit nehmen die Juden die Gestalt Jesu Christi für sich in Anspruch. Ihre Religion verwarf den Heiland der Evangelien mit all der Heftigkeit, die den Priestern der meisten Bekenntnisse eigen zu sein pflegt. Der bei den Juden berüchtigte Johann Andreas Eisenmenger stellte in seinem „Entdeckten Judentum" (1711) die auf Christus sich beziehenden Stellen aus dem Talmud und den späteren rabbinischen Schriften zusammen (Kap. 2 des 1. Teils). Christus heißt danach Esau (vgl. 3), Bastard, Sohn des Unzuchttieres, der Hure, des Kotes (charja „Kot" statt Marja Maria), Gehenkter, Auf dem Mist begrabener, Verfluchter, Narr. Der fromme Jude darf seinen Namen nicht aussprechen und auch das Neue Testament nicht lesen. Aber das Verbotene reizte nur um so mehr, die Neologen (Reformjuden) nahmen es überhaupt nicht mehr so genau mit den Verboten, und die Vorkämpfer für ihr Volk, dessen Ruhm und dessen Weltmacht fanden es nur sehr günstig, den Christen vorzurücken, ihr „Christus", nach dem sie sich nennten, sei doch selbst ein beschnittener Jude gewesen; sie verdankten also ihr heiligstes Gut, ihre Religion, einem Juden, das Christentum sei nur eine Form des Judentums.

Hiergegen bemühten sich die Vorkämpfer des Christentums oder wenigstens die des Antisemitismus die Person Jesu Christi als arisch zu erweisen. Houston Stewart Chamberlain schreibt (Grundlagen S. 211 ff.):

„War Christus Jude? Der Religion und der Erziehung nach war er es unzweifelhaft; der Rasse nach — im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes ‚Jude' — höchst wahrscheinlich nicht. Der Name Galiläa (von Gelil haggoyim) bedeutet ‚Heidengau'. Es scheint, als ob dieser

Landesteil, so sehr entfernt vom geistigen Mittelpunkt, sich nie ganz rein erhalten hätte, selbst in den alten Zeiten nicht... Dazu kam noch ein fernerer Umstand. Während das übrige Palästina durch seine geographische Lage von der Welt gleichsam abgesondert ist, führte schon, als die Israeliten das Land besetzten, eine Straße vom See Genezareth nach Damaskus, und Tyrus und Sidon waren schneller als Jerusalem von dorther zu erreichen... Dann kam, wie jeder weiß, die Scheidung in zwei Reiche, und seit jener Zeit, d. h. seit tausend Jahren vor Christus (!) hat nur vorübergehend, hin und wieder, eine innigere, politische Verbindung zwischen Galiläa und Judäa überhaupt stattgefunden, und diese allein, nicht eine Gemeinsamkeit des religiösen Glaubens, fördert eine Verschmelzung der Völker. Auch zu Christi Zeiten war Galiläa von Judäa gänzlich getrennt, so daß es zu diesem ‚im Verhältnis des Auslands' stand. Inzwischen war aber etwas geschehn, was den israelitischen Charakter dieses nördlichen Landstrichs auf alle Zeiten fast ganz vertilgt haben muß. 720 Jahre vor Christo (also etwa anderthalb Jahrhunderte vor der babylonischen Gefangenschaft der Juden) wurde das nördliche Reich Israel von den Assyriern verwüstet und seine Bevölkerung — angeblich in ihrer Gesamtheit, jedenfalls zum großen Teile — deportiert... Zugleich wurden aus entlegenen Gegenden fremde Stämme zur Ansiedelung nach Palästina übergeführt... In den Jahrhunderten vor Christi Geburt sind nun außerdem viele Phönizier und auch viele Griechen eingewandert. (Man vergesse auch nicht, daß Alexander der Große nach der Empörung des Jahres 311 das nahe Samarien mit Makedoniern bevölkert hatte.) ...In späteren Zeiten mögen sich allerdings manche echte Juden dort niedergelassen haben; aber wohl doch nur als Fremde in den größeren Städten, denn eine der bewundernswertesten Eigenschaften der Juden — namentlich seit ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft — war ihre Sorge, die Rasse rein zu erhalten; eine Ehe zwischen Jude und Galiläer war undenkbar. Jedoch, auch diese jüdischen Bestandteile inmitten der fremden Bevölkerung wurden aus Galiläa nicht sehr lange vor Christi Geburt gänzlich ausgeschieden! Simon Tharsi, einer der Makkabäer, war es, der, nach einem erfolgreichen Feldzug in Galiläa gegen die Syrier: ‚die dort wohnenden Juden sammelte und sie bestimmte, auszuwandern und sich samt und sonders in Judäa niederzulassen.' Das Vorurteil gegen Galiläa blieb denn auch so groß bei den Juden, daß, als Herodes Antipas während der Jugend Christi die Stadt Tiberias gebaut hatte und auch Juden veranlassen wollte, sich dort niederzulassen, ihm dies

weder durch Versprechungen noch durch Gewalt gelang. — Es liegt also, wie man sieht, nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die [in Galiläa beheimateten] Eltern Jesu Christi seien, der Rasse nach, Juden gewesen...

„Welcher Rasse gehörte er [Jesus Christus] an? Darauf läßt sich gar keine Antwort geben. Da das Land zwischen Phönizien und dem in seinem südwestlichen Teile mit semitischem Blute durchtränkten Syrien lag, dazu vielleicht von seiner früheren gemischt-israelitischen (doch zu keiner Zeit jüdischen) Bevölkerung nicht ganz gesäubert war, ist die Wahrscheinlichkeit eines vorwiegend semitischen Stammbaumes groß. Wer aber nur den geringsten Einblick in das Rassenbabel des assyrischen Reiches getan hat, und wer dann erfährt, daß aus den verschiedensten Teilen dieses Reiches Kolonisten in jene frühere Heimstatt Israels übersiedelten, wird nicht schnell mit einer Antwort bei der Hand sein... In späteren Zeiten wanderten außerdem, wie wir hören, Griechen ein; jedenfalls gehörten sie zu den ärmsten Klassen und nahmen natürlich sofort den ‚Landesgott' an! — Nur eine Behauptung können wir also auf gesunder historischer Grundlage aufstellen: in jenem ganzen Weltteile gab es eine einzige reine Rasse, eine Rasse, die durch peinliche Vorschriften sich vor jeder Vermengung mit anderen Völkerschaften schützte — die jüdische; daß Jesus Christus ihr nicht angehörte, kann als sicher betrachtet werden. Jede weitere Behauptung ist hypothetisch."

Die folgenden Ausführungen Chamberlains gelten Christus als „moralischer Erscheinung" und legen das wesenhaft Nordische im Christentum geistvoll dar, kommen aber hier nicht in Betracht.

Im Gegensatz zu Chamberlain und anderen Nichtjuden — der Halbjude Friedrich Delitzsch ist darunter — stellen begeisterte moderne Juden wie Fritz Kahn und Constantin Brunner-Leo Wertheimer („Der Judenhaß und die Juden", 1918) Jesus Christus als Typus des echtesten, reinsten Judentums dar, ohne freilich den Widerspruch zu berücksichtigen, daß das Evangelium von dem Hauptteil der Juden von allem Anfang an abgelehnt worden ist, nicht aus Bosheit etwa, wie es die christliche Theologie manchmal darstellte, sondern als von anderer Art. Und ihre reiche Beredsamkeit täuscht nur den oberflächlichen Leser darüber hinweg. So schreibt Leo Wertheimer: „Das Jüdische ist jüdisch und bleibt jüdisch... und Christus als der Auszug des jüdischen Geistes und als Höhepunkt der prinzipiellen Vollendung des jüdischen Gedankens, des Gedankens von der Einheit Jahwes und von

der Einheit des Menschengeschlechts, Christus als Symbol und Personifikation dieses Gedankens ... die leidenschaftliche Hingabe der Juden an diesen Gedanken hat diesen Menschencharakter Christus hervorgebracht und dieser Christus ist und bleibt der Jude der Juden, der Jude mit der höchsten Kraft des Judeseins und recht eigentlich also die Spitze des Judentums, zu der man nicht auf andere Art als am Judentum hinaufgelangen kann ..."

Daß Leo Wertheimer — wie Petrus gegen Paulus — das rechte Eindringen in das Christentum schließlich von dem vorherigen Durchgang durch das Judentum abhängig macht (bei Petrus die Beschneidung), ist freilich dafür kennzeichnend, daß auch diese Lobpreiser Jesu Christi das Christentum nicht in dem Sinne verstehn wie wir. Ihnen ist Jesus Christus, den sie ganz als Menschen nehmen, um ihn einen fleischlichen Juden sein lassen zu können, — sie mögen die Absicht zugeben oder nicht — doch nichts weiter als ein Vorläufer anderer jüdischer „Propheten", wie ihn denn Fritz Kahn immer wieder in die Mitte stellt zwischen Moses und Karl Marx; Leo Wertheimer in die Mitte zwischen Moses und Spinoza.

Die Verherrlichung Jesu Christi durch diese Juden, deren Väter noch seinen Namen nicht aussprechen durften, hat ganz den Eifer des Neophytentums, wie man ihn von getauften Juden schon lange kennt, während er bei ungetauften Juden allerdings neu ist. Bei diesen kommt hinzu, daß sie als Vertreter des Kommunismus oder doch als dessen Blutverwandte vor allem an den Jesus Christus des Lukasevangeliums denken, der schon seit vielen Jahrhunderten immer wieder als Apostel des Kommunismus genommen ward, während der Jesus Christus der anderen Evangelien mit den Reichen am Tische saß und einen so kostbaren Mantel trug, daß die Kriegsknechte darüber würfelten, um ihn nicht zu zerteilen.

Aus dieser Einschätzung des christlichen Heilands schreibt sich dann auch die Vorstellung her, erst das Christentum habe den heidnischen Germanen die Gesittung gebracht, denselben Germanen, die Tacitus, einer der hochgeistigsten Römer, seinem Volke als Beispiel edelster Sittlichkeit darstellen konnte — eine Schilderung, wie sie dem jüdischen Volke wohl niemals von einem Volksfremden zuteil wurde. Man liest bei Fritz Kahn: „Christus, der größte Kulturträger der weißen Rasse, der einzige, der von den sonst so uneinigen arischen Völkern unterschiedslos als höchster Heros verehrt wird, zu dem Millionen in allen

Erdteilen in ihren stillen und lauten Gebeten als zu ihrem Heiland und Erlöser aufschauen und der auch wirklich ihr Heiland gewesen, denn er war es, der ihnen in die Einsamkeit ihrer Barbarenwälder die Grundbegriffe der Kultur getragen, der sie lehrte, daß des Nachbars Hof nicht da sei, um bei Nacht geplündert, und des fremden Mannes Weib nicht, um geraubt zu werden, daß auf Fellen würfeln und Met zu bechern nicht des Daseins höchste Zwecke, sondern daß es hinter den nichtigen und flüchtigen, nackten und nüchternen Tatsachen des Alltags noch ein Reich des Geistes und der Geister gebe, und daß es ein Höheres sei, dem Transszendenten dieses ‚Himmelreiches' in und über uns nachzuhängen, als sich einem Mannenführer zu Mord und Totschlag zu verschreiben..."

Auf der einen Seite also die Behauptung, Jesus Christus sei Nichtjude, auf der anderen die, er sei Jude und zwar „der" Jude; jene Ansicht darauf gestützt, daß seine Lehre von den Juden verworfen, von zahlreichen Nichtjuden jedoch angenommen wurde, diese darauf, daß Jesus Christus beschnitten war, was seine Volkszugehörigkeit allerdings nicht bewiese, da ein Idumäer wie Herodes auch beschnitten war und trotzdem als Fremdling galt.

Diese Widersprüche lösen sich dadurch, daß man von Jesus Christus als Person ebenso wenig sprechen darf wie von Moses oder Lykurg oder Romulus und Remus, sondern nur von Christentum, wie auch von Mosaismus und lykurgischen Gesetzen. Stünden wir allesamt diesen Dingen so nüchtern gegenüber wie der Gesetzgebung Lykurgs, wären wir nicht durch die religiöse Überlieferung so vielfach bedingt, so hätten wir längst schon bei Moses und Jesus Christus die Sachlage ganz ebenso klar erkannt wie bei Lykurg, dessen Gestalt kaum noch ein irgend ernst zu nehmendes Geschichtwerk als gelebt habend darstellt. Die letzte Ausflucht solcher, denen die Ergebnisse der Forschung bekannt sind, die aber doch noch festhalten wollen an dem, was sie in der Religionstunde gelehrt bekamen, ist die: Warum könnte eine Persönlichkeit nicht auch gelebt haben, auf die dann alle die Heilandmythen übertragen wurden? Und so hat allerdings schon der assyrische König Sargon in einer Inschrift von sich die Jugendlegende der Heilande erzählen lassen, wie er dunkler Herkunft gewesen, verfolgt worden und in einem Kästchen gerettet worden sei, und wurden mehrere Heilandzüge in die Geschichte König Davids verflochten. Diese Frage ist aber keine andere als die: Warum könnte ein Werther, ein Wilhelm Meister nicht auch wirklich gelebt haben? Oder ein Herakles, ein Prometheus? Daß viele glauben

und glaubten, auch diese hätten gelebt, ist gewiß. Aber wenn es auch die halbe Menschheit glaubt, muß es darum noch nicht wahr sein. Wie lange glaubte nicht die ganze Welt, die Sonne bewege sich um die Erde, und sicherlich glaubt das auch heute noch die überwiegende Mehrzahl der „Menschen".

Wir haben Nachrichten über Jesus Christus nur im Neuen Testament; denn die Stellen in Josephus Flavius und Tacitus, die ihn erwähnen, sind von plumper Hand eingeschoben, so daß nur noch katholische Theologen, nicht mehr aber protestantische sie heranziehen. Das Neue Testament ist aber kein Geschichtwerk, sondern ein religiöses Buch — nur die Apostelgeschichte flicht geschichtliche Nachrichten mit ein, und aus den Briefen des Paulus, soweit sie „echt" sind, läßt sich einiges Geschichtliche über des Apostels Leben entnehmen. Wir haben gar kein Recht, das Leben Jesu Christi, wie es in den vier Evangelien dargestellt wird, in geschichtliche und mythische Abschnitte zu zerlegen und diese auszuschalten, weil sie nicht „möglich" seien. Kein Mensch wird von einer Jungfrau geboren; die Parthenogenesis gewisser tiefstehender Tiere zum Beweis für die Möglichkeit anzuführen, blieb dem deutschen Jesuitismus vorbehalten. Kein Mensch speist mit zwei Fischen und fünf Broten die Fünftausend. Kein Mensch wandelt auf dem Meer. Kein Mensch stirbt wahrhaft und wird wieder lebendig; kein Mensch fährt gen Himmel. Aber im Mythos ist alles „möglich", ist alles Wahrheit.

> Alles Vergängliche
> Ist nur ein Gleichnis;
> Das Unzulängliche,
> Hier wird's Ereignis.

Es ist den Theologen der beiden christlichen Hauptbekenntnisse, den einzigen Theologen, die überhaupt noch denken und nicht bloße Schamanen sind, nicht bewußt, wie niedrig ihre Auffassung des Heilandgedankens ist, wenn sie ihn auf einen gelebt habenden Menschen beziehen. Naturgemäß. Die Theologen von heute sind in ihrer Mehrzahl unnordische Menschen. Ein David Friedrich Strauß, ein Renan, die nordische Menschen waren, verließen die Theologie. Menschen jener Mischrasse kann das Geistige nie so viel sein, daß sie daran „glauben" können; sie glauben nur an Dinge wie Tisch, Stuhl, Sokrates, Adolf Harnack. Immerhin aber ist es im Protestantismus, der doch die noch am reinsten nordische Gruppe umfaßt, noch möglich, daß ein Teil davon zu der rein geistigen Auffassung der Gestalt des Heilands übergeht oder

vielmehr zurückkehrt, und mehrere Persönlichkeiten treten dafür ein. Selbst der Katholizismus schließt dies nicht aus, wenn er freilich auch durch das Dogma des Gott-Menschtums des Heilands stärker gebunden ist.

Mensch im Sinne der „liberalen" Theologie ist der christliche Heiland erst etwa anderthalb Jahrhunderte. Vorher war er Gottmensch und als menschlich und göttlich zugleich jenseit der Faßbarkeit, des Urteils der bloßen Menschen. Erst im Zeitalter der Aufklärung, als man in der geschichtlichen Betrachtweise den Schlüssel für alle Geheimnisse und Rätsel gefunden zu haben glaubte, begann man wie die Schriften des Alten Bundes so auch die des Neuen als Sprachforscher, als Geschichtforscher zu betrachten. Da entstand der „Rationalismus", der zunächst fromm und gläubig war, Jesus Christus wohl als geschichtliche Persönlichkeit nahm, aber über sein Leiden und Sterben genau so Tränen vergoß wie der Pietismus, später aber immer mehr den Maßstab des „Möglichen" an die heiligen Berichte anlegte und von Jesus Christus nichts mehr übrig ließ, als was auch irgendein anderer guter, edler Mensch getan und gelehrt haben konnte. Ihnen war der Heiland ein zweiter Sokrates, und ist der erste Sokrates nicht viel mehr als ein schönes Phantasiebild Platos, so war der zweite eines der Theologen, und da darf es nicht wundernehmen, daß dieses recht mager ausfiel.

Gerade durch die „Kritik" brachte die Theologie die besten Geister in Gewissenszwiespälte, und die verließen sie darum, so daß nur jene in ihr verblieben, denen die neue Lehre gemäß war. Glücklicherweise berührte die Lehre die Gemeinde so gut wie gar nicht und so auch die Predigt vor der Gemeinde nicht allzu sehr, noch viel weniger das eigentliche religiöse Amt des Pfarrers. Der Rationalismus hat sich überdies schon überlebt. Als sein Rest ist freilich der geschichtliche Jesus Christus geblieben, an den sich eine ganze Anzahl von Gottesgelehrten krampfhaft klammern, weil sie (aber nur sie), wenn sie ihn aufgäben, tatsächlich den Boden unter den Füßen verlören. Beschränkt sich die „Kritik" auf das ihr zukommende literarische Gebiet, vertieft zudem die allgemeine Religionkunde das Wissen um die religiösen Gedanken der Völker, um die tieferen Zusammenhänge, so kann auch jener letzte Rest des Rationalismus, der natürlich durchaus nicht ohne Gewinn war, überwunden werden. Dann wäre es auch einem David Friedrich Strauß, einem Renan möglich, Theologen zu bleiben.

Wir haben keine Nachricht darüber, daß irgend ein Jesus zur Zeit der Kaiser Augustus und Tiberius in Palästina gelebt, gelehrt und um

seiner Lehre willen den Tod am Pfahl — vom „Kreuze" ist zunächst nicht die Rede — erlitten habe. Aber selbst, wenn sich eine Nachricht über einen solchen geschichtlichen Jesus finden sollte, wäre dieser für die Religion gleichgültig. Denn nicht um den Menschen handelt es sich, sondern um den Heiland, den Erlöser, und der wäre immer Mythos und hätte nie gelebt, ganz so wie der Sokrates Platos nie gelebt hat, obwohl man da weiß, daß es einen Mann dieses Namens zu jener Zeit gab. Der Mohammed, der lebte, und der der muslimischen Theologie sind auch zwei ganz verschiedene Personen; der theologische Mohammed ist sogar ebenso präexistent wie Buddha und Christus.

Schon im 18. Jahrhundert aber erkannten Dupuy und Volney, daß Christus mit dem persischen Mithras eine Gestalt sei. Dies auszusprechen, hätte man vorher wohl nicht gewagt. Denn das Christentum brachte als jüdische Eierschale die verhängnisvolle Unduldsamkeit und Verketzersucht mit, die nur zu lange vorhielten. Auch David Friedrich Strauß betonte in seinem ersten „Leben Jesu" den wesentlichen mythischen Gehalt der Gestalt des christlichen Heilands. Erst in jüngster Zeit jedoch haben amerikanische und deutsche Gelehrte (Robertson, Smith, Drews) diese Gedanken näher verfolgt und die Beziehungen des christlichen Heilandmythos zu den Heilandmythen der anderen Völker dargetan, allerdings so gut wie gar nicht berücksichtigt, daß es sich um einen nordischen Mythos handelt, was doch schon Dupuy und Volney erkannt und vermerkt hatten.

Schon mehrfach konnte ich auf den nordischen Heilandmythos hinweisen. Denn das Judentum besitzt schon in Mose eine klar als solche gezeichnete Heilandgestalt, und bis in das jüngste prophetische Schrifttum verfolgt man das Vertrautsein mit dieser Vorstellung. Cyrus wird als „Gesalbter" (Messias) bezeichnet, Bar Kochba nennt sich ebenso. Gleichwohl aber duldete die Alleingottschaft Jahwes keinen Heiland neben sich, und so fehlt dem offiziellen Judentum der Heilanddienst. Aber ich habe schon aufzeigen können, daß dieser auch im jüdischen Palästina geübt wurde: namentlich Bethlehem war eine Kultstätte des Thamuz-Adonis, des sumerisch-babylonisch-syrischen sterbenden und auferstehenden Heilandgottes.

Die Grundzüge des Heilandmythos beruhen auf der Gleichsetzung des irdischen Feuers mit dem himmlischen, der Sonne, die als gleich von Art wohl schon in der Urzeit erkannt worden war. Dazu treten dann auch Züge aus dem Kreislauf des Mondes. Die Geburt des Hei-

lands vermenschlicht die Vorgänge beim Feuerzünden. Aus zwei Hölzern wurde ursprünglich das Feuer gerieben, auf einer weicheren Unterlage mit einem härteren Stabe, und deren Form, die als Vulva und Penis gedeutet wurden, ließ sie als Vater und Mutter bezeichnen. Das „Kind" jedoch (mesu = Mose; dumu = Dumuzu, Thamuz) war Art nicht von der Art des irdischen Erzeugers, des Stempfels, sondern von der Art der Sonne, die sonach sein „Vater im Himmel" war. So blieb Joseph, der „Nährvater", mit dem Beil ausgestattet als dem Werkzeug, womit der Holzstab gemacht wurde, im Halbdunkel; noch Rembrandt folgt dieser Überlieferung.

Man spielt gerne mit der Vaterlosigkeit des „Kindes", läßt es von einer Tempeljungfrau — so Romulus und Remus — oder gar von einer Hure geboren werden. Es kommt aus Niedrigkeit, wird verfolgt und muß flüchten, damit seine Herrlichkeit dann um so größer sei. Die Geschichte vom Schilfkästchen ist besonders beliebt — sie findet sich z. B. bei Mose und Sargon —, ebenso die Ausrottung aller männlichen Kinder des gleichen Alters, der nur der künftige Heiland entrinnt — diese kommt u. a. bei den ägyptischen Mose (Ex. I 16), bei dem syrisch-palästinensischen Hadad (1. Kön. XI 14—17) und bei dem christlichen Heiland vor. Die Grundlage hierfür mag sein, daß man den jungen Feuerfunken von jedem Windhauch und ebenso die junge Sonne von den Schneewolken bedroht sah. Das neue Feuer wurde am kürzesten Tage des Jahres, am 25. Dezember, in feierlicher Weise entzündet, so namentlich bei den Germanen, und das zeigt am deutlichsten, wie enge Feuermythos und Sonnenmythos zusammenhängen. Auch die Geburt des christlichen Heilands wird am 25. Dezember gefeiert.

Mehrfach stehn zwei Heilande neben einander: Jesus und Johannes, Romulus und Remus, Herakles und Eurystheus. Dieser Zug stammt aus dem Mondlauf: da gibt es einen Weißmond und einen Schwarzmond; der eine muß wachsen, der andere abnehmen, wie der Johannes der Evangelien sagt. Wo sie aber nicht nebeneinander stehn, sondern der eine den anderen nach dessen frühem Tode in der Unterwelt sucht — Gilgamesch und Engidu im sumerischen Epos, Theseus und Peirithoos bei den Griechen — spielt das Dioskurenmotiv mit hinein: Morgenstern und Abendstern gelten als Brüder oder Freunde, die einander ewig suchen. Auch das dreitägige Verweilen des christlichen Heilands in der Unterwelt stammt vom Monde her, der drei Tage unsichtbar bleibt. Ebenso sein Hirtentum: der Mond ist der „gute Hirte", der die Lämmer am

Himmel, die Sterne, weidet. Das Zusammenfließen der Mythen darf nicht verwundern, wo die eigentliche Grundlage nicht mehr ganz klar bekannt ist.

Im Indischen wird der Heiland noch Agni (ignis Feuer) genannt, und die Riten des Agniopfers (Agnihotra) bekunden darum noch ihre sinnliche Bedeutung offen: die „Kühe", die an seiner „Wiege" stehn, sind die Näpfe mit Sahne, und das „Salben" besteht darin, daß man zerlassene Butter darauf träufelt. Agni trägt dann den Namen „der Gesalbte" (akta). Diesem Vorgange nach wurde es Brauch, Könige zu salben. Der Heiland tritt, wenn er seine volle Herrlichkeit erreicht hat, als König auf. Dargestellt wird das „Kind" in ältester Zeit als Feuerkreuz, das auf der Gestalt der „Mutter" eingeritzt ist, auf ihrem Mutterteil oder auch zwischen den Brüsten. Denn der „Mutter" hat man schon in der Zeit vor der Entstehung der lichten Rasse die Gestalt eines Weibes gegeben: die sogenannte Venus von Willendorf und mehrere in Frankreich gefundene Figürchen mit ausgeprägten Weibmerkmalen gehören vielleicht dem zwanzigsten vorchristlichen Jahrtausend an. Später gibt man der Muttergöttin ein wirkliches Kind bei: so bildet man Ischtar stehend mit dem Kinde an der Brust, Isis sitzend mit dem Kinde auf dem Schoße ab. Die zweite Darstellung ging ins Christentum über: Madonna und Bambino. Aus Ägypten stammt auch die übliche Darstellung der Flucht: Isis flüchtet mit dem jungen Horus vor dem verfolgenden Seth auf einem Esel. So zeigt sie schon ein pompeianisches Wandgemälde, ein Zeugnis dafür, wie verbreitet die Sage in ihrer Sondergestaltung eben um die Zeitwende war.

Wie das Feuer „Kind", so wurde die Muttergöttin vielfach „Mutter" genannt. Das ist die magna mater der vorgriechischen Kulte in Kleinasien und Hellas, die Ma der Komaner in Kappadokien, die Maia als Mutter des Hermes und des Buddhas. Daher kommt auch die christliche Marja (denn so ist ursprünglich zu sprechen, nicht nach der griechischen Betonung Maria). Da im Hebräischen Mutter êm heißt, konnte der Name leicht eine gewisse Veränderung erfahren. Er wurde übrigens nicht erst von der Mutter des christlichen Heilands gebraucht, sondern war da schon Überlieferung. Es scheint aber auch eine Beeinflussung durch den Namen der jungfräulichen Mutter Mithras vorzuliegen, denn diese heißt Mihr — die des Adonis heißt Myrrha —; Mihr bedeutet „Himmel" und, davon abgeleitet, „Liebe", und bezieht sich auf die Sonne als das Kind des Himmels.

Als Gleichbild der Sonne erlebt der Heiland das Schicksal

des Sonnenjahres, allerdings des Sonnenjahres im Norden, wo Winter und Sommer schärfer voneinander geschieden sind, wo die Sonne im Winter nur für wenige Stunden am Himmel steht, wo sie erst von vielen Gefahren bedroht erscheint, aber endlich doch siegreich durchbricht und nun — um die Osterzeit — die Erneuerung des ganzen Erdelebens bewirkt. Der Heiland wird als Sonnenerscheinung zugleich der Träger dieser „Auferstehung". Das Fest wird überall bei den nordischen Völkern urtümlich gefeiert und zumeist auch in derselben Form. Der Dämon des Winters, der „Tod", das „alte Jahr", ist besiegt und wird unter Glimpf und Schimpf zu Grabe getragen. Das ist das „Todaustragen" in Tirol, das ist der persische „Ritt des Bartlosen". In Babylon jedoch fand der Umzug des alten Jahres, des Sakäenkönigs, gleich am Neujahrfest selbst statt, offenbar dahin zurückgeschoben, weil es dort im Süden eine so auffällige Auferstehung um die Osterzeit nicht gab. Die erst neuerdings aus dem Norden gekommenen Perser jedoch bewahrten auch die Zeit des Festes.

Da der persische „Ritt des Bartlosen" jedenfalls die evangelische Darstellung des Einzugs in Jerusalem beeinflußt hat, mag einiges darüber erwähnt werden. Ein bartloser und womöglich einäugiger Bettler wurde auf einem Esel nackt von einer königlichen Leibwache und Berittenen durch die Stadt geführt; die Menge trug Palmenzweige und jauchzte ihm zu. Er durfte auf diesem Wege von den Reichen und Ladeninhabern allerlei Kontributionen eintreiben, wovon ein Teil in den Schatz abgeführt wurde, ein Teil ihm gehörte. Aber bis zu bestimmter Stunde mußte er seinen Umzug beendet haben, sonst lief er Gefahr, von der Menge zu Tode geprügelt zu werden. Man versprach sich von diesem Umzug die baldige Beendigung des Winters und ein gutes Jahr. Der babylonische Sakäenkönig war ein bereits verurteilter Verbrecher, genoß einige Tage Freiheit zu jederlei Lustbarkeit, bekam sogar den königlichen Harem zur Verfügung gestellt, wurde aber nach Ablauf der Frist seiner Scheinwürde entkleidet, nackt ausgepeitscht und dann verbrannt. Daß der Vertreter des alten Jahres wirklich starb, ist zweifellos das ursprüngliche.

Die Juden feierten in ähnlicher Weise das Hamansfest nach dem Buche Esther. Ich erwähnte, daß das Buch Esther von den Persern übernommen wurde und die Legende von Ischtar und Marduk (Esther und Mardochai) behandelt, aber das Fest muß sich sehr rasch eingebürgert haben. Überall wurde die Geschichte dramatisch dargestellt, so noch bis in die jüngste Zeit im Ostjudentum; es ist das lustige Purimfest mit

allerlei Schwänken, Mummereien, Umzügen und offener Tafel im Hause der Reichen. An einzelnen Orten wurde auch ein Galgen aufgestellt und der böse Haman als Puppe daran gehängt und mit dem Pfahle verbrannt. In Syrien, wo der Pfahl die Gestalt des christlichen Kreuzes hatte oder von den übermütigen Juden zur Verspottung des Christentums damals erhielt, kam es deshalb zu Feindseligkeiten, und als gar einmal ein Christenknabe lebendig an ein solches Hamanskreuz gehängt und daran zu Tode gegeißelt wurde, verbot Theodosius der Große die Aufstellung eines Hamansgalgens bei schwerer Strafe gänzlich.

Der Gedanke, daß das alte Jahr und das neue Jahr eins und dasselbe, dieses nur eine stets sich wiederholende Erneuerung des anderen sei, war wohl urtümlich. Schon einer verfeinerten Zeit gehört die Trauer um den frühe sterbenden Gott an, wie wir sie in den Klagen um Thamuz und Adonis finden. Der Sache nach sollte die Klage um den Verfall des Pflanzenwuchses in den Herbst fallen, der aber war ausgefüllt von fröhlichen Erntefesten, und weit stärkeren Eindruck als das allgemeine Absterben machte das rasche Hinschwinden der leuchtenden Baumblüte. Sie ward zum Gleichbild genommen. Die holden Götter der Erneuerung sterben alle noch im Frühling selbst. So konnten die zwei Feiern leicht zusammenfallen, und die Klage um den Tod wurde vor die Auferstehung gesetzt — der unbesiegbare Optimismus der Lichtvölker.

Beim Heiland der Evangelien finden wir, wie nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, Züge aus der babylonisch-persischen Frühlingsfeier mit solchen aus dem Thamuz-Adonisdienst verquickt. Der Heiland spielt selbst die Rolle des Sakäenkönigs, erst bei seinem Eintritt in Jerusalem im Ernste, dann bei der Darstellung vor dem Volke unter dem üblichen Spotte und da auch gegeißelt. Er wird aber zu Grabe gebracht, gesalbt und beweint und steht wieder auf, ganz wie Adonis.

Die „Himmelfahrt" des Heilands hat zur Grundlage das Aufsteigen des irdischen Feuers wie auch der Sonne; sie ist zugleich die Rückkehr (des Feuers) zum Vater (zur Sonne). Besondere Bedeutung jedoch hatte die Himmelfahrt in früher Zeit nur bei den Ägyptern. Dort wurde zunächst der König, dann der Mensch überhaupt als eine irdische Erscheinung des Osiris betrachtet, und zu der Mumie sprach man: „Du bist Osiris," wie wir von einem Verstorbenen sagen: „Er ist bei Gott." Der Unsterblichkeitglaube, den nordischen Völkern ursprünglich fremd, hat sich in Ägypten ausgebildet, und dorther drangen verschiedene Vorstellungen darüber ins Judentum, das anfänglich auch keine Un-

sterblichkeit kannte, und in den Hellenismus. An sich beruht der Unsterblichkeitglaube auf dem Wunsche, jemand Teuerer möchte fortleben. Bei den reiner nordischen Menschen ist das ein verehrter König oder sonst jemand, den man geliebt hat. Bei den Bastardvölkern ist der Teuerste, den jemand hat, er selbst, und daher kommt es, daß schließlich auch dem „mißlungensten Exemplar" ewige Aufbewahrung zuteil werden soll, worüber der nordische Mensch oft genug auf der flachen Hand liegende Scherze gemacht hat, während der nichtnordische beim Gedanken an den unersetzlichen Verlust, den sein Abscheiden dem Weltganzen verursachen müsse, gleich von Trauer umwölkt zu werden beginnt.

Der Tod des Heilands erfolgt entweder in der Flamme — so bei dem Sakäenkönig und bei Herakles — oder am Pfahle oder Galgenbaum. Der erste Tod entspricht der Flamme selbst, der zweite dem Wuchsgott, der immer wieder zu dem uralt mythischen Lebensbaum in Beziehung tritt. Auch nach christlicher Sage war das „Kreuz" des Heilands aus dem Lebensbaum des Paradieses gemacht. Der Gott am Pfahle kommt namentlich im kleinasiatischen Attisdienst bei der Frühlingsfeier vor: das Bild des Gottes — Attis bedeutet „Vater" — hing da an einem mit Veilchen bekränzten Pfahl. Ganz ebenso sagt Odin in der Edda von sich (Havamal):

> Ich weiß, daß ich hing am windbewegten Baum
> Neun Nächte hindurch.
> Verwundet vom Speer, geweiht dem Odin,
> Ich selber mir selbst.

Odin erleidet den Tod als Balder, und das Verhältnis ist da dasselbe wie beim christlichen Heiland: „Ich und der Vater sind eins." Die Beziehung des Todes am Pfahl zur Sonne geht aus verschiedenen Stellen auch der Bibel hervor: die Aufgehängten müssen noch vor Sonnenuntergang abgenommen werden, so verlangt es das Gesetz (Deut. XXI 22ff.), und so geschieht es auch beim Heiland. Es handelt sich um ein Opfer, das der Sonne als der Erweckerin des neuen Pflanzenwuchses dargebracht wird. Hier ist dann der Geopferte mit dem sterbenden Gotte vereinerleit worden und daraus das Selbstopfer entstanden, wodurch der christliche Heiland die Welt von der Sünde erlöst. Der sonst ganz unbegründete Lanzenstich in die Seite des christlichen Heilands ist ein Rest des Mythos, wonach der junge Frühlingsgott von dem Speer seines eigenen Bruders getötet wurde. So stirbt Balder durch den Speer des blinden Höders, den der böse Loki lenkt, und darum hängt Odin am

Baum „vom Speer verwundet". Attis, Adonis, Osiris dagegen sterben auf der Jagd, von einem Eber — dem Sendling der Unterwelt — getötet.

Die Vorstellung des Selbstopfers, woraus die christliche Theologie ein solches Wesen macht, als wäre es etwas erst mit dem Christentum der Welt Gegebenes, ist bei den nordischen Völkern uralt und aufs engste mit dem Feuerdienst verbunden. Der große Indologe Max Müller schreibt darüber in seiner „Einleitung in die allgemeine Religionswissenschaft" (1874): „Es war eine dem Inder geläufige Vorstellung, das Feuer auf dem Altare zugleich als Subjekt und Objekt des Opfers zu fassen. Das Feuer verbrannte das Opfer und war somit gleichsam der Priester; das Feuer trug das Opfer zu den Göttern und war somit ein Vermittler zwischen Menschen und Göttern; das Feuer stellte aber auch selbst etwas Göttliches, einen Gott vor, und wenn diesem Gotte Ehre bezeugt werden sollte, so war das Feuer sowohl Subjekt wie Objekt des Opfers. Daher die erste Vorstellung, daß Agni sich selbst opfert, d. h. daß er sein eigenes Opfer für sich selbst darbringt, dann aber, daß er sich selbst zum Opfer bringt, woraus dann die späteren Legenden entstanden."

Ingleichen hat das „heilige Abendmahl", das der Heiland selbst vorbildlich hält, neben biblischen Vorläufern auch außerbiblische. Das biblische ist das „Passahmahl", das der Erlöser Josua ebenfalls schon mit zwölf Genossen hält (Josua IV, V), von den außerbiblischen erwähne ich die indischen und persischen Abendmahlfeiern. Bei diesen wurde ein Trank aus der Somapflanze und Weihgebäck genossen, worinnen der Gott gegenwärtig war. Ähnliche Mähler gab es auch bei den meisten anderen Völkern, so bei den Athenern zur Frühlingfeier. Die Zwölfzahl der Teilnehmer ist durch die Zahl der Tierkreisbilder bestimmt, die die Sonne durchläuft, und somit wieder ein Zeugnis mehr dafür, daß der Heiland im Wesentlichen Sonnengestalt ist. Wie der christliche Heiland hält auch Mithra vor seinem Sterben ein Mahl mit Zwölfen. Ich vermerke noch, daß der Trank im Indischen Soma, im Persischen Haoma heißt und der christliche Heiland im griechischen Wortlaut das Brot für sein sôma (Leib) und den Wein für sein haima (Blut) erklärt.

Dort, wo man den sterbenden Gott nicht mit dem auferstehenden vereinerleite, lebte der Heiland bis an die Grenze des menschlichen Lebens: so erlangten Buddha, Zarathustra und Moses ein hohes Alter.

Der Mittler-Gedanke ist dem Heilandmythos nicht ursprünglich eigen. Er fehlt mehrfach. Daß bei den Indern das Feuer auch „Vermittler" ist, habe ich erwähnt. Besonders ausgebildet wurde der Mittler-

Gedanke bei den Persern; da ist Gott ganz und gar jenseitig, seine Vermittelung mit den Menschen besorgt sein heiliges „Wort" (vâc, lateinisch vox), und dieses Wort ist es, das der hellenistische Jude Philo den erstgeborenen Sohn Gottes und zweiten Gott, seinen Stellvertreter, Dolmetscher und Gesandten nennt, und wovon es im vierten Evangelium heißt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen." Dieses Wort wird dann im Heilande Fleisch, so in den persischen Heilanden wie im christlichen. So ist dann Mittler zwischen Gott und den Menschen der Heiland selbst, und in weiterer Übertragung ist es der Priester, wo er sich, wie im Katholizismus, sakramentalen Charakter beimißt; ohne den Heiland-Mittler oder den Priester-Mittler gibt es keinen Weg zu Gott. Daß hier sich nicht mehr rein nordisches Wesen ausspricht, ist ohne weiteres klar; der Protestantismus hat denn auch mit unter dem ersten den sakramentalen Charakter des Priesters aufgehoben und in der „Freiheit des Christenmenschen" den Menschen wieder persönlich vor seinen Gott gestellt.

Bei den Persern muß sich mit dem zum Heiland Bestimmten die göttliche Glorie (hwareno) vereinigen, und dies geschieht entweder durch ein Bad in einem heiligen Gewässer, worin sie sich ihm mitteilt, oder dadurch, daß sie sich in Vogelgestalt auf ihn herabsenkt. Bei der Taufe des christlichen Heilands im Jordan sind beide Formen miteinander verbunden. Das heilige Wasserbad oder die Besprengung mit Wasser sind uralter Brauch bei einer ganzen Reihe von nordischen Völkern. Auch bei den Juden muß jeder, der sich „verunreinigt" hat, sich erst wieder „rein" waschen. Die Kindertaufe jedoch, die im späteren Christentum üblich geworden ist, ist ein eigentlich germanischer Brauch.

Die Namen des christlichen Heilands sind die üblichen. Das hebräische Jeschua ist nichts anderes als der Name Josuas (Jhoschua), den schon ein Erlöser des alten Bundes trägt — in der griechischen Übersetzung (Septuaginta) und bei Josephus Flavius wird der Name Josuas „Jesus" gelautet —, das griechische Christós (hebräisch maschiach Messias) dasselbe wie das indische Akta, nämlich „Gesalbter", und das so häufig gebrauchte „Herr" (griechisch kyrios) das semitische Adôn = Adonis. Als „hebräischer Gott" wird Jesus schon in einem vorchristlichen Zauberpapyrus genannt, und es ist so gut wie sicher, daß die „Reinen", die als

seine Verehrer genannt werden, mit den Essäern oder Essenern zusammenfallen oder doch zu ihnen in enger Beziehung stehn.

Daß uns dieselbe Geschichte von dem Leben, Lehren und Leiden des Heilands in drei gleichlaufenden (synoptischen) und einem vierten sonderartigen „Evangelium" erzählt wird, woneben noch eine ganze Reihe anderer, verloren gegangener, uns nur ihrem Namen nach bekannter Evangelien bestand, und daß die Übereinstimmung zumal in den Worten des Heilands sehr groß ist, beruht darauf, daß der Erzählung zweifellos dramatische Darstellungen der Heilandmythe zugrunde liegen, wie es solche bei verschiedenen Völkern jener Zeit und bei den Juden selbst (s. o.) gab. Die christliche Kirche des Mittelalters hat diese Osterspiele wieder erneut, allerdings nicht auf Grund der morgenländischen, sondern der alteinheimischen Spiele, die den germanischen Heiland, Balder, zum Gegenstand hatten[1].

Nur der unnordische Eifer der Geistlichkeit, der alle Denkmale unserer heidnischen Vorzeit vernichtete, hat die Zusammenhänge, die sonst noch viel offener lägen, verwischt, und als dann die „Wissenschaft" mitzusprechen begann, gab sogar die Kunst dem Heiland statt des überlieferten „haselnußfärbigen" Haares — die Madonna ist „ährenblond" — den Typus eines dunkelhaarigen „Juden".

18. Das Christentum

Damit, daß ein Jesus Christus für den klar sehenden Beurteiler — freilich noch nicht für die christlichen Theologen und Juden wie Fritz Kahn und Leo Wertheimer — kein gelebt habender Mensch, sondern eine Heilandgestalt ist, wie es bei allen nordischen Völkern und bei den mit ihnen gemischten solche gibt, ist die Frage nach dem Anteil des Judentums am Christentum noch keineswegs erledigt. Jesus Christus war kein Jude, ebensowenig wie die „Wahrheit", der „Logarithmus", das „Atom" als Juden oder Nichtjuden zu bezeichnen sind. Aber auch aus dem Judentum hervorgegangen ist die Gestalt nicht, so daß sie in ihren Urzügen nicht als Ausdruck des Judentums angesprochen werden

[1] Ich konnte hier nur einige wenige Züge dieses sehr merksamen Stoffes hervorheben; in der Einleitung zu den „Rumänische Märchen" („Aus fremden Gärten" 72/73), worin ich mehrere Erzählungen über „Schönkind", den dakischen Heiland, zusammenfaßte, habe ich über die allgemeinen Grundlagen des Heilandmythos näheres gesagt. Im übrigen verweise ich auf die „Christusmythe" von Arthur Drews (Jena 1909 und öfter), die eine Fülle von Stoff in selbständiger Verarbeitung darbietet.

kann. Als Gleichbild der Sonne, die nur im höheren Norden ähnliche Schicksale erlebt, ist sie vielmehr ein Ausdruck der Völker im Norden, also der Indogermanen, bei denen denn auch eine Unzahl von Heilandgestalten, „heidnische Christe", wie sie Robertson nennt, vorkommen.

Da aber der Heilandmythos der Evangelien in Palästina verörtlicht und in der Zeit der Kaiser Augustus und Tiberius verzeitlicht ist, spricht alles dafür, daß jenes Land und jene Zeit die Sondergestaltung, worin sie sich dann über den ganzen gesitteten Westen verbreitete, ausgebildet haben.

Wir besitzen mehrfach Kunde, daß in Palästina ein Heilsgott Jesus zum mindesten schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert verehrt wurde. Wahrscheinlich reicht dessen Verehrung viel weiter hinauf, war aber in früherer Zeit genötigt gewesen, sich geheim zu halten. Denn die Alleingottschaft Jahwes, die nur den Tempel in Jerusalem als Kultort gelten ließ, duldete keinen anderen Gottesdienst als den ihren. Aber unter den Römern, die seit 52 v. Chr. die Herren im Lande waren, konnten auch andere Kulte wieder hervortreten, und seit dieser Zeit hört man namentlich von den Essäern und Essenern, von den „Reinen", von den Naassenern oder Ophiten (nachasch hebr. und ophis griech. bedeutet „Schlange"), den Jessäern und den Nazoräern oder Nazaräern, unter denen mehrere mit dem Christentum in naher Verwandtschaft gestanden haben müssen. Denn das asketische Ideal der Essener findet sich in der Gestalt des „Täufers" Johannes, der sich in Kamelhaare kleidet und von Heuschrecken und wildem Honig lebt, und im Lukas-Evangelium, das den Heiland den Reichtum und alles Wohlleben verwerfen läßt; die „Reinen" und die Naassener nannten ihren Heilsgott Jesus, und die Christen selbst hießen sich ursprünglich Nazarener, was dasselbe ist wie Nazaräer oder Nazoräer. Von den Naassenern, deren Verehrung der Schlange des Paradieses sie den Christen als Ketzer erschienen ließ, ist uns in griechischer Übersetzung ein Hymnus erhalten, worin Jesus seinen Vater bittet, ihn hinabzusenden zu den in der Finsternis verirrten Menschen, um ihnen die Erlösung zu bringen:

> Im Besitz der Siegel will ich hinabsteigen,
> Alle Äonen will ich durchwandern,
> Alle Geheimnisse eröffnen,
> Die Gestalten der Götter kundmachen
> Und das Verborgene des heiligen Weges,
> Gnosis (Wissen) genannt, den Menschen mitteilen.

Neben den Christen heilten auch andere im Namen Jesu, die von einigen nicht für befugt gehalten wurden. Das Markus-Evangelium sagt darüber (IX 38—40):

Johannes aber antwortete ihm (Jesus) und sprach: „Meister, wir sahen einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolget; und wir verboten's ihm, darum, daß er uns nicht nachfolget."

Jesus aber sprach: „Ihr sollt's ihm nicht verbieten. Denn es ist niemand, der eine Tat tue in meinem Namen, und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns..."

Verörtlicht ist der christliche Heilandmythos in Galiläa. Nur um ihn geboren werden und sterben zu lassen und dazwischen noch einmal als Zwölfjährigen auf einer Wallfahrt der Eltern schicken ihn die Evangelien nach Judäa. Die Gründe sind leicht zu erkennen. Bethlehem war uralte Stätte eines Thamuz-Adoniskults (s. Kap. 10) und Jerusalem der Hauptkultort des Jahweglaubens, den das Christentum ja nicht „auflösen, sondern erfüllen" wollte. Das Streben, Proselyten zu werben, das allen Sekten eigen ist, ließ das geboten erscheinen. Man konnte den Bethlehemiten sagen: unser Jesus ist kein anderer als der von euch verehrte Gott. In derselben Weise kam eine gewisse Richtung den Essenern entgegen, wie ich schon vermerkte. Keine Zeit war so voll synkretistischer Bewegungen wie jene; im Christentum traf alles mögliche zusammen, manches darunter urverwandt, anderes fremdartig. Die Art, wie die Eltern des Heilands, die hochschwangere Mutter zumal, nach Bethlehem gebracht werden, bekundet durch ihre Künstlichkeit, daß es sich hier um eine spätere Zutat handelt. Sonst ist immer Galiläa die Heimat des Heilands, ja es wird bewußt das hochmütige Sprichwort der Judäer: „Was kann aus Galiläa Gutes kommen?" angeführt. In Galiläa liegt denn auch die „Vaterstadt" des Heilands, die nach dem Namen seiner Bekenner und seinem Beinamen „der Nazoräer" den Namen Nazareth trägt, und man hat schließlich einem kleinen Orte diesen Namen gegeben, doch erst in späterer Zeit, vielleicht erst im zweiten nachchristlichen Jahrhundert; denn da erst wird Nazareth als wirklich bestehender Ort erwähnt.

Galiläa als Hauptentstehland des ersten Christentums erklärt vor allem die Buntheit seiner fremden Einschläge. Denn, wie Chamberlain dies zutreffend darlegt, war dort die Bevölkerung sehr gemischt, und eine wichtige Handelsstraße führte hindurch. Galiläa lag jedenfalls den persischen Einflüssen, die sich besonders stark geltend machen, weit näher als das südlichere Palästina. Daher erklärt sich aber auch der heftige Gegensatz

zu den Juden, der so weit geht, daß die Evangelien den Verräter des Heilands den Namen Judas tragen lassen. In einigem setzt das Christentum die Anklagen der Propheten gegen die Werkheiligkeit und Werkgerechtigkeit fort, aber im besonderen wendet es sich gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten und die Sadduzäer, die ihm „Otterngezüchte" sind, die anders reden und anders tun.

Noch aber kann sich das Christentum zunächst vom Tempel nicht freimachen. Im Johannes-Evangelium steht das Wort: „Das Heil kommt von den Juden" (IV 22), und als ein kanaanäisches Weib zu dem Heiland schreit, er möge ihre Tochter heilen, sagt er fürs erste: „Ich bin nicht gesandt, denn zu den verlorenen Schafen Israels" (Matth. XV 24). Den Pharisäern wird ihre Proselytenmacherei vorgehalten: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Judengenossen machet!" (Matth. XXIII 15.) Der Weg zum Christentum ist die Beschneidung. Dies ist um so auffälliger, als die Galiläer doch selbst erst vor zwei drei Geschlechtern (103 v. Chr.) zur Annahme des Bundeszeichens gezwungen worden waren, ihr Land noch immer „Heidengau" hieß.

Schon aber hält der Heiland Zwiesprache mit einem samaritischen Weibe — die Samaritaner hatten sich von den Juden abgetrennt, behielten nur das Fünfbuch als Gesetz bei und wurden von den Juden darum verketzert und verachtet — und läßt in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter diesen menschlicher sein als den gesetzesgerechten Juden; und er hilft auch jenem kanaanäischen Weibe. (Nach Markus VII ist es ein griechisches Weib aus Syrophönizien.)

Der Mann, der das Christentum von der Beschneidung befreite, war der Kilikier Saulus-Paulus, den wir als geschichtliche Gestalt betrachten dürfen, wenn auch die meisten der seinen Namen tragenden Briefe Literatur sind. Paulus war, wie die ziemlich sagenhafte Apostelgeschichte erzählt, von seinen frommen Eltern nach Jerusalem geschickt worden, damit er sich dort zum Rabbi ausbilde; nach der auch vom Talmud befürworteten Gepflogenheit hatte er daneben ein Handwerk, die Zeltweberei, erlernt. Er begann als Verfolger der Heilandbekenner, ward aber durch ein Gesicht auf der Reise nach Damaskus, wo er seine Arbeit im Dienste des Tempels fortsetzen sollte, dermaßen erschüttert, daß er selbst ein Heilandgläubiger und ein Apostel Jesu Christi wurde. In Jerusalem waren damals die Häupter der Gemeinde ein gewisser Apostel Petrus, der aber erst von der späteren Zeit mit dem

Jünger Simon genannt Kephas-Petros („Fels"), vereinerleit wurde, und ein gewisser Jakobus mit dem Titel: „Bruder des Herrn." Zu ihnen ging Paulus für fünfzehn Tage und widmete sich dann der Mission bei den Heiden. Von Anfang an verzichtete Paulus auf die Beschneidung; sein Begleiter Titus, ein Grieche, blieb unbeschnitten. Um etwa 50 n. Chr. kam es in Jerusalem zu einer endgültigen Scheidung zwischen dem Evangelium „an der Vorhaut" und dem „an der Beschneidung", jenes ward Paulus, dieses Petrus anvertraut. Die Apostelgeschichte (XV) und der Galaterbrief (II) berichten im wesentlichen übereinstimmend darüber.

Der Zusammenhang der „Heidenchristen" mit Jerusalem und den Judenchristen wurde von da an immer lockerer, ging alsbald völlig verloren. Das Judenchristentum hatte anfänglich ganz auf dem Boden des Judentums zu stehn gemeint, hatte nicht nur Gesetz und Propheten und den Tempel, sondern auch die spätere Lehre anerkannt und ward seinerseit vom Judentum nicht allzu schroff abgelehnt. Graetz erwähnt, daß der strenge Rabbi Elieser, der den Heiden allesamt den Anteil am ewigen Leben absprach, mit einem Judenchristen namens Jakobus Unterredungen hatte, und als ben Dama, ein Schwestersohn Rabbi Ismaels, einst von einer Schlange gebissen worden war, war er nahe daran, sich von demselben Jakobus „im Namen Jesu" heilen zu lassen. Durch die Scheidung vom Heidenchristentum wurde aber dem Judenchristentum die Möglichkeit abgeschnitten, sich durch reiner nordische Elemente zu ergänzen, und so versank es alsbald in Bedeutungslosigkeit, ja in Verachtung seitens der Heidenchristen wie der Juden und verschwand.

Das Christentum war mit der Beschneidung von dem einzigen rein afrikanischen Einschlag befreit worden und fand nun bei den Völkern des reiner nordischen Westens rasch Verbreitung. Paulus selbst kam auf seinen Reisen bis zu den Galatern — einer ziemlich großen Niederlassung von Kelten in Kleinasien —, bis nach dem thrakisch-makedonischen Thessalonich (Saloniki) und bis nach Rom. Überall fand er jüdische Proselyten vor, und diese vor allem wandten sich dem Christentum zu. Sie hatten im Judentum Befriedigung ihrer religiösen Sehnsucht gesucht, waren aber von diesem in seiner Rasseüberhebung nur als „Genossen" aufgenommen worden, als „Proselyten des Tores", wie die Bezeichnung war. Ihrerseit bildete die Beschneidung, die sie wohl verabscheuten, ein Hindernis. Die christlichen Gemeinden dagegen nahmen sie als volle Mitglieder auf und teilten ihnen ihre Heiltümer (Sakramente) unverkürzt mit.

Der Verbreitung des Christentums kam der Zug zur Mystik entgegen, der damals durch die ganze gesittete Welt ging. Zahllose geheime und offene Kulte verschiedenster Herkunft fanden Anhänger. Für das spätere Christentum wurden der ägyptische Isisdienst und der persische Mithrasdienst von Bedeutung. Mit beiden kam es zum Ausgleich, wie hier vermerkt werden soll: vom Isisdienst wurde die Verehrung der Mutter mit dem Kinde auf dem Schoße, der Madonnenkult übernommen, vom Mithrasdienst die Einrichtung des Papsttums.

Daß das Christentum und neben ihm der Mithrasdienst, der es eine Zeitlang zu überflügeln schien, so leicht und in so breiter Masse bei den reiner nordischen Völkern Eingang fand, hat seinen Grund darin, daß sich überall schon urverwandte Vorstellungen vorfanden und es sich im Grunde nur um neue Namen handelte, die durch ihren seltsam fremden und darum mystischen Klang einen begreiflichen Reiz ausübten. Es wandten sich ihm zuvörderst die höheren Kreise zu, nicht etwa das „Volk", wie man irrtümlich meint. Und nicht auf der Forderung: „Verkaufe alles, was du hast" lag der Ton, sondern auf dem „Folge mir nach!" Die weitere Entwicklung des Christentums liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit. Denn sie vollzog sich jenseit des Judentums. Daß ein paar Dichter geistlicher Hymnen in älterer Zeit Juden von Herkunft waren und ingleichen Papst Anaklet II., der große Ketzer- und Judenverfolger Thomas de Torquemada, Polanco, der Mitarbeiter des heiligen Ignatius von Loyola, und eine Reihe von katholischen Kirchenfürsten und protestantischen Theologen, hat keine wesenhafte Bedeutung dafür.

Nordisch ist am Christentum die Gestalt des Heilands, die seinen Mittelpunkt bildet, nordisch der Dualismus, die Scheidung der Welt in Licht und Finsternis, in Gott und Teufel, in das bedinglos Gute und das bedinglos Böse. Wer diese Auffassung hat, deren Grundlage nicht etwa das begriffliche Denken ist, sondern das bestimmende Gefühl, das lichte Blut, steht voll Verwunderung vor einem Gotte wie Jahwe, der sich in ziemlich unsaubere Handlungen einmengt und Diebe und Gastfreundschaftbrecher beschützt. Der reinerrassige Mensch hat einen ausgeprägten Sinn für das, „was man nicht tut", d. h. was er nicht tut. Gewalttat, Herrentat hat gegebenenfalls seine Bewunderung. Der nordische Mensch stimmt darin mit dem tiefdunkeln Neger überein. So gilt ihm auch ein Timur groß. Der Mischrassige ist in seinen Empfindungen, seinen Maßstäben viel kleinlicher. Er liebt in der Unsicherheit seines Gefühls und Urteils gesetzlich gezogene Schranken; er fürchtet jede Größe, empfindet

sie als bedrückend, als unangenehm. Das unmittelbare Erfassen fehlt ihm, sein Herz jubelt nicht aus dem tiefsten Grunde, aus dem Unbewußten, einem Gedanken, einer Persönlichkeit zu. Der Gott, den er sich nach seinem Bilde schafft, ist von seiner Art. Und übernähme er den Zeus Kronion des Phidias, er machte ihn zum Geschäftreisenden, zum Makler, zum Warenschieber. Alle Anwürfe gegen die Haltung Jahwes in gewissen Angelegenheiten schreiben sich daher.

Der Monotheismus als solcher ist unnordisch. Ein Gott, der bedinglos gut ist und doch allmächtig, sonach nicht nur das „Gute" tut, sondern auch das „Böse", das Böse vielleicht nicht tut, aber doch zuläßt, weil es sonst nicht da wäre, ist für den nordischen Menschen ein Unding. Wo das Christentum lebendig war, findet man darum ausgesprochenen Dualismus, den starken Glauben an Gott und den ebenso starken an den Teufel. Der alttestamentliche Jahwe kam überhaupt nicht in Frage. Als aber eine nicht mehr vollgläubige Zeit in der „Schrift" zu forschen, die verschiedenen literarischen Aussagen gegeneinander abzuwägen begann, kamen jene, die nicht mehr „glauben" konnten, aber doch vor sich und anderen den Anschein, die Möglichkeit zu glauben wahren wollten, in die tiefsten Zwiespälte. Wie war das Böse in der Welt möglich, wenn Gott „allmächtig" war, wie konnte er Menschen für ewig in die Hölle verdammen, wenn er „gut" war? Die ganze „Philosophie" vor Leibniz und ihrer ein großer Teil nach Leibniz ist nichts anderes als „Theodizee", Gottesrechtfertigung.

Für die anthropologische Betrachtweise löst sich diese Hauptfrage des Christentums sehr einfach: der reiner nordische Mensch ist von Natur aus Dualist, der mischrassige ebenso von Natur aus Monist. Im reiner nordischen Menschen liegen Gutes und Böses scharf getrennt und weit getrennt voneinander, er kann selbst ebenso zu Zeiten Gott, zu anderen Teufel sein, gegen eine Person Gott und gegen die andere Teufel, er kennt kein Gesetz außer sich selbst, seine „gute" Tat oder „gute" Gesinnung gegen den einen ist ihm ebenso gerechtfertigt wie die „schlechte" Tat oder „schlechte" Gesinnung gegen den anderen. Nur eines verachtet er: klein sein, schäbig sein, makeln. So ist auch sein Teufel groß — man denke an Dantes, an Miltons und Klopstocks Satan —, und ob er an ihn (und an Gott) „glaubt" oder nicht, ist schließlich gleich: der nordische Mensch „glaubt" nicht, er weiß, daß die Mächte, die er in seiner Welt wirken läßt, Abstraktionen, letzten Endes Geschöpfe seiner selbst sind. So steht er auch vor Gott und Teufel mit freiem Nacken und frankem Blick. Für den Mischrassigen

liegen Gutes und Böses näher beisammen, verfließen vielfach ineinander, lassen sich durch geschickte Deutungen und Umdeutungen ineinander überführen. Während der nordische Mensch gut und böse nur immer in bezug auf sich kennt, kommen dem mischrassigen die schriftlich niedergelegten Meinungen gelegen. Sie ersetzen ihm die unmittelbare Entscheidung aus dem eigenen inneren Ethos und haben das Gute für ihn, daß sie sich wenden und drehen lassen, wie es ihm von Vorteil ist. Warum soll Jahwe nicht auch einen saftigen Diebstahl befehlen? Für jenen fällt das durchaus nicht aus seinem Gottesbegriff heraus.

Der Dualismus des Neuen Testamentes stammt aus dem Parsismus. Dort waren Ormuzd und Ahriman (Ahura Mazda und Angromainyu) als zwei Urtümer (Prinzipe) einander gegenübergestellt; das ganze Weltleben und das jedes Einzelnen war ein Kampf der beiden miteinander. Der echt nordische Optimismus ließ den Kampf mit dem Siege Ormuzds enden, mit dem völligen Aufgehn des Bösen im Guten. Aus dem Parsismus stammen die Engel der Evangelien und die Heiligen des späteren Christentums, außerdem verschiedene Einzelheiten, wie die Versuchung des Heilands und dessen Weltflucht, das Auftreten mit dreißig Jahren und die Taufe im Flusse und mehrere Wunder, die ebenso von Zarathustra erzählt werden. All dies wurde aber gewiß nicht erst von den Nazarenern übernommen, sondern lebte schon längere Zeit im Volke. Auch im hebräischen Alten Testament findet sich der persische Einschlag: im Buche Hiob stellt sich Satan als Sondermacht Gott gegenüber, und auch Engel treten auf, ja die Bedenklichkeit der Späteren hat an vielen Stellen, wo der Volksgott ursprünglich selbst erschienen war, aus Jahwe den „Engel Jahwes" gemacht. Sehr merksam für die Beziehungen des Judentums zur persischen Kultur ist das Buch Esther, worin ich sogar die Namen der sechs Erzengel Ahura Mazdas, die Amrta Spenta, und der zehn Dämonen Angromainyus nachweisen konnte („Biblische Novellen"). Der biblische Unsterblichkeitglaube ist ingleichen offensichtlich von den Persern und nicht etwa von den Ägyptern übernommen. Nicht nur, daß er erst in den Schriften von der persischen Zeit an auftritt, er deckt sich auch bis auf Einzelheiten mit dem persischen. So verweilt die Seele nach persischer wie jüdischer und christlicher Vorstellung noch drei Tage in der Nähe des Leichnams und geht erst dann an den ihr bestimmten Ort. Auch einiges von buddhistischem Gut ist in das Neue Testament übergegangen.

Uralt nordisch ist auch das heilige Zeichen der Christen, das Kreuz. Daß der Heiland nicht an das Kreuz genagelt wurde — neutestamentlich-

griechisches staurós ist Pfahl, Galgenbaum —, habe ich schon erwähnt; auf den ältesten Darstellungen hängt er auch nicht am Kreuze, sondern steht segnend davor. Das Kreuz ist allgemein nordisches Gleichbild für das Feuer, die Sonne, die Lebenskraft. Wohl die älteste und sinnfälligste Form ist das indische Hakenkreuz (Swastika) 卐, das in jüngster Zeit mit gutem Grund als Zeichen des Bekennens zum „Ariertum" genommen wurde und als solches auch schon genug Anfeindung von Nichtariern erfährt. So ging 1920 durch etliche Zeitungen das Erlebnis eines Deutschen, dem ein Brief mit einem Hakenkreuzsiegel von einem jüdischen Postbeamten zurückgewiesen wurde; erst auf die Frage, ob er auch einen Brief mit dem Sechsstern Judas zurückweisen würde, nahm der Postbeamte den Brief gleichwohl an. Wo etwa jugendliche Ausflügler ein Fähnchen mit dem Hakenkreuz entfalten, werden sie alsbald von Arbeitern, die in dieser wie anderer Hinsicht zuverlässige Gefolgtruppen ihrer jüdischen Führer sind, daran verhindert. (Daß zu gleicher Zeit jüdische Geschäftleute das Hakenkreuz an ihrem Rocke tragen, ist ebenso kennzeichnend; in frommkatholischen Ländern findet man in jüdischen Geschäftläden sehr oft ein Madonnenbild mit dem Weihbrunnen darunter, auch wohl ein Kruzifix an der Wand.) Das Hakenkreuz stellt eine Vierzahl von laufenden Beinen dar, denn sowohl das irdische Feuer wie die Sonne sieht man „laufen". Es kommt auch mit nur drei „Armen" vor. Die geraden Arme deuten die Strahlen an, und da gibt es neben der gebräuchlichsten Form mit vier Strahlen (+) auch solche mit sechsen oder achten. Der untere Arm wird manchmal verlängert, und das ergibt das christliche Kreuz. Die Ägypter setzten noch einen Kreis als Sonnenbild daran; so entstand das Spiegelkreuz (♀), das Isis so häufig in der Hand trägt. Als Sechsstern mit dem Sonnenkreis (☧) wurde es als „Monogramm Christi" (griechisches Chi und Rho, XP) gedeutet, kommt aber auch schon in dieser Form auf vorchristlichen Münzen, baktrischen, ägyptischen, pontischen und attischen, vor. Daß die alten Bilder der Muttergöttinnen es vielfach eingeritzt tragen, erwähnte ich (Kap. 17). Die Umdeutung des Lebenskreuzes in den Lebensbaum, woran der Heiland stirbt, lag nahe und reicht gewiß auch sehr weit zurück. Der Abscheu der Juden vor dem Kreuze, der fast nicht geringer war als der des leibhaftigen Gottseibeiuns davor, stammt jedenfalls erst aus der Zeit der Feindschaft gegen das Christentum, dessen besonderstes Zeichen es wurde, sicherlich aber nicht von Anfang war. Im Neuen Testament kommt das Kreuz als heiliges Zeichen noch nicht vor, und alles spricht dafür, daß es aus einem anderen Dienste, wahrscheinlich

aus dem Mithrasdienste, übernommen wurde. Die römischen Legionen, die ja vielfach dem Mithrasdienste ergeben waren, trugen es als Abzeichen, und das bekannte „In diesem Zeichen wirst du siegen" des Kaisers Konstantin schmeichelte darum in gleicher Weise den Mithrasgläubigen wie den Christusgläubigen in seinem Heere. Aber schon die Vestalinnen trugen es an einem Bande um den Hals und vor allem im ägyptischen Serapisdienste, der eben in der Zeit des ersten Christentums große Verbreitung hatte, war es das heiligste Zeichen; Serapis selbst wurde mit ausgestreckten Armen in echter Kreuzesform dargestellt. Ebenso heilig war das Kreuzeszeichen im germanischen Norden. Hier findet man es auf allen möglichen Waffen und Gerätschaften, Schmuckgegenständen und Amuletten, und wenn die nordischen Helden sich in ihrer Todesstunde mit dem Speere zeichneten, so taten sie es in der Form des Hakenkreuzes oder des Dreiarmes, um sich dadurch dem Gotte zu weihen.

Wenn sich solcherweise das Christentum als wesenhaft allgemein-nordisch erweist, so fragt es sich, was wir darin als „jüdisch" betrachten können. Da es in dem seit mehreren Geschlechtern judaisierten Galiläa entstanden ist und sich zunächst an die Juden wendete, hat es zur literarischen Grundlage das Alte Testament und führt darum zahlreiche Worte daraus an, nimmt auf verschiedene Vorstellungen darin Bezug, namentlich auf die Heilandweissagungen, die es in seinem Heiland „erfüllt" sehen will. Der Gegensatz zur — damaligen — Jahwe-Religion bleibt aber dabei bestehn, so daß es eigentlich nur die Beschneidung war, was die jüdischen Christen mit den Juden verband. Das bekundet vor allem auch die Tatsache, daß die Juden sich als Gesamtheit von allem Anfang an feindlich gegen das Christentum stellten, es geradezu als ihr Widerspiel betrachteten.

Aber diese literarische Verankerung des Christentums im Alten Testament und Worte wie: „Wahrlich, bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehn der kleinste Buchstabe noch ein Tütel vom Gesetz" (Math. V 13) hatten doch die Folge, daß das Alte Testament als „heilige Schrift" auch in das Heidenchristentum herübergenommen wurde, und in den jetzt mehr und mehr von Germanen beherrschten Ländern brauchte nur die mischrassige Allgemeinheit sich durch ihre Zahl geltend zu machen, so mußte die Unduldsamkeit und Verketzersucht gewisser Teile aus der priesterlichen Zeit fruchtbaren Boden finden, und alsbald begannen die härtesten Verfolgungen aller von der festgelegten Kirchenlehre Abweichenden, Verfolgungen, die unendliche Ströme Blutes vergossen und

sich dann in einigen Gegenden gelegentlich selbst gegen die Juden wandten und auch unter ihnen Märtyrer schufen. Diese Unduldsamkeit und Verketzersucht, die auf die gottgefällige Hinschlachtung der 450 Baalpriester durch Elias (1. Kön. XVIII), und deren heimtückische Ausrottung durch Jehu (2. Kön. X, Kap. 10), auf die Tötung der 75 000 Perser und zahllose andere Schriftstellen hinweisen und sich dadurch für gerechtfertigt halten konnte, war das wahrhaft verhängnisvolle Erbe, das das Christentum aus dem Judentum mitbekam. Und wenn es auch nicht an solchen fehlte, die diese Härte aus ihrer reiner nordischen Art verurteilten, so brauchte es doch achtzehn Jahrhunderte, bis ein König sagen konnte, in seinem Lande möge jeder „nach seiner Façon“ selig werden.

Zweiter Teil

Die Juden in der Zerstreuung



19. Die Gola

Die Zerstreuung der Juden — das Wort gôlah bezeichnet ursprünglich die gezwungene Verpflanzung — war eine freiwillige. Denn wohl waren zu verschiedenen Zeiten jüdische Vornehme ins Ausland verschleppt worden, so nach Babylon und Ägypten, aber immer kam eine Zeit, da man den Juden die Rückkehr in ihr Vaterland freistellte. „Viele jedoch, die ihre Besitzungen nicht verlassen wollten, blieben in Babylon," erzählt Josephus Flavius schon von den Juden unter Cyrus. Das wiederholte sich jedesmal. Friedrich Delitzsch nennt das „freiwillige Vaterlandlosigkeit" der Juden (vgl. Kap. 16). Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß auch andere Völker von der Verpflanzung betroffen wurden, nicht nur im Altertum, sondern bis ins 19. Jahrhundert hinein. Noch unter Maria Theresia wurden die protestantischen Ketzer Oberösterreichs nach Siebenbürgen „transplantiert", und unter Franz I. (1837) die protestantischen Zillertaler ausgewiesen.

Nicht aber nur um Verpflanzungen handelt es sich; diese betrafen vielmehr nur einen kleinen Teil der Bevölkerung, sondern um die von Anfang an freiwillig ins Ausland gegangenen. Das waren in der Hauptsache solche, die eine größere geistige Regsamkeit und Betriebsamkeit in die Länder unbegrenzter Möglichkeiten lockte, in einigen Fällen politische Flüchtlinge, auch sie geistig hervorstechende Persönlichkeiten. Es darf also nicht Wunder nehmen, wenn die Juden der Gola die des Mutterlandes an Wohlstand und geistigem Leben alsbald überflügeln und am Ende allein noch Bedeutung behalten.

Die Juden waren durchaus nicht das einzige Volk, das im Ausland Niederlassungen gründete. Ihre engeren Stammesverwandten, die Phönizier, hatten schon zur Zeit Salomos solche gegründet, und auch bei ihnen überflügelte die Kolonie — Karthago — das Mutterland. Freilich waren die Phönizier nicht von der Art der Juden. Sie waren Handelswikinger von großem Zuge. Ihr eigentliches Reich war das Meer. Ihre staatbildende Kraft war größer; zu einer Zeit, da Judäa schon seit langem Provinz war, kämpften sie ruhmreich gegen die Römer. Einen Hamilkar Barkas, einen Hannibal, einen Mago, der weit an der West-

küste Afrikas entlang fuhr, besitzt das jüdische Volk überhaupt nicht oder wenigstens in der Zeit nach Saul und David nicht. Daß wir die Phönizier noch im Jahrhundert Alexanders des Großen in ihren Herren als rotblond (xanthoi) ansehen müssen, habe ich erwähnt (Kap. 3), und auch Hannibal soll rotblond gewesen sein.

Die Phönizier gründeten, wo sie sich niederließen, eigene Staatswesen, aber doch mehr nur Hansaordnungen als wirkliche Staaten. Sie legten das Hauptgewicht auf den Handel. Die jedenfalls reiner nordischen Griechen, Makedonen und Römer dagegen richteten vor allem in den Pflanzstädten ihre Staatsordnung auf. So entstanden die griechischen Kolonien an der kleinasiatischen Küste, auf Sizilien und in Unteritalien. In noch höherem Maße zeigt sich dies bei den Makedonen, die in Syrien, in Ägypten, in Baktrien und selbst im indischen Pendschab selbständige Reiche gründeten. Da hielt eine ganz dünne makedonische Herrenschichte die Ordnung aufrecht und beeinflußte aufs tiefste die ganze Gesittung des Landes. Im Syrien der Seleukiden, im Ägypten der Ptolomäer ward durch sie das Griechische die Allgemeinsprache (koinē), in Indien regte das griechische Theater das indische an, und noch in dem Drama nach der Herrschaft der weißen Skythen (die neues lichtes Blut dem indischen Volke zuführte und ihm damit eine „Wiedergeburt" gab) heißt der Theatervorhang „Jawana", der „jonische". Diese Makedonen, die wir uns nach den farbigen Bildnissen und allen Nachrichten als reine Blondlinge vorzustellen haben, dachten überhaupt nicht an den Handel für irgendein Mutterland; der nordische Individualismus kam hier zum Ausdruck. Auch die Römer unterwarfen die ganze Levante und die ehemals keltischen und iberischen Gebiete bis zu den Marken der Germanen nicht als Handelsleute, sondern als Herrscher. Wie viel Vorteil das Reich und auch so mancher Einzelne aus den Provinzen zog, für Rom war der Ansporn nicht die Ausbeutung oder nur Ausnützung der fremden Länder, sondern die Macht.

Es wurde mir von sehr schätzbarer Seite eingewendet, daß die Ausübung der Herrschaft und somit die Unterdrückung anderer nicht als Ausdruck höchsten Menschentums betrachtet werden könne. Diese moralische Wertung verkennt die anthropologische Betrachtweise. Wir werten überhaupt nicht, sondern stellen auf Grund der vorhandenen Nachrichten fest. Und da ergibt es sich eben, daß der am reinsten nordische Mensch die stärkste staatbildende Begabung hat, daß er — zunächst durch Waffen, dann durch Gesetze, durch Errichtung einer Ordnung — Staats-

wesen schafft und sie so lange führt und erhält, als er von tieferer Rasse-trübung freibleibt. Die Ordnung, die er schuf, pflegt noch eine Zeitlang vorzuhalten, wenn auch schon die reinrassige Führerschichte fehlt; denn immer noch treten diejenigen, die dem nordischen Wesen am nächsten stehn, für die Erhaltung der Ordnung ein; sie sind die rassemäßigen „Konservativen". Greift die Rassetrübung weiter, so wird jene Ordnung umgestürzt, und da nun die eigentliche Führerschaft fehlt, in den Misch-rassigen immerhin aber noch gewisse Bestrebungen vorhanden sind, die eine neue Ordnung aufrichten wollen, nur diese Bestrebungen nicht ein-heitlich sind (weil nicht auf einheitlicher Rassegrundlage), kommt es zu einem Zustand der Wirrnis, des Widerstreites mehrerer fast gleich starker politischer Richtungen. Wenn das lichte Blut noch mehr ver-schwindet, geht die Ordnung ganz verloren; ein Aufruhr löst den anderen ab, einheimische Gewaltherrscher treten für kurze Zeit auf und fallen zumeist durch Mord. Das Ende ist Versklavung durch ein Fremdvolk, worin die staatbildenden Kräfte noch stärker sind. Das liest man in dem berühmten „Lehrbuch", das die Weltgeschichte sein soll, unzählige Male. Daß „man" jedoch allen solchen Tatsachen gegenüber noch „zweifelt", liegt daran, daß „man" gewöhnlich dem nordischen Typus ziemlich fern steht, selbst keine staatbildende Kraft in sich hat und dies gerne mit irgend-einer christlichen oder Menschlichkeit-Moral vor sich und anderen verdeckt.

Die Juden der Gola schon des Altertums hatten staatbildende Kraft nur noch in geringem Maße. Es kam auch dort, wo sie in großer Zahl in enger umgrenztem Gebiete wohnten, wie im eigentlichen Babylonien, nicht mehr zu selbständigen Staatwesen, nur zu einem Ge-meinwesen, zu Kult- und Erwerbsordnung. Die Juden blieben auch dort Gastvolk eines Wirtvolkes, waren vermöge ihrer immerhin noch großen Rassekraft Staat im Staate, übten durch einzelne hervor-ragende Persönlichkeiten, die im Wirtstaate hohe Stellungen erlangten, oftmals bedeutenden Einfluß aus, hatten viele Vorteile von ihrem Zu-sammenschluß und sahen darum immer wieder heftige Gegnerschaft unter dem Wirtvolke entstehn, besiegten diese oder mußten ihr weichen, je nach-dem die Gruppe, die sie als Staat im Staate bekämpfte, rassisch stark genug war oder nicht.

Es wurde dem Juden der Zerstreuung jede Freude am Kriegswesen und am Ackerbau abgesprochen; da sich in der Tat der überwiegende Teil der Golusjuden den Handels- oder Geldgeschäften widmete und widmet, kann dies für die Allgemeinheit gelten. Aber das Vorwiegen solcher

Betätigung darf nicht vergessen machen, daß im Altertum, wovon hier die Rede ist, die Juden noch sehr wohl auch Ackerbauer und sogar Kriegsleute gewesen sind. In dem erwähnten engeren Babylonien betrieb ein großer Teil der Bevölkerung Ackerbau. Die Verhältnisse waren günstig, denn der Tigris trat regelmäßig aus und gab dem Lande eine Fruchtbarkeit, fast wie sie der Nil seinem Tale gab. In Ägypten wurden, wie Josephus Flavius meldet und der Papyrusfund von Elephantine (Südägypten) erwies, die Juden als Militärkolonen verwendet und waren da Ackerbauer und Kriegsleute zugleich, allerdings Geschäftleute auch nebenher, ganz so wie im Weltkriege viele jüdische Offiziere der Etappe in Serbien, Makedonien, Albanien neben ihrem Kriegsdienste, der sie zumeist nicht allzu sehr beanspruchte, noch einen zumeist sehr ertragreichen Handel mit Tabak, Lebensmitteln und Teppichen betrieben. Der Geist der ersten Königzeit war noch nicht ganz erloschen. Und kam es auch nicht mehr zur Begründung von eigenen Staatswesen, so doch zu zahlreichen Aufständen, die bewiesen, daß es den Juden an Mannesmut im offenen Kampfe und an kriegerischem Geschick durchaus nicht fehlte. Ich erwähne nur die Aufstände unter Trajan und führe da etliche Einzelheiten an (vgl. Heinrich-Hersch Graetz, „Geschichte der Juden", Bd. IV). Unter Trajan fielen namentlich die eroberten persischen Gebiete ab, und die Juden hatten großen Anteil hieran und verbreiteten den Aufruhr über einen großen Teil des römischen Reiches. In Babylon, in Ägypten, der Kyrenaïka und auf der Insel Kypern kam es zu Aufständen. „Wie von Raserei getrieben", griffen die Juden zu den Waffen. In der Kyrenaïka führte ein gewisser Lucuas oder Andreas die Aufständischen. Die ägyptischen Juden schlossen sich an. Griechen und Römer verschiedener Orte, die ihnen in die Hände fielen, wurden getötet, der römische Feldherr Lupus, der gegen sie gesandt worden war, zurückgeschlagen. Die Juden überfluteten das Land und sollen, wie Dio Cassius berichtet, die gefangenen Griechen und Römer geschlachtet, ihr Fleisch gegessen, sich mit ihrem Blute bestrichen und sich in ihre geschundenen Häute eingewickelt haben. Auf Kypern war ein gewisser Artemon der Führer. Auch da waren sie zunächst siegreich und sollen die Hauptstadt Salamis erobert und darin 240 000 Griechen umgebracht haben. Der Anführer der Juden in Babylonien wird uns nicht genannt. Auch da machte es große Mühe, sie niederzuwerfen. Trajan schärfte seinem Feldherrn gegen die babylonischen Juden, dem Mauretanier Lusius Quietus, ein, die Juden seines Distriktes ganz zu vertilgen. „So groß war die Furcht und das Rache-

gefühl des Kaisers gegen eine Nation, deren Kräfte er gar nicht in Anschlag gebracht zu haben schien. Auf drei Seiten hatte Trajan gegen die Juden zu kämpfen, und wenn diese drei Brennpunkte der Empörung sich zu einem einzigen vereinigt und gegenseitig unterstützt hätten, so würde vielleicht schon damals der Riesenkoloß des römischen Reiches den Stoß erhalten haben, den er hundertfünfzig Jahre später durch die nordischen Barbaren erlitten hat."

Der verdiente Graetz, dem ich diese Worte entnehme, zieht nicht in Betracht, daß die Juden ihre staatliche Selbständigkeit seit vielen Jahrhunderten verloren und nur auf ganz kurze Zeiträume gelegentlich wiedererlangt hatten, daß die Römer zwar schon ihre staatbildende Kraft zu verlieren begannen — Trajan selbst war ein Blondling aus der Kolonie, aus Spanien, nicht mehr aus dem Mutterlande —, daß aber die „nordischen Barbaren" in ihrer noch reinen Rasse die volle staatbildende Kraft hatten und in der Tat in kurzer Zeit auf den Trümmern des römischen Reiches verschiedene kleinere Staaten (nordischer Individualismus) gründeten. Das Judentum der Gola hatte hierzu die Rassekraft nicht mehr, sondern nur noch die Kraft zu Aufständen. Auch die verlor sich beträchtlich, und die Juden der späteren Zeiten betätigen sich darum politisch nur noch als „Revolutionäre", und trachten da, andere für ihre Überzeugungen mit dem Leibe kämpfen zu lassen, während sie selbst sich dem Kampfe mit Waffen möglichst ferne halten.

Diese Art der Juden als Allgemeinheit, die genugsam bekannt ist, hat dazu geführt, daß die Juden des Feigseins bezichtigt wurden. Die Juden sind nicht „feiger" als jedes Volk von stärkerer Rassemischung. Auch den Griechen von heute, den Süditalienern und den Portugiesen kann man als Gesamtheiten keine besondere Tapferkeit nachsagen. Dagegen sind der wesenhaft rassereine Germane — Norddeutscher, Gebirgsbayer, Belgier, Nordfranzose, Engländer, Skandinavier —, der wesenhaft rassereine Japaner, der wesenhaft rassereine Senegalneger unbedingt als tapfer zu bezeichnen. Tapferkeit als solche hängt nicht etwa von der Lichtheit ab, denn sie ist zunächst etwas rein Körperliches, wie auch ein Tier tapfer sein kann und dies unabhängig von seiner Größe, seiner Körperkraft, seiner „Intelligenz". Man darf den eigentlichen Grund des Feigseins in der Überwertung des eigenen Ichs sehen, die allen Mischrassigen eigen ist. (Vgl. Kap. 17.) Dies erklärt, warum so viele jüdische Männer — ich denke vor allem an die jüdischen Schriftsteller, meine Berufsgenossen — während des Weltkriegs sich dem Heeresdienst oder wenigstens dem Feld-

dienst zu entziehen für gut befanden. Sie überwerteten die Bedeutung ihres Lebens für andere und für sich. Mir wurde erzählt, daß Richard Dehmel, der nicht einmal ganz hochrassig und zudem zweimal mit jüdischen Frauen verheiratet war, ins Heer eingetreten sei, damit keiner nach ihm irgendwelche Ausflüchte gebrauchen könne, daß er etwa zu alt, zu hervorragend und für die Kultur seines Volkes zu wichtig oder in seinen geldlichen Umständen zu wenig gesichert sei. Dehmel hatte stets für ein gutes Einvernehmen zwischen den Völkern gearbeitet, und auch als Soldat hat er keine Zeile gegen unsere „Feinde" geschrieben. Richard Dehmel leitete hierin sein Gefühl, wie auch jene ihr Gefühl leitete. Gar manche andere deutsche Schriftsteller, die sich auf ihr Nichtjudesein etwas zugute taten, wohl sogar — in Friedenszeiten — mit ihrem Reserveoffiziersäbel rasselten, wurden durch ihr Gefühl ebendahin geleitet wie jene Juden.

Wie auffällig groß aber auch die Zahl der Juden war, die sich während des Weltkrieges im Hinterland oder in der Etappe hielten, so geschah dies doch nur durch Ausnützung ihrer Beziehungen[1], nicht aus wirklichem Feigsein, und viele, die keine Beziehungen hatten, taten in den Schützengräben ganz so ihre Pflicht wie andere, und wenn sie etwa in größerem Hundertsatz als andere zurückkamen, so lag das daran, daß sie auch in gefährlichsten Lagen ihre Klugheit bewahrten und deren uraltes Gebot befolgten, daß man nicht immer der erste sein müsse. So war der jüdische Soldat in mancher Hinsicht sowohl dem reiner rassigen gegenüber, der, Tod und Leben verachtend, drauflos ging, als auch dem vorgepeitschten Minderrassigen gegenüber im Vorteil, und die goldenen Tapferkeitauszeichnungen wurden ihm schier reichlicher zuteil als dem germanischen Blondling, der eben den Heldentod fand. So sehr ist das jüdische Volk seit Esra und Nehemia sich gleichgeblieben, daß daraus noch heute eine Phalanx von kriegstüchtigen, staatbildenden Männern hervorgehn könnte, die denen anderer Völker kaum in etwas nachstünde. Aber es bedürfte dazu eines Gedankens, der die Besten um sich sammelte; und diese Besten würden auch ihr eigenes Ich nicht mehr überwerten, sie würden ihr Leben ganz so einsetzen, wie die Makkabäer und die Anhänger Bar

[1] Ich selbst, seit meinem Auftreten ein Vermittler zwischen den Völkern und auch während des Krieges in diesem Sinne tätig, habe die Beziehungen, woran es mir keineswegs fehlte, während meines Dienstes (vom November 1915 bis zum Ende) nur einmal ausgenützt: als ich, vom Garnisonspital in Hermannstadt als zu jedem militärischen Dienste untauglich erklärt (D-Befund), durch Vermittelung der Fürstin A. W. mich nach Albanien schicken ließ, wohin damals nur Felddiensttaugliche kamen.

Kochbas und noch die Aufständischen zur Zeit Trajans. Immer wieder hat sich auch noch im Golusjudentum diese „Tapferkeit" bekundet.

Die Meinung, das neuere Judentum sei für Ackerbau und Staatbildung völlig untauglich, es beschränke sich im Erwerbe auf den Handel und in der Politik auf die Revolutionierung seiner Wirtvölker, stets nur auf seinen eigenen Geldvorteil bedacht, verallgemeinert Erscheinungen, die allerdings hervortreten, nicht aber dem Judentum allein eignen und es auch nicht ausschließlich erfüllen. Bestehn aber bleibt der scharfe Unterschied zwischen ihrer Art und der Art, wie Griechen, Makedonen, Römer und Germanen in fremden Ländern Niederlassungen begründeten. In der Mitte steht die Art der Phönizier, wie diese auch der Rasse nach die Mitte zwischen jenen reiner nordischen Völkern und den gemischtrassigen Juden gebildet haben.

Der Golusjude betätigte sich tatsächlich zum Hauptteil im Handel und im Geldgeschäft. Er tat es von Anfang an, ohne dazu irgendwie genötigt oder gar gezwungen zu sein, er tat es, weil es seiner Art gemäß war, und er ist auch darin nicht der einzige. Auf dem Balkan, wo man seit Jahrhunderten Gelegenheit hatte, alle in Betracht kommende Völker genauer kennen zu lernen, sagt man: zwei Juden machten einen Serben, zwei Serben einen Griechen und zwei Griechen einen Armenier, wobei jedoch zu vermerken ist, daß die Stadtserben von Herkunft zumeist Griechen und tief brünett wie diese sind, während der kriegstüchtige, biedere Landserbe einem weit nordischeren Schlage angehört. Jedenfalls ging der Golusjude niemals in Handel und Geldgeschäften auf. Während die einen unermessene Reichtümer anhäuften, gab es immer keine geringe Zahl solcher, die Propheten waren und „barfuß gingen". Schon im alten Babylon wurde nicht nur das Wirtvolk bewuchert, sondern auch das große Rassegesetz Esras und Nehemias ausgedacht: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten..." Eine ganze Reihe von biblischen Schriften entstammt der babylonischen Kolonie, und späterhin entstand in Babylonien der danach genannte Talmud. Sehr bedeutend war die Anteilnahme der ägyptischen Juden am Geistesleben.

Auch die ägyptischen Juden hatten sich durch ihre Geschäfte große Reichtümer erworben. Aber während jene Serben, Griechen und Armenier nur sehr wenig für das Kulturleben ihrer Völker tun, hat das ägyptische Judentum wenigstens zwei Erscheinungen aufzuweisen, die der Weltkultur angehören. Die erste davon ist die Übersetzung des Alten Testamentes ins Griechische, die Septuaginta, so genannt, weil „siebzig" gelehrte

Männer ihre Verfasser sein sollen. Diese Arbeit wurde um 250 v. Chr. begonnen — die jüdische Sage läßt sie im Auftrag des Königs Ptolemäus II. Philadelphus unternommen werden — und in der Hauptsache um 100 v. Chr. abgeschlossen. Für uns ist die Septuaginta von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sie an vielen Stellen eine ältere Textgestalt als die uns vorliegende benützte und somit Verderbnisse wiederherzustellen ermöglicht. Außerdem überlieferte sie neben den „kanonischen" Schriften noch mehrere andere aus späterer Zeit, die sogenannten Apokryphen, die man in den älteren Lutherbibeln noch aufgenommen findet, in den neueren aber ausgeschaltet hat. Mehrere davon sind schon gleich in griechischer Sprache verfaßt worden, andere sind Übersetzungen hebräischer Vorlagen. So gab uns ein glücklicher Fund einen Teil der Weisheit des Jesus Sirach, als deren Übersetzer sich der Enkel des Dichters nennt, in der hebräischen Urfassung wieder. Neben dieser Spruchdichtung sind namentlich die ersten zwei Makkabäerbücher von geschichtlichem Werte. (Luther übersetzte nur diese.) Das dritte ist eine ins Gewand der Geschichte gekleidete politische Schrift. Die Erzählungen von Judith, von Tobias und von Susanna sind fromme Novellen, die sich denen von Esther, von Jona und von Ruth nicht unwürdig anreihen. Entstanden war die Übersetzung der heiligen Schriften aus dem Bedürfnis der Gemeinde heraus, die das Hebräische nur noch mangelhaft oder gar nicht mehr verstand. Sie fand darum von seiten der frommen Juden des Mutterlandes viel Befeindung und verschwand schließlich aus dem Gebrauch der jüdischen Gemeinden, blieb aber dafür bei den Christen noch lange in Ansehen. Nicht aber nur dadurch hat die Septuaginta ihre hohe Stellung in unserer Kultur. Sie ist auch die umfangreichste uns erhaltene Übertragung orientalischer Schriftwerke in eine indogermanische Sprache aus dem Altertum, und zugleich jene, die sich größter Worttreue befleißigte (da es sich doch um heilige Texte zum gottesdienstlichen Gebrauch handelte) und dadurch ein Urbild für die Übersetzkunst.

Die zweite bedeutende Erscheinung der ägyptischen Kolonie ist Philon. Philon war der Bruder des Abalarchen, des Vorstehers der ägyptischen Judenschaft, und ein reicher, hoch angesehener Mann von umfassender griechischer Bildung. Er lebte zwischen 20 v. Chr. und 54 n. Chr. Sein ganzes Wissen widmete er dem Gedanken, das Judentum als dem Griechentum ebenbürtig, ja als diesem überlegen zu erweisen. Plato war für ihn ein Schüler Mosis (De specialibus legibus II, 345.) Bei ihm schon trifft man die seither so oft wiederholte Behauptung an, das Juden-

tum habe die Weltmission, dem ganzen Menschengeschlechte als Priester und Propheten zu dienen, ihm die Wahrheit und namentlich die reine Gotteserkenntnis zu vermitteln. Die Juden sind ihm die Menschen im wahren Sinne, das Judentum, das „elende Sykophanten" „menschenfeindlich" nennten, auf der Liebe begründet (De justitia II, 365 und De humanitate II, 399). Er ward sich dabei nicht bewußt, daß er sein ganzes philosophisches Denken dem Griechentum verdankte und dessen Lehren nur dadurch in der Bibel fand, daß er deren Worte in damals üblicher Weise allegorisch umdeutete. Sein Irrtum ist der zahlreicher begabter Golusjuden bis heute. Es ist wohl die Aufnahmefähigkeit da, die überlieferte Selbsteinschätzung aber zu groß, als daß sie die Demut vor dem Genius anderer kennten, der geistige Gesichtkreis zu eng, als daß ihr Blick über den Bereich ihres Volkes hinausginge. Philon führte auch den Begriff des göttlichen „Wortes" (logos) in seine Lehre ein, der aus dem Persischen stammt und, wohl über Philo, in das Johannes-Evangelium aufgenommen wurde (Kap. 18).

In der Gola vor allem hat sich das Rassegesetz Esras und Nehemias bewährt. Nur ihm verdankt das Judentum, daß es sich erhielt. Immer wieder, wenn eine Gruppe von Reichen und im Geiste ihrer Wirtvölker Gebildeten in der Allgemeinheit aufzugehn drohte, erwies sich das Gesetz als stärker, und die Schranke zwischen dem jüdischen Blute und dem nichtjüdischen blieb bestehn. Die wirklich das Judentum verließen, waren bis in die neueste Zeit eine verschwindende Minderheit, und nimmt man auch an, daß es die rassisch am meisten nordischen waren, so brachten sie doch in ihrer geringen Zahl der Gesamtheit nur unwesentliche Verluste an lichtem Blut.

20. Die Judenfrage im römischen Reich

Im Verlaufe meiner Darlegungen konnte ich schon mehrfach das Verhältnis der Juden zu ihren Wirtvölkern berühren. Es macht da nicht viel aus, ob die Wirtvölker die eigentlichen Herren sind oder nur eine breite andersartige Bevölkerung unter der Gewalt eines gemeinsamen Herrn. Der geistesmächtige Mensch wird schließlich auch aus der übelsten Verknechtung heraus zu jener Stellung zu gelangen wissen, die ihm dem anderen gegenüber gemäß ist. Ein kluger Sklave ist stets der Herr seines Herrn geworden. Und dies nicht etwa nur dann, wenn er von besserer Rasse war als sein Herr, sondern auch dann, wenn sein Herr von besserer

Rasse, er jedoch nur einigermaßen klug war. Denn der Vorteil des Sklaven ist gerade solchem Herrn gegenüber der, daß er auf dessen „Menschlichkeit" zählen darf, die tief innerliche, eingeborene Menschlichkeit des Lichten, die im Grunde keinen Menschen verknechtet sehen will, vor allem den nicht, der ihr eines besseren Loses wert scheint. In dieser Menschlichkeit haben unzählige Herren ihre Sklaven freigelassen. Der Sklave braucht nicht viel mehr, als den zu Unrecht Unterdrückten spielen. Nicht lange, so erlangt er dadurch, was er will. Das war die Praktik aller Sklaven. Der Höherrassige verachtet sie gelegentlich deshalb, aber er tut nach ihrem Willen, und das ist dem Sklaven gleich: ihm ist es nur um das Ergebnis zu tun; wie er dazu kommt, spielt keine Rolle. Denn die seelische Verfeinerung fehlt ihm. Hat er aber durch solche Griffe und Kniffe die Oberherrschaft erlangt und benutzt er sie in seiner urewigen Sklavenweise zu der schimpflichsten Verknechtung der „Herren", so spielt er gleichwohl immer noch gelegentlich den ehemals Unterdrückten und erklärt aus dieser Unterdrückung seine übeln Seiten. Er tut dies auch in der innerlichen Sklavenfurcht, der ihm versklavte Herr könnte vielleicht doch stärker sein als er mit der ganzen Macht seines Geldes und seiner Herrschaft über die minderrassige Masse, und darum will er in dem wahrhaftigen Herrn ein Gefühl der Schuld ihm gegenüber wachhalten, das er selbst ihm in so schlauer Weise einzuimpfen gewußt hat. Fürst Pückler-Muskau sprach dies von sich aus: „Ich weiß nicht, wie andere Christen darüber denken, aber was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß, seit ich zu Verstande gekommen bin, ich nie einem gebildeten Juden begegnete, ohne mich gewissermaßen vor ihm zu schämen." Wer sachgemäß alle Zustände als notwendige Ergebnisse der vorhandenen Grundlagen betrachtet, als Resultante eines Kräfteparallelogramms, wird sich auch durch die reichste Beredsamkeit ein solches Gefühl der Scham nicht einschwatzen lassen. Wenn je ein Volk seine Machtmittel benutzt — und mit Erfolg benutzt hat, so das jüdische.

Die Geschichte des Judentums ist schon von dem Zusammenbruch des Makkabäerreiches an voll von dem Wehgeschrei über Unterdrückung, und es mag viele Juden geben, denen dies als ihrem eigenen Wesen ungemäß peinlich ist. Manche herbe Urteile sind darum von Juden über ihr eigenes Volk gefällt worden. Man wird etlichen davon in späteren Abschnitten dieser Arbeit begegnen. Tatsächlich war der Jude in allen solchen Fällen seinem Wirtvolke gegenüber der dunklerfärbige, und dies gab ihm das Gefühl, dort geknechtet zu sein, auch wo er es nicht war, nur einfach

deshalb, weil er mit Anstrengung auch all seiner Kräfte nicht die wahrhafte Höhe der besten Geister seines Wirtvolkes erreichen konnte.

Die bisherigen Rasseforscher haben viel zu wenig die Psychologie der Menschen je nach ihrem Typus berücksichtigt. Anläufe dazu findet man in den oft etwas krausen Schriften des ehemaligen Zisterziensers Jörg von Lanz-Liebenfels („Ostara"-Hefte); ich selbst habe viel befehdete Kennzeichnungen in meiner Schrift „Rasse und Rassefragen" gegeben und auch in anderen Schriften verschiedenes zu dem Gegenstande vermerkt. Der schon im Altertum erkannte, geradezu unsinnige „Haß" der Juden gegen andere Völker — woneben die Predigt der Allmenschenliebe durch ihre neueren „Propheten" steht — schreibt sich daher. Das jüdische Volk hat seine Machthöhe zu Sauls und Davids Zeiten, seine geistige Höhe zur Zeit des Alten Testamentes nicht wieder erreicht und ist trotz all seiner Begabung und der ziemlich hohen Kopfzahl von heute zwölf Millionen — alle vier skandinavischen Völker zusammen zählen nicht so viel — hinter den schöpferischen Geistern ihrer Wirtvölker beträchtlich zurückgeblieben. Man nehme selbst einen Spinoza, einen der edelsten, höchsten Genies, die aus dem Judentum hervorgegangen sind: das kleine Griechenland brachte zehn, zwanzig Philosophen hervor, die größere, grundlegendere Bedeutung für ihr Wissenschaftgebiet haben. Während des ganzen Mittelalters waren Juden die bevorzugten Ärzte. Welche Fortschritte nun verdankt die Heilkunde ihnen über die Antike und die „Araber" hinaus während all dieser Zeit? (Beiläufig: die „Araber" waren Perser, die sich nur der arabischen Sprache als der Sprache des Korans bedienten, doch daneben auch oft ihrer Muttersprache, nicht etwa „Semiten", wozu sie jüdische Schriftsteller ihrer Sprache wegen so gerne machen.) Welche Fortschritte verdankt den Juden die Mathematik, wo sie sich doch als Handelsleute mehr als irgendwelche andere engere Gruppe mit den Zahlen beschäftigten? Nach den großen Griechen kamen auch hier die arabisch schreibenden Perser und dann die Germanen. Das kleine Norwegen gab der Welt einen Abel, der noch dazu als Jüngling starb. Der Jude Einstein, der eben jetzt die „Welt" mit seinem Ruhme erfüllt und erfüllen läßt, fußt mit seiner „Relavitätstheorie" auf dem Buche des Nichtjuden Gerber, wie der Nichtjude Gehrke nachweisen konnte.

Und so auf allen Gebieten. Selbst in der jüngsten Zeit, wo es, von den Umständen begünstigt, sich aufs reichste entfaltete, fehlen dem Judentum unbedingte Größen, wenn man nicht etwa Männer wie Trotzky-Bronstein, Radek-Sobelsohn, Béla Khun-Kohn als solche nehmen

will, die gewiß ihrer nicht unbeträchtlichen Anhängerschaft als neue Heilande gelten. Freilich hängt die Bewertung einer Persönlichkeit nicht allein von ihrer inneren Bedeutung ab, sondern vielfach von dem Widerhall, den sie bei ihren Mitmenschen findet. Sind diese mischrassig, so werden sie sich dem reiner nordischen Genie zunächst feindselig gegenüberstellen und es vielleicht nie zur Anerkennung gelangen lassen. Daher das späte „Durchdringen" bedeutender Schöpfergeister in Zeiten, wie es die unsere ist, das rasche Durchdringen solcher, die nur halbe Begabungen sind und als das oftmals erst dann erkannt werden, wenn zahllose Begabungen gleicher Art auftreten und sich somit das Wirken jener nicht mehr als außerordentlich erweist. Der nordische Mensch kann immer warten, der mischrassige will den Erfolg und den Ertrag des Erfolges an Geld und Ruhm sogleich sehen. Aus dem in ihrem Wesen begründeten Haß der Mischrassigen gegen die Lichterfärbigen erklärt sich das Verhalten der Juden in der ganzen Geschichte seit ihrem Eintritt in den reiner nordischen europäischen Kulturkreis. Immer wieder dieselben Erscheinungen. Im Osten hatten es die Juden mit einer Bevölkerung zu tun, die ihnen nur durch die Zahl, aber nicht mehr durch die Rasse überlegen war. Wenigstens haben wir keine Nachrichten darüber, daß die Babylonier Nebukadnezars und die Assyrer Sargons, die Israel-Juda unterwarfen und viele Juden in ihre Länder verpflanzten, nordische Blondlinge waren; nach ihren, allerdings nicht farbigen, Bildnissen waren sie ausgesprochene Mischlinge. Wir dürfen annehmen, daß die Juden lichter waren als sie, namentlich die ins Exil geführten Vornehmen. Kein Wunder, daß die blonden Perser in ihnen, als den ihnen rassisch näher stehenden, ihre natürlichen Verbündeten sahen und ihnen wohl auch einen Teil ihres raschen Erfolges verdankten. Die persischen Könige von Cyrus an erwiesen ihnen alle mögliche Gunst, gestatteten ihnen die Rückkehr, den Tempelbau und sendeten ihrem Gotte wiederholt reiche Geschenke.

In Babylonien und ebenso in Ägypten, wo die Juden zweifellos auch die lichteren gewesen sind, aber anfänglich nur gering an Zahl waren, lebten sie in äußerst günstigen Verhältnissen. Die Juden waren tatsächlich der Mehrzahl der Bevölkerung überlegen, wurden von den damaligen Herren des Landes nach ihrer Rassekraft geschätzt, im Staatsleben vielfach mit hohen Stellungen betraut. Als Staat im Staate scheinen sie sich noch nicht geltend gemacht zu haben. Wenn gleichwohl das ägyptische Volk ihren Tempel in Elephantine zerstörte, was 410 v. Chr. geschah und zur

selben Zeit vielleicht auch noch anderes gegen die Juden unternahm, so galt das ihnen nicht als Juden, sondern als in Diensten der Perser stehender Besatzung. Das Verhältnis der jüdischen Rasse zu der der Herren änderte sich, als die persische Vorherrschaft von der makedonisch-griechischen abgelöst wurde. Den Makedonen und selbst den Griechen gegenüber waren sie nicht von Rasse überlegen, sie mußten mit ihnen ringen, und da sie ihre eigene Ohnmacht ihnen gegenüber fühlten, nicht mehr so bedeutende Rollen in den neuen Staaten spielen konnten, verdoppelten sie ihre Anstrengungen und verfielen in jene Überhebung und Anmaßung, in jene Selbstlobpreisung, die das spätere Judentum kennzeichnet, und wurden von den reiner nordischen Menschen, wie nur natürlich, darob belächelt, wohl gar verachtet und zuletzt, wenn sie mit allen Mitteln sich durchzusetzen suchten, bekämpft, mehrfach auch vertrieben.

Die Makedonen kamen in ihrer nordischen Großzügigkeit den Juden anfangs sehr entgegen. Daß sie zuerst zu den Persern gehalten hatten, wurde ihnen nicht verdacht. Als es später geboten schien, den Römern das Beispiel der Großmut Alexanders vorzuhalten, damit sie ihr nacheifern möchten, wurde erzählt (Josephus Flavius, Ant. XI, 8), Alexander sei auf seinem Zuge gegen Ägypten nach Jerusalem gekommen, und da seien ihm die Juden in weißen Gewändern, die Priester in Byssoskleidern und der Hohepriester mit dem Schultertuch von Hyazinth und Gold, mit dem Turban und der goldenen Agraffe, die Jahwes Namen trug, entgegengezogen, und Alexander hätte sich zur Erde geworfen und den Hohenpriester zuerst gegrüßt; auf die Frage Parmenios, des einzigen, der den Mut dazu gehabt hätte, warum er, vor dem die ganze Welt sich niederwerfe, vor dem jüdischen Hohenpriester zur Erde gefallen sei, habe Alexander geantwortet: „Nicht ihn habe ich angebetet, sondern den Gott, dessen Priester er ist." Und nicht nur das, Alexander will nach diesem Bericht — ganz so, wie Tritojesaja von Cyrus voraussetzt, er handle auf das Gebot Jahwes — von eben jenem Hohenpriester, den er schon zu Dios in Makedonien ganz in diesem Aufzuge im Traume gesehen habe, die Weisung empfangen haben, gegen die Perser zu ziehen: „Ich bin nun überzeugt, daß ich nach göttlichem Willen (d. i. nach dem Willen Jahwes) meinen Heereszug unternehme."

In Wirklichkeit berührte Alexander der Große Jerusalem überhaupt nicht auf diesem Zuge und kam auch später nicht dahin. Alexander gewährte den Juden nur die Freiheit des Kultus wie jedem anderen Volke und auch den Samaritanern, die den Juden doch am meisten verhaßt waren.

Nach Alexanders Tode bekam Ptolemäus I. Lagi, der sich als Bringer einer neuen Weltzeit Soter („Erlöser") nennen ließ, Palästina in seine Hand, nahm eine Anzahl Juden und Samaritaner nach Ägypten mit und siedelte sie da in verschiedenen Orten an; er gab ihnen dort gleiche Rechte mit den Makedoniern, wie Josephus Flavius berichtet, vertraute ihnen als Militärkolonen auch die Bewachung fester Plätze an. Nicht wenige andere Juden zogen freiwillig nach Ägypten, „weil sie sich von dem Reichtum des Landes ebenso, wie von Ptolemäus' Freigebigkeit anziehen ließen." Unter dem Seleukiden Antiochus IV. Epiphanes ward zum erstenmal die Gefährlichkeit des Judentums als Staat im Staate erkannt (vgl. Kap. 16); der Versuch, ihm seine Bräuche zu nehmen, führte jedoch zum Aufstand und zur Aufrichtung eines selbständigen Reiches unter den Makkabäern.

Die Römer erwiesen sich den Juden zu Anfang auch sehr günstig. Schon Pompejus, der Eroberer Jerusalems, hatte, als er in den Tempel gegangen war — für die Juden schon Greuels genug —, nichts von den Kostbarkeiten mitgenommen, sogar den Tempelschatz nicht angerührt. Caesar, der in seiner Unternehmung gegen Ägypten von dem Idumäer Antipater, dem Vater Herodes' des Großen, mit einem jüdischen oder idumäischen Heere von 3000 Mann unterstützt worden war, gab Antipater das römische Bürgerrecht, ließ die Mauern Jerusalems wieder herstellen, bestätigte den ägyptischen Juden ihre Gleichstellung mit den Griechen und andere Privilegien und ebenso jene der Juden in Kleinasien. Auch die Juden in Rom müssen sein Wohlwollen erfahren haben, denn sie trauerten nach seiner Ermordung mehrere Nächte hindurch an seinem Aschenhügel (Sueton). Die Juden Palästinas freilich waren unzufrieden, weil die Römer Antipater und seinem Sohne Herodes, diesen verhaßten Idumäern, die doch den Römern ganz gewiß als Juden galten und es ihrer Religion nach auch waren, die Macht übertrugen. Im übrigen hatten sie keine anderen Lasten als sonst eine römische Provinz.

Schon in der Zeit der makedonischen Vorherrschaft findet man bei einzelnen Juden die Gepflogenheit, sich griechische Namen beizulegen und diese immer ausschließlicher zu tragen. Selbst die Makkabäer, die als völkisches Herrscherhaus doch so wenig Ursache dazu hatten, nennen sich doppelt: Juda-Aristobul, Salome-Alexandra, Alexander-Jannai oder nur griechisch: Antigonus, Aristobul. Das widerspricht im Grunde der hohen Selbsteinschätzung der Juden. Aber die Häufigkeit des Namens Alexander und mehrerer Namen aus den Häusern der Seleukiden und

der Ptolemäer legt auch wieder Zeugnis von der Dankbarkeit ab, die jene den Juden wohlwollenden Herrscher fanden. Oftmals war der Beweggrund, den jüdischen Namen mit einem griechischen zu vertauschen, die Absicht, dem Nichtjuden gegenüber als Nichtjude zu erscheinen. Deshalb nannte sich der kilikische Jude Saulus, der den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche war, Paulus. Es war das ganz so, wie die Juden in den Ringschulen ihre Beschneidung durch allerlei Mittel zu verbergen suchten. Da in den meisten Fällen der Jude trotz seinen Bemühungen, als Nichtjude zu erscheinen, gleichwohl als Jude erkannt wird, entsteht daraus oft genug ein drolliges Versteckenspiel, wenn nämlich der Nichtjude, zartfühlend, sich den Anschein gibt, die Mummerei für Wahrheit zu nehmen, weil jener sonst gekränkt wäre.

Der Jude trägt auch heute noch zumeist vor der Öffentlichkeit nicht seinen richtigen Namen. So ist ein Stefan eigentlich ein Scheftel, ein Karl ein Kischel, ein Max ein Mordche, ein Heinrich ein Chaim. Karl Goldmarck hieß nach seiner Gemeindematrikel Kischel Goldmark, Heinrich Heine Chaim Bückeburg, Ludwig Löwe Löb Baruch, Karl Marx Kischel (?) Mordechai. Der Nichtjude hat diese unnütze Mimikry immer verächtlich gefunden, aber er berücksichtigt zu wenig, daß einerseit die Vorliebe des Mischrassigen für Schmuck, sei er auch noch so wertlos, den Anlaß dazu gibt, anderseit die ehrliche Bewunderung. Die vielen jüdischen Siegfriede und Elsen verdanken ihre Namen dem Eindruck, den die beiden blonden Gestalten Wagners auf Vater oder Mutter machten, und mögen die Eltern auch dem nordischen Typus noch so fern stehn, so bezeugt sich darin doch eine Regung nordischen Blutes, die in der Blondheit das Ideal sieht.

Seit dem Jahre 63 v. Chr. war Judäa römische Provinz, seit dem Jahre 30 v. Chr. auch die Juden Ägyptens Untertanen der Römer. Allerdings stand Ägypten schon seit 51 v. Chr. unter der Vormundschaft der Römer. 47 v. Chr. kam Caesar dahin, und dessen Sohn mit der letzten Ptolemäerin, Kleopatra, Ptolemäus XVI. Caesar, auch Caesarion genannt, war zum Erben ausersehen. Nach dem Tode Kleopatras und ihres Sohnes (30 v. Chr.) fiel das Reich an Rom. Schon Kleopatra mußte Ursache gehabt haben, den Juden ihres Reiches das überlieferte Wohlwollen zu entziehen, und man geht wohl kaum fehl, diese Ursache in der Anmaßung zu sehen, die sich alsbald in jüdischen Schriften wie denen Philos und Josephus' ausdrückte. Sie soll zur Zeit einer Hungersnot den Juden nicht gleich den übrigen Einwohnern Alexan-

drias Getreide haben verabreichen lassen. Unter den Römern war Ägypten verhältnismäßig selbständig; seine Bedeutung für Rom war, daß es dessen Kornkammer war und die Vermittelung der indischen und ostasiatischen Waren besorgte. An diesen Lieferungen und Vermittelungen waren sicherlich die Juden in hohem Maße beteiligt; daher ihr großer Reichtum.

In Ägypten kam es zum ersten Male zu einer judenfeindlichen Bewegung. Im Anfang des ersten nachchristlichen Jahrhunderts wendeten sich Männer wie Chaeremon und Lysimachos gegen die Juden, dann der damals hoch angesehene Homererklärer Apion, der seine Schrift gegen das Judentum wohl im Auftrage der Alexandriner verfaßte und darin gewiß nur Meinungen anderer wiederholte. Bekannt ist uns seine Arbeit nur aus der Gegenschrift des Josephus Flavius, und daraus entnehmen wir, daß es sich vor allem darum handelte, die Behauptung der Juden, sie seien eines der ältesten (und darum ehrwürdigsten) Völker, zurückzuweisen. Apion dagegen sagte, das jüdische Volk gehöre der Geschichte erst seit der Zeit der Gründung Karthagos an; die ältesten Geschichtschreiber wüßten nichts von ihm. Apion griff doch etwas zu tief, denn Karthago wurde kaum vor 850 v. Chr. gegründet, zu einer Zeit, da in Palästina schon der dritte jüdische König herrschte; aber den Ägyptern und Babyloniern gegenüber, deren Kulturen damals in ihren Ausläufern noch bestanden, waren sie in der Tat ein um mehrere Jahrtausende jüngeres Volk und auch den Griechen gegenüber kaum um zwei drei Jahrhunderte „älter".

Der Selbstüberwertung der Juden setzten die Judenfeinde schon damals Berichte entgegen, die verächtlichen sollten. Apion erzählt, die Juden seien eines Aussatzes wegen aus Ägypten vertrieben worden und hätten an Feigwarzen gelitten, die erst nach sechstägiger Wüstenwanderung geheilt seien; den Sabbath feierten sie deshalb, weil sie am siebenten Tage von der Krankheit, die ägyptisch Sabbathosis heiße, rein geworden seien. Liest man dann Behauptungen wie die Philos, Moses sei der Lehrer der Griechen — Hesiods, Heraklits, Platos, Zenos — gewesen, so versteht man die Worte Apions gegen solche und ähnliche Selbstbelobigungen der Juden: diese hätten sich allein von allen Völkern um die allgemeine Kultur nicht verdient gemacht, das öffentliche Wohl mit keiner Entdeckung gefördert und keine hervorragenden Männer wie z. B. Erfinder in den Künsten oder Bahnbrecher in den Wissenschaften erzeugt (Josephus Flavius, Contra Ap. II 12, 14).

Ingleichen richtete sich gegen die Behauptung der Juden, ihr Jahwe sei der höchste, ja der einzige Gott, die Angabe, sie verehrten vielmehr im Allerheiligsten einen goldenen Eselkopf. Antiochus IV. Epiphanes soll bei seiner Zerstörung des Tempels diesen Kopf noch angetroffen haben; Pompejus aber war verwundert, als er das Allerheiligste, da er es betrat, leer fand. Nun war zwar der Esel (chamôr) nicht das Gleichbild eines Gottes, obschon der tapfere Wildesel im alten Morgenland und noch bei Firdusi sehr geschätzt war, wohl aber das Pferd, der „Esel des Berglands", und gerade das Pferd ist bei allen nordischen Völkern das Tier und Gleichbild, ja die Erscheinung des Sonnengottes. Auch im Jahwetempel befanden sich Sonnenrosse (Kap. 10). Der Pferdeschädel auf den Hausgiebeln und auf besonderen Pflöcken vor dem Hause bei den alten Germanen ist bekannt; der Brauch hat sich lange erhalten. Ja, in Albanien traf ich selbst noch hier und da auf Pfähle gesteckte Pferdeschädel, nicht aber solche von anderen Tieren. In den Katakomben von Rom fand man sogar einen „Gekreuzigten" mit einem Pferdekopf (oder Eselkopf) auf einem sonst menschlichen Körper an die Mauer gekritzelt, was ebenso gut Spottbild sein kann wie getreue Darstellung, da doch der Heiland Sonnenerscheinung ist und somit das Roß auch sein Gleichbild sein konnte. Aus dem „edeln" Rosse machte der Spott den zumeist verachteten Esel. Aber ich verweise darauf, daß ein Harri-Geschlecht sich Bne Chamôr „Eselsöhne" nannte. So konnte der Bericht über den Eseldienst der Juden sehr wohl irgendeine Grundlage haben, die wir freilich nicht mehr näher zu bestimmen vermögen.

Während sich die Meinung, die Juden beteten einen Eselkopf an, längst verloren hat, besteht die andere, schon von Apion vorgebrachte, die Juden verwendeten das Blut von Nichtjuden bei ihrem Gottesdienste, noch heute fort. Es ist das „Blutmärchen", das von Zeit zu Zeit immer wieder mächtige Aufregung hervorruft. Ich habe in meinem Roman „Spinoza" die Talmudstelle behandelt, die sich nach der Ansicht der Judengegner auf diesen Blutgebrauch beziehen soll, und dargetan, wie sie durchaus nicht einen solchen Brauch beweist. Wir haben alle Ursache, der Versicherung Glauben zu schenken, daß die Juden in unserer Zeit und so weit nach den vorhandenen schriftlichen Zeugnissen ihr Wissen zurückreicht, kein Blut bei ihrem Gottesdienste verwendeten. Man muß auch darauf hinweisen, daß die Juden schon seit alters einen ausgesprochenen Abscheu vor Blut haben (vgl. Lev. XIX 26). Sie lassen jedes geschlachtete Tier nicht nur „weißbluten", sondern schneiden auch

noch in altüberlieferter Weise die Hauptadern aus dem Fleische, ehe sie es genießen. Selbst mit den Fischen halten sie es so, obwohl Talmudlehrer sagen, deren Blut sei nicht Blut. Und „wenn ein (rechtgläubiger) Jude ein Stück Brot ißt, und es kommt von den Zähnen Blut darauf, so ißt er es nicht, bevor er es abgekratzt hat" (Rabbi Salomo ibn Verga in der „Zuchtrute Judas", erstmalig gedruckt um 1555). Daß irgendwelche Sekten oder einzelne Fanatiker gleichwohl in alten Zeiten und in halbbarbarischen Gegenden vielleicht auch noch in neuerer Zeit Nichtjuden getötet und ihr Blut zu irgendwelchen Kulthandlungen verwendet haben, ist natürlich nicht ausgeschlossen. Man weiß, daß christliche (katholische und griechische) Fanatiker gelegentlich sogar Mitglieder ihrer eigenen Gemeinschaft gekreuzigt haben, um sie den Opfertod Christi erleiden zu lassen. In der Religion ist das Unmöglichste möglich. Der Blutritus ist uralt. Das Christentum enthält ihn in den Einsetzungworten: „Dies ist mein Blut." Der Vertreter des alten Jahres erlitt in den ältesten Zeiten am Fest der Auferstehung des neuen Jahres wirklich den Tod, und man nahm dazu Kriegsgefangene oder Verbrecher (vgl. Kap. 17). Die Beschuldigung, beim Gottesdienst menschliches Blut zu verwenden, ward von den Römern ebenso gegen die Christen wie gegen die Juden gerichtet. Apion erzählte, Antiochus habe im Jahwetempel einen Griechen angetroffen, der ein ganzes Jahr lang mit Leckerbissen gefüttert worden wäre; an einem bestimmten Tag werde er dann unter großen Feierlichkeiten in einem Walde geopfert. Das geschehe jedes Jahr, und man äße die Eingeweide des Geopferten und schwöre dabei den Griechen ewige Feindschaft. Geschah dies wirklich — und es lassen sich dafür zahlreiche gleichlaufende Opferhandlungen bei allen möglichen Völkern heranziehen —, so war es allerdings gewiß nicht öffentlicher, sondern nur geheimer Kult. Denn zu jenen Zeiten gab es im hellenisch-persisch-indischen Kulturkreis so ausgesprochene Menschenschlachtungen nicht mehr. Wahrscheinlich aber handelt es sich da nur um eine Überlieferung aus viel älterer Zeit, da übrigens die Bibel selbst noch Menschenopfer kennt: ich erinnere nur an Isaaks Opferung und an die der Tochter Jephthas.

Die judenfeindliche Bewegung in Ägypten führte im Jahre 38 v. Chr. zu einem Pogrom. Der Anlaß dazu war der Aufenthalt des Herodäers Agrippa in Alexandrien, der sich dort in seiner eben von Rom erlangten Würde eines Königs von Judäa zeigte und dadurch zuerst die Spottlust rege machte. Es ward gerade das Jahresfest gefeiert und das alte Jahr

— Philo nennt den Darsteller Karabas, Drews vermutet darin den Bar-Abbas, „Sohn des Vaters", der in den Evangelien eine ähnliche, aber ziemlich verwischte Rolle spielt — mit einer Papyruskrone und einem Binsenmantel und einer Peitsche als Szepter, durch die Gassen geführt und als „Marin" (aramäisch „unser Herr") begrüßt. Am folgenden Tage wurden die Bethäuser (Synagogen, Proseuchen) gestürmt und darin Bilder des Kaisers aufgestellt. Der ägyptische Statthalter entzog darauf den Juden das ihnen angeblich von Ptolemäus I. erteilte Bürgerrecht (s. o.), und Plünderung und Austreibung der Juden aus Alexandrien folgte. Alsbald erlangten jedoch die Juden in Rom die Absetzung und Verbannung des Statthalters, aber die Gleichberechtigung der Juden mit den Griechen und Römern wurde nicht ausgesprochen. Apion legte dar, die Juden seien von Ptolemäus I. nicht als Bürger, sondern als Gefangene nach Ägypten gebracht worden, was allerdings der Wahrheit entsprach, und führte mehrere Fälle an, wo die Herrscher in der Tat die Juden nicht als Gleichberechtigte behandelt hatten. Da die Juden Alexandriens sehr reich waren, hatte der Streit nur theoretische Bedeutung, die Juden aber ließen nichts unversucht, und eben damals sendeten sie Philon als Sprecher einer Abordnung nach Rom, um den Kaiser — es war Caligula — von ihrem vorgeblichen Rechte zu überzeugen.

Die Juden hatten längst in der **Beeinflussung der Gebildeten und Halbgebildeten durch geschickt abgefaßte Schriften** ein wichtiges Kampfmittel erkannt. Philon stellte sich solcherweise in den Dienst der jüdischen Sache, aber er war ein bedeutender, wirklich gelehrter Mann, und was er schrieb, kam aus ehrlicher Überzeugung. Irgendeinen Vorteil zu erlangen, stand ihm fern. Auch in seiner Polemik blieb er immer vornehm. Eine ganze Literatur entstand damals, ein Teil davon für die Juden selbst bestimmt, um sie in ihren Ansprüchen zu bestärken, der andere für die Nichtjuden, um ihnen diese Ansprüche als uralt gerechtfertigte darzustellen. Politische Kampfschriftstellerei war nie anders. Sie rechnet immer darauf, daß etwas, was man hundertmal und hundertmal wiederholt hört, endlich als Tatsache genommen wird. Diese jüdischen Schriften, die uns in ansehnlicher Zahl erhalten geblieben sind, schildern immer das jüdische Volk als das ruhmvollste, begabteste, von „Gott" am meisten bevorzugte, schildern diesen Gott immer als den erhabensten, reinsten, wobei sie sich ganz der Vorstellung der Nichtjuden von der sittlichen Vollkommenheit bedienen, und bieten ohne Aufhören

Zeugnisse dafür, daß der und jener weltkündige große Mann ihre Ansprüche schon anerkannt habe. Cyrus, Alexander, Ptolemäus, Pompejus, Caesar, sie alle waren halbe Juden, Juden ohne Beschneidung, wie man sagen könnte, und nicht anders werden die Flavier, Vespasianus und Titus, schon zu ihren Lebzeiten zu Bevorzugern der Juden gemacht.

In damals üblicher Weise ließ man die neuen Schriften von berühmten Persönlichkeiten der alten Zeit verfaßt sein oder verlegte sie wenigstens in die alte Zeit zurück. So will schon das biblische Danielbuch, das die Zeit des Antiochus Epiphanes behandelt, der Zeit der Eroberung Babylons durch Cyrus entstammen. Jetzt entstand die Schrift von Bel und dem Drachen, die Cyrus und Daniel noch einmal auftreten läßt und den „heidnischen Götzendienst" lächerlich zu machen sucht, der Aristeasbrief, der die Sage von der Entstehung der Septuaginta zum Vorwurf nimmt und den Juden und ihrer Religion durch den Mund Ptolemäus I. die höchsten Lobsprüche erteilt. Ein „Brief Jeremias" wendet sich voll Spottes gegen das Heidentum, das Buch der Weisheit, das von Salomo selbst gedichtet sein will, leitet aus dem Götzendienst alle Laster ab, ja auch die heidnische Sibylle selbst tritt in griechischen Hexametern für die Juden ein und schildert sie (ich benütze die Übertragung von H. Friedlieb, Leipzig 1852):

> Eine Stadt breitstraßig gibt's im asiatischen Lande,
> Ihr entsprossen ist das Geschlecht der gerechtesten Menschen,
> Die stets trefflichen Sinns und herrlicher Werke gedenken.
> Denn um der Sonne Ringlauf nimmer, noch um des Mondes
> Noch um gewaltige Dinge sind sie auf Erden bekümmt;
> Nein, bedacht sind sie auf Gerechtigkeit nur und auf Tugend.
> Auch besitzen sie nicht Geldgier, die den sterblichen Menschen
> Tausend Übel gebiert, den Krieg und den schrecklichen Hunger ...
> Denn verständigen Rat hat ihnen die Gottheit gegeben
> Ganz allein und Treue und trefflichen Sinn in dem Herzen, ...
> Sie, die den Herrn verehren, die ewig allmächtige Gottheit,
> Die unsterbliche, dann ihre Eltern und danach vor allem
> Denken an Menschen, die ein keusches Lager besitzen;
> Die sich unkeusch nicht vermischen mit männlichen Kindern,
> Wie die Phönizier tun, die Ägypter und auch die Lateiner,
> Griechenland, das gedehnte, und sehr viel andere Völker,
> Perser und Galater und ganz Asien ...

Nach diesem Preis des jüdischen Volkes wird dessen Aufstieg zur Herrlichkeit geweissagt und werden die anderen Völker aufgefordert, ihm und seinem Gotte zu dienen. Die Zeit des Heils, die dann anbricht, erscheint unter den üblichen Bildern:

Nicht wird Krieg mehr sein, nicht Trockenheit fürder auf Erden,
Nicht mehr Hunger und nicht der Früchte zerstörende Hagel,
Sondern ein großer Friede herrscht auf der sämtlichen Erde...
Und nach einem Gesetz wird die Menschen auf sämtlicher Erde
Der unsterbliche Gott im gestirnten Himmel regieren;
Denn er selbst ist ein einiger Gott, es gibt keinen andern,
Und mit Feuer wird er die schrecklichen Männer verbrennen.

Ein anderer jüdischer Dichter trägt unter dem Namen des alten Gnomendichters Phokylides eine jüdisch-hellenistische Ethik vor, lehrt Gerechtigkeit im Verkehr mit den Nebenmenschen, Barmherzigkeit gegen Schwache und Wehrlose, Wahrhaftigkeit im Sprechen, Mäßigkeit und Keuschheit im Eheleben und läßt seine Verurteilung des Heidentums nur durchschimmern.

Vereinigt sind alle diese Spielarten der politischen Schriftstellerei in Josephus Flavius (37—101 n. Chr.); er war Jerusalemer, väterlicherseit Priestersprosse, mütterlicherseit angeblich mit den Makkabäern verwandt. In seiner Schmiegsamkeit und Betriebsamkeit ist er eine ganz moderne Erscheinung. Schon als junger Mann (64) kam er nach Rom, wußte durch den begünstigten jüdischen Schauspieler und Mimendichter Aliturus in den Kreis der Kaiserin Poppäa zu kommen und eignete sich rasch das Auftreten eines römischen Weltmannes an. Er vermerkt zwar (Ant. XX, 11), daß er das Griechische nicht geläufig spreche — eine bei ihm seltene Bescheidenheit —, jedenfalls aber schrieb er es mit reicher und sogar etwas breiter Beredsamkeit, und vielleicht sprachen es die Römer, deren Französisch es war, auch nicht viel besser. Wie die Gemahlin Neros, so wußte er später Vespasian für sich zu gewinnen: er soll ihm schon in Palästina die Erhebung auf den Kaiserthron geweissagt haben. Vespasian schätzte ihn auf jeden Fall; er hatte ihn gefangen genommen, ließ ihn aber frei, als er wirklich zum Kaiser ausgerufen wurde — als sein Freigelassener nahm Josephus in üblicher Weise den Namen seines Herrn, Flavius, an — und gab ihm eine Wohnung in seinem früheren Hause, außerdem das römische Bürgerrecht und einen stattlichen Grundbesitz in Judäa.

Josephus widmete sein ganzes Leben der Schriftstellerei für sein Herrscherhaus und für sein Volk zugleich. So schilderte er den jüdischen Krieg, den er im Lager Vespasians und Titus' mitgemacht hatte, rechtfertigte sein eigenes Verhalten in diesem Kriege in einer Selbstbiographie, verteidigte das Judentum gegen Apion und schrieb eine Geschichte des jüdischen Volkes, die gewöhnlich „Jüdische Altertümer" (Antiquitates)

genannt wird, ein umfangreiches Buch, das im Hauptteile nur die Nachrichten der Bibel auszüglich und für den Geschmack der griechischen und römischen Leser zubereitet wiederholt, dann die Herodianische Zeit behandelt und dadurch von hohem Wert ist, weil uns andere Quellen fehlen. Nicht aber dem verdankt Josephus Flavius sein Ansehen, sondern der in seine Altertümer eingeschobenen Stelle über das Wirken Jesu Christi (Ant. XVIII, 3), die, so offen sie sich auch für den unbeeinflußten Beurteiler als Fälschung erweist, doch als Zeugnis, als gewichtigstes, für die Geschichtlichkeit des christlichen Heilands genommen ward.

Die politische Zweckschriftstellerei hat in Josephus Flavius einen ihrer kennzeichnendsten Vertreter. Er war nicht der erste und nicht der einzige, und man sieht auch nicht tiefere Wirkungen von ihm ausgehn, ihn auch nur nachgeahmt werden, gleichwohl wird er einen starken Einfluß auf die Zeit ausgeübt haben. In den Kreisen der Flavier wird seine Ansicht über das Judentum die herrschende geworden sein. Stärkere Geister wie Tacitus hielten sich gleichwohl von diesem Einfluß frei und beurteilten das jüdische Volk in seinen Vorzügen wie Schwächen mit ruhiger Sachlichkeit. Uns Späteren erscheint Josephus Flavius sehr oft unleidlich, dabei oberflächlich, selbst als bewußter Fälscher. Ganze lange Abschnitte füllt er mit Anerkennungschreiben über die Juden fast wie ein Händler, der seine Ware anpreist, und wie die Kaufleute der verborgensten Nester auf ihre Briefe und Briefumschläge goldene und silberne Preismünzen von allen möglichen Ausstellungen in Städten, die sie kaum dem Namen nach kennen, abdrucken lassen, so bringt Josephus Flavius nicht selten Zeugnisse von sehr zweifelhafter Echtheit bei. Julius Caesar, der Imperator von Kleinasien Dolabella, der Imperator und Konsul Fannius, der Konsul Lentulus, die Archonten von Laodikea, die Gemeinde von Pergamus, die von Halikarnaß, von Sardes und andere schreiben an die Juden oder über die Juden in voller Anerkennung ihrer beanspruchten Sonderrechte: die Juden dürfen ihre Sabbathe und andere Feste nach ihrer Art feiern, wenn es auch den anderweitigen Gesetzen oder fallweisen Erfordernissen widerspricht, sie besitzen das römische Bürgerrecht und dürfen darum zum Kriegsdienste nicht herangezogen werden, oder sind davon ihrer religiösen „Überzeugung" wegen zu befreien, sie dürfen ihre Gelder sonstigen Verordnungen entgegen unter dem Namen von Tempelsteuern außer Landes schicken, in jedem siebenten Jahre als Erlaßjahr (Kap. 14) sind sie steuerfrei. Es ist immer wieder die „Gleichberechtigung mit Agio", die gefordert oder als schon

von dem und jenem gewährt den jeweiligen Inhabern der Macht vorgehalten wird.

Die Juden bildeten aber in jenen Zeiten tatsächlich schon eine Macht im römischen Reiche. Strabo (um 20 n. Chr.) schreibt — Josephus überliefert uns die Stelle —: „Die Juden sind schon in jegliche Stadt gedrungen, und es ist nicht leicht ein Ort des Erdkreises zu finden, der sie nicht aufgenommen hat und nicht von ihnen beherrscht wird" (Ant. XIV 7). Strabo fährt fort: „So kommt es, daß Ägypten und die Kyrenaïka, die in ihre Hände gefallen sind, und viele andere Städte sogar ihre Sitten nachahmen und mit ihnen mächtig werden. In Ägypten haben sie Bürgerrechte, und ein großer Stadtteil von Alexandrien ist ihnen besonders eingeräumt; sie haben auch einen eigenen Vorsteher, der ihre Angelegenheiten besorgt, ihre Händel schlichtet und ihre Urkunden und Verträge bekräftigt. In Ägypten nun hat dieses Volk deswegen eine solche Macht, weil die Ägypter ihrem Ursprung nach (wohl: ihrer Beschneidung wegen) selbst Juden sind; nach der Kyrenaïka aber hat es sich hingezogen, weil diese an Ägypten ebenso grenzt, wie Judäa, das jedoch vielmehr ehedem ein Teil des ägyptischen Reiches war." (Etliche Zwischensätze, die offenkundig Zutaten des Josephus sind, habe ich weggelassen.)

Aber schon um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts und in Rom waren die Juden eine Macht. Das Zeugnis hierfür ist die Rede, die Cicero im Jahre 59 v. Chr. zur Verteidigung des Flaccus, des ehemaligen Prätors von Kleinasien, hielt. Dieser wurde angeklagt, weil er Gelder der Juden, die sie angeblich als Tempelsteuern nach Jerusalem schickten, beschlagnahmt hatte. Bei dieser Gelegenheit kommt Cicero auf den Zusammenhalt der Juden in Rom und ihren Einfluß in den Versammlungen zu sprechen und sagt da: „Darüber aber nur leise! Damit mich nur die Richter hören, da es nicht an Solchen fehlen wird, die die Juden auf mich und jeden Ehrenmann hetzen, denen ich für ihre Betriebchen keinen Vorschub leisten will." So können die ersten Juden, die nach Rom kamen, nicht jene Kriegsgefangenen gewesen sein, die Pompejus dahin schickte, und wenn auch die 8000 Juden, die Josephus Flavius unter Kaiser Augustus eine große Demonstration vor dem cäsarischen Tribunal im Apollo-Tempel zugunsten der Erhaltung der Selbstverwaltung ihres Landes halten läßt, unter der vollen Million des damaligen Roms verschwinden, so war ihr Einfluß sicherlich schon fest begründet und nicht erst von gestern. Bruno Bauer, dessen wert-

voller Darstellung ich hier folge (in „Christus und die Caesaren", Berlin 1877), sieht die Ursache der Verbreitung des Judentums nach Westen in dem Zusammenbruch des persischen Reiches und in der Schaffung der hellenistischen Staaten. Diese Veränderung lenkte den Strom der Juden nach Ägypten, Kleinasien, dem Pontus, den Geschäftplätzen Griechenlands und später, als die Römer die Levante mit ihrem Reiche in Verbindung zu setzen begannen, nach Italien und vor allem nach Rom.

Die Haupterwerbquelle der palästinensischen Juden war der Zwischenhandel gewesen — „der Ertrag des Kommissionshandels zwischen den intermediären Stationen des Welthandels und der Großindustrie" —; ein eigenes Großgewerbe, einen eigenen Großhandel hatten sie nicht gehabt. Nun hörte der palästinensische Zwischenhandel zum großen Teil auf; die neuen Staaten handelten ihre Waren unmittelbar. Und die regsamsten unter den Juden erkannten leicht die Vorteile, die sich boten, wenn sie dem neuaufgehenden Sterne der Römer folgten. Sie schlossen sich ihnen an und kamen mit ihnen nach Spanien, Südfrankreich und an den Rhein.

„Ihre Anfänge in Rom waren klein, wie es ihrem beschränkten heimischen Handelsbetrieb entsprach und bei der Massenhaftigkeit, mit der sie sich daselbst (wie in ihren makedonischen Niederlassungen) einfanden, auch nur möglich war. Sie boten sich der Befriedigung der täglichen Bedürfnisse des kleinbürgerlichen Lebens an und stiegen allmählich zu einem Betrieb der im Abendlande gesuchten Raritäten des Orients auf. Das wachsende Kommissionsgeschäft bahnte ihnen dann den Weg zu größeren Handelsunternehmungen oder Lieferungen für die Regierung, und aus dem geringen Beginn wuchsen Bankiers auf, die, wie der Vorstand der Alexandrinischen Judenschaft zur Zeit des Tiberius, die Geldgeschäfte der Angehörigen der kaiserlichen Familie besorgten und bei denen die Reste der kleinen Könige des Ostens Darlehen suchten. Während aus einer jener Alexandrinischen Bankiersfamilien Tiberius Alexander, der spätere Präfekt von Ägypten und Freund des Vespasian, hervorging, erhoben sich andere aus der Sphäre des römischen Balletts und Theaters zur Direktion dieser Kunstinstitute, in denen sie mit ihren Stammesgenossen auftraten, und zur Gunst des kaiserlichen Hauses.

„Dem Volkshaufen, der nach unentgeltlichem Vergnügen und Brot lief, blieben sie innerlich fremd; die Gemächer, in denen die früheren Herren über ihrem Mißmut brüteten und gegen den Caesar loszogen, waren ihnen verschlossen. Aber die Frauen der Großen, die sich von

der Öde und Einförmigkeit jener Unterhaltungen gedrückt fühlten und nach neuer Nahrung für ihr Inneres suchten, wurden vom Geheimnis der jüdischen Lehre angezogen. Ferner konnten die Juden und die stoischen Asketen, die ihre strenge Lebensansicht und ihren Monotheismus auf der Straße wie auf ihren Lehrkanzeln und in den Palästen der Großen verkündigten, einander nicht fremd bleiben. Seitdem endlich Augustus nach der Schlacht von Aktium die Kinder Herodes des Großen in sein Palatium aufgenommen hatte, fand zwischen der kaiserlichen Familie und den Fürsten Palästinas ein intimer Verkehr statt. Der Enkel des großen Edomiters, Herodes Agrippa, ein Protégé der Antonia, wurde ein Freund von Tibers Sohn Drusus. Später, nach einem abenteuernden Leben, fand er bei Tiber in dessen letzten Jahren auf Capri eine freundliche Aufnahme und ward der Vertraute des Cajus Caligula, mit dem er sich wahrscheinlich oft darüber unterhielt, wie man es im Orient besonders verstehe, auf den Höhen der Erde und über den Häuptern der Untergebenen daherzuschreiten" (Bruno Bauer).

Die Juden bildeten in Rom so gut wie in Alexandrien, auf Kypern, in der Kyrenaïka eine in sich abgeschlossene Gemeinschaft, die den Fremden mit wenig Ausnahmen nur zum „Proselyten des Tores" aufnahm, für sich selbst die Gleichberechtigung in der Gemeinschaft, worin sie lebte, forderte, sie in der ihren aber nicht gab. Durch ihr Geschick in Geschäften und Künsten erwarben sie als einzelne Geld und Gunst und verwendeten diese, durch ihre rassische Umgrenzung den Nichtjuden gegenüber zur Einheit geworden, wenn auch unter sich keineswegs einig, zur Förderung der allgemeinen jüdischen Belange, wodurch sie zugleich ihre persönlichen Belange förderten. Fast alle römischen Schriftsteller, die sich mit ihnen beschäftigten, bezeichnen darum als Grundzug ihres Wesens die Feindschaft gegen die übrige Menschheit, was mit den jüdischen Beteuerungen, sie gerade seien es, die allen Menschen gegenüber Liebe predigten und betätigten, in hellem Widerspruch steht.

Die Verkennung dieser Verhältnisse kommt daher, daß man bald jene betätigte Menschenfeindschaft, bald jene gepredigte Menschenliebe als wahren und einzigen Ausdruck der „jüdischen Seele" nimmt, die Juden darum je nachdem für das „verruchteste aller Völker" erklärt, wie Seneca tat, bald für das edelste. Diese Verkennung beruht darauf, daß man die Rassenzusammensetzung der Juden von damals und heute außer acht läßt. Aus dem Mischvolk, das die Juden als Gesamtheit darstellen und das als solches die Eigenschaften jeder ähnlich

zusammengesetzten engeren Menschengruppe aufweist, Eigenschaften, die dem reiner Rassigen naturgemäß fremd sind und von ihm darum abgelehnt werden, gehn stets wieder geistig reiner Rassige hervor, diese zugleich auch die leiblich reiner Rassigen, die von jenen Eigenschaften am freiesten sind, sie ebenso ablehnen wie die reinerrassigen Nichtjuden, sie in ihrem Volke bekämpfen und in der schönen Zuversicht, daß sie darin auszutilgen sein werden, Bilder des „wahren Juden" mit den Farben ihres Idealismus malen.

So bestehn schon im römischen Reiche die Wirklichkeitjuden, die Menschen des Olam hazéh (Diesseitwelt), und die „Träumer des Ghetto" — ein Wort, das Israel Zangwill geprägt hat — im Judentum nebeneinander. Rom als Staat hatte nur mit den Wirklichkeitjuden zu tun, die einmal zu wertvollen Diensten zu benutzen waren, ein andermal sich durch ihre Betätigung als Geschäftpolypen und Schleichpolitiker so mißliebig machten, daß man sie, wenn man dazu stark genug war, vertrieb. Das letzte geschah in Rom zum ersten Mal im Jahre 19 n. Chr. unter Tiberius: da wurden (nach Josephus Flavius) außerdem noch 4000 junge Juden zu Soldaten ausgehoben und nach Sardinien geschickt. Soldat sein war für die Mischrassigen immer nur auf dem Großstadtpflaster und in den Salons hübsch, aber durchaus nicht in den Schanzen, und die jüdischen Handelsleute wußten sich schon damals vom Kriegsdienst zu drücken (s. o.), ganz im Gegensatz zu den tapferen Juden der Makkabäer und Bar Kochbas.

Von den Wirklichkeitjuden spricht Strabo in der bei Josephus angeführten Stelle (s. o.); diese haben durch ihre kluge Ausnützung der Vorteile tatsächlich schon im Altertum in verschiedenen Städten und Staaten eine Nebenherrschaft gebildet, und mit bezug auf alle diese Erscheinungen konnte Theodor Mommsen in echtem Gelehrtendeutsch den berühmten Satz schreiben: „Auch in der alten Welt war das Judentum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition."

Die Judenverfolgungen der alten Zeit wurden ebenso übertrieben geschildert wie die Christenverfolgungen. Man war mit Zahlen damals so freigebig wie in unseren Schlachtenberichten und malte in der eingeborenen Grausamkeit und Wehleidigkeit der Mischrassigen, die diese Berichte schrieben und für die sie geschrieben wurden — Grausamkeit gegen andere, Wehleidigkeit für sich — die Scheusäligkeit der Unterdrücker und die Engelhaftigkeit der Opfer mit dem Pinsel der Kol-

portageromanschreiber. Hinter allen solchen „Verfolgungen", soweit sie überhaupt stattfanden (denn die meisten sind Lügenden) standen sehr nüchterne Erwägungen, und die Ausführung der Verordnungen war zumeist nichts weniger als unmenschlich. Aber den Darstellern in ihrer Bastardschaft ist es gar nicht bewußt geworden, wie verächtlich es ist, den Unterdrückten zu spielen. Und sie spielten die Unterdrückten noch dazu — ich denke an die vielen christlichen und jüdischen Märtyrergeschichten — in einer Zeit, da sie schon die Sieger waren, wie von reich gewordenen Bedienten erzählt wird, daß sie, wenn sie sich einmal besonders wohl fühlen wollten, wieder ihr Bedientenkleid anzogen und mit der Servierplatte um die — unbesetzte Tafel herumgingen.

Vespasian und Titus hatten die Juden im Kriege besiegt, bekundeten aber keine Feindschaft gegen sie. Rasch erstarkten jetzt die Juden an Macht und gewannen zahlreiche Proselyten. Diese erschienen Domitian als die offenkundige Gefahr, während er die Juden nicht weiter bedrückte, allerdings die Steuer mit Strenge einheben und Versuche zu ihrer Umgehung bestrafen ließ. Verdächtige Personen wurden nach dem Zeichen der Beschneidung untersucht, aber auf kluge Weise wußte man die Beamten durch eine künstliche Vorhaut (Epispasmus) zu täuschen. Die Proselyten dagegen verbannte er — viele Philosophen sollen damals Rom haben verlassen müssen — und ließ etliche wohl auch verurteilen und hinrichten. So wurde sein naher Verwandter Flavius Clemens, den das Christentum gern zu seinem Blutzeugen gemacht hätte, als Proselyt hingerichtet, seine Frau Domitilla, die vielleicht Christin war, verbannt. Die jüdische Legende berichtet sogar, Domitian habe einen Senatbeschluß durchgebracht, wonach binnen dreißig Tagen alle Juden im römischen Reich ausgerottet werden sollten. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte die Verordnung wahrscheinlich auch nur die Proselyten betroffen.

Zu Maßnahmen gegen die Juden selbst kam es aber erst unter Hadrian, und diesen Maßnahmen war der weitverzweigte Aufstand der Juden von Babylon bis Kyrene vorausgegangen (vgl. Kap. 19), der so recht gezeigt hatte, wie die Juden einen Staat im Staate und, seit sie mächtig waren, einen Staat gegen den Staat bildeten. Und kaum war Trajan gestorben, der den Aufstand hatte niederwerfen lassen, so erreichten die Juden die Absetzung des Statthalters Lusius Quietus, der Trajans Feldherr gewesen war — er wurde später sogar hingerichtet —, und trachteten nun auf alle Weise, sich den neuen Kaiser, dessen Stellung

noch schwank war, geneigt zu machen. Hadrian gestattete den Wiederaufbau ihres Tempels, gab aber hinterher einschränkende Bestimmungen und lud dadurch den Haß der Juden auf sich. In seinen letzten Herrschjahren brach ein neuer Aufstand, der Bar Kochbas, aus, und kaum hatten die Juden die Gewalt im Lande, so begannen sie die Christen zu verfolgen, unduldsamer als je die Römer. Nicht ihrem Glauben anzugehören, war Verbrechen, während die Römer nur die Anerkennung der obersten Staatsgottheit forderten, im übrigen jeden seine Sonderreligion haben ließen. Wer Christ war, wurde vor die Richter gefordert und gegeißelt.

Nach der Niederwerfung des Aufstandes, der zum letzten Mal das jüdische Volk zur Selbständigkeit geführt hatte, wenn auch nur auf wenige Jahre (132—134), nahm Hadrian den Gedanken des Antiochus Epiphanes wieder auf und suchte dadurch, daß er Judäa als den Herd der Unruhen in ein heidnisches Land verwandelte, den Zusammenhalt der Juden aufzuheben. Jerusalem wurde die römische Stadt Aelia Capitolina, die kein Jude betreten durfte, die alte Thamuz-Adonis Kultstätte in Bethlehem bekam wieder ihren Dienst (vgl. Kap. 10). Die Feier des Sabbaths, die Beschneidung, die Beschäftigung mit der jüdischen Lehre wurden verboten, die Steuerfreiheit im sogenannten Erlaßjahr aufgehoben. Dagegen befahl Hadrian durchaus nicht etwa die Annahme der Staatsreligion.

Damals sollen zehn Gesetzeslehrer in Lydda für ihre Überzeugung den Märtyrertod erlitten haben und auch andere Juden gefoltert und hingerichtet worden sein. Es liegen darüber allerdings nur jüdische Nachrichten vor. Nach Hadrians Tod (138) wußten die Juden durch Vermittelung einer vornehmen römischen Frau, die ihnen geneigt war, Zutritt zu Antoninus Pius zu erhalten und erlangten alsbald die teilweise Aufhebung der Erlässe gegen sie und namentlich die Wiedergestattung der Beschneidung.

Zu einer Verfolgung der Juden kam es in der Zeit Theodosius des Großen. Mittlerweile war fast das ganze römische Heer germanisiert worden, die Kaiser stammten zumeist aus den damals noch blonden Völkern der Balkanländer, der Staat wurde immer mehr wieder in nordischem Geiste gelenkt. Das Christentum ward — in seiner Verquickung mit dem Mithrasdienste — Staatsreligion. Das langsam erstarkende Staatswesen, das schließlich auch dem Namen nach in die Hände der Germanen übergehn sollte, beschränkte die Bevorzugung,

die die Juden allmählich wieder erlangt hatten. Konstantin verbot den Juden, ihre Sklaven zu beschneiden, verbot ihnen gar überhaupt, nichtjüdische Sklaven zu halten. Das traf die Juden sehr hart. Denn schon betrachteten sie sich samt und sonders als „Königsöhne", denen die Völker (gojim) zu dienen hätten, und bis heute halten auch die frömmsten Juden darum nur nichtjüdische „Dienstboten", und kaum wird man irgendwo jüdische „Hausgehilfinnen" antreffen, bei Juden nicht, geschweige denn bei Nichtjuden. Außerdem wurde eine allgemeine Erwerbsteuer eingeführt, die sogar von den Buhlerinnen erhoben ward. Die Juden wußten auch da mancherlei Auswege, um so wenig wie möglich davon betroffen zu werden. Denn Rabbi José im Jerusalemischen Talmud erklärt es ausdrücklich als Verrat, wenn man jemand, der sein Gewerbe verleugnen wolle, den Steuererhebern anzeige.

Unter Constantius und Gallus kam es in Palästina neuerlich zu Unruhen. Militär war im Lande, weil gegen die Perser gekämpft wurde, und sollte, wie üblich, verpflegt werden. Da man auch an den Sabbathtagen regelmäßige Verpflegung verlangte, entrüsteten sich darob die Strengeren. Vielleicht auch hielten einige den Zeitpunkt für eine Erhebung günstig. Der Aufruhr wurde aber niedergeworfen und danach der Erlaß Kaiser Hadrians erneuert. Julian der Abtrünnige, nach Gallus' Tode Mitkaiser des Constantius, später alleiniger Herrscher (361—363), war in seiner Christenfeindschaft den Juden günstig und gab die Erlaubnis zum Wiederaufbau des Tempels — die Juden waren jedoch nur lau bei der Sache, da Judäa längst nicht mehr das Hauptland ihrer Betätigung war, und so kam der Bau nicht zustande.

Die Verfolgung unter Theodosius dem Großen, der selbst ein blonder nordischer Mann und seinem angeblichen Vorfahren Trajan ähnlich war, ging bezeichnenderweise nicht vom Staate und nicht vom Heere aus, war auch keine gesetzgeberische, sondern eine religiöse, und die Kirche leitete sie. So wurde in Kallinikon am Euphrat eine Synagoge zerstört, und der heilige Ambrosius schreibt in dieser Sache zur Verteidigung des Bischofs jener Stadt: in Mailand sei die Synagoge durch das Gericht Gottes niedergebrannt; doch wenn sie noch stände, würde er selbst nicht zögern, die Brandstiftung zu veranlassen. (Graetz läßt Ambrosius sich rühmen, zum Brande der Mailänder Synagoge „das Seinige beigetragen zu haben", was in jenem Briefe durchaus nicht steht.) Auch in Rom und an anderen Orten wurden die Synagogen zerstört. In Alexandrien vertrieb Bischof Kyrillos die Juden aus der

Stadt; die von Magona auf der Insel Minorca soll ein gewisser Bischof Severus zur Annahme der Taufe gezwungen haben, aber dessen Bericht ist wohl apokryph. Daß die Juden selbst nicht immer ohne Schuld waren, vielmehr gelegentlich durch ihren Übermut oder ihre Umtriebe den Anlaß gaben, ersieht man aus dem Bericht über die Vorgänge in Alexandria, wonach sie mit den Feindseligkeiten den Anfang machten. Sie hatten zuerst einen christlichen Schulmeister übel behandelt. Kyrillos forderte etliche der vornehmsten Juden zu sich und ermahnte sie, von solchen Ungebührlichkeiten zu lassen. „Da fingen die Juden noch viel heftiger an wider die Christen zu ergrimmen und machten einen heimlichen Anschlag wider sie. Sie wählten einen Ring von Palmrinde zu ihrem Feldzeichen, sich dabei zu erkennen, fingen mitten in der Nacht auf den Gassen ein Geschrei an, daß die Kirche, die man zu St. Alexander hieß, in Feuer stünde. Sobald dies Geschrei erscholl, sprangen die Christen von ihren Lagern und liefen, wer nur konnte, zur Gasse, um die Kirche zu löschen. Da aber nahmen die Juden die Gelegenheit wahr, fielen die Christen, die ohne alle Wehr und Waffen waren, mit großer Wut an und schlugen tot, was ihnen nur in die Hände kam." (Sokrates in seiner Kirchengeschichte VII, 13.) Daraufhin erfolgte die Austreibung der Juden aus Alexandria.

Solche **Verfolgungen jedoch betrafen nicht die Juden allein, sondern auch die christlichen Sekten, und so wandte sich gegen die Juden nur die Unduldsamkeit, die ihr Gott Jahwe so oft gegen andere Götter und deren Gläubige geübt und die das Christentum mit dem Alten Testamente übernommen hatte.** Denn darin war sie gerechtfertigt, ja als Gott wohlgefällig angesehen.

Theodosius hatte gegen die Synagogenzerstörer Gesetze erlassen und sich auch sonst noch zu verschiedenen Malen als Beschützer der Juden gezeigt. Seine Söhne, unter die er sein Reich teilte, und deren Nachfolger hatten noch oft die Juden gegen die Geistlichkeit in Schutz zu nehmen; als freilich die Juden von Inmestar in der Nähe von Antiochien am Purimfeste einen Christenknaben an den Hamansgalgen (Kap. 17) banden und zu Tode peitschten (415), wurden die Schuldigen der gerechten Strafe zugeführt.

Das römische Reich neigte dem Ende zu. Nicht ganz achtzig Jahre nach Theodosius' Tod bestieg Odoakar den Thron Westroms, aber nicht mehr als Kaiser, sondern als germanischer König.

21. Der Talmud.

Während das Judentum des öffentlichen Lebens vor allem jene Seiten zeigte, die es den Wirtvölkern abstoßend und gefährlich erscheinen ließen, sammelten sich um verehrte Schulhäupter in den Bethäusern und Lehrhäusern die „Träumer des Ghetto" und übten hier ihren Verstand an der Gesetzeserklärung, stellten ihr Wissen und ihre Erfahrung in den Dienst ihres Gottes. Gerade die ersten nachchristlichen Jahrhunderte, die das Judentum der Welt im äußeren Aufstieg zu Reichtum und Einfluß zeigen, ihm aber als endlichen Ertrag nur Verachtung und Verdrängung von den mit Mitteln ohne Wahl erlangten Stellungen einbrachten, ließen in Jerusalem und in Babylon die beiden Talmude erstehn, jene konglomeratischen, aber ungemein reichen Sammlungen aller möglichen Kenntnisse und Erkenntnisse, die für die Folgezeit mehr noch als die Thora die wahre Heimat der Juden sein sollten.

Die Männer, aus deren Aussprüchen sich der Talmud zusammensetzt, waren ihrer Mehrzahl nach stille, in Armut lebende Gelehrte, die — wie der Apostel Paulus, der sich ja ihrem Berufe hatte widmen wollen — ein Handwerk betrieben, um sich und ihre Familie davon zu ernähren. Nur wenige von ihnen waren reich, lebten aber auch dann zumeist, wie es Philon tat, schlicht und ohne jeden Aufwand. Was sie nicht für sich verbrauchten, widmeten sie der Wohltätigkeit, und selbst der Arme gab oft ein Teil seines Erwerbes für noch ärmere dahin. So tat Rabbi Mose, der Meïr, „Erleuchter", genannt wird: zwei Drittel seines geringen Einkommens — er war Schönschreiber — verwendete er für seinen Haushalt, ein Drittel zur Unterstützung verarmter Genossen. Rabbi Meïr ist einer derjenigen, die das Erlernen eines Handwerks empfehlen. So waren denn die berühmten Lehrer jener Zeit Tagelöhner, Kohlenbrenner, Gerber, Schuhmacher, Wasserträger, Müller, Bäcker, Fleischer, Salbenverfertiger, Kupferschmiede, Bleicher, Wäscher.

Zahlreiche Geschichten über das Leben dieser „Väter" sind uns erhalten und zeigen uns deren Sinn und Art in kennzeichnenden Kleinzügen. Die „Geschichte der Juden" von Graetz (Bd. IV), die ich hier benütze, die zum Teil auf ihr beruhende kürzere „Geschichte der Juden" von M. Brann (Breslau 1910, Bd. I), sind in den bezüglichen Abschnitten voll von solchen Geschichten, deren Geist und Form selbst ein Zeugnis für die Art des besten Judentums jener Zeit sind.

So verkehrte jener Rabbi Meïr, der übrigens Proselyte, ja Nachkomme

Kaiser Neros gewesen sein soll und sich in der Tat einmal in einen römischen Ritter verkleiden konnte, ohne erkannt zu werden, mit einem Abtrünnigen und einem neuplatonischen Philosophen, und auf des Abtrünnigen Grab soll er seinen Mantel gelegt und dazu gesagt haben: „Ruhe in der Nacht dieser Zeitlichkeit; am Morgen der Seligkeit wird dich der Allgütige erlösen, wo nicht, so erlöse ich dich." Und das Wort der Schrift: „Diese Gesetze soll der Mensch beobachten, um zu leben," deutete er dahin, daß nicht nur die Juden zum Heil berufen seien. In seinen Entscheidungen war er milder als andere, weil er immer die Möglichkeit eines Ausnahmefalles berücksichtigt wissen wollte, in bezug auf sich aber sagte er: „Wenn ich auch etwas für Andere als gestattet halte, so erlaube ich es keineswegs mir selbst, sobald ich überzeugt bin, daß meine Genossen entgegengesetzter Meinung sind."

Geradezu sprichwörtlich wegen seiner Milde und Friedfertigkeit war Hillel, ein geborener Babylonier, der zwischen 75 v. Chr. und 5 n. Chr. lebte. Von ihm wird erzählt, er habe einen Heiden, der das ganze jüdische Gesetz in einem einzigen Satz zusammengefaßt haben wollte, gesagt: „Was dir unangenehm ist, tu auch keinem anderen; das ist die Lehre, alles übrige ist nur Kommentar." Von der Gelehrsamkeit sagte er:

Wer seinen Namen weit zu verbreiten strebt, verliert seinen Namen; wer an Erkenntnis nicht zunimmt, nimmt ab; wer nicht lernen will, ist todeswürdig; wer sich der Krone des Wissens nur aus Prahlsucht bedient, schwindet hin.

Hübsch ist die Geschichte, wie Hillel, der arm war und nicht immer das Eintrittgeld bezahlen konnte, sich auf das Dach des Lehrhauses begab und von da zuhörte, von dem Schnee, der fiel, langsam bedeckt wurde, darunter erstarrte und erst am nächsten Morgen gefunden und wieder zum Leben gebracht wurde. Dieser Wissensdurst junger jüdischer Männer, der keine Mühe scheut, Armut und alle Widerstände bezwingt, ist einer der schönsten Züge des Judentums. Es gibt unzählige Beispiele dafür.

Wohltun wird immer wieder in den Vordergrund der Gebote gestellt. Als ein Rabbi einst seine Schüler fragte, welcher Weg für den Menschen der beste sei, nannte der eine wohlwollendes Wesen, der zweite einen zuverlässigen Freund, der dritte einen guten Nachbarn, der vierte die Klugheit, die die Folgen jeder Tat erwägt, der fünfte ein gutes Herz, und diesem stimmte der Meister zu: In diesem Rate seien alle anderen enthalten. Zwar wird in späterer Zeit der Begriff des „Nächsten" auf den Juden beschränkt, und dadurch trübt sich für uns das Bild wesentlich,

aber in der älteren Zeit war auch die Theorie nicht so enge; die Praxis wird es kaum je gewesen sein.

Noch im dritten nachchristlichen Jahrhundert schätzte ein Rabbi Jochanan, der einer der Häupter der damals blühenden Schule von Tiberias war und dem der Abschluß des Jerusalemischen Talmuds zugeschrieben wird, die griechische Bildung und erlaubte im Gegensatz zu anderen den jüdischen Männern die Erlernung des Griechischen, weil sie sich durch dessen Kenntnis vor Angebereien schützen könnten, und den jüdischen Frauen, weil es eine Zierde für sie sei. Er sagte: „Dafür, daß die beiden Söhne Noahs, Sem und Japheth, ihres Vaters Blöße mit einem Mantel zudeckten, erhielt Sem den Mantel mit den Schaufäden und Japheth (der Typus des Griechentums) den Philosophenmantel zum Lohne." Dieser Rabbi Jochanan war von so außergewöhnlicher Schönheit, daß die Überlieferung das vermerkt: „Wer sich einen Begriff von Rabbi Jochanans Schönheit machen will, der fülle einen frischgearbeiteten Silberpokal mit purpurnen Granatblüten (die roten Wangen und Lippen im silberweißen Gesicht), umgebe den Rand mit einem Kranze roter Rosen (die rötlichen Locken) und stelle ihn zwischen Sonne und Schatten — sein Glanz ist ein Abbild der Schönheit Rabbi Jochanans." Einen kranken Genossen besuchte er einst und fand ihn in einem dunkeln Zimmer. Da entblößte er seinen Arm, und Lichtstrahlen erhellten den Raum. Der Freund auf dem Lager begann zu weinen; er weinte über so viel Schönheit, die einst auch in Staub zerfallen sollte. Als ihn Simon ben Lakisch, der wegen seiner Körperkraft berühmt und einige Zeit Söldner der räuberischen Lydier gewesen war, einmal im Bade erblickte, kam er im Nu zu ihm ins Wasser. Rabbi Jochanan sagte ihm: „Deine Kraft wäre besser für die Lehre," und jener: „Deine Schönheit für eine Frau." Jochanans Blick soll unwillkürlich haben töten können. Von einem anderen Lehrer wird berichtet, er sei so schön gewesen, daß man, als er als Blutzeuge hingerichtet ward, seinen Kopf nach Rom sandte.

Wir haben tatsächlich anzunehmen, daß sich in jenen gütigen, schlichten, nur ihrem Denken lebenden Männern eine Auslese der besten, der lichtesten bildete. Freilich, überragende Genies, wahrhaft schöpferische Geister sind nicht darunter. Es ist im allgemeinen nur ein Alexandrinismus. Aller Scharfsinn wird in sophistischer Weise auf Kleinigkeiten und zumal auf die allegorische Auslegung und Unterlegung verwendet. Mehrfach wird offen gesagt, daß man aus einem Satze eine Aussage und deren Gegenteil entnehmen und beweisen könne. Schon Philon konnte die

Philosophie der Griechen nur dadurch im Fünfbuche vorweggenommen finden, daß er den Wortlaut in echt alexandrinischer Sophistenart allegorisch umdeutete. Das alles aber darf uns die Geistesarbeit, die im Talmud geleistet wurde, nicht verkennen lassen, ganz abgesehen von dem Werte, den er als Fundgrube aller möglichen Kenntnisse darstellt. Ein Teil des jüdischen Wesens sprach sich in ihm klar umrissen aus, natürlich in zeitlicher und örtlicher Bedingtheit. Wer den Talmud gerecht beurteilen will, darf dies nicht außer Acht lassen.

Der Talmud (Lehre) besteht aus zwei Teilen, aus Mischna (Wiederholung) und Gemara (Vervollständigung). Die Mischna ist dem Jerusalemischen und dem Babylonischen Talmud gemeinsam. Die Gemara ist bei jedem eine besondere. Die Mischna will eigentlich nur das Gesetz „wiederholen", verzeichnet aber vor allem die Bräuche (Halachoth, Einzahl Halacha), die sich im Laufe der Zeit festgelegt hatten, und umfaßt sechs Abschnitte (Sedarim, Einzahl Seder): „Saaten", worin über Landbau und Feldfrüchte gehandelt wird — ein Abschnitt über Segensprüche und Gebete geht voran; „Feste", „Frauen", worin man die neueren Ehegesetze findet, „Beschädigungen" mit den Bestimmungen des Straf- und bürgerlichen Gesetzes, „Heiligtümer" mit denen über Opfer, „Reinigkeitgesetze". Abgeschlossen wurde die uns vorliegende Mischna noch vor 200 n. Chr. Die Gemara nimmt sie ebenso zum Gegenstande ihrer „Vervollständigung", wie die Mischna das „Gesetz". Die in Judäa entstandene Gemara jedoch behandelt nur die vier ersten Abschnitte der Mischna und wurde auch aus anderen Gründen alsbald vor der Babylonischen Gemara, die alle sechs Abschnitte behandelt, zurückgesetzt und wenig berücksichtigt. Gesetzesgeltung hat nur die Babylonische Gemara, und sie mit der Mischna zusammen bildet den gemeinhin so genannten Talmud. Um 500 n. Chr. waren auch die beiden Gemaren abgeschlossen.

Neben Mischna und Gemara stehn die Thoßephtha (Zusatz) und eine ganze Reihe von Bibelerläuterungen (Midraschim, Einzahl Midrasch), die ebenfalls in hohem Ansehn und stetem Gebrauche standen. Wie sehr sich im Laufe der Zeit diese Erläuterungen von dem Tatsachenbestand entfernten, ersieht man daraus, daß die „Kabbala", die ursprünglich nur „Überlieferung" des richtigen Textverständnisses sein wollte, für uns den Begriff einer Geheimlehre hat. Sie wurde im 13. Jahrhundert ein Sondergebiet der jüdischen Gotteskunde, eine wunderliche Verquickung von gnostischer Phantastik und jüdischer Nüchternheit, ein Gemisch von Übersinn und Abersinn. Das Hauptwerk dieser Richtung ist das mystische

Buch „Sohar" (Glanz) aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts, das doch auch nur eine Erläuterung der fünf Bücher Mosis zu sein beabsichtigt. Das rabbinische Schrifttum im engeren Sinne, das sich mit dem wirklichen Leben beschäftigt, erhielt sein Hauptwerk im „Schulchan aruch" (Bereiteter Tisch), einer auszüglichen Sammlung von Gesetzen, deren endgültige Ausgabe 1578 in Krakau erschien. Der palästinensische Rabbi Joseph Karo (gest. 1575), ein geflüchteter Spanier, ist sein Verfasser, der polnische Rabbi Moses Isserles (gest. 1572 in Krakau), der das „Tischtuch" über den bereiteten Tisch breitete — so, „Ha-Mappa", nannte er seine Zusätze — dessen Ergänzer. In dieser Form wurde der „Schulchan aruch" das eigentliche Gesetzbuch der gesamten Judenheit und ist noch heute für diese in religiöser Geltung. Hier kann nicht weiter auf das sehr ausgebreitete, reichhaltige und mannigfaltige rabbinische Schrifttum eingegangen werden; ich verweise auf die vorzügliche, mit vielen Proben belebte „Geschichte der rabbinischen Literatur", die der Rabbiner J. Winter und der evangelische Theologe August Wünsche in Verbindung mit anderen Fachgelehrten herausgaben (Trier, 1894—1896, 3 Bände). Ergänzungen bieten August Wünsches Übertragungen aus dem Jerusalemischen Talmud (Zürich 1880) und von Midraschim (Bibliotheca rabbinica, Leipzig 1880—1885, 5 Bände).

Man betrachtet das rabbinische Schrifttum mit Recht als eine Einheit. Im Talmud ist seine Grundlage, in dessen Geist glaubt es sich zu halten. Freilich macht sich eine Erstarrung und eine innere Verarmung geltend. In späteren Zeiten widmen sich die besten Kräfte dem Gesetzesstudium nicht mehr so ausschließlich, wie in den Zeiten nach Josephus Flavius bis zum Abschluß des Talmuds. Der eine ist vorzugweise Philosoph wie Avicebron, dessen Werk Fons vitae als das eines Arabers galt und im späteren Mittelalter viel gelesen wurde, der andere vorzugweise Dichter wie Jehuda ha-Lewi, ein dritter Staatsmann wie Isaak Abarbanel. So entziehen sich die besten Kräfte der engeren Gesetzesgelehrsamkeit oder widmen sich ihr doch nur nebenbei.

In dieser Erstarrung wird die Sophistik zur Rabulistik, und so entsteht der „Talmudjude" der antisemitischen Schriften. (Eine solche von dem katholischen Theologen August Rohling führt diesen Titel.) Schon die ersten christlichen Gelehrten, die sich mit dem talmudischen Schrifttum beschäftigten, fanden das heraus und holten sich aus ihm die Waffen gegen das Judentum. Zwei große Gelehrte sind hier zu nennen: der reformierte Theologe Johann Buxtorf (gest. 1629 in Basel), dessen

„Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum" sein ebenfalls als Orientalist bedeutender Sohn herausgab (Basel 1639) —, es ist ein prachtvoll gedrucktes Werk in größtem Format — und der Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg Johann Andreas Eisenmenger (gest. 1704), der Verfasser des „Entdeckten Judentums" (Königsberg 1711). Schon die Buxtorfe — noch zwei, Enkel und Urenkel des ersten, lehrten in Basel — bekämpften das Judentum und ziehen es der Gotteslästerung, indem sie verschiedene Gebete anführten, die gegen das Christentum gerichtet sein sollten, Eisenmenger stellte eine große Anzahl von Stellen gegen das Christentum zusammen und außerdem noch viele andere, die der Juden Feindschaft gegen ihre Mitmenschen, ihren Aberglauben und ihre doppelte Moral dartaten. Es war eine Zeit, da die Veröffentlichung eines solchen Werkes für die Juden gefährlich werden konnte. Sie strengten darum gegen Eisenmenger einen Prozeß an und erlangten tatsächlich die Einziehung des Werkes; als aber der Gelehrte die Aufhebung dieses Urteils erlangte, boten sie ihm 12000 Gulden — eine sehr hohe Summe, die sicherlich einer halben Million Mark in heutigem Gelde entspricht —, wenn er seine Arbeit nicht wieder drucken lasse. Er wies diesen Antrag zurück, und seine Erben bewogen König Friedrich I. von Preußen, sie auf Staatskosten drucken zu lassen, nachdem sie zuvor von Sachverständigen geprüft und zuverlässig befunden worden war. Neuerdings hat Schieferl das Werk „zeitgemäß bearbeitet" (Dresden 1892), eine Ausgabe, die mir jedoch nicht bekannt geworden ist.

Eisenmengers „Entdecktes Judentum" ist die Vorlage aller jener Kampfschriftsteller gewesen, die besonders die talmudische Moral zum Ziel ihrer Angriffe nahmen. Das Werk bietet alle angezogenen Stellen im ursprünglichen Wortlaut und in getreuer Übersetzung. Eisenmengers Gelehrsamkeit war umfassend; er war des Hebräischen, Aramäischen, Arabischen, Jüdisch-deutschen kundig und führt sogar in äthiopischer Schrift an. Er bekämpfte nur die religiösen und ethischen Anschauungen der Juden, wie er sie in gewissen Stellen ihrer Schriften ausgesprochen fand, nicht aber die Juden selbst. Er schließt seine Darlegungen mit den Worten (ich kürze etwas):

Zum Beschluß dieses Wercks / wünsche ich von Grund meines Hertzens / daß der liebe Gott, (welcher / wie Deut. 7. v. 6. und Ps. 135 v. 4. zu lesen, das Judische Volck vor alters zum Volck des Eigenthums / aus allen Völckern / die auff Erden seynd / erwehlet / und aus ihnen den Messiam und Erlöser des Menschlichen Geschlechts hat kommen lassen / aber nachgehends sie wegen ihres Unglaubens / auff eine Zeit lang verworffen und verstossen hat / durch deren Fall den Heyden das Heyl wiederfahren ist) / sich der

blinden und verstockten Juden in Gnaden erbarmen / die Decke Mosis / welche vor ihren Hertzen hanget / wegthun / ihnen nach der Weissagung Ezechielis cap. 36 v. 26. das steinerne Hertz aus ihrem Fleisch wegnehmen / und ein fleischernes Hertz geben / ihren in geistlichen Dingen gantz und gar verfinsterten Verstand mit den Strahlen seiner grundlosen Güte und Barmhertzigkeit dergestalt erleuchten wolle / daß sie Christum den HErrn / als den von GOtt im alten Testament verheissenen / und in der Fülle der Zeit gesendeten einigen Heyland und Seligmacher mit wahrem Glauben erkennen / die Trost-reiche Lehre des Neuen Testaments annehmen / und mit uns den ewigen dreyeinigen Schöpffer Himmels und der Erden / GOtt Vater / Sohn und Heiligen Geist, in diesem vergänglichen Leben / in Einigkeit des Glaubens / so dienen / daß wir hier als Brüder in Christo in auffrichtigem Wandel mit einander umgehen / nach diesem irrdischen Wesen aber alle in der ewigen Seligkeit in aussprechlicher Freude und Herrligkeit GOtt stets loben und preisen mögen.

Wir finden in Eisenmengers zwei Bänden auf über 1000 Seiten ein erstaunliches Wissen zusammengetragen. Kaum ein einziger Absatz ist nicht in irgendeiner Richtung von Belang, aber das meiste betrifft doch Gegenstände, die der Allgemeinheit jetzt ferne liegen. Aus dem zweiten Kapitel, darin erwiesen wird, „wie die gottlose verstockte Juden den Sohn Gottes auf vielerlei Weise schmähen, lästern und fluchen, und was sie demselben vor schändliche und spottliche Namen geben“, habe ich etliche dieser Bezeichnungen des christlichen Heilands angeführt (Kap. 17). Ähnliche Namen bekommen die christlichen Geistlichen und die christliche Religion, die christlichen Heiltümer, Feste, Kirchen, und die meisten davon sind allerdings recht lästerlich. Doch einander in solcher Weise die Meinung zu sagen, ist allgemeiner Gebrauch der Bekenntnisse gegeneinander, und wenn es heute nicht mehr mit denselben Worten geschieht, so ist die Ursache davon allein die Mode. Aber der katholische Kampfprediger Pater Abel in Wien, der getaufter Jude gewesen sein soll, hat in den 1890er Jahren das evangelische Bekenntnis und die Protestanten mit kaum weniger derben Worten bedacht, und meine jüdischen Hochschulkameraden machten sich eine Lustbarkeit daraus, in seine Predigten zu gehn und ihn durch ihre Zurufe zu immer noch kräftigeren Bekundungen seiner theologischen Ansichten zu reizen.

Dagegen sind in den Kapiteln XIV und XV des ersten Teils, darinnen angezeigt wird, „wie sehr sich die Juden rühmen und über alle Völker der Welt erheben“ und „wie die Juden alle Völker auf der Welt, insonderheit aber die Christen hassen und verachten“, viele Stellen wiedergegeben, die zu meinen verschiedentlich gemachten Bemerkungen über den Haß der Mischrassigen gegen die Höherrassigen und ihre Überhebung die besten Belege bieten. Ich führe nur weniges

an. Sehr oft wird der Begriff Mensch auf die Juden beschränkt. „Ihr werdet adám (das ist: Menschen) genennet, die Völker der Welt aber werden nicht Menschen geheißen." „Ihr seid Menschen, der Leib des Geistes der Seiten der Heiligkeit ist des Menschen Kleid: der Geist aber, welcher unter die übrigen Völker ausgebreitet ist, kommet von der Seiten der Unreinigkeit (das ist: der Teufeln) und ist derselbe kein Mensch." „Die Gräber der gojim (oder Heiden) verunreinigen nicht, dieweil (Ezech. 34 V. 31) gesagt wird: ‚Ihr nun meine Schafe, Schafe meiner Weide, ihr seid Menschen.' Ihr werdet Menschen genennet, die Völker der Welt aber werden nicht Menschen, sondern Viehe (behêmah) geheißen." „Die Israeliten werden Menschen genennet, dieweil ihre Seele von dem höchsten Menschen herunter gekommen seind, die Abgöttische aber, deren Seelen von dem unreinen Geist herkommen, werden Schwein (chazîr) geheißen. Wann dem also ist, so ist der Leib eines Abgöttischen ein Leib und Seel eines Schweins." „Der Same eines Fremden (nokhrî, das ist: eines, der kein Jud ist) ist wie (der Same) eines Viehes." Selbst Isaak Abarbanel, der Finanzminister Ferdinands des Katholischen und Isabellas war, schreibt, Simson sei deswegen in Trübsal gekommen, weil er eine fremdvölkische (gojah) zum Weibe genommen habe, denn Moses sage: „Verflucht sei, wer irgend bei einem Viehe lieget" (Deut. 27 V. 21). Man halte hiergegen, daß Amenophis IV., der Ketzerkönig, zwei Jahrtausende früher in seinem Sonnenhymnus die Fremden vor seinem eigenen Volke nennt: „Die Länder Syrien und Nubien und das Land Ägypten, du (Sonnengott) setzest jedermann an seinen Ort..."

Die oben gekennzeichnete Mißachtung des „Fremden" führt, was eben zu den begründetsten Anwürfen Ursache gegeben hat, zu der Doppelmoral im Verhalten gegen Stammesgenossen und Nichtjuden (Goj, Nochri, Akum). Diesen Gegenstand behandelt das 11. Kapitel des zweiten Teils. Eisenmenger schickt mehrere Äußerungen voran, wonach der Jude „welcher seinem Gesellen (nämlich einem Juden) oder auch einem Abgöttischen (worunter ein Christ zu verstehn ist) zu wenig misset oder wieget", ein verbietendes Gebot übertrete, weil geschrieben stehe: „Ihr sollet nicht unrecht handeln mit der Ellen, mit dem Gewicht und mit dem Maß" (Lev. 19 V. 35). Aber zahlreiche andere Stellen vertreten eine entgegengesetzte Moral: „Es ist erlaubt, einen Goj (oder Christen) zu betriegen und Wucher von demselben zu nehmen, wie (Deut. 23, V. 20) geschrieben stehet: ‚An dem Fremden (nokhrî) magst du wuchern'." „Wie: ist es dann den Gerechten erlaubt, mit Betrug zu

wandeln? Ja, dann es stehet (2. Sam. 22, V. 27) geschrieben: Gegen dem Reinen bist du rein; und gegen dem Verkehrten bist du verkehrt." Zu dem Gebot „Du sollst deinem Nächsten nicht unrecht tun" wird bemerkt: „In allen Orten, wo (in dem Gesetz Mosis) gesagt wird: Sein Nächster, da ist ein Abgöttischer nicht mit eingeschlossen."

Wo dann solche Moral befolgt wurde, mochte es wohl geschehn, wie der bekehrte Samuel Brentz in seinem „Judischen abgestreiften Schlangenbalg" erzählt: „Wann die Juden eine ganze Woche herum gelaufen und bald da, bald dort einen Christen betrogen, so kommen sie gemeiniglich an ihrem Sabbath-Tag zusammen und rühmen sich ihrer Bubenstück, so sagen die andere Juden darauf, man soll den Gojim das lef aus der néphesch lokéach sein, das ist: man soll den Christen das Herz aus dem Leibe nehmen, und sagen weiter: tof schebegójim haróg, das ist: den besten unter den Christen soll man totschlagen. So ein Christ von einem Juden gar hart betrogen wird, so sprechen die anderen Juden, die es hören, er habe ein Kórban, das ist: ein Opfer, gebracht, daß er diesen also betrogen habe." Den Spruch „tof schebegojim harog" habe ich selbst noch von einem ungarischen Juden anwenden gehört, der sonst die Gebete, die er täglich betete, wohl lesen konnte, aber nicht verstand; von jenem Satz aber wußte er die wörtliche Bedeutung. Es folgt aus solchen Grundsätzen von selbst, daß es von einigen erlaubt wird, die Sache, die ein Nichtjude verliert und ein Jude findet, zu behalten, ja für eine Sünde erklärt wird, sie zurückzugeben. Und dergleichen mehr. Aber der Geist jenes Spruches soll auch in krasser Buchstäblichkeit befolgt worden sein. Der byzantinische Geschichtschreiber Zonares berichtet, die Juden hätten, als Schah Chosroes von Persien Palästina eroberte, von dem Sieger 90000 gefangene Christen gekauft und sie alle miteinander aufs grausamste erwürgt. Es ist das mehr bezeichnend dafür, was man den Juden zutraute, als daß man solche Angaben für wahrwirklich geschehn nähme. Die Geschichtschreiber sind die rechten Tamerlane, die sich an dem Blute ihrer Opferhekatomben berauschen.

Ein anderes Kapitel, das neunte des zweiten Teils, widmet Eisenmenger dem Judeneid. Hier bildet die Grundlage das Kol nidre-Gebet, das am Jom kippur (Versöhnungtage) gebetet wird und Entbindung von allen während des abgelaufenen Jahres gemachten Gelöbnissen gewährt. Daß dies von Buchstabenfrommen auch auf die Eide ausgedehnt ward, ist sicher; alle Buchstabenfrommen jedes Bekenntnisses wissen ihren „lieben Gott", den sie immer im Munde führen, zu hinter-

gehn, und sie tun es mit frommem Vergnügen, als meinten sie, ihr Gott freue sich ihrer Klugheit. Das ganze Alltagleben des Chassiden („Frommen") besteht aus solchen kleinen, meist ganz unschuldigen Umgehungen des Gebots. Der jüdische Schankwirt darf am Sabbath nichts verkaufen, kein Geld einnehmen. Wie hilft er sich? Er übergibt dem christlichen Schankburschen am Sabbatheingang (Freitag abends) das Geschäft und rechnet mit ihm am Samstag Abend wieder ab. Der Jude, der einem Gaste einen schönen Schweinsbraten auftragen sah, sagte zum Kellner: „Bringen Sie mir auch eine Portion solches — Kalbfleisch." Mit dem Eide geht der Ostjude gerade so um. Er schwört auf die Thora, aber hält die Hand hohl, die er darauf zu legen hat: dann gilt der Eid nichts. Man wußte das und hieß den Gerichtsdiener darauf achten, und der drückte dann die Hand gewaltsam auf das Buch.. Sicherlich aber wußte der Jude noch einen anderen Ausweg, falsch zu schwören, und doch vor sich selbst gerechtfertigt zu sein.

Der Talmudismus will es vermieden sehen, daß Juden mit einer Sache vor ein nichtjüdisches Gericht gehn. Es fragt sich aber sehr, ob es vor jüdischen Gerichten mit dem Eide anders gehalten wurde von jenen, die einmal falsch schwören wollten. Diese sophistisch geschulten kleinen Geschäftleute, die sich am meisten am Rande der Gesetze hinbewegen, haben ihre eigene, dem Nichtjuden zumeist völlig fremde Logik. Für diese nur ein Beispiel: Zwei Juden trafen einander in einem Eisenbahnabteil. Der eine fragt den anderen, wohin er reise. Dieser sagt: nach Tarnow. Denkt der andere bei sich: „Er sagt, er fährt nach Tarnow, damit ich meinen soll, er fährt nach Lemberg; dabei fährt er wirklich nach Tarnow. Wozu die Lüg?"

Von nichtjüdischer Seite sind bis in die jüngste Zeit gegen die Juden auf Grund der angeführten und ähnlicher Stellen aus dem Talmud und aus dem talmudischen Schrifttum die heftigsten Anwürfe erhoben worden. Man wies zugleich darauf hin, daß man jene Sätze noch heute von den Juden betätigt sehe und daraus schließen müsse, sie seien allbekannt und gölten als Richtschnur. Man hat recht. In der Tat sind jene Sätze unter den talmudisch gebildeten Juden allgemein bekannt, und wenn sie sie schon nicht im Cheder (der Schule) gelehrt bekommen, so hören sie sie einer vom anderen. Die überwertende Selbsteinschätzung, die der Cheder-Unterricht dem Kinde einimpft, gibt für solche bedenkliche Gesetzauslegung den üppigen Nährboden ab. Eine große Zahl von Juden dieser Schulung macht sich sicherlich kein Gewissen daraus, den Nichtjuden

zu betrügen, zu bestehlen, zu bewuchern, und wenn diese Frommen sich am Sabbath in der „Schul" (Synagoge) zusammenfinden, rühmen sie sich gewiß vor einander ihrer Gaunereien gegen den „Goj". Sie tun es wahrscheinlich weniger aus Freude über die Übervorteilung als solche, als im Stolz auf ihre Klugheit dem Christen gegenüber, den sie als „Beheme" betrachten. „Dumm wie ein Goj", ist bei ihnen sprüchwörtlich.

Man kann über all dies lächeln, und dies um so mehr, als man sich selbst viel zu klug meint, um sich übertölpeln zu lassen. In der Tat aber liegt hier der Ausdruck einer der übelsten Seiten des jüdischen Volkes als eines tiefer mischrassigen. Dieses Schillern der Moral ist ein typisches Bastardkennzeichen. Der Reinrassige ist zu stolz, zu fest in sich, irgend Winkelzüge zu machen. Wo er moralisch im Unrecht ist und er eine Tat dennoch tut, ist seine Rechtfertigung die Macht, die schließlich ja doch das einzige Recht ist, nicht aber die Umdeutelung eines Gesetzes. Oft verteidigen Juden sich damit, sie kennten jene Talmudsprüche nicht. Das ist wohl zu glauben. Aber aus ihrer mischfärbigen Seele handeln sie trotzdem danach. Sie sind nicht die einzigen. Genug Nichtjuden, die gar nicht einmal in den Verdacht kommen, den Talmud zu kennen, halten es genau so mit dem Betrügen, Bewuchern und Schwören.

Aber doch liest man in den moralischen Schriften der Nichtjuden — seien es Sumerer, Ägypter, Inder, Perser, Europäer — nirgends so bedenkliche Stellen. Das wirkt nun auf die allgemeine Moral ein. Wo sich in einem Nichtjuden die Lust regt, einen Nebenmenschen — der Nichtjude kennt den Unterschied nach Religion oder Volkstamm, selbst nach Rasse nicht in moralischen Dingen — zu übervorteilen, wird sich dem zunächst sein „Gewissen", der Ausdruck der sittlichen Anschauung der Gesamtheit, entgegenstellen, und in sehr vielen, in den meisten Fällen wird es Sieger bleiben. Der europäisch gebildete Jude hat dasselbe „Gewissen" wie der Nichtjude, er ist schwanker nur durch die stärkere Mischblütigkeit und gibt darum der „Versuchung" leichter nach. Der talmudische Ostjude hat noch weniger „Hemmungen" in sich. Das erklärt die hohe Straffälligkeit der Juden in allen hier in Betracht kommenden Vergehen.

Sehr beachtenswert ist, daß Eisenmenger — in einer Zeit, die von Revolutionen noch nichts wußte, wenigstens auf dem Festlande nicht — auf Grund verschiedener Stellen die von den Juden der christlichen Obrigkeit bewiesene Ergebenheit in ihrer Aufrichtigkeit bezweifelt. „Es schreibet zwar der Rabbi Salman Zevi in seinem Büchlein, dem Judischen Theriak,

(gegen das Buch von Samuel Brentz gerichtet), daß die Christen das Regiment von Gott haben und billigerweise über die Juden herrschen, und daß sie den Kaisern, Königen, Fürsten und Herren allen Gehorsam leisten und dieselbige ehren und ihr Regiment nicht verachten sollen: aber gleich wie derselbe in vielen anderen Stücken nicht aufrichtig gewesen ist, also ist auch diese seine Aussage nicht von Herzen gegangen, maßen sonnenklar beigebracht worden ist, welchergestalt die hohen Christlichen Potentaten von den undankbaren Juden geschmäht und verunglimpfet werden. Ja, es ist erwiesen worden, daß sie lehren, daß die Christen und alle anderen Völker ihr Regiment von dem Teufel her haben, deswegen sie auch das christliche Reich unter vielen spöttischen Namen das gottlose Reich, das Schwein, den Hund, die Schlange, die Spinne, ja gar den Sammael, welches des obersten Teufels Name ist, aus unsäglichem verbitterten Haß nennen. Woraus denn leichtlich abzunehmen und vernünftiglich zu schließen ist, wie solche Lästerer gegen die Christliche hohe Obrigkeit gesinnt sein, ohnerachtet sie derselben meisterlich zu schmeicheln und den Fuchsschwanz zu streichen und sich derselben ins Gesicht so zu stellen wissen, als wann sie die frömmste und aufrichtigste Leute wären, da sie doch lauter Gall und Gift im Herzen haben."

Es ist unnötig, die reichlichen Belege, die Eisenmenger für diese Darlegung gibt (Kapitel XVI des 1. Teils), anzuführen. Der Jude, der sich als den einzigen wahren Menschen betrachtete, zum mindesten als den edelsten, von Gott geliebtesten, mußte jede nichtjüdische Obrigkeit als widergöttlich, als seine jüdischen Rechte kränkend, als ihn bedrückend ansehen und verwerfen. Aber auch hier kam das Rassemoment noch hinzu: der eingeborene Haß des mischrassigen gegen den lichteren, wie ich ihn bereits dargetan habe (Kap. 20). Hieraus entspringt die auffällig starke Anteilnahme der Juden an allen Umsturzbewegungen, der auffällig rasche Übergang einzelner Persönlichkeiten, die erst Verteidiger der Monarchie oder eines Monarchen waren, im Fall des Gelingens des Umsturzes zur Demokratie, zur Ochlokratie, wie wir sie in den Monaten nach dem Niederbruche des Deutschen Reiches allenthalben beobachteten. Der Jude kann nur eine solche Staatordnung anerkennen, worin er selbst die Herrschaft hat. Daher wieder die innere Hinneigung so vieler Juden, gerade der reichsten mit darunter, zum Bolschewismus, in dessen jüdischen Führern sie naturgemäß die einzig berechtigten neuen und wahren Könige sehen. Der Traum von der Herrschaft des jüdischen Volkes über alle Völker durchzieht seit den

späten Propheten (vgl. Kap. 13) das ganze jüdische Schrifttum. Dieses unentwegte Streben nach Macht ist gewiß als Regung nordischen Blutes anzusprechen; die Art, wie die Macht erstrebt und zum Teil erlangt wurde, ist unnordisch. Denn sie bediente sich wahllos jener Mittel, die der nordische Mensch verachtet.

Das Alte Testament ist der Ausdruck des rassisch noch wesentlich nordischen Judentums bis zur Zeit Esras und Nehemias, die Apokryphen, das Neue Testament sind die Ausläufer, das Judentum, das sich auf Grund des Rassegesetzes herausbildete, die Mischung aller mit allen innerhalb des jüdischen Volkes, die Durchdringung auch der noch am reinsten nordischen Schichten mit dem Blute der niederern Schichten und selbst der in den Bund Abrahams aufgenommenen Sklaven, fand seinen Ausdruck im Talmud und dessen Ausläufern. Nordisch dem Wesen nach sind von dieser Zeit an nur noch Einzelne als Ergebnisse der Entmischung; die Rassekraft der Gesamtheit aber ist groß, da nicht nur das dunklere Blut sich allen mitteilte, sondern auch das lichte. Jeder weiß es, Jude wie Nichtjude, daß man viel weniger dumme Juden findet als dumme Christen.

22. Die Juden unter Goten und Mauren

Die Erben der Römer wurden, zumal im ganzen Westreich, die Germanen. In immer neuen Schwärmen kamen sie aus ihrem Urgebiet und den Ländern, die sie seit ihrem ersten Auftreten (um 100 v. Chr.) schon besiedelt hatten. Allenthalben gründeten sie Herrschaften, Staaten, eine neue Ordnung, deren Grundlage ihre eigenen Gesetze waren. Sie bildeten jedoch nur eine an Zahl geringe Herrenschichte und maßten sich in ihrer eingeborenen Rechtlichkeit nicht an, ihre Einrichtungen den anderen aufzuzwingen, obgleich sie sie besiegt hatten und nun ihre Herren waren. Wie rücksichtlos auch im Kriege — der Krieg ist ja kein Damenbrettspiel —, alsbald nach der Festlegung ihrer Herrschaft zeigten sie sich billig denkend, großzügig. Alle Anwürfe, die man diesen ersten Germanen gelegentlich vom Standpunkte der „christlichen" oder „menschlichen" Moral gemacht hat, berühren das nicht. Sie waren grausam, treulos immer nur im Kampf um die Macht und da fast immer nur gegen ihresgleichen, wieder gegen Germanen und sehr häufig sogar gegen Blutsverwandte, und die standen ihnen mit gleichen Waffen gegenüber: ihr Kampf war den Gesetzen des ritterlichen Zweikampfes durchaus gemäß. Mann stand

gegen Mann; einer achtete den anderen. Der Unterschied der Art wird sofort klar, wenn man an die politischen Kämpfe unserer Zeit denkt, wo der nach Macht Strebende durch die Mittel der Überredung, der Aufwiegelung, des gewährten oder versprochenen Vorteils die Masse zu gewinnen sucht und dann als Vertreter dieser Masse, die er doch selbst verachten muß, seine Macht im Namen von so und so viel „Köpfen" ausübt. Die „christliche" und „menschliche" Moral heißt dies in jeder Hinsicht gut; der Germane jener alten Zeiten handelte, der Germane dieser Spätzeit handelt nach anderer Wesensart.

Nach allen Nachrichten haben wir uns die freien Germanen der Zeit ihrer Staatengründungen als reinrassige Blondlinge vorzustellen. Es ist nun sehr bezeichnend, daß sie auch das Christentum, das sie mit den mischrassigen Völkern des Südens verbinden sollte, zunächst in der Sonderform des Arianismus annahmen und geraume Zeit in dieser bewahrten. Die Annahme des Arianismus mag zu Anfang Zufall gewesen sein, aber doch nur Zufall in dem Sinne, wie später die Reformation nur unter den rassehafteren Germanen eine bleibende Stätte fand. Im Gegensatz zu dem orthodoxen Christentum mit seiner orientalischen Pracht und seiner orientalischen Spitzfindigkeit war das arianische fast protestantisch „nüchtern". Aber es handelt sich weniger darum, was der Arianismus ursprünglich war, als darum, was er bei den Germanen, die allein daran festhielten, wurde. Der Gegensatz bildete sich, was das Wesen betrifft, erst dadurch heraus. Die germanischen Arianer waren auch die ersten, die die Bibel in die Volkssprache übersetzten: es ist das die berühmte gotische Bibel des Bischofs Ulfilas, die große Verbreitung hatte. Dies ebenso erweist sie als gleichen Geistes mit den späteren Protestanten. Im 5. Jahrhundert waren Ost- und Westgoten, Burgunden, Vandalen und Langobarden zum Christentum übergegangen, alle zum arianischen Bekenntnis. (Vgl. „Die Germanen in Europa".)

Hiergegen war das katholische Christentum jener Zeit notgedrungen der Ausdruck seiner Völker, also der Mischrassigkeit der südlichen Gebiete. Inwieweit dies die Lehre beeinflußte, kommt hier nicht in Betracht. Aber darin zeigt sich der Unterschied: während die Arianer als von nordischer Art in ihren Reichen volle Duldsamkeit walten ließen, zeigte das katholische Christentum als Ausdruck der Mischrassigkeit, sobald es zu herrschender Stellung gelangt war, gegen die Nichtchristen wie gegen die nichtkatholischen Christen die vom Alten Testamente als rasseverwandt übernommene Unduldsamkeit, Bekehr- und Ver-

ketzersucht. Das katholische Christentum sollte den Sieg gewinnen und im Westen bis zur Reformation an der Herrschaft bleiben und auch danach die stärker mischrassigen Gebiete behalten, während jene Völker, die sich auch in der Bewahrung ihrer germarischen Sprachen als die reinerrassigen bezeugen, sich zum Hauptteil der „neuen Lehre“ zuwandten.

Die *Juden* lebten in den Gebieten, die zunächst in Betracht kommen, in Italien, Gallien, auf der iberischen Halbinsel, in Nordafrika, unter der übrigen Bevölkerung als klar *in sich abgeschlossene Gruppe*, die sich durch ihre Rassezusammensetzung, ihre Lebensart, ihr Sondertum nach Religion und Sitte deutlich von ihr unterschied, noch überall als neu angekommen empfunden ward und mit ihr die gleichen Rechte nicht eigentlich gesetzlich, wohl aber tatsächlich genoß. Die Germanen untersuchten nicht viel, wie sie dazu gekommen waren — denn zumeist waren die Rechte nur angemaßt und, als unwidersprochen geblieben, gewissermaßen „ersessen“ —, sie beließen den Juden ihre Stellung und gewährten ihnen völlige *Freiheit des Besitzes* an Grund und Boden und Sklaven, des *Handels* mit jederlei Ware — und namentlich der Sklavenhandel war schon damals fast Monopol der Juden —, ließen sie *öffentliche Ämter* haben, *Richter* sein. Ihre Religionübung blieb ungekränkt und unbeschränkt und stand sogar unter staatlichem Schutze. Kaum jemals hat sich der nordische Mensch anders verhalten, wenn er sich neuen Verhältnissen gegenüber sah. Auch die blonden Perser, die blonden Makedonen, die blonden Römer hatten in den Zeiten ihrer ersten Beziehungen zu den Juden sich ihnen überaus günstig erwiesen. Wenn sich nun überall dasselbe Schauspiel wiederholt, daß nach einiger Zeit für das Sondervolk Sondergesetze erlassen werden, ja die einst Begünstigten den Haß des Volkes, das Mißtrauen der Herrschenden erfahren, so hat dies seine Gründe nicht in der abgründigen Bosheit der Nichtjuden, wie dies jüdische Darsteller offen sagen oder doch durchblicken lassen, sondern in der Andersartigkeit der Juden selbst, die immer wieder einen Staat im Staate bilden, dadurch Fremdkörper im Gemeinwesen sind und — ob sie auch pures Gold wären — als solcher Eitererscheinungen im Staatorganismus hervorrufen.

Die *Ausnahmegesetze für die Juden* betreffen immer dasselbe. Da die Juden sich von den Nichtjuden in der Ehe und im Genießen von Speisen absondern, wird den Nichtjuden die Ehe und das *Zusammenessen* mit ihnen verboten. Daß die Ehe mit Juden so oft untersagt wird, richtet sich weit weniger gegen vorgekommene Fälle als gegen den Geist

der jüdischen Ehegesetze, von denen man nicht hört, daß sie damals außer acht gelassen wurden. Mischehen wird es gewiß gegeben haben, aber diese werden so restlos im Judentum aufgegangen sein, daß dadurch die Gleichheit mit der anderen Bevölkerung durchbrochen wurde, was naturgemäß Mißstimmung erweckte.

Ein weiterer Rückschlag gegen die Anmaßung der Juden, ein besonderes, ein höherwertiges Volk zu sein, waren die Gesetze, die den Juden verboten, christliche Ammen und sonstige Dienstboten zu halten, ja, der Sklave in ihrem Besitze, der Christ wurde, sollte dadurch frei werden. Betraf das erste nur die Annehmlichkeit des Lebens, so das zweite ihren Erwerb, der aufs schwerste geschädigt war, wenn sie fernerhin nur mit nichtchristlichen Sklaven Handel treiben durften. Da diese Gesetze immer wieder aufs neue erlassen wurden, ergibt es sich von selbst, daß sie nicht gehalten wurden. In etwas späterer Zeit (1412) kam noch das Verbot hinzu, daß die Juden nicht unter den Christen wohnen sollten; sie wurden auf eigene Viertel — Juderia in Spanien, Getto in Italien — beschränkt. Aber dies legte nur Bestehendes fest. Denn gewiß haben auch schon damals die Juden von selbst einander nahe Wohnung genommen, wie sie dies in Amsterdam taten und noch heute in allen großen Städten tun, obwohl sie da nicht mehr irgendwelche Verordnungen jener Art zu befolgen hatten und haben.

Das Mißtrauen der Christen wendete sich in der Folge auch gegen die jüdischen Ärzte und Apotheker. In der Tat wird der Tod einer ganzen Reihe von Fürsten ihren jüdischen Leibärzten zugeschrieben, u d sogar der den Juden so außerordentlich gewogene Alfons X., der selbst einen jüdischen Leibarzt hatte, erließ ein Gesetz, daß kein Christ ein von einem Juden bereitetes Heilmittel einnehmen dürfe. Auch hier konnten verschiedene Talmudstellen bedenklicher Färbung den Juden vorgehalten werden. Aber wie die meisten Verordnungen dieser Art, wurden auch diese nicht durchgeführt. Wirklich gefördert haben zwar die jüdischen Ärzte ihre Kunst nicht, aber das Volk hielt sie, wo der Jude für den Nichtjuden fast immer etwas Geheimnisvolles, „Dämonisches" hat, für besonders wissenskundig, wie denn die Allgemeinheit noch heute überall im Arzte weniger den Mediziner als den Medizinmann sieht und der Gesundbeter der richtigste Arzt nach ihrem Sinne ist.

Der enge Zusammenhalt setzte die Juden in Vorteil namentlich in geschäftlichen Dingen, und dazu kam ihre größere Unbedenklichkeit darin, ihr größerer Wagemut im rein händlerischen wie im „moralischen"

Sinne, wodurch sie auffällig rasch zu einem Reichtum gelangten, der den anderen nicht als unbedingt rechtlich erworben galt. Der Germane war guter Geschäftmann, aber er lehnte Geschäfte mit dem Geld als solchem zumeist ab. Daß die Kirche am Ende den Christen solche Geschäfte ganz verbot, war nur Ausdruck dieser Wesensart. Der Jude hatte seit je Geldgeschäfte gemacht, war darin erfahren, wagte viel und nahm Zinsen von einer Höhe, die uns jetzt ganz unglaublich erscheinen, aber doch noch immer von Wucherern allenthalben genommen werden. So betreffen die Gesetze geradezu immer auch die Geldgeschäfte, den „Wucher" d. h. das Zinsennehmen. Unter Alfons XI. von Kastilien (1312—1350) z. B. wurde der Zinsfuß auf die dringlichen Vorstellungen der Bevölkerung hin auf 33 v. H. herabgesetzt.

Ein anderes Ausnahmegesetz betrifft die Prachtliebe der Juden. Selbst jüdische Geschichtschreiber wie Graetz müssen zugeben, daß sich die Juden fast durch nichts so verhaßt gemacht haben, wie durch ihr Protzentum, das sich sofort zeigte, wenn sie zu Wohlstand gelangt waren. Es war im römischen Reiche so, in den mittelalterlichen Staaten, es ist heute so. Die Juden sind nicht die einzigen, die sich durch das Unmaß an äußerer Pracht auffällig machen, und sehr viele von ihnen bewahren auch im Reichtum eine würdige Schlichtheit. Aber doch ist die Zahl der Protzen unter ihnen ungewöhnlich groß, und daß sie selbst das Protzentum ihrer Volksgenossen auf das bitterste geißeln und verspotten, nützt weiter zu nichts. Es ist die tiefere Mischrassigkeit der Juden als Gesamtheit, die Durchdringung auch ihrer Begabtesten, Tüchtigsten mit dem mischrassigen Blute (Kap. 16), was diese Erscheinung bedingt. Reich gewordene Juden behängen sich nur zu gerne mit allem, was sie kostbar bedünkt, mit Schmuck und Titeln, und treiben einen Aufwand, der sie jenen als ebenbürtig, ja überlegen zeigen soll, die durch ihre hohe Stellung in der Welt nach alter Überlieferung dazu berechtigt, ja genötigt sind. Dadurch werden sie dem Reinrassigen verächtlich, dem Mischrassigen, der wie sie tun möchte, aber das nicht kann, verhaßt. Die Volkswut wendet sich dann gegen die Juden und zwar gegen alle, die sie als festen Klüngel kennt: denn zu dem unmäßigen Reichtum des Einzelnen trägt jeder bei, und so gilt ihr jeder als mitschuldig.

Noch tiefer greift die Vorschrift, daß die Juden eine besondere Kleidung oder zum mindesten ein Abzeichen daran tragen sollten (1215). Seit langem hatte der Jude — auch dies auf Grund seiner tieferen Mischrassigkeit — sein Volkstum, worauf er doch so stolz war, woran er so zähe

festhielt, vor der übrigen Bevölkerung zu verhehlen getrachtet. Er war Jude für die Juden, aber Grieche für die Griechen, Römer für die Römer, trug deren Kleidung, sprach deren Sprache, legte sich deren Namen bei und wußte sogar sein heiligstes Bundeszeichen, die Beschneidung, vor den Nichtjuden unkenntlich zu machen, bis die entrüstete Priesterschaft durch Einführung der Pria dies verhinderte (vgl. Kap. 10). Der Nichtjude hatte kein Bedenken, den Juden als seinesgleichen zu betrachten, aber alsbald mußte er bemerken, daß jener nur so tat, daß der Jude in Wirklichkeit den Nichtjuden verachtete und durch seine Mumme von ihm nur Vorteile für sich zu erlangen suchte. Der Jude wollte dem Nichtjuden nicht *gleich sein*, sondern nur *scheinen*, und ganz so, wie auf die Weigerung der Juden, in einem nichtjüdischen Hause von den liebenswürdig angebotenen Speisen zu essen, das Verbot folgte, Christen dürften nicht bei Juden essen, wie auf die Ausschließung der Christen von der Ehe, sofern sie Christen blieben, das Verbot der Vermischung von Christen mit Juden folgte, so jetzt das Gebot, die Juden, die doch innerlich niemals den Nichtjuden gleich sein wollten, sollten eine unterscheidende Tracht tragen, damit der arglose Nichtjude, der bis heute auch den ausgesprochensten „Juden" für einen „Arier" hält, von vornherein wisse, woran er sei. Während nun die nichtjüdischen Völker sich überall offen zu ihrem Volke bekennen und gern Abzeichen tragen, die sie vor aller Welt als dessen Angehörige dartun, trachteten die Juden jene Gesetze, die sie angeblich in ihrem Stolze kränkten (Graetz), zu verhindern, abzuschwächen, unwirksam zu machen. Erst in allerjüngster Zeit gibt es unter den Juden eine Gruppe, die sich zu dem angestammten Volke bekennt, und deren Mitglieder finden denn auch allenthalben die Achtung der Nichtjuden, während es dem Nichtjuden sonst immer ein peinliches Gefühl erweckt, selbst Juden von ungewöhnlicher Begabung ihr Judentum verhehlen, ihre ererbten Namen mit christlich klingenden vertauschen zu sehen (Maximilian Harden = Isidor Witkowski; Constantin Brunner = Leo Wertheimer).

Ebenso hat in der Mischrassigkeit seinen Grund der *Übermut der Juden*, der immer hervortritt, wenn sie irgendwo zu einiger Macht gelangt sind. Auch dies ist *sklavenhaft*: der einflußreich gewordene Sklave überbietet an Gewaltübung den Herrn, er erlaubt sich alles, was ihm als Sklave verboten war, und kennt überhaupt keine Schranken mehr. So beziehen sich einige Maßnahmen auf die Übergriffe der zu Reichtum und Einfluß gelangten Juden. Denn immer wieder kam es vor, daß die Juden die Christen bei ihren religiösen Umgängen verhöhnten, zumal zur

Osterzeit, daß Juden gegen die Obrigkeit Gewalt übten, — in Rom wurde darum ihre Synagoge vom Volke niedergebrannt, aber der Gote Theodorich mißbilligte das: „die Fehler der Menschen seien nicht an Gebäuden zu strafen" —; ja, der Burgunder Gundobald mußte sogar das Gesetz erlassen: „Ein jeglicher Jude, der sich herausnimmt, mit der Hand einen Christen zu schlagen oder mit der Faust oder mit dem Fuße, mit einem Knüttel, einer Pritsche oder mit einem Steine, oder bei den Haaren zu fassen, soll mit dem Verlust der Hand bestraft werden." Ich lasse hier die zahlreichen Beschuldigungen, die Juden hätten Hostien verunehrt, christliche Kinder ermordet und ähnliche, die auch in der Geschichte des spanischen Judentums auftreten, mit Absicht außer acht und beschränke mich auf die Tatsachen, die den betreffenden Verordnungen zugrunde liegen. Das Volk, das jene Beschuldigungen wiederholt zum Anlaß von Gewalttätigkeiten nahm, war von deren Berechtigung jedenfalls überzeugt. Geständnisse von Juden auf der Folter bestätigten sie nach der Meinung jener Zeit. Sonderbarerweise ließ auch ein Bischof jüdischer Herkunft — Davila, 1471 — acht Juden wegen einer solchen Blutbeschuldigung verurteilen und hinrichten, wohl aus Furcht, man möchte ihn des heimlichen Judentums bezichtigen, wenn er für seine Volksgenossen einträte.

Ebenso nahmen die Gesetze gegen den geschlechtlichen Umgang mit Juden bestimmtere Gestalt an. Der Jude ist mit seinem stärkeren afrikanischen Einschlag in seiner Sinnlichkeit ungehemmter als der reiner nordische Mensch, und man braucht sich nur gewisse talmudische Grundsätze (Kap. 21), die freilich nicht als allgemein gebilligt gelten dürfen, die aber doch da sind, vor Augen zu halten, um zu ermessen, wie in Zeiten so hoher Machtstellung, wie sie die Juden zeitweise in Spanien hatten, für den Juden jedes Bedenken schwinden mußte, christliche Frauen sich zu Willen zu machen: Mittel und Gelegenheit dazu fehlten damals ebensowenig wie heute. Vor allem die Juden, die als Händler in die Häuser gingen, scheinen in dieser Hinsicht berüchtigt gewesen zu sein, denn zumal gegen sie wenden sich die Verordnungen, daß kein Jude ohne einen erwachsenen Christen zum Begleiter ein christliches Haus, darin sich nur Frauen befanden, betreten solle. Man muß hinzunehmen, daß der Jude, wie in noch stärkerem Maße der Neger und — nach Berichten aus Amerika — auch der Gelbe, in vielen Fällen auf die „weißen" Frauen so sehr sinnlich erregend wirkt, daß sie vor ihm fast willenlos sind. Das gibt sie dem Juden, der darauf ausgeht, in die Hand. Was für Urtriebe da zugrunde

liegen, werde ich in dem geplanten besonderen Werk über Rasse darlegen können. Bei den Männern der Bevölkerung, worin sich solche Beziehungen der Juden zu den Frauen bemerkbar machen, verstärkt gerade dies die Judengegnerschaft ganz erheblich.

Während die Juden in ihrer rassischen Umgrenztheit durch die Jahrhunderte dieselben blieben, änderte sich die Rassezusammensetzung ihrer Herren durch die Aufnahme dunkleren Blutes aus der Vorbevölkerung. Die arianischen Goten hielten sich von den übrigen Völkern abgeschlossen, aber sowie sie zum Katholizismus übergingen, brachen sie auch die Schranke der Rasse nieder. Reccared, der spanische Gote, der 586 mit seinem Volke katholisch ward, gestattete sogleich die Ehe mit den übrigen Spaniern. Diese waren ein Mischvolk mittelländischen Gepräges, mit lichteren Römern und lichteren Phöniziern und dunkleren Negroiden afrikanischer Herkunft durchsetzte „Keltiberer", wobei es allerdings nicht sicher ist, ob wie die Kelten nicht auch die Iberer ursprünglich ein helles nordisches Volk waren. Das lag aber da gewiß schon um Jahrhunderte zurück. Das Mischblut der Keltiberer und der mischrassige Geist der katholischen Kirche zersetzen von da an das edle spanische Westgotenvolk. Vier Geschlechter später vermag es den Mauren nicht mehr zu widerstehn — 711 findet die verhängnisvolle Schlacht von Xeres de la Frontera statt, die ganz Spanien der Maurenflut preisgibt —, und erst die Zeit der Not bringt wieder eine Auslese zustande, die die Rückeroberung (reconquista) ermöglicht.

Die Entwicklung des spanischen Judentums, die ich hier als typisch näher verfolge, ist bis zu Reccared ziemlich dunkel. Nach Reccareds Übertritt scheint die katholische Kirche von den Juden das Aufgeben ihrer Religion gefordert zu haben. Denn ein Gesetz verbietet ihnen Passah- und Sabbathfeier, Beschneidung, die Beobachtung der Speisegesetze, den Kauf und das Halten von christlichen Sklaven und erklärt sie für unfähig, vor Gericht Zeugen zu sein. Die Juden müssen es abgelehnt haben, sich taufen zu lassen, und blieben unter den Umständen im Lande, die man ihnen bot. Es ging ihnen zweifellos hier so gut, daß sie nicht Märtyrer werden wollten und lieber ihre heiligsten Gebräuche preisgaben. Auch konnten sie hoffen, das Gesetz werde nicht so strenge ausgeführt werden und sich durch altbewährte Mittel umgehn lassen. Das Gesetz König Sisenands von 633 sagt es klar: „Viele Priester und Laien haben von den Juden Geschenke angenommen und ihnen dafür Schutz verliehen. Viele bereits zum Christentum übergegangene Juden schimpfen jetzt gegen

Christus, üben jüdische Gebräuche und sogar die Beschneidung aus." Zwanzig Jahre später (654) verpflichtet sich eine Gruppe von Juden König Reccesuinth gegenüber:

Wir wollen mit keinem noch nicht getauften Juden in Verbindung treten, nicht nach unserer Sitte Blutverwandtschaft stiften, und bis in den sechsten Grad die Ehe und fleischliche Vermischung meiden, nie uns oder unsere Kinder ferner untereinander verheiraten, sondern stets die eheliche Verbindung mit Christen eingehn. Wir wollen der Beschneidung entsagen, weder Passah noch Sabbath nach jüdischem Brauche feiern, nicht den Unterschied und die Gepflogenheit in Speisen beibehalten. Wegen des Schweinefleisches versprechen wir, wenn wir es auch der bisherigen Gewohnheit wegen nicht genießen können, doch die davon (d. h. die mit Schweinefett) gekochten Speisen ohne Ekel und Abscheu anzunehmen und zu essen.

Es mußte geboten werden (656), daß alle getauften Juden sowohl an den christlichen als auch an den jüdischen Feiertagen in der Kirche erscheinen sollten, damit sie nicht heimlich die jüdischen Feste feierten. Allerlei Verschärfungen der Judengesetze brachte das zwölfte Konzil von Toledo (682) unter König Erwich, zugleich aber schrieb der heilige Julian von Toledo in des Königs Auftrag eine Schrift zur Belehrung der Juden, und jene Verordnungen traten nie in Kraft, wurden zum mindesten leicht genug umgangen. Auch werden trotz allen Gegenbemühungen schon gar manche Juden als anscheinend bewährte Christen in einflußreiche Stellungen gelangt sein und die Ausführung der Gesetze gegen ihre Volksgenossen verhindert haben. Soll doch der Erzbischof Julian selbst Jude von Herkunft gewesen sein.

Die Juden insgesamt zu Christen zu machen, erschien jener Zeit als die Lösung der Judenfrage. Man bemerkt aber leicht die innere Unsicherheit. Diese frühen Germanen stehn den Juden im Grunde hilflos gegenüber. Sie fühlen die Juden als von anderer Art, die sie ablehnen müssen, aber sie glauben in unentwegtem Idealismus an die Möglichkeit, sie durch die neue Religion in ihrem Wesen umzuwandeln. Sie haben schon drei Jahrhunderte mit den Juden zu schaffen, verstehn sie aber noch nicht. Und in ihrem eigenen Volke gibt es schon so manche, die dem Gelde der Juden zugänglich sind. Vertrauen und Mißtrauen wechseln ab. Während einzelne in hohe Stellen aufsteigen, sollen nach einem Gesetz Juden und die von Juden Stammenden keine Ansprüche auf irgendein öffentliches Amt haben, „weil ihnen das Gelegenheit gäbe, den Christen Leides anzutun".

Unterdessen tauchte in Afrika eine neue Macht auf: die der Sarazenen. Der Islam hatte in seinem raschen Zuge die kleinen Vandalen-

staaten der berberischen Küste für sich gewonnen und sie, die einzeln bedeutunglos gewesen waren, in ihren Kräften vereint. Das gab dem Islam überall die Stoßkraft, der im Westen wie im Osten Reich auf Reich erliegen sollte. Daß aber der Islam seine Macht nicht dauernd behielt, liegt darin begründet, daß er durch die Vielweiberei, die zumeist die rassische Ebenbürtigkeit der Frauen außer acht ließ, die Rassekraft seiner nordischen Herren vernichtete. Zu Anfang müssen die „Mauren" — so nennt man sie nach dem alten Namen ihres Landes, Mauretanien — in ihren Edeln ganz und gar noch Germanen gewesen sein, als Vandalen, die sie hauptsächlich waren, Nächstverwandte der Goten: Maure und Gote können ungefährdet die Rollen tauschen und werden unter ihren Gegnern nicht als Fremde erkannt. Auch die Art der Mauren in Ritterlichkeit, Frauendienst ist dieselbe, so daß man ihre ganze Kultur als eine wesenhaft germanische betrachten muß, womit sich nur wenig arabische Bestandteile, die auch urverwandt waren (vgl. Kap. 4), verquickten. Die Sprache, worin diese Kultur geschaffen wurde, war die arabische, als die ihres heiligen Buches, des Korans, und darum schreibt die Einfalt der Laien und der meisten Geschichtschreiber sie den Arabern zu, wie dieselbe Einfalt auch die arabisch schreibenden persischen Gelehrten als „Araber" (weiterhin als „Semiten") betrachtet und von arabischen Zahlen, arabischer Philosophie, arabischer Medizin spricht. Echte Araber waren unter den Mauren nur wenige; das Heervolk bildeten Berber.

Auch in Nordafrika wohnten Juden. Mit diesen und den Mauren knüpften jetzt die spanischen Juden an. Die weniger günstigen Verhältnisse, worein sie unter den Goten im Laufe der Zeit geraten waren, ließen sie eine Veränderung wünschen, und außerdem waren sie eine Gruppe, die bei jedem Umsturz nur gewinnen konnte. „Die Juden wurden die Brücke, die den Arabern die Eroberung des westgotischen Reiches möglich machte oder doch sehr erleichterte," schreibt der durchaus unparteiische Heinrich Leo in seiner „Geschichte des Mittelalters". In dieser Zeit sieht man so recht das Schwanken der Goten in ihrer Stellung zu den Juden. König Egiza, der sie anfänglich begünstigt hatte, erläßt, als er ihre Verbindung mit den Sarazenen erfährt, im Jahre 694 ein Gesetz, wonach all ihre Besitztümer dem königlichen Schatz verfallen, sie selbst als Sklaven unter den Christen aufgeteilt, ihre Kinder über sieben Jahre christlich erzogen und mit Christen verheiratet werden sollten. Witiza, Egizas Nachfolger, hebt im Jahre 701 dieses Gesetz auf und gibt den Juden völlige Freiheit und das Bürgerrecht. Das

hinderte sie aber nicht, den Mauren doch in jeder Hinsicht behilflich zu sein; mehrere Städte fielen durch ihren Verrat in die Hand der Mauren, so namentlich Toledo. Sie wußten sogleich große Vergünstigungen zu erlangen, ja, sie veranlaßten die sonst so duldsamen Mauren sogar zu Bilderstürmen in christlichen Kirchen; daß aber die Mauren sämtliche Christen zum Übertritt zum Islam oder zum Judentum zwängen, konnten sie von ihnen doch nicht erreichen.

Unter den Mauren kam es zu einer schönen Neublüte der jüdischen Kultur. Die Juden hatten jetzt wieder volle Freiheit zur Entfaltung ihrer Begabung, und während sich diese in der Gotenzeit geradezu ausschließlich auf den Gelderwerb gewendet, im übrigen sich in dem politischen Kampf mit den Goten erschöpft hatte, wandte sie sich jetzt auch der eigentlichen Kultur, vor allem der Dichtkunst und der Wissenschaft zu. Viele Juden erlangten großen Reichtum, hohe Posten als Wesire, Minister, Leibärzte oder sonst Einfluß als Günstlinge der Kalifen und maurischen Großen, wie denn Chasdai ben Isaak unter Abd-er-Rahman III. (um 970) das Auswärtige leitete, Samuel ha-Lewi (um 1050) Wesir auf Malaga, Samuel ibn Nagdila Minister des Königs Habus von Granada war (um 1140).

Den Hauptruhm hat die Dichtkunst der spanischen Juden. Das Hebräische war seit Jahrhunderten nur Sprache der rabbinischen Wissenschaft gewesen, nun begann man darin Verse in arabischer Form mit Silbenmaß und Reimen zu machen. Drei Namen sind vor allen zu nennen: Salomo ibn Gabirol (bis um 1070), den als arabischen Philosophen Avicebron auch die christliche Theologie sehr wohl kannte — sein arabisch geschriebenes Buch „Der Quell des Lebens" war bald ins Lateinische übersetzt worden (Fons vitae) —, Juda ha-Lewi (bis um 1140) und Juda ben Salomo al Charisi (bis 1230). Die hebräische Sprache hat bei diesen Dichtern einen fast neuen Klang erhalten, sie ist ungleich geschmeidiger als die biblische, wohltönend, mannigfaltig, reich. Gabirol schrieb zumal geistliche Gedichte. Juda ha-Lewi darf als der größte Dichter der Juden seit dem unbekannten Verfasser des Buches Hiob gelten; auch Heinrich Heine, der ihn besang, und der glänzende Catulle Mendès, sein engerer Stammesgenosse, erreichen ihn nicht. Er war gleich vorzüglich im Geistlichen wie im Weltlichen. Seine schönste Dichtung ist sein Zionslied, worin er dem tiefsten Gefühl des edeln Juden, dem für seine alte Heimat, hochgeistigen, bedeutsamen Ausdruck verleiht. Ich führe den Anfang in meiner Übertragung an:

O Zion, hörst du nicht aus Schmach und Peinen,
Aus Ketten grüßen dich den Rest der Deinen?
Von Ost und West nicht und von Nord und Süd
Von nah und fern die Grüße sich vereinen?
O Trost, fließt uns wie Hermons Tau die Träne
Voll Sehnsucht, sie auf deinen Höhn zu weinen!
Heulschakal sonst vor Leid, bin ich die Harfe
Des Sängers, träumt von Heimkehr mir der Meinen!
O, ganz allein zu deinen Stätten wallen,
Wo einst die Seher sahen Gott erscheinen!
O, Schwingen haben, mit dem wunden Herzen
Zu irren zwischen deinen Trümmersteinen!
Aufs Antlitz fiele ich, die Steine drückt' ich
Ans Herz und küßte deinen Staub, den reinen!

Al Charisi dichtete mit viel Geschick die Makamen des Hariri nach.
Zu gleicher Zeit glänzten als Theologen Abraham ibn Esra, dem mittelalterlichen Christentum als Abraham Judaeus oder Avenara bekannt, der seit etwa 1140 in Rom lehrte, Joseph ben Isaak Kimchi und dessen Sohn und Enkel, die ebenfalls aus Spanien stammten, aber in der Provence ihre neue Heimat fanden, und Moses ben Maimon, besser bekannt als Maimonides, der Aristoteliker, aus Cordova gebürtig, zuletzt Leibarzt am Hofe Saladins in Ägypten.

Daß diese Persönlichkeiten das Land verließen, hatte seinen Grund in der judengegnerischen Bewegung der Mitte des 12. Jahrhunderts, die in Nordafrika begonnen und sich dann nach Spanien fortgepflanzt hatte. Es ist nicht unwichtig, dies zu vermerken. Denn im allgemeinen wird jene Zeit so dargestellt, als hätten die Juden unter den Mauren dauernd die Vergünstigungen genossen, die ihnen im Anfang tatsächlich gewährt worden waren. Hiergegen liest man in dem Klagelied, das Abraham ibn Esra um 1140 dichtete, daß die Mauren damals die Juden in Spanien, zumal in den Städten Sevilla, Cordova, Salamanca (außerdem in den afrikanischen Städten Fez und Tlemcen) hart bedrängten, sie zum Übertritt oder zur Landverlassung zwangen, mordeten, Frauen schändeten, die heiligen Bücher in den Kot traten.

Die Ursachen dieser Verfolgung waren ganz dieselben wie immer. Die Juden als Gesamtheit hatten durch ihren Zusammenhalt und ihr Geschäftgebahren solche Vorteile erlangt, daß sie der übrigen Bevölkerung gefährlich wurden, und die Mauren Afrikas, damals gewiß auch in ihren Edeln nicht mehr reinrassige Blondlinge, hatten von ihrer Obgewalt unbedenklich Gebrauch gemacht. In den spanischen Maurenreichen ging das

nicht so an. Es kam hier nur zu Verfolgungen der Juden, nicht aber zu ihrer Austreibung.

Die Maurenherrschaft in Spanien „verfiel". Zweimal wurden im Anfang des 12. Jahrhunderts die Mauren von Afrika zu Hilfe gerufen, aber schon immer weiter drangen die christlichen Spanier nach Süden vor: 1085 wurde Toledo erobert, 1139 bildete sich die Grafschaft Portugal, 1236 fiel Cordova, 1248 Sevilla, 1263 Murcia in die Hände der Christen, und auch Granada mußte die Oberhoheit Kastiliens anerkennen, so daß um 1290 nur noch wenige Küstenplätze unabhängig maurisch waren. Es ist kein Zweifel, daß die Spanier der Reconquista — man kann jetzt nicht mehr von „Goten" sprechen, obwohl ser Godo „Gote sein" noch lange in Spanien der Stolz des Adels bleibt — den Mauren der Verfallzeit rassisch überlegen, daß sie lichter als diese waren. Der Ausdruck „blaues Blut" kommt damals auf — nur bei dem Weißen schimmert das Blut durch die Haut bläulich durch —, und fast alle bedeutenden Persönlichkeiten der Geschichte und Sage werden uns als blond geschildert, Ferdinand und Isabella, der Feldherr Rodrigo Ponce de Leon und noch Cervantes und Camões. Der Kampf hatte eine Auslese der Lichtesten gebildet: die sich um die Wiedereroberer scharten, waren sicherlich wohl die Nordischsten. Unterdessen hatte sich bei den Mauren die Aufnahme des Mischblutes geltend gemacht. Das vandalische Blut war versickert oder doch „gebunden": auch heute noch sollen unter den Berbern Blondlinge als Rückschläge zu den germanischen Ahnen auftreten, aber zu irgendeiner Kultur ist das Volk nicht mehr fähig. (Ich selbst habe unter den vielen Berbern der französischen Besatzungtruppen in Segedin keinen Blondling mehr bemerkt. Alle waren ziemlich groß gewachsene, schlanke Mischlinge, schwarzhaarig, braunäugig und mit gelbbräunlicher Haut, heller als die Marokkaner. Sie waren ein rechtes Beispiel für den Mulattencharakter eines Bastardvolkes, darum von den schwarzen Malgaschen ebenso verachtet wie von den weißen Franzosen. Ihr ganzes Denken ging auf Zig-zig — faire l'amour —, und sie ließen sich so viele Nötigungen an Frauen und Knaben zuschulden kommen, daß sie außerhalb der Stadt gehalten und nur mit besonderen Erlaubnisscheinen hereingelassen wurden.)

Die Juden schlossen sich rasch den Wiedereroberern an. Ganz so, wie sie den Mauren bei der Eroberung der Städte Vorschub geleistet hatten, „verrieten" sie diese jetzt an die Christen. Ihre Stellung bei den Mauren war nicht mehr so günstig, daß sie nicht durch den Übergang der

Herrschaft an andere Herren Vorteile für sich erhoffen konnten. Und schon findet man die Juden in den christlichen Reichen, vor allem in Navarra, Leon, Kastilien und Aragon, in bevorzugter Stellung. Sie haben das ganze Geldgeschäft in der Hand, sind die Finanzleute der Fürsten und Großen, beherrschen den Handel, haben die meisten Gefälle in Pacht und dienen den Königen auch mit ihrer Wissenschaft. Sie sind vor allem Ärzte, Astronomen, Mathematiker, aber ein Rabbi Santob (Schemtob) dichtet für Peter I., den Grausamen, Vierzeiler in spanischer Sprache, und ein gewisser Samuel Lewi hilft (um 1440) bei der Zusammenstellung eines Cancionero (Liederbuch) für König Juan II. mit. Außerdem hatten Fürsten sehr oft schöne Jüdinnen zu Kebsen, und die wußten zumeist ihren Einfluß für ihr Volk zu verwenden. Der Hof Peters des Grausamen konnte als jüdisch bezeichnet werden, und so groß war die Macht der Juden unter ihm, daß sie geradezu die Aufrichtung des Reiches Juda erwarteten.

Mit der Eroberung von Granada durch Ferdinand und Isabella im Jahre 1492, die sich zur Kriegführung sehr viel jüdischen Geldes bedient hatten, endete die Maurenherrschaft auch dem Namen nach. Der letzte Maurenkönig Boabdil (Abu Abdallah) aber bedingt sich bei der Übergabe seines Reiches aus, daß kein Jude als Steuereinnehmer oder Richter oder Kommissar über seine ehemaligen mohammedanischen Untertanen gesetzt werden sollte, um sie vor den Juden zu schützen. Dies ist der Ausklang der Maurenzeit für die Juden.

23. Die Vertreibung der Juden aus Spanien

Die spanischen Juden — nach dem Lande Sepharad (Obadja 22), worin sie Spanien sahen, hießen sie sich Sephard en, und dieser Name ist noch heute gebräuchlich — schätzten sich als die edelsten ihres Volkes ein; sie wollten von dem Stamme Juda, ja, von König David selbst herkommen. Auf die anderen Juden, zumal auf die deutschen und polnischen, die Aschkenazen — der Japhetide Aschkenaz (Gen. X 3) sollte der Ahnherr der Deutschen sein —, blickten sie mit Verachtung herab und wurden von diesen selbst nicht selten als die höherwertigen angesehen. Die Menschenforschung hat gleichwohl keinen Rassenunterschied zwischen Sepharden und Aschkenazen feststellen können, und nach den Beobachtungen an sephardischen Juden, die ich während des Weltkrieges in Üsküb, Belgrad und Novi Pazar machte — in Üsküb befanden sich damals auch viele

Flüchtlinge aus Saloniki — sind sie durchaus nicht lichter oder „schöner", wie gerne gesagt wird, als die Aschkenazen. Unter den Handelsleuten überwiegt ein ziemlich dunkler Mischtypus, aber in den Synagogen — ich denke zumal an einen Gottesdienst am Sabbatheingang in Novi Pazar — fand ich unter ihnen alle Typen der Aschkenazen vom Negroiden bis zum hellblonden germanischen Juden beisammen.

So sind die spanischen Juden nicht als rassisch gesonderte Gruppe innerhalb der europäischen Juden zu betrachten und ihre Blüte in Spanien vom 10. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit der Nachblüte in Holland, in Italien und in den türkischen Ländern nicht etwa dem zuzuschreiben, sondern den glücklichen Umständen, die ihnen in dieser Zeit ermöglichten, ihre Begabung für Kunst und Wissenschaft voll zu entfalten. Die Aschkenazen haben unter gleich günstigen Umständen vom Ende des 18. Jahrhunderts bis heute ebenfalls eine geistige Blüte erlebt, die hinter jener als Gesamtheit kaum zurückblieb, wenn ihr auch die Gipfelpunkte eines Juda ha-Lewi und Spinoza fehlen.

Zugleich mit der Begabung für Kunst und Wissenschaft entfalteten sich aber auch diesmal jene Eigenschaften, die unter den davon bedrohten Völkern immer Maßnahmen gegen die Juden hervorgerufen hatten und hier am Ende zu ihrer Zwangtaufe und Vertreibung führten.

Wieder wie die Goten und die Mauren gewährten die christlichen Spanier der Reconquista anfangs den Juden alle nur erdenkliche Freiheit. Ich erwähnte schon (Kap. 22), wie rasch die Juden in den neuen Königreichen zu hohen Stellungen, zu Gunst und Einfluß gelangten. Vielfach mit ihrem Gelde wurden die Kriege geführt, die das Land zurückerobern halfen. Es gab damals etwa 1600000 Juden in Spanien, und sie mögen den zehnten Teil der Bevölkerung ausgemacht haben. Das will berücksichtigt sein, wenn man das Ringen zwischen Juden und Christen im 14. und 15. Jahrhundert betrachtet.

Nach den jüdischen Darstellern wurden die Juden in Spanien von den Christen durch deren bloße Übermacht vergewaltigt. Davon kann nicht die Rede sein. Schon Basnage wundert sich in seiner „Histoire de la réligion des Juifs" (Rotterdam 1707—1711), daß die Juden in ihrer großen Menge nicht zu den Waffen gegriffen und für Leben, Freiheit und Güter alles gewagt haben. Viel kleinere Gruppen haben in solchem Kampfe todesmutig bewaffneten Aufruhr erhoben, die Juden selbst in früheren Zeiten. Jetzt verlegten sich zwar viele der Vornehmen auf die Fechtkunst, um als Ritter aufzutreten (Graetz), aber als

Gesamtheit scheuten sie die Waffen des offenen Krieges, vielleicht auch pochten sie zu sehr auf das Geld, das ihnen in mehreren Jahrhunderten schon so gute Dienste geleistet hatte[1]. Dieses Geld und ihre Klugheit in Verbindung mit all den einflußreichen Persönlichkeiten jüdischer Herkunft oder jüdischer Versippung machten sie dem Gegner gleichwohl im Zweikampf ebenbürtig. Die Christen waren ihnen als Gesamtheit an Zahl wohl überlegen, aber nur ein Teil davon war von ihnen unabhängig; die anderen standen auf ihrer Seite, die einen durch ihr Geld, die anderen durch ihre Dienste, gar manche auch schon durch Verwandtschaft gebunden. Dies erklärt, warum das Ringen fast zwei Jahrhunderte währte.

Wenn von zwei einander ebenbürtigen Gegnern am Ende der eine besiegt wird und die Folgen seiner Niederlage tragen muß, kann von Vergewaltigung, von Unrecht nicht gesprochen werden. Und wenn man es auch grausam nennt, daß nach dem Ausgang des Kampfes anderthalb Millionen Menschen vor die Wahl gestellt wurden, den Glauben oder das Land zu verlassen, so kann man den Spaniern das Recht dazu doch nicht absprechen: ingleichen hatten die Juden der Makkabäerzeit die besiegten Idumäer und die besiegten Galiläer vor die Wahl gestellt, die Beschneidung anzunehmen oder auszuwandern (Josephus Flavius, Ant. XIII, 9). Aber auch noch die spätere Zeit sprach den Grundsatz aus, daß die Juden in ihrem Lande unter sich keine Nichtjuden dulden dürften. Kein geringerer als Maimonides schreibt in seinem „Sepher Mizwoth" (Buch der Gebote), das 613 aus der Bibel gezogene für die Juden allgemein gültige Gebote und Verbote enthält: „Das 51. Gebot. Sie (die Schrift) warnt uns, daß wir keine abgöttischen Leute unter uns wohnen lassen, damit wir ihren Aberglauben nicht von ihnen übernehmen, wo sie sagt (Ex. XXIII 33): ‚Laß sie nicht wohnen in deinem Lande, daß sie dich nicht verführen wider mich'. Wann aber ein Nichtjude (Goj) in unserem Lande bleiben will, so ist uns nicht gestattet (ihn da zu dulden), bis daß er es auf sich nimmt, keine Abgötterei mehr zu treiben. Denn die Abgöttischen sollen nicht unter uns wohnen." Dies ergänzt Maimonides im „Jad chazaqa"

[1] Immerhin machten die Juden (1473) den Versuch, Gibraltar mit Waffengewalt in die Hand zu bekommen, um diese Festung, den Schlüssel von Spanien, den Muhammedanern auszuliefern. Der getaufte Jude Peter de Herrera und der mit Juden versippte Herzog von Medina Sidonia spielten dabei die Hauptrollen. Auch nach der Einführung der Inquisition in Sevilla verteilten die Juden Geld und Waffen unter das Volk, um dieses für sich kämpfen zu lassen. Aber in Fällen wie diesen waren die Juden selbst nur in geringem Maße Kämpfer, sondern mehr nur Auftraggeber. Beide Unternehmungen scheiterten, und der Aufstand wendete sich vielmehr gegen die Juden.

(Starke Hand), worin er die gesamten rabbinischen Gesetze zusammenfaßt (X, „Von der Reinheit"): „Zur Zeit, wann Israel die Herrschaft über sie (die Völker) haben wird, ist es uns verboten, einen abgöttischen Menschen unter uns zu lassen; und wenn er sich auch nur zufälligerweise da aufhält oder mit seinen Waren durchreist, soll er nicht durch unser Land ziehen, es sei denn, daß er die sieben Gebote auf sich nehme, die den Kindern Noahs befohlen wurden." Auch hierin also wendete sich gegen die Juden nur ihre eigene Forderung in bezug auf die Nichtjuden.

Der Rasse nach standen die Juden, obwohl gewiß noch so manche von ihnen „schöne", d. i. dem nordischen Typus nahe stehende Menschen waren, vor den damaligen Spaniern zurück, wenigstens vor denen der höheren Stände. Es ist dies bezeugt durch eine sonderbare Nachricht, die Johann Jakob Schudt in seinen reichhaltigen „Jüdischen Merkwürdigkeiten" (Frankfurt 1715) aus Moses ben Nachman, dem spanischen Rabbinen des 13. Jahrhunderts, anführt (II, S. 322): auf die Frage, „warumb die Christen schönere und säubere Kinder als die Juden haben", antwortet der Rabbi: „die Christen seyen der Unzucht sehr ergeben, verrichten dahero solch Exercitium Veneris bey hellem Tag, dabei sie zugleich schön gebildete Angesichter [d. h. Gemälde] anschauen, daher es komme, daß die Kinder (durch die Imagination) derselben Bildnus bekämen." Sonach ließ auch Moses ben Nachman die Kinder der Christen als „schöner" gelten.

Die Spanier der Reconquista nahmen den Gedanken der Goten zu Reccareds Zeit wieder auf, durch die Taufe der Juden sei die Judenfrage zu lösen. Sie veranstalteten Bekehrungpredigten und Religiongespräche. Unter Jakob I. von Aragon fand 1263 in Barcelona die erste große Disputation statt: der getaufte Jude Pablo Christiani, Beichtvater des Königs, stritt mit dem eben erwähnten, höchst angesehenen Moses ben Nachman (Nachmanides) über die drei Fragen: Ist der Messias schon erschienen, wie die Christen sagen, oder wird er erst kommen, wie die Juden behaupten? Ist der Messias ein göttliches oder ein menschliches Wesen? Haben die Juden den richtigen Glauben oder die Christen? Nach jüdischer Meinung siegte der Rabbi, aber er wurde des Landes verwiesen. Über ein Jahr lang, vom Februar 1413 bis zum November 1414, dauerten die Streitreden zwischen dem getauften Juden Geronimo de Santa fé (früher Josua a Lorqui) und mehreren jüdischen Gelehrten, die Papst Benedikt XIII. bei seinem Aufenthalt in Spanien zu Tortosa abhalten ließ. Das Ergebnis war das gleiche. Im Jahre 1390 predigte der heilige

Vinzenz Ferrer in Sevilla, aber weniger seine Worte als die Wut der Volkshaufen, die viele Juden ermordeten, brachten in verschiedenen Städten, wie berichtet wird, ihrer 35000 zum Taufbecken.

Den Ausbruch der Volkswut gegen die Juden versteht man aus der Rede, die nach der schon herangezogenen „Zuchtrute Judas" — ein Werk über die Judenverfolgungen in Spanien und anderen Ländern (abgeschlossen um 1540), das die drei ibn Verga, Großvater, Vater und Sohn, zu Verfassern hat — ein Christ vor König Alfons XI. von Kastilien (1312—1350) hält: „Da die Juden zuerst in dein Reich (d. i. nach Spanien) kamen, waren sie arm, die Nichtjuden aber reich. Jetzt ist im Gegenteil der Jude reich, der Nichtjude arm. Dies, weil der Jude durch Scharfsinn und Klugheit sich besser auf den Gewinn versteht. Außerdem haben sie durch den lasterhaften Wucher die größten Reichtümer zusammengebracht, so daß du, wenn du die Sache wohl überblickest, sehen wirst, daß der dritte Teil des Landes und aller Güter von ganz Spanien durch den unmäßigen Wucher an die Juden gekommen ist." Unter Peter dem Grausamen stieg der jüdische Einfluß noch höher (vgl. Kap. 22), und nicht zum letzten der Kampf gegen die Juden rief den Bruderkrieg zwischen Peter und Heinrich hervor, im Verlaufe dessen, wie erzählt wird, die Juden viele Gewalttätigkeiten erleiden mußten. Heinrich siegte (1369), stach den Bruder mit eigener Hand nieder, wobei er ihn als Judenbastard, Sohn einer Dirne, bezeichnete, und bestieg selbst den Thron. Aber auch Heinrich II. vertraute sein Leben einem jüdischen Leibarzt und seine Finanzen einem jüdischen Schatzmeister an: der Schatzmeister wurde von den Juden ermordet, bei denen er sich nicht minder als bei den Christen verhaßt gemacht hatte, und der Leibarzt soll den König vergiftet haben.

Gleichzeitig wurden Gesetze gegen die Juden erlassen, die wieder den geschlechtlichen Umgang mit Juden, das Zusammenessen mit ihnen, den Kleiderprunk, den Wucher, das Judenkennzeichen betrafen. Hinzu kam noch (unter Alfons XI. und neuerlich unter Heinrich II.), daß den Juden verboten wurde, sich christliche Namen beizulegen. Die Juden wollten dadurch, daß sie solche führten, vor den gutgläubigen Christen als Adelige erscheinen; denn der gemeine Mann führte damals nur erst den Taufnamen und fallweise den des Vaters. Später (1408) mußte den Juden ausdrücklich untersagt werden, sich „Don" zu nennen, welcher Titel im damaligen Spanien nur dem alten Adel zukam.

Alle diese Verordnungen berührten die Juden nur wenig. Sie wußten sie unwirksam zu machen. Wieder wie zur Gotenzeit lebten sie, wo und

wann es nötig war, zum Schein als Christen, heirateten nur unter sich — ihre Töchter jedoch gaben sie gerne an Männer von guten Namen und erweiterten dadurch ihren Einfluß — und hielten so enge zusammen wie nur je. Ja, das Christentum diente ihnen dazu, Stellungen zu erwerben, die ihnen früher verschlossen gewesen waren: sie wurden die höchsten geistlichen Würdenträger und wirkten auch als solche für ihr Volk. Die Spanier nannten sie Bekehrte (conversos), Neuchristen (nuevos christianos) und Maranen (maraños). Die letzte Bezeichnung wurde besonders bekannt; sie kommt von der Verwünschungformel 1. Kor. XVI 22 her: „So jemand den Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei Anathema, Maran atha."

Der biedere Pfarrherr von Los Palacios, Andres Bernaldes (gest. 1513), schreibt in seiner „Historia de los reyes católicos D. Fernando y Da. Isabel" (hrsg. von Miguel Lafuenta y Alcántara, Granada 1856) über die Scheinchristen, die sich unter Vinzenz Ferrer bekehrt hatten:

Und nachdem sie getauft waren, gingen einige nach Portugal und in andere Länder, um dort, wo man sie nicht kannte, wieder Juden zu sein, gleichwohl aber blieben viele Juden in Spanien, ich meine, in Kastilien, und man nannte sie „Bekehrte". Daher hat jene Zahl von Bekehrten ihren Ursprung, die den Heiligen Glauben, wozu sie sich bekehrt hatten, sehr schlecht hielten. Denn von ihnen und von ihren Nachkommen waren und sind die meisten geheime Juden, und sie waren weder Juden noch Christen, und sie pochten voll Hoffart auf ihren Reichtum und rühmten sich vieler Weiser und Gelehrter und Bischöfe und Domherren und Mönche und Äbte und Schatzmeister und Geheimschreiber und Kommissare der Könige und großen Herren, und in den ersten Jahren der Herrschaft der sehr katholischen und überaus christlichen Fürsten Don Fernando und Königin Frau Isabel, seiner Gemahlin, war die Ketzerei so übermütig geworden, daß die Gelehrten schon dahin gelangt waren, das Gesetz Mosis zu lehren, und die Einfältigen in ihnen nicht die Juden wahrnehmen konnten.

Die Zahl der Maranen vermehrte sich noch außerordentlich, als mit der Einführung der Inquisition im Jahre 1479 die Gefahr für die Juden plötzlich unerwartet groß ward. Die spanische Inquisition, durch eine Bulle des Papstes Sixtus VI. vom Jahre 1478 begründet, richtete sich von Anfang an gegen die Scheinchristen. In unserer Vorstellung lebt sie als ein Schreckgespenst der Menschheit; es erscheint uns als verruchte Willkür, Menschen zur Annahme eines Glaubens zwingen zu wollen. Aber ein so klar abwägender Geschichtschreiber wie Guizot urteilt: „Die Inquisition enthielt wohl im Keime, was sie wurde; aber sie war das nicht ursprünglich, sie war im Gegenteil weit mehr politisch als religiös und mehr bestimmt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, als den Glauben zu verteidigen." Und ähnlich schreibt William H. Prescott in

seiner grundlegenden „History of the reign of Ferdinand and Isabella“, (3. Aufl. London 1841): „Wie verbrecherisch auch die Taten der Inquisition in Spanien gewesen sein mögen, ihre Aufrichtung war, was den Grundsatz betrifft, nicht schlechter als viele andere Maßnahmen, die weit weniger verurteilt wurden, obwohl sie einem weit späteren und gebildeteren Zeitalter angehören. In der Tat, wo wurde während des 16. und während der größeren Hälfte des 17. Jahrhunderts der Grundsatz der Verfolgung von der sieghaften Partei aufgegeben, ob sie nun katholisch war oder protestantisch? Und wo der Grundsatz der Duldsamkeit gefordert, es sei denn von dem Schwächeren?“

Wogegen wendete sich die Inquisition? Im Grunde nur gegen das Doppelspiel der Maranen, das sie vor der Welt die gläubigen Christen sein und dadurch hohe Ämter, großen Einfluß und außerordentliche äußere Vorteile gewinnen ließ, während sie in Wahrheit Juden waren und jene Vorteile eben dadurch für sich und ihre Volksgenossen erlangten. Es kann nicht davon die Rede sein, daß die Maranen das Christentum gezwungenerweise angenommen hätten. Denn es stand ihnen während all der Zeiten frei, das Land um ihrer Überzeugung willen zu verlassen. In noch viel späterer Zeit haben die mährischen Brüder, die Hugenotten, die oberösterreichischen und tirolischen Protestanten dies vorgezogen und lieber allen Besitz aufgegeben, während die spanischen Juden doch den Hauptteil ihres Vermögens hatten mitnehmen können. Sie hatten es vorgezogen, sich taufen zu lassen. Man verlangte nun, daß sie ihre Wahl wahr machten, gestattete ihnen aber immer noch die Beibehaltung gewisser nebensächlicher Gebräuche, die Enthaltung von Schweinefleisch und ähnliches. Man hatte die ehrliche Absicht, sie in das christliche Volk sich einleben zu lassen.

Die Juden, getaufte wie ungetaufte, erkannten sofort, daß die Inquisition ihre Macht brechen konnte. Als so starke Gruppe, wie sie waren, unterließen sie nichts, ihre Durchführung zu verhindern. Der Vizekanzler Alfonso de la Caballeria, Marane, der gleichwohl seinen eigenen Sitz in der Synagoge von Saragossa hatte[1], berief die Stände ein und brachte eine Sendschaft vor König Ferdinand, die diesem und der päpstlichen Kurie eine beträchtliche Summe für die Einstellung des Glaubensgerichtes versprach, aber Ferdinand blieb fest. Da taten sich Alfonso de la Caballeria, der Großschatzmeister Sancho de Paternoy, Jakob

[1] Auch Maranen der Gegenwart halten es so. Der Rechtgelehrte Josef Unger der Wiener Universität saß, wie mir von Juden mit Genugtuung erzählt wurde, am Jom kippur im Talith in der Synagoge.

Monfort, Generalvikar des Erzbistums Saragossa, Mitglieder der Bankierfamilien Sanchez und Santangel und andere Maranen zu einer Verschwörung zusammen, und am 15. September 1485 wurde der Inquisitor Peter Arbues in der Kathedrale von Saragossa von jüdischen Meuchelmördern tödlich verwundet. Es wurde strenges Gericht über die Anstifter des Mordes gehalten, aber die Häupter der Verschwörung entkamen mit Hilfe ihrer maranischen Volksgenossen.

Die Einzelheiten des Ringens zwischen Maranen und Juden einerseit und dem christlichen Volke Spaniens anderseit findet man in den Sonderdarstellungen der jüdischen Geschichtschreiber Jost, Graetz und M. Kayserling („Geschichte der Juden in Spanien und Portugal", 2 Teile. Berlin 1861, 1867; Kastilien und Aragon sind darin nicht behandelt, doch ergänzt: „Christoph Columbus und der Anteil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen", Berlin 1891); judenfeindlich gehalten, doch sorgfältig gearbeitet sind die „Beiträge zu einer Geschichte der Juden in Spanien und Portugal" von Bensemer (Berlin 1901). Von jüdischer Seite wird immer wieder die Gewinnsucht der christlichen Fürsten als Grund der Verfolgung und endlichen Vertreibung der Juden angegeben, in zweiter Linie ihr religiöser Fanatismus. Gleichwohl kann man selbst bei Ferdinand dem Katholischen, dessen Geiz sonst allbekannt ist, nicht nachweisen, daß er aus der Einziehung der Güter der des heimlichen Judentums überwiesenen und verurteilten Maranen für sich selbst irgendwelchen Vorteil gezogen hätte, und von religiösem Fanatismus war er, der kluge Weltmann, durchaus frei. Dagegen hätte er ungeheure Summen erhalten können, wenn er den Maranen und Juden nachgegeben hätte. Er verwendete alle Einkünfte für sein Land und sein Volk und starb arm. Isabella jedoch war anfänglich überhaupt gegen die Einführung der Inquisition. Sie war aufrichtig fromm, von edelm, mildem Sinne und ebensowenig wie Ferdinand auf eigenen Vorteil bedacht. So erscheinen uns die beiden Herrscher in der Chronik ihres Zeitgenossen Bernaldes, und nicht anders konnte sie William Prescott auf Grund des gesamten Stoffes in ihrem Wesen und in ihren Handlungen zeichnen.

Sofort nach Einführung der Inquisition sollen 8000 Juden Sevilla verlassen haben, aber die Landflucht hielt nicht an. Die Juden glaubten auch diesmal, durch ihre Zähigkeit, durch ihr Geld und ihren Einfluß im Lande bleiben zu können. Die Verhältnisse waren für sie günstig: Spanien strebte, seitdem Kastilien und Aragon durch die Ehe

zwischen Isabella und Ferdinand geeint waren, mächtig empor. Große Unternehmungen wurden vorbereitet, andere mußten sich ergeben. Bei allen war jüdisches Geld beteiligt, so beim Kriege gegen Granada, so bei der Ausrüstung der Flotte für Christoph Columbus[1]. Die Juden konnten mit ihrer Betriebsamkeit, ihrem geschäftlichen Wagemut zu ihren bereits so großen Reichtümern noch unabsehbare hinzu erwerben. So dauerten sie aus. Vielleicht auch zählten sie auf das jüdische Blut in Ferdinand: denn durch seine Mutter, Juana Enriquez, stammte er von der schönen Jüdin Paloma (Taube) ab, die die Mutter des Admirals Don Fadrique Enriquez, seines Großvaters, war. Eben dieser jüdischen Abkunft wegen hatten die Juden seine Werbung um Isabella gefördert und ihm, der damals aller Mittel entblößt war, für die Fahrt Geld geliehen. Außerdem hatte Isabella einen Juden, Hernando de Talavera, zum Beichtvater.

Aber nach der Eroberung von Granada erließ Ferdinand von der Alhambra aus (am 31. März 1492) den Befehl, daß alle Juden innerhalb vier Monaten das Land zu verlassen hätten. Umsonst bot man ihm auch jetzt große Summen an — sein Finanzminister Isaak Abarbanel allein 30000 Golddukaten —, er und Isabella beharrten bei ihrem Beschluß. Sie hatten erst vom Papste die Erlaubnis zur Vertreibung der Juden erbeten, sie aber nicht erhalten — der damalige Papst, Alexander VI. aus dem Hause Borgia, soll selbst Marane gewesen sein —, so handelten sie aus eigener Machtvollkommenheit. Der Befehl traf nur diejenigen, die Juden auch ihrer Religion nach bleiben wollten, und das sollen nach der wahrscheinlichsten Zahl 300000 gewesen sein, so daß noch zum mindesten 1300000 Juden unter den gestellten Bedingungen im Lande blieben.

Den Juden war untersagt, gemünztes Gold und Silber mitzunehmen, während gegen die Mitnahme des Vermögens in anderer Form nichts bestimmt war. Gleichwohl gelang es ihnen, in den Packsätteln und in den langen Ohren ihrer Maultiere und ähnlichen Verstecken geborgen, 30000 Millionen Dukaten auch in gemünztem Gelde mitzunehmen. Das Elend der Ausziehenden rührte die Christen; sie halfen ihnen, so gut sie konnten, und die Schilderungen geben diesem Mitgefühl Ausdruck. Auch Isaak Abarbanel verließ damals das Land und widmete sich in seinem ferneren Leben hauptsächlich der rabbinischen Wissenschaft.

[1] Christoph Columbus selbst war nicht Jude, wie gelegentlich von Juden behauptet wurde (nicht aber von M. Kayserling), auch nicht mit Juden versippt, sondern ein nordischer Blondling germanischen Stammes, vielleicht sogar deutscher Herkunft.

Die Vertreibung der Juden aus Spanien war gewiß mit manchen Härten verbunden, gleichwohl kann man sie, verglichen etwa mit denen, die die Habsburger über die Protestanten verhängten, nicht unmenschlich nennen. Von den Juden aber, die zum Christentum übertraten und darum im Lande blieben, verlangte man das wirkliche und unbedingte Aufgeben des jüdischen Glaubens und des Sondertums inmitten des spanischen Volkes. Auch hierzu kann den Spaniern das Recht nicht abgesprochen werden. Die Idumäer und die Galiläer waren in solcher Weise, nachdem sie unter ähnlichen Umständen die Beschneidung angenommen hatten, restlos Juden geworden, wenn auch von jüdischer Seite der Gegensatz gegen sie noch einige Geschlechter lang vorhielt. (Man vergleiche hierzu das Verhalten der Juden gegen die Herodianer.)

Die zum Christentum übergetretenen Juden auch dieser Zeit dachten nicht daran, jene Bedingungen für ihr Bleiben wirklich zu erfüllen. Selbst katholische Priester ihrer Herkunft — so ein Erzbischof von Lissabon — waren zugleich Rabbinen[1]. Daß man sich durch ein solches Doppelspiel der Maranen immer wieder überlistet sah, erklärt das Mißtrauen gegen sie und die verschiedenen Maßnahmen, ihrem der Allgemeinheit in so vieler Hinsicht schädlichen Wirken zu begegnen. Das Glaubensgericht hatte sich in den Dienst dieser Sache gestellt. Es erwuchs aber zu einer Ungeheuerlichkeit: Thomas de Torquemada überlieferte in den achtzehn Jahren seiner Großinquisitorschaft über 100000 Menschen dem Tode. Hier jedoch ist es merksam, daß gerade dieser entsetzlichste aller Inquisitoren von Herkunft Jude war, was man in jüdischen Werken gewöhnlich verschwiegen findet, während es doch selbst im Großen Meyer verzeichnet steht. In ihm erhielt der „Menschenhaß", den so viele Beurteiler seit Apion dem Judenvolke zum Vorwurfe gemacht haben, von dem seine Besten gewiß frei sind, der sich aber für die Gesamtheit nicht wegleugnen läßt — er ist, wie ich ausführte (Kap. 20), in der tieferen Mischrassigkeit begründet — den eigentlichen Typus. Er war ein Henkerwollüstling derselben Art, wie sie der Bolschewismus in unserer Zeit wieder in einer ganzen Reihe aus dem Keimplasma des jüdischen Volkes aufsteigen ließ; aber anders als die jüdischen Bolschewistenführer — ich erinnere nur an Tibor Szamuely in Ungarn —, wütete Thomas de Torquemada sogar

[1] Auch diese Erscheinung findet man noch heute. Die evangelischen Pastoren Schwalb (Bremen) und Wallfisch (Dresden) erklärten öffentlich, daß sie während ihrer ganzen langjährigen Tätigkeit innerlich dem Judentum treu geblieben waren.

gegen seine eigenen Volksgenossen, und es möchte ein anreizendes Problem sein, dieser Seele als Dichter in die geheimen Falten zu sehen.

Ich dachte daran, neben meinen „Spinoza" einen „Thomas de Torquemada" zu setzen, und der Angelpunkt dieser Erzählung sollte sein, daß Thomas de Torquemada, der dunkle „Jude", die nordisch-blonde Isabella, deren Beichtiger er war, zu seinem Willen zwang, wie es dunkelhaarigen Juden — nach deren eigenen Bekenntnissen — eine Art „Rache" ist, Frauen der blonden Edelrasse in ihre Arme zu zwingen; aber der ausgesprochen „jüdische" Typus Juanas der Wahnsinnigen, die ich das Kind des Großinquisitors meinte, kann auch ein Rückschlag zu Paloma, der Vorfahrin Ferdinands, sein oder zu deren jüdischen Eltern. Ich wollte vor allem auch Thomas de Torquemada im Zwiespalt mit seinem jüdischen Gefühle zeigen. Dieser Blutmensch wurde sehr alt und starb ruhig in seinem Bette. Aber er lebte in so beständiger Angst vor Meuchelmord, daß er, wie es heißt, stets das Horn eines Einhorns auf seinem Tische liegen hatte, das nach der Meinung der Zeit jedes Gift erkennen ließ und dessen Wirkung aufhob; den besseren Schutz seiner Person bildete eine Leibwache von fünfzig Rossen und zweihundert Mann, die er bei seinen Reisen durch das Land mitnehmen durfte (Prescott).

Nur etwa ein Fünftel der Juden hatte Spanien verlassen, die übrigen blieben als Scheinchristen im Lande und in ihren Stellen. Ferdinand behielt Luis de Santangel, den Kayserling den Beaconsfield Spaniens nennt, als Kanzler und Gabriel Sanchez als Schatzmeister bei, und ließ beiden (sie starben 1505) ihre Söhne in den Ämtern folgen, ja, Luis de Santangel und dessen Nachkommen befreite Ferdinand von allen etwaigen Anklagen wegen Abfalls. Und so blieben nicht wenige der höchsten Ämter in den Händen von Juden. Ganz wie früher, suchten auch jetzt die Maranen ihre Stellung außerdem noch durch ihre Versippung mit den bedeutenden Adelshäusern zu befestigen; nicht anders war es in Portugal, das im Jahre 1496 die Juden „vertrieb". Der gelehrte Arzt Isaak Orobio de Castro (gest. 1687), der Gegner Spinozas, der selbst „gar oft das Knie vor dem Baal" gebeugt hatte (als Scheinchrist), schreibt:

> Was soll ich sagen von Spanien und Portugal? Wo fast alle Fürsten, Edle und Gemeine von abgefallenen Juden entsprossen sind, was in jenen Ländern so kundbar ist, daß niemand daran zweifeln wird? Wiewohl sie, um adelige und andere, sonderlich geistliche Ämter zu erlangen, das Judentum abschwören und den Beweis erbringen müssen, daß sie nicht von Juden abstammen (was sie durch falsche Zeugen am Hofe und mit Hilfe des Geldes leichtlich erhalten). Deshalb sind alle Mönch- und Nonnenklöster

voll Juden. Von den Domherren, Inquisitoren, Bischöfen sind die meisten jüdischer Abkunft. Nicht wenige davon sind Juden im Herzen und spielen sich nur der zeitlichen Güter wegen als Christen auf: etliche bekehren sich [zum Judentum] und flüchten, wenn sie können. In dieser Stadt [Amsterdam] und in vielen anderen Gegenden haben wir unter uns Mönche, die den Götzendienst von sich getan haben, Augustiner, Franziskaner, Jesuiten, Dominikaner. Es gibt in Spanien Bischöfe und überaus angesehene Mönche, deren Eltern, Brüder und Schwestern hier und in anderen Städten wohnen, damit sie als Juden leben können.

So kommt es, daß ein Fray Vicente de Rocamora (1601—84) durch lange Jahre Priester ist, ja, Beichtiger der Infantin Maria Anna, der späteren Gemahlin Kaiser Ferdinands III., als Vierzigjähriger nach Amsterdam entkommt, hier als Isaak de Rocamora das angestammte Judentum annimmt, Heilkunde studiert und Gemeindevorsteher (Parneß) wird. Kennzeichnend sind auch die Berichte in der erwähnten „Zuchtrute Judas". Da hat ein Marane eine Unterredung mit einem spanischen Könige und erzählt ihm, um ihn von der Verfolgung der Scheinchristen als einer aussichtlosen Sache abzubringen, folgendes:

In der Stadt Sevilla sprach einst ein Inquisitor zu dem Herzog: Wenn der Herr wissen will, wie die Maranen (im hebräischen Wortlaut Anussim „Gezwungene") den Sabbath halten, steigen wir auf den Turm hinauf. Als sie nun oben waren, sprach er zu jenem: „Blicket dahin, das Haus dort ist das Haus eines Maranen und jenes Haus ist das eines Maranen, und deren gibt es viele. Und Ihr sehet aus ihrer keinem Rauch aufsteigen, obwohl es ein harter Winter ist. Und dies aus dem Grunde, weil sie kein Feuer gemacht haben: es ist nämlich heute Sabbath." — Wir wissen auch von einem spanischen Maranen, der das ganze Jahr ungesäuertes Brot aß, damit er es in Spanien (zu Passah) essen könnte und man ihm keinen Vorwurf daraus machte; er gab nämlich vor, daß sein Magen das gesäuerte Brot nicht vertrüge. — Am Festtag (zu Neujahr), wann sie das Horn (Schophar) blasen, gehn sie ins Freie hinaus und blasen auf den Bergen und in den Tälern, damit man den Schall da nicht höre. Sie haben auch einen bestellten Mann, der für sie schächtet (nach ritueller Vorschrift schlachtet), (das Fleisch) entädert und ihnen in die Häuser bringt. Etliche von ihnen werden heimlich beschnitten, andere beschneiden sich selbst, weil sie keinem Menschen trauen, in Furcht, die Sache möchte kund werden. Und einige von ihnen halten das Gesetzbuch Mosis in einem Pfeffersack verborgen, und ingleichen machen sie es mit ihren übrigen Geboten. Was wird es dann unserm Herrn und König nützen, wenn man über die Juden das heilige Wasser gießt und sie mit unseren Namen Peter und Paul nennt und sie doch ihre Religion beibehalten wie Rabbi Akiba und Rabbi Tarphon? Es nützt zu nichts, wenn sie Christen werden: sie überheben sich nur hochmütig über die echten Christen und fürchten sich nicht, weil sie nach dem Augenschein für Christen gehalten werden. Wisse denn unser Herr ohne Zweifel, daß das Judentum zu den Krankheiten gehört, die unheilbar sind.

Die Durchsetzung des höheren Adels mit Judenblut war vielleicht nicht so groß, wie sie Isaak Orobio erscheinen läßt, aber es floß selbst in König Ferdinand und kam durch dessen Tochter, Johanna die

Wahnsinnige, die nach dem Bilde, das ich kenne, eine echte schmalgesichtige dunkle Jüdin war, in die Habsburger, in Karl V. und seine Nachfolger, so daß die Könige jenen höchsten Orden, die Freisein von „schlechtem Blute" (mala sangre), d. i. Mauren- und Judenblut, forderten, selbst nicht zu Rechte angehören konnten. Es ging damals in Spanien ein Semi-Gotha handschriftlich umher, „Tizon de España" („Brand von Spanien") betitelt, worin alle Versippungen des Adels mit Mauren und Juden verzeichnet waren. Vergeblich suchten Staat und Inquisition das Werk zu unterdrücken.

Nimmt man an, daß sämtliche Maranen im christlichen Volke aufgingen, so müßten die Spanier ungefähr zu einem Zehntel jüdischen Blutes sein. Ihr Typus ist im allgemeinen der mittelländische; im Süden wurde aus den „Morisken" auch etwas afrikanisches Blut aufgenommen. (Aber 1607 wurden die Morisken ebenso „vertrieben" wie etwas über ein Jahrhundert früher die Juden.) Es hält darum schwer, den jüdischen Einschlag festzustellen; denn die Juden brachten nur verwandte Rassenbestandteile hinzu. In einzelnen Gegenden und einzelnen Personen schlägt auch noch das alte Germanenblut durch, und es kommt zu Entmischlingen, die noch als reine Goten oder Vandalen gelten können. Jedenfalls fehlt im spanischen Volkscharakter das Jüdische geradezu ganz. Der Spanier ist — so schildern ihn mir Juden wie Nichtjuden — auch als Geschäftmann durchweg Caballero und verschmäht alle jene Kniffe, alle jene Liebedienerei, die den jüdischen Geschäftmann vor der Welt kennzeichnen.

Von jüdischer Seite wird der Niedergang Spaniens, der im 18. Jahrhundert offenkundig wurde, der Vertreibung der Juden zugeschrieben und Spanien geradezu als ein Beispiel hingestellt, was es für ein Land bedeute, wenn es die Juden aus seinem staatlichen und wirtschaftlichen Leben ausschalte. Diese Darstellungen verkennen die tatsächlichen Verhältnisse. Erstlich betraf die Vertreibung nur einen Bruchteil der Juden, etwa ein Fünftel der Gesamtheit (s. o.), dann folgte auf die „Vertreibung" der Juden durchaus nicht der Niedergang, sondern vielmehr der Aufstieg Spaniens zur Weltmacht. Viel richtiger beurteilen die Verhältnisse jene, die in der Vertreibung der Juden aus Spanien das Zeichen der Erstarkung des spanischen Volkes zu jener Zeit sehen. Die Juden waren eine solche Macht in Spanien geworden, daß sie nur von einer noch stärkeren aus ihrer Stellung verdrängt werden konnten. Und nur darum handelt es sich in bezug auf die im Lande verbliebenen

vier Fünftel der Gesamtheit von Juden. Diese hatten zwar noch oft bedeutende Stellen inne, aber einen Staat im Staate, einen Staat über dem Staate konnten sie nicht mehr bilden. Das Doppelspiel, das sie noch zwischen 1390 und 1492 mit so großem Erfolge gespielt hatten, war jetzt sehr gefährlich geworden, wenn auch nicht immer ein Thomas de Torquemada an der Spitze der Inquisition stand. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein verließen übrigens einzelne Maranen und ganze Familien Spanien oder Portugal, aber das Maranentum ging doch allmählich im Spaniertum auf, wenigstens geistig, und heute ist es bis auf ganz wenige Spuren in bestimmten Volksgebräuchen einzelner Ortschaften verschwunden. Daß die Maranen aber bis in sehr nahe Zeiten fast durchweg nur untereinander heirateten, wird mehrfach bezeugt (R. Andree, M. Kayserling), und eben daher wird es kommen, daß der Spanier in seinem Wesen vom Jüdischen-Allzujüdischen so frei ist.

Der Niedergang Spaniens nach der wunderbaren Blüte, die es zur glänzendsten Macht Europas gemacht, die ihm seine Conquistadoren, seine Dichter und Maler, einen Lope, einen Calderon, einen Cervantes, einen Velasquez, und den Portugiesen einen Camões gegeben hatte, hat seinen Grund in der Rasseerschöpfung ganz so wie der Niedergang Griechenlands, der Roms. Zu dieser Rasseerschöpfung trug auch die tatsächliche, obzwar nicht sehr bedeutende Vermischung mit den Maranen, die als Gesamtheit ein ziemlich dunkles Volk waren, etwas bei, zumal in den höheren Ständen. Hinwieder merzte die Inquisition, die sich in späterer Zeit fast weniger gegen die Maranen wandte als gegen die Freidenker im Gefolge der deutschen und französischen Reformatoren, viele der Besten und damit der Lichtesten aus, trieb sie in die freiwillige Verbannung oder verbrannte sie oder ließ sie in ihren Kerkern dahinsterben. Aber doch traf die Inquisition zumeist gereifte Männer, die schon keine weiteren Kinder mehr gezeugt hätten, und so traf sie zwar die Gegenwart, nicht aber die Zukunft. Dagegen bringt eine solche Hochblüte der Kultur bei allen Völkern — die Juden bilden bis zu ihrer jeweiligen Emanzipation die Ausnahme (vgl. Kap. 2) — die Unfruchtbarkeit der Ehen der Höchstbegabten und Höchstgestellten mit sich, und das vereinigte sich hier mit jenen anderen Ursachen. Spanien verlor seine Vormachtstellung in Europa mit dem Tode Philipps II. (1598), seine Großmachtstellung mit dem Tode Philipps IV. (1665), seine amerikanischen Kolonien seit 1800 in rascher Folge. Aber selbst heute noch, da Spanien als Staat ohnmächtig ist, bringt es bedeutende Maler — Goya, Villegas, Zuloaga — und

Dichter — Gaspar Nuñez de Arce, Emilia Pardo-Bazan und mehrere vorzügliche Katalonier — hervor, und selbst Portugal, das staatlich zu einer kläglichen Nigrito-Republik gewordene, hat noch Dichter wie Eugenio de Castro und Eça de Queiroz.

24. Kirche und Synagoge

Das arianische Christentum hatte den Juden volle Duldung gewährt, die Kirche — d. i. Rom, der päpstliche Stuhl — kam kaum zur Herrschaft, so wandte sie sich gegen die Juden, wollte sie bekehrt oder, wo sie sich nicht bekehrten, aus den Ländern der Gläubigen ausgewiesen haben. (Vgl. Kap. 22.) Es war dies — für sie — nur die folgerichtige Auffassung des Christentums: die Juden hatten den Heiland an das Kreuz gebracht, und darum durfte man sie als Gottesmörder nicht unter sich dulden. Längst schon war die Gestalt des Heilands verstofflicht, das Dogma, daß der Gesalbte nicht nur wahrer Gott, sondern auch wahrer Mensch gewesen sei, durchgedrungen, der ursprüngliche Sachverhalt (vgl. Kap. 17) vergessen.

Das katholische Christentum, das um die Wende des 6. und 7. Jahrhunderts im Abendlande zur Alleinherrschaft gelangte, war — vor allem in seinem Inbegriff, dem Papsttum — Ausdruck der Mischrassigkeit des Südens. Ich habe schon in meinen „Germanen in Europa" dargelegt, daß das römische Papsttum aus dem Vergleich zwischen Mithrasdienst und Christusdienst hervorgegangen zu sein scheint, und daß der Papst Hormisdas (514—523), ein geborener Römer, einen parsischen Namen (Ormuzd, Ahura mazda) trägt und ihn auch als Papst beibehält. Das christliche Papsttum übernahm von dem parsischen den Namen des Oberhauptes (Papas, „Vater"), die Kleidung samt der Tiara, den Stuhl mit den zwölf Bildern des Tierkreises und wahrscheinlich auch den Tempel und den Palast des Mithraspapstes; denn Peterskirche und Vatikan stehn an deren Stätte. Die bevorzugte Stellung des früheren Bischofs von Rom, jetzigen Papstes, blieb nicht unangefochten. Der Kampf zwischen den Bischöfen, die zuerst dem römischen Bischof gleichgestellt waren, dauert eigentlich bis zum Vatikanischen Konzil von 1871, bis zur Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes, wodurch jedes fernere Konzil unnötig wurde. Schrittweise wichen die Bischöfe vor dem Papsttum zurück; zuletzt sind es nur noch etliche deutsche und sonstige germanische Bischöfe, die sich ihm widersetzen.

Das Papsttum als Ausdruck der tieferen Mischrassigkeit gewinnt Land um Land ganz in dem Maße, wie dort der nordische Bestandteil in den Völkern zurückgeht. Das Papsttum hegt darum eine blutlich begründete Feindschaft gegen die Germanen, die ja die letzte reiner nordische Volkschaft darstellen, und mißtraut sogar denen unter ihnen, die sich vor der Welt zu ihm bekennen. Mit Recht. Denn der nordische Mensch ist immer Einzelwesen, nicht Herdentier, er ist immer göttlich in sich und steht darum dem Gotte, den er sich schafft, unmittelbar gegenüber, während der tiefer Mischrassige den Gott, den der nordische Mensch geschaffen hat, als fertigen Begriff empfängt, ihm naturgemäß innerlich fremd ist und darum eines Vermittlers — des Priesters — zwischen sich und dem „Gotte" bedarf. Der nordische Mensch kennt keine Autorität außer sich; bei ihm untersteht alles seinem eigenen Urteil.

Der Parsismus, der mit dem römischen Christentum verschmolz, war wohl von nordischen Menschen geschaffen und ursprünglich Ausdruck von deren Art; aber die Perser jener Zeit waren nicht mehr die der Achaemeniden, und nicht einmal Perser allein führten den damaligen Mithrasdienst, sondern ein levantinisches Völkergemisch. So waren römisches Christentum wie Parsismus des 6. Jahrhunderts, da sich wohl die Verschmelzung, der „Vergleich" vollzog, beide Ausdruck von tiefer mischrassigen Gruppen, während das arianische Christentum von den damals noch rein blonden Germanen geführt wurde. Gewiß war der Sieg des katholischen Christentums über das arianische nur möglich, weil auch die Germanen in den letzten Jahrhunderten manche dunklere Bestandteile in sich aufgenommen hatten, aber der innere Gegensatz zwischen ihnen als Gesamtheit und Rom blieb bestehn.

Dies änderte sich nur wenig, als Germanen den päpstlichen Stuhl bestiegen und manchmal durch längere Zeit besetzt hielten. Der Geist des Papsttums war durch die Überlieferung zu fest bestimmt, und in der ganzen ersten Zeit wurden auffällig viele Griechen und Syrer, also Levantiner von Rasse, zu Päpsten gewählt. Die Germanen, die nach Hormisdas Päpste waren — vorher kann man doch nur von Bischöfen von Rom sprechen — schlossen sich entweder der Überlieferung ganz an oder rangen mit ihr, durchbrachen sie im Guten wie im Schlimmen. Es kam zu Versuchen, das katholische Christentum zu vertiefen, zu verinnerlichen, zu vergeistigen, aber auch zu einer völligen Verweltlichung unter anderen, denen nur die Machtstellung etwas galt, die nur der Macht-

hunger des nordischen Menschen inmitten verachteter Mischlinge an diese Stelle gebracht hatte und die ihre Obgewalt nun genossen und für ihre eigensten Vorteile ausnützten. Man denke an die Zeit der „Pornokratie", der Hurenherrschaft, im 10. Jahrhundert, da vornehme Römerinnen germanischer Geschlechter ihre Günstlinge auf den päpstlichen Stuhl setzten, und an einige glänzende Papstgestalten der „Wiedergeburt". Sowohl die Vergeistlichung als auch die Verweltlichung sind Auswirkungen nordischer Art, aber alles das waren Einzelerscheinungen; der levantinische Nachfolger machte die Ansätze zur Vernordischung des Papsttums wieder zunichte. Die Kirchenerneuerung, von zahlreichen ähnlichen Bewegungen in allen noch ziemlich nordischen Völkern vorbereitet, brach mit Rom.

In seinem Verhalten zu dem Judentum bekundet sich die Mischrassigkeit des Papsttums besonders deutlich. Sie stehn einander als rassisch sehr ähnliche Gruppen gegenüber. Das verbindet sie. „Bastard und Bastard wird sich leicht verstehn." Sie haben sehr viel Gemeinsames in ihrer Art, in ihren Belangen. Sie ringen beide nach Weltherrschaft, geben beide vor, diese sei ihnen von „Gott" verheißen, ringen beide danach mit allen Mitteln, nicht nur mit der Auswahl jener, die dem nordischen Menschen gemäß und darum allein als ritterlich, als erlaubt, als möglich erscheinen; sie verschmähen vor allem das Geld nicht, weder im Geben noch im Nehmen, das Geld, das für den tiefer Mischrassigen Eigenwert hat, nicht nur Abkürzung des Tauschverfahrens zwischen Erzeugnis hier und Erzeugnis dort bedeutet. Sie verstehn einander mit einem Zwinkern der Augen. Es mag sein, daß sie einmal miteinander werden ringen müssen; diese Zeit ist noch nicht da, bis dahin können sie noch ganz gut Freunde sein. Es gilt die Unterjochung und Nutzbarmachung der noch reiner nordischen Völker, bei denen der Aufstieg des Einzelnen wie der Allgemeinheit nicht darin besteht, aus wenig Geld durch geschickte „Transaktionen" viel Geld zu machen, die vielmehr durch ihrer Hände, ihres Hirnes Mühe Bodenerzeugnisse, geistige Erzeugnisse schaffen und verarbeiten. Ich habe dies alles in meiner Dichtung „Atlantis", zumal im 17. Gesange, dargestellt. Das Verhalten des Papsttums zum Judentum lag mir zugrunde.

Selten nur kommt es in diesem auf Gleichheit der Art, der Belange, des Zieles begründeten Bruderverhältnis zu kurzen Trübungen, da es den Anschein hat, der Kampf, der doch erst nach dem vollständigen Siege beider über die reiner nordischen Völker ausbrechen müßte, wolle schon

jetzt ausbrechen. Das ist, wenn entweder ein Papst von nordischerer Art den Stuhl Petri, des fabelhaften ersten Vorgängers, inne hat, der nun aus eigenem Erkennen oder auf das Drängen von Fürsten hin Judengesetze erläßt, oder wenn einer als allzu gieriger Geschäftmann von den Juden besondere Abgaben erpressen will. Die Juden zeigten sich in solchen Bedrängnissen immer als die rassisch in sich gefesteteren, die sie in der Tat waren, und wußten in ruhiger Zähigkeit die Stürme ohne merkbaren Schaden zu überstehn.

Zunächst, da das Papsttum noch durchaus keine herrschende Stellung hatte, beschäftigten sich nur die Synoden und Konzilien der einzelnen Landschaften mit den Juden, die etwa dort wohnten. Einiges darüber habe ich in dem Kapitel über die Juden unter den Goten und Mauren erwähnt. Im Sprengel des Bischofs von Rom gab es natürlich schon längst gewisse Bestimmungen für die Sondergruppe der Juden, wovon eigentlich nur die eine als Beschränkung zu gelten hat, daß Juden nicht christliche Sklaven besitzen sollten, „damit die christliche Religion nicht im Dienste von Juden befleckt werde" (Ausdruck Gregors I., des Großen, 590—604, in einem Briefe).

Juden gab es in Rom und Italien überhaupt mindestens seit 50 v. Chr. Sie müssen schon im 1. nachchristlichen Jahrhundert ihrer mehr als 8000 gewesen sein, hatten als Geldwechsler und Geldleiher große Vermögen erworben, als Schauspieler Beziehungen zum Hofe gewonnen, wurden zumeist verachtet — man erinnere sich nur der Urteile Ciceros, Senecas und Tacitus' —, bisweilen verfolgt, auch ausgewiesen, was sie nicht hinderte, bei erster Gelegenheit in das große Geschäftzentrum zurückzukehren. Die Stimmung gegen die Juden in der letzten Römerzeit drückt Rutilius Claudius Namantianus, der Staatsmann des Kaisers Honorius, um 420 in seinem „Reisetagebuch" (Itinerarium) aus:

> Hätte Judäa doch niemals Pompejus im Kriege
> Unterworfen und nie Titus erworben dem Reich!
> Weiter nur kriechen die Gifte der ausgetriebenen Pest nun,
> Von dem besiegten Volk werden die Sieger besiegt.

In Rom hatten die Juden ihre Synagoge in Trastevere, dem Viertel „über dem Tiber", und wohnten zumeist dort. Der arianische Gote Theodorich schloß die Juden in seine allgemeine Duldsamkeit mit ein. An die Judengemeinde in Genua ließ er schreiben: „Eine Religion befehlen können wir nicht; denn niemand kann gezwungen werden, wider

Willen zu glauben", und als die Synagoge in Rom von der Volkswut zerstört wurde, befahl er die Bestrafung der schuldigen Gewalttäter. In der Folge rang die Kirche um die Obmacht in der heiligen Stadt. Die zwei großen Gregore, der Erste, ein Sproß des altrömischen Patrizierhauses der Anicier (590—604), und der Siebente, der Langobarde Hildebrand (1073—1085), bezeichnen den Anfang und den Endpunkt dieses Strebens. Gregor VII. machte nicht nur Rom von sich abhängig, sondern das ganze katholische Abendland, alle Fürsten betrachtete er als seine Vasallen, denen er kraft seines Amtes Befehle erteilen konnte. Wirklicher Herr von Rom wurde der Papst aber erst durch Innozenz III. (1198—1216), vorher Lothar, Sohn des Grafen Trasmund von Segni und der Claricia aus dem Hause Romani de Scotta, einer „echten Römerin", wie noch Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" schreibt; aber auch die Romani de Scotta (Hrodman von Schott) waren germanischer Herkunft. Die weltliche Herrschaft des Papstes über Rom, wozu später noch ein ansehnliches Landgebiet, der „Kirchenstaat", kam, blieb nicht unbestritten. Clemens V. verlegte seinen Sitz nach Avignon (1305), und über sechzig Jahre lang hielten die Päpste dort Hof. Urban VI. zog 1367 wieder in Rom ein, und von da an bis 1870 war die Stadt päpstlich. In der Judenfrage nahm der Papst nicht selten als Oberhaupt der Christenheit und als weltlicher Fürst eine verschiedene Stellung ein: als jener gebot er, die Juden zu verfolgen, als dieser gab er ihnen — gegen beträchtliche Zahlungen— Zuflucht in seinem Staate.

In Gregor VII.-Hildebrand, der schon seit 1054 die mächtigste Persönlichkeit des Papsttums war, erstand der Kirche ein Alexander, der ihr die ganze Welt ersiegen wollte. Die ungeheure Tragik liegt darin, daß er mit seiner echt germanischen Begabung, mit seiner echt germanischen Hingabe an einen Gedanken eben jenem Papsttum die Weltmacht begründete, das in seinem Wesen unnordisch war und darin trotz allen germanischen Päpsten, die nach ihm noch den Stuhl Petri bestiegen, unnordisch bleiben sollte. Er selbst trug noch dazu bei, indem er die Ehelosigkeit der Priester forderte. Der Verzicht auf die Geschlechtlichkeit, die Zurückdrängung des Trieblebens vor dem Gedankenleben kommt bei dem nordischen Menschen sehr oft vor — dem Schwarzen würde das zu sehr „wider die Natur" sein —, Gregor-Hildebrand verlangte, was in jedes Einzelnen freiem Ermessen stand, von allen Priestern; gerade die Germanischeren des Nordens und Spaniens wurden seine Gegner, die

Mischrassigen beugten sich ihm, und deren Masse setzte die Forderung durch. Immer dasselbe: die Brahmanen der alten Zeit hatten sich einzeln in den Wald zurückgezogen, die Buddhisten der späteren Zeit, da schon längst das Mischblut der einst verachteten „Farbigen" in das indische Edelvolk eingedrungen war, bildeten wahre Klosterstädte. So wurde jetzt die ganze katholische Priesterschaft vermöncht. Das Ende der Bewegung hätte eigentlich die Verschneidung sein müssen, wie sie verschiedene alte Dienste — der des Attis ein Beispiel — geübt hatten. Da man so weit nicht ging, wirkte sich die Geschlechtlichkeit in außerehelichen Beziehungen aus, und die „Sodomiterei" — so sagte man damals für gleichgeschlechtliche Handlungen — wurde das eigentliche Laster der Geistlichkeit. Den Juden gegenüber zeigte sich Gregor VII. billig, wollte sie aber nicht als Richter oder Beamte über Christen gesetzt haben. Dies bestimmte das Konzil von Rom im Jahre 1078, dies verlangte er von Alfons VI. von Kastilien, der den Juden volle Gleichberechtigung gegeben hatte und die wichtigsten Stellungen Juden anvertraute.

Schon aber strebte in Rom selbst, in Trastevere, eine Judensippe mächtig auf, die alsbald den Rang von Senatoren und sogar den päpstlichen Stuhl erlangen sollte: die Pierleoni. Urban II.-Otto (1088—1099), ein nordfranzösischer Germane von Herkunft, konnte nur mit ihrer Hilfe von seiner Stadt Besitz ergreifen. Der Großvater des Petrus Leonis, der das Geschlecht begründete, war noch Jude gewesen, hatte mit dem päpstlichen Hof, dessen Finanznot er oft abhalf, Wechselgeschäfte gemacht und war dann Christ geworden. Reichtum, Talent, Frechheit und Ehrgeiz — ich bediene mich der Worte Ferdinand Gregorovius' in seinem erwähnten, noch heute unveralteten Werke — öffneten seinem Sohn Leo bald die glänzendste Laufbahn. Er verschwägerte sich mit den römischen Großen, die die goldnen Töchter Israels gierig für ihre Söhne begehrten oder ihre eignen Töchter den getauften Judensöhnen vermählten. Es scheint, daß Leo von Mutterseite Nichtjude war, denn eine Grabschrift nennt ihn „geadelt durch das Blut der Mutter" (satis alto sanguine materno nobilitatus). Er trug schon den Titel „Konsul der Römer", den ihm, dem „Rothschild des Mittelalters", der verschuldete Papst verschafft hatte. Urban II. starb im Hause Leos, seines Gläubigers und Beschützers.

Leos zwei Enkel, die Söhne seines Sohnes Petrus (Petrus Leonis, Pierleone), wurden Geistliche. Von Aussehen waren sie „blaß und schwarz, weit mehr Juden als Christen", wie die Zeitgenossen schreiben. Petrus

Leonis starb, „durch Geld- und Kinderreichtum unvergleichlich groß" (so nach seiner Grabschrift) zwei Jahre, bevor sein Sohn Petrus Papst wurde. Der junge Petrus wurde — das Folgende im engen Anschluß an Gregorovius — zur Ausbildung nach Paris geschickt; nach beendigten Studien nahm er die Kutte in Cluny, noch immer das empfehlendste Kleid für einen Kandidaten des Pontifikats. Paschalis zog ihn, auf seines Vaters Wunsch, nach Rom und machte ihn zum Kardinaldiakon von S. Cosma und Damian. Später wurde er Kardinalpriester von S. Maria in Trastevere und bekleidete seither mit Geschick das Amt eines Legaten in Frankreich, wo er Konzile hielt, und in England, wo er, von König Heinrich feierlich eingeholt, mit fürstlichem Pomp auftrat. Selbstgefühl, Bildung und Talent fehlten dem Sohne des mächtigen Pierleone nicht, und wenn er als Nuntius unermeßliche Schätze zusammenraffte, so folgte er nur dem Beispiel fast aller übrigen Kardinallegaten. Nach dem Tode des Papstes Honorius (1130) wählte ihn seine Partei zum Papste, während die Gegenpartei Gregor aus dem Hause Papareschi wählte; Petrus Pierleoni nannte sich Anaklet II., Gregor Innozenz II.

Auch die Papareschi stammten aus Trastevere, aber Juden müssen sie darum nicht gewesen sein, denn eine ganze Anzahl von Adelssippen hatte dort ihre befestigten Häuser, und der Vatikan selbst lag jenseit des Tibers. Kein Gegner Innozenzens bezichtigt ihn jüdischer Herkunft, während die Anaklets immer wieder darauf zurückkommen. Wenn man überhaupt Anaklet II. so ungemein heftig angefeindet sieht, daß es keine Schändlichkeit gibt, die ihm nicht nachgesagt wird — Blutschande mit seiner Schwester Tropea ist darunter —, so ist der tiefste Grund dafür wohl die Ablehnung seines fremden Wesens und seiner fremden Erscheinung. Die beiden Prätendenten standen einander gegenüber wie Jakob und Esau, die um das Erstgeburtrecht haderten. Dem Kardinal Gregor hatte seine Faktion den Erstlingsegen erschlichen, aber fast ganz Rom und die Landschaften huldigten Anaklet II. Mit Wut griff man zu den Schwertern. Innozenz II. flüchtete sich noch am Tag seiner Wahl in die Festung der Frangipani am Palatin, Anaklet II., unterstützt von seinen Brüdern Leo, Jordan (das ist kein biblischer, sondern ein altgermanischer Name, wie ingleichen Leo), Roger, Huguizon und zahlreichen Klienten, zog nach Sankt Peter, sprengte ihn auf, ließ sich zum Papst weihen, stürmte den Lateran und nahm die Kirchenschätze in Beschlag. In den tumultuarischen Huldigungprozessionen, die er hielt, mag unser Blick die Judensynagoge entdecken, aufgestellt am fabelhaften

Palast des Chromatius, den Rabbi mit der großen verhüllten Rolle des Pentateuch an der Spitze, und wir mögen uns vorstellen, daß die Kinder Israel mit so aufrichtigen Hymnen schadenfroher Glückwünsche oder mit so viel stillen Flüchen noch nie einen Papst begrüßt hatten.

Ob die Juden schon damals den neu erwählten Papst bei seinem Umzug in solcher Weise begrüßten, wie Gregorovius dies annimmt, ist fraglich. Nach Schudt schreibt sich dieser Brauch erst von dem Empfang Innozenz' IV. in Paris (1246) her, jedenfalls aber werden die Juden Roms von 1130 Schadenfreude und Ingrimm in schier gleichem Maße bewegt haben; denn ganz so, wie Anaklet II. die christlichen Kirchen plünderte, ließ er sich auch von den Juden einen Teil ihrer goldenen gottesdienstlichen Gefäße herausgeben.

Anaklet II. wandte sich in salböltriefenden Briefen an den deutschen König Lothar; der antwortete nicht. Dann an dessen Gegenkönig Konrad; der antwortete ebenfalls nicht. Da suchte er den Normanen Roger, den Herrn von Neapel und Sizilien, zu gewinnen und erteilte ihm den Königtitel. Der Chronist Orderich gibt sogar an, Roger hätte sich mit einer Schwester Anaklets vermählt. Wenn dies wahr ist — Gregorovius bezweifelt es — und diese Frau[1] es ist, die ihm seine Erbin Constanze gebar, so ist Friedrich II. von Hohenstaufen durch sie, die Gattin Heinrichs VI., ein Ururenkel des Juden Leo, und manches Zwiespältige in Friedrichs II. Wesen ließe sich vielleicht daraus erklären. Eine Hinneigung zu den Juden hatte Friedrich II. nicht, wenngleich er 1237 die Blutbeschuldigung als ungerechtfertigt zurückwies, ebenso keine Abneigung, obwohl er 1221 den Juden in Sizilien gebot, der päpstlichen Verordnung gemäß, ein Kennzeichen an den Kleidern zu tragen; von Erscheinung war er blonder Germane. Rogers Begünstigung der Juden erklärt sich zur Genüge durch seine Beziehungen zu dem Bankhause Pierleoni.

[1] Roger hatte mehrere Frauen. Da Roger in den Jahren 1130—1138, da Anaklet II. Papst war, zwischen 32 und 40 Jahren stand, war die fragliche Schwester Anaklets sicherlich nicht seine letzte Frau. Roger starb 1154 mit 56 Jahren. Seine Tochter Constanze muß damals noch sehr jung gewesen sein, sonst wäre der Altersunterschied zwischen ihr und dem erst 1165 geborenen Heinrich, den sie 1186 heiratete, allzu groß gewesen: Heinrich 21 Jahre, Constanze ohnedies zum mindesten 31. Wahrscheinlich stammt Constanze von Rogers letzter Frau. Stammte sie von Anaklets Schwester, so wäre sie bei ihrer Eheschließung knapp an 50 gewesen und hätte nicht noch acht Jahre später Friedrich II. gebären können. Daß auf diesem Wege das Blut der jüdischen Pierleoni in die europäischen Fürstenhäuser kam, ist sonach nicht wahrscheinlich; ob auf einem anderen, fand ich bisher noch nicht unzweifelhaft dargetan.

Nach dem Tode Anaklets II. (1138) huldigten dessen Brüder, mit großen Geldsummen beschwichtigt, Innozenz II., und dieser erklärte alle Bestimmungen und Handlungen seines Gegners für ungültig. Nur das Königtum Rogers wurde bestätigt, und die Ehen, die Anaklet II. seine Verwandten hatte schließen lassen, wirkten in den betreffenden Sippen nach. Der römische Adel, der sich durch die Erhebungen der Nepoten herausbildete, hatte gewiß einen merkbaren Teil jüdischen Blutes; aber nicht daher allein stammt seine etwas dunklere Färbung, die ein Brief der Lucrezia de' Medici von 1407 bezeugt — danach gab es in Rom, d. h. im römischen Adel keine eigentlich Blonden, zum höchsten Rotblonde —, sondern aus der Aufnahme von Blut aus den nichtjüdischen unteren Ständen, deren Sprossen nach und nach immer breiteren Raum gewannen. So beherrscht „jüdischer" Geist, wenn schon nicht jüdisches Blut, das ganze päpstliche Rom, das Papsttum von Anfang an als Idee, den Adel je länger je mehr. Und damit wurde in Rom alles feil, und das nicht etwa heimlich, wodurch sich noch ein gewisser Rest nordischen Gefühls bekundet hätte, sondern ganz offen. Die Päpste verkauften alle Ämter und bezogen daraus ihre hauptsächlichsten Einkünfte, vermehrten, teilten die Ämter und steigerten deren Preis wie nur irgend gewiegte Geschäftleute sonst. Die Zeit war längst vergangen, da der Gesandte des Königs Pyrrhos von Epirus in Rom für die Geschenke, die er zur Bestechung mitbrachte, kein Haus offen gefunden hatte.

Um das Jahr 1163 (oder um 1177) war der Sepharde Benjamin ben Jona aus Tudela in Spanien auf seiner großen Reise, die ihn bis nach Persien führte, in Rom. Er schreibt darüber:

Von Lucca führt ein Weg von sechs Tagen nach der mächtigen Stadt Rom, der Hauptstadt des Reiches Edom (der Christenheit). Dort leben etwa 200 Juden in Ehren, ohne an irgend jemand Steuer zu zahlen. Einige sind Diener des Papstes Alexander (III., 1159—1181), des großen Bischofs, der über die ganze Christenheit gesetzt ist. Dort gibt es bedeutende Gelehrte. Die hervorragendsten sind Rabbi Daniel und Rabbi Jechiel, der Diener des Papstes, der ein schöner, verständiger und weiser junger Mann ist. Im Hause des Papstes geht er als sein Haus- und Vermögensverwalter ein und aus. Er wohnt in Trastevere. (Nach Winter und Wünsche, „Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons", Bd. III.)

Im Gegensatz zu den 200 Juden, die Benjamin von Tudela nennt, läßt die „Zuchtrute Judas" während einer Verfolgung, die im Jahre 1411 (unter Johann XXIII.) stattgefunden haben soll, in Rom 16000 Juden den väterlichen Glauben verlassen, daneben noch viele verbrennen und durch Folterqualen sterben, einige entfliehen. Die Stadt Rom zählte

damals ziemlich gleichbleibend 120000 bis 160000 Einwohner gegen eine Million zur Zeit der Kaiser, und auch die Zahl der Juden jenseit des Tibers (zu Augustus' Zeit 8000) wird erheblich zurückgegangen sein. Wenn wir annehmen, daß Benjamin von Tudela mit seiner Zahl die Familienhäupter angeben wollte, was mir das allein richtige scheint, haben wir die Zahl von etwa 1200 bis 1400 Juden; darüber kann man schwerlich hinausgehn. Auch noch 1492 gibt es nur erst etwa 2000 stammsässige Juden in Rom.

Die Juden waren in der Zeit Alexanders III.-Roland Bandinelli (1159—1181) schon sehr reich und die hauptsächlichsten Geldleiher. Selbst christliche Kirchen wurden an sie verkauft und bei ihnen versetzt, was Alexander III. allerdings für unzulässig erklärte. Die Stellung der Juden schien sich erst ändern zu sollen, als Innozenz III.-Lothar (1198—1216) in den Juden Verbündete der Albigenser sah und sie mit den Ketzern zugleich verfolgen ließ. Diese Verfolgung spielte sich aber nicht in Rom ab, sondern in der Provence, und sie endete damit, daß von den Albigensern viele Tausende um ihres Glaubens willen ausgerottet wurden, die Juden aber am Leben blieben, nur fernerhin nicht mehr mit Ämtern beteilt werden sollten. Übrigens war Innozenz III. keineswegs judenfeindlich gesinnt. Er wollte die Juden bekehren, schon deshalb, weil mit der Bekehrung aller Juden das Heil vollendet werde und dann das Gottesreich in Erscheinung trete. In seiner „Constitutio pro Judaeis" von 1199 will er jeden Zwang zur Taufe vermieden haben, und die Getauften behandelt er mit großer Nachsicht: er gestattete die von der Kirche verpönten Schwagerehen und den Rücktritt zum Judentum.

Die Judentaufen nahmen auch daraufhin nicht erheblich zu. Zum Christentum traten damals und noch lange nur arme Juden über, die von der Kirche Unterstützung und Förderung erwarteten. Innozenz III. selbst schrieb an den Bischof von Sens, daß „die junge Pflanzung nicht nur mit dem Tau der Gelehrsamkeit zu befruchten, sondern auch durch zeitliche Wohltaten zu erhalten sei". Die Rücktritte hatten zumeist diese Ursache, daß die Unterstützung von dem Täufling zu gering befunden wurde. Bei den reichen Juden wurde es so gehalten, daß sie ihr ganzes Besitztum als vermeintlich auf unrechtmäßige Weise erworben der Kirche zu übergeben hatten. Dies hielt sie ab, sich taufen zu lassen, denn „welcher Jude wollte aus einem reichen Juden ein armer Bettelchrist werden?" Mehrfach erließen darum die Päpste — Alexander III., Clemens V. und noch Paul III. im Jahr 1542 — Verordnungen, daß man die ge-

tauften Juden ihrer Güter nicht berauben solle. Das ward befolgt oder auch nicht.

Einschneidend und für die Folgezeit wichtig war die Bestimmung (LXVIII) des Lateranischen Konzils von 1215, daß die Juden ein Kennzeichen an ihrer Kleidung tragen sollten. Sie liebten es damals insbesondere, sich so wie die Geistlichen zu kleiden, so daß man sie mit diesen fortwährend verwechselte — die Tonsur, die jene von ihnen unterschied, steckte ja unter der Kappe —; es schien ihnen dies in jenem Jahrhundert ebenso günstig, wie später, als Ritter gekleidet und mit dem Degen an der Seite einherzugehn, denn eben war das geistliche Kleid das angesehenste. Ein anderer Anlaß der Verordnung scheint gewesen zu sein, daß die Juden oft genug unter dem Anschein von Christen mit christlichen Mädchen Beziehungen angeknüpft hatten, die von ihrer Seite unmöglich ernst gemeint sein konnten. Denn das Kleidergesetz wird erlassen, „damit nicht infolge von Irrtum eine geschlechtliche Vermischung (von Juden mit Christen) stattfinde". (Andere Bestimmungen des Lateranischen Konzils sind: daß die Juden zur Zeit des Leidens Christi nicht auf öffentlicher Gasse erscheinen, daß ihnen keine öffentlichen Ämter anvertraut werden sollten.)

Dieser Bestimmung gemäß wurden die Juden an verschiedenen Orten angehalten, Hüte von besonderer Farbe oder besonderer Gestalt oder mit gelben Schnüren zu tragen, Ringel oder Flecke von gelber oder roter Farbe auf ihre Oberkleider zu nähen; die Frauen trugen ebenfalls Kennzeichen, mehrfach besondere Schleier. Es ist nun merkwürdig, daß die Bestimmung, wogegen sich die Juden allezeit so heftig aufgelehnt, die sie mit allen Mitteln zu umgehn getrachtet haben, nur eine aus dem 4. Buch Mosis wiederholt; da heißt es (XV 37—39):

Und der Herr sprach zu Mose:

Rede mit den Kindern Israel, und sprich zu ihnen, daß sie ihnen Läpplein machen an den Fittichen ihrer Kleider, unter allen euern Nachkommen, und gelbe Schnürlein auf die Läpplein an die Fittiche tun; und sollen euch die Läpplein dazu dienen, daß ihr sie ansehet, und gedenket aller Gebote des Herrn, und tut sie, daß ihr nicht eures Herzens Dünken nach richtet, noch euern Augen nach huret.

Das Abzeichengebot mußte übrigens so oft erneuert werden, daß wir schon daraus ersehen, wie wenig es befolgt wurde.

Die allgemeine Stimmung war in diesen Zeiten den Juden feindlich. Man zieh sie des Einverständnisses mit den Sarazenen. Sie hatten, so hieß es allgemein, die Vorbereitungen zur Eroberung des heiligen Grabes den Mohammedanern mitgeteilt und dadurch das

Unternehmen schwer beeinträchtigt. Allenthalben kam es zu Verfolgungen, die Päpste schützten sie. Gregor IX.-Hugolin (1227—1241), Neffe Innozenz' III., gestattete ihnen (1235), christliche Dienstleute und Ammen zu halten, und wollte sie gegen die Fürsten und Könige bei der Eintreibung von Geldern geschützt wissen. Nach jüdischer Angabe richtete er sogar eine Bulle an den König von Frankreich, worin er sie „wegen des an Christus begangenen Mordes entschuldigte"; man konnte das einem Papste sehr wohl zutrauen. Innozenz IV.-Sinibald Fieschi (1243—1254) wurde von den Juden als ihr besonderer Gönner angesehen; er erklärte (1247) die Blutbeschuldigung für grundlos. Und als geradezu das ganze Abendland von Pogromen erfüllt war, in den Jahren 1348 und 1349, nahm allein Clemens VI. in Avignon die Juden wider den Rat aller in Schutz, nicht ohne daß man argwöhnte, er habe sich dafür bezahlen lassen (non sine suspicione pecuniatum), wie der Abt Trithemius schreibt. Sie galten als „Getreue und Ergebene der heiligen römischen Kirche" (fideles et devoti Sanctae Romanae Ecclesiae), welcher Ausdruck allerdings wohl erst aus dem 16. Jahrhundert stammt, aber nur längst Feststehendes wiedergibt.

In welcher Weise die Juden etwa auftretenden Feindseligkeiten zu begegnen wußten, geht klärlich aus der „Zuchtrute Judas" hervor, worin ein solcher Fall ausführlich erzählt wird. Es scheint sich um Papst Bonifatius VIII.-Benedikt Gaetani (1294—1303) zu handeln, der aus langobardischem Geschlechte war und dessen Schwester — sein Vater hieß Liutfred — sehr wohl Sangisa heißen konnte, wie der Bericht angibt. Zu Bonifatius' Zeit war allerdings Robert noch nicht König von Neapel, wohl aber gewiß schon am Hofe seines Vaters ein Mann von Einfluß[1]. Ich gebe den Abschnitt auszüglich:

In Rom lebte ein Papst, ein frommer Mann, der in seinen Worten gerecht und redlich und in seinem Charakter wie in seiner Handlungweise als ein Mann der Wahrheit bekannt war. Der hatte eine Schwester, die den Juden sehr feindlich gesinnt war und sie zu verderben trachtete. Sie hieß Sangisa. Diese bestürmte ihren Bruder mit Bitten, die Juden aus seinem ganzen Lande zu vertreiben, und sagte zu ihm, daß er als Stellvertreter des Heilands unmöglich dulden könne, daß des Heilands Feinde in seinem Lande und unter seiner Herrschaft verblieben. Der Papst jedoch entgegnete: „O der törichten Weiber! Sollten wir deren nicht schonen, die der Heiland selbst geschont hat und von denen er gesagt hat, wer sie antaste, der sei wie einer, der sein Auge antaste? Aber ein Weib,

[1] Basnage riet auf Johann XXII., der aber hatte nicht in Rom seinen Sitz, sondern in Avignon, war Franzose, von niedriger Herkunft und ein Greis, als er Papst wurde (1316).

das an ihren Spinnrocken gehört, hat sich um so hohe und geheime Dinge nicht zu kümmern." Als nun Sangisa die Antwort des Papstes vernommen hatte, sprach sie weiter nicht mehr davon. Nach einiger Zeit aber wiederholte sie ihre Bitte beim Papste und brachte Bischöfe mit, die bezeugen sollten, wie sie bei ihrem Umzuge mit dem Kreuze Jesu gesehen hätten, daß die Juden sie verhöhnten und unter einander spöttische Geberden machten. In Folge ihrer großen Schmeichelei und jener Zeugnisse schenkte er ihr Gehör und ordnete eine allgemeine Vertreibung (der Juden) aus seinem Gebiete an. Deshalb ward das Herz der Juden betrübt überall, wohin die Kunde hiervon gelangte. Die Bewohner des römischen Landes aber hatten besonders große Trauer, denn in dessen Ortschaften waren sie groß und reich geworden und hatten Häuser und Besitzungen erworben und Silber und Gold in Menge. In jenen Tagen nun lebte in Neapel ein König, der mild war und die Juden liebte. Er hieß Robert. Dieser Fürst lebte in Liebe und Freundschaft mit dem Papste, und die Juden schickten Gesandte an ihn mit einem ansehnlichen Geschenke und ersuchten ihn, bei dem Papste eine Fürbitte für sie zu tun. Sie unterrichteten ihn auch von dem Treiben Sangisas, und wenn es nötig sein sollte, daß er ihretwegen eine gewisse Summe auslege, so wollten sie ihm diese sofort erstatten. Zugleich schickten sie auch Geschenke an alle Bischöfe, damit sie Sangisa umstimmten. Da schickte König Robert Gesandte an den Papst mit Vorstellungen und Bitten, der aber erwiderte, daß er einmal den Befehl gegeben und es Sangisa versprochen habe, und obwohl es wider seinen Willen geschehn sei, hülfe doch nach seinem Befehl und seinem Versprechen alles nichts. Wo aber Sangisa ihm das Versprechen erlasse, könne er den Befehl zurücknehmen. König Robert merkte nun, worum es sich handelte, und ließ Sangisa 100000 Gulden vonseiten der Juden versprechen, wodurch sie sich dann erbitten ließ. Und so blieben die Juden in ihren Wohnörtern. (Übersetzt nach der Neuausgabe von M. Wiener, Hannover 1856.)

Auch die Inquisition, die eben damals immer schärfere Formen annahm — 1252 wurde die Folter eingeführt —, hatte mit den Juden nur insofern zu tun, als sie gelegentlich ihre religiösen Schriften, vor allem den Talmund, verfolgte. So ließ Gregor IX. jüdische Bücher verbrennen. Erst mehr als ein Jahrhundert später, als sie ganz in die Hände der strengen, eifrigen Dominikaner übergegangen war, traf sie auch die Juden selbst, wenigstens die aus äußeren Gründen und zum Scheine zum Christentum übergetretenen. Bekehrungversuche durch theologische Unterweisung oder durch Gewalt kamen im Gefolge der Inquisition; ich erwähnte mehrere solche Glaubensgespräche zwischen Juden und getauften Juden in Spanien. Auch in Rom machte man solche Bekehrungversuche. Das eine Mal sollen — innerhalb drei Tagen — 15000 Juden das Christentum angenommen haben, das andere Mal (1411) gar 16000. Das ist ein bißchen viel, wenn es damals, wie erwähnt, nicht mehr als 1200 bis 1400 Juden in Rom gegeben haben kann. Die „Zuchtrute Judas" erzählt von einem Glaubensgespräch in Rom, wobei es so gehalten worden sei, daß alles, was dem Papste von den Darlegungen der Rabbinen gefiel, als für die ganze Judenheit geltend, was ihm aber

nicht gefiel, als die Sondermeinung des betreffenden Rabbis erklärt wurde. In Wirklichkeit führten alle diese Disputationen zu nichts.

Die Verfolgung von 1411 betrifft wohl den Erlaß von 1415, wonach die Juden in einem eigenen Stadtteil wohnen, vielmehr: wohnen bleiben sollten. Die Bekehrung der 16000 ist sicherlich Fabel, aber der Satz: „man jagte sie aus ihren Häusern in baufällige Gebäude“ mag zutreffend sein, wenn man ihn so ergänzt: „man jagte sie aus den Häusern, die viele von ihnen mitten unter der christlichen Bevölkerung bezogen hatten, in ihre baufälligen Gebäude in Trastevere zurück.“ Die Absonderung der Juden als Gesamtheit hat sich längst vor jedem Gesetze bemerkbar gemacht; sie ist das erste. Aus dem freiwilligen Getto — das Wort ist unsicherer Herkunft — entstand das erzwungene. In ihrer freien Entschließung wurden davon immer nur sehr wenige betroffen, denn die meisten hatten gar keine Absicht, anderswo zu wohnen als mit ihren Volksgenossen zusammen. Daß aber die Getti sehr finstere Gassen hatten, teilten sie mit der übrigen Stadt, die eben auch durch ihre festen Mauern auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt war. Die Wiener „Innere Stadt“ war bis zur Niederlegung der Wälle nicht viel heller und freundlicher als das Prager Getto, das freilich um fünfzig Jahre länger bestehn blieb, so daß ich selbst es noch sah. Der Schmutz des Gettos war gewiß größer als der des christlichen Stadtteils, der zumeist auch recht schmutzig war, aber sicherlich nicht größer als der der nichtjüdischen Gassen Neapels oder selbst des so viel nördlicheren und nordischeren Venedigs. In mehreren Ländern — so in Holland — gab es überhaupt keine Getti, nichtsdestoweniger aber Judenviertel von ganz der nämlichen Beschaffenheit, Viertel der jüdischen Masse.

Einen starken Zuwachs erhielt die römische Judengemeinde gegen ihren Willen unter Alexander VI.-Borgia im Jahre 1492 durch mehrere tausend aus Spanien vertriebene Juden. Ferdinand und Isabella erhielten öffentlich vom Papste Lobsprüche für ihre fromme Tat und den Titel von „katholischen Königen“, aber im Geheimen spottete Alexander VI. über die Torheit Ferdinands und bot den reichen Juden gerne eine Freistatt, allerdings gegen Erlag ganz bedeutender Summen; an die Einsprüche der eigenen Judenschaft kehrte er sich nicht.

Die Juden lebten jetzt in Rom tatsächlich freier als im ganzen Westeuropa. Nur Paul IV.-Caraffa (1555—1559), dieser strenge Mann, der selbst keine Nepoten um sich dulden wollte, dem die Inquisition noch nicht strenge genug verfuhr, war auch gegen die Juden hart, verlangte,

daß sie die Zeichen an den Kleidern trügen, im Getto wohnten, und gestattete ihnen fast nur den Handel mit alten Kleidern. Die wenigen Jahre seiner Papstschaft gingen vorüber, und die folgenden Päpste waren den Juden, deren Geld sie brauchten, so gewogen, daß schließlich ein Innozenz XII. (1691—1700) für die Juden 100000 Skudi Schulden einlöste und ihnen das Geld zu einem weit niedrigeren Zinsfuße als sie den bisherigen Gläubigern bezahlt hatten, 3. v. H. statt 10 v. H., vorstreckte. „Solche Gütigkeit würde er wohl schwerlich verarmten christlichen Kaufleuten erzeigt haben," meint Schudt hierzu.

Die einzige Bemüßigung, die die Juden auch jetzt noch zu leiden hatten, waren die Bekehrungpredigten, die sie anzuhören gezwungen waren. Aber diese Bemüßigung war nicht groß. Gregor XIII. (1572—1585) hatte diese Predigten eingerichtet, und anfangs mußten sie auch regelmäßig besucht werden, alsbald aber arteten sie zu einer bloßen Komödie aus. Die reichen Juden kauften sich Stellvertreter, die an ihrer Statt in die Predigt gingen, andere verstopften sich die Ohren, noch andere lachten offen über den Dominikaner, der zumeist einfältig genug geredet haben mag. Der Erfolg war gering. Ließ sich aber ein Jude taufen, so war das allemal ein Fest, und mindestens ein Kardinal mußte sein Taufpate sein. Vierzehn Tage lang führte ihn der in seiner Karrosse in der Stadt herum, wobei der jüdische Neophyt ganz in weiße Seide gekleidet war, damit die ganze Christenschaft ihn als einen der Ihren ansehen lerne, und dann am Charsamstag wurde er getauft und zwar goß man dem Täufling das Wasser mit einem großen silbernen Löffel über den Kopf. Ja, als sich 1704 ein Jude aus Livorno samt Weib und Tochter taufen ließ, geschah dies in der Peterskirche, und die Taufpaten der drei waren Kardinal Ottoboni, Kardinal Acciajoli und die verwitwete Königin von Polen, König Johann Sobieskis Gemahlin.

25. Die Judenverfolgungen im Mittelalter

Das Mittelalter ist erfüllt von unerbittlichsten Verfolgungen Andersdenkender. Ganze Volkschaften, wie die Albigenser, wurden um ihres Glaubens willen ausgerottet, viele hundert Einzelne starben in den Flammen der Scheiterhaufen, auf der Folter, in Kerkern. Die Namen Savonarola, Huß, Giordano Bruno werfen einen Blutschein über diese Zeit. Der religiöse Sinn wird von beredten Mönchen aufgepeitscht, Kreuzzüge werden gepredigt, die Abenteuerlust sieht in dem rückzu-

erobernden Jerusalem ein mächtig lockendes Ziel. Ungeheure Scharen wälzen sich nach Osten, zuerst sicherlich die besten, die wagemutigsten, begeistertsten. Das Blut dieser Ritter und Mannen teilt sich den dunkleren Völkern der Levante mit, so daß es bis heute in den Tälern des Libanon immer wieder aufscheint, aber der Heimat entzieht es sich, und wie sie heimkommen, ihrer wenige nur von der großen Menge, sind sie zumeist siech und zeugen elende Sprossen oder gar keine mehr.

Eine Auslese umgekehrter Art trat ein. In der Heimat drang in die Lücke, die der Edeling ließ, der Hörige, der „Ministeriale", der im Einzelfall gewiß persönlich tüchtig war, aber das Blut des Chaos mitbrachte. Wie viele deutsche Adelige, selbst solche, die im Gotha für den Uradel stehn, stammen von solchen Unfreien! Die Grenze, die sich der Uradel setzte, 1350, ist viel zu hoch; bis dahin war schon sehr viel Sklavenblut eingeflossen.

Wohl am schwersten wurde Deutschland von dieser umgekehrten Auslese betroffen. Kaum ein Land sandte so viele Menschen nach Osten; nächst ihm das nordöstliche Frankreich, dessen Ritterschaft damals noch rein germanisch war — normannisch und fränkisch — ungleich weniger das übrige Frankreich, Spanien, Italien, England, der skandinavische Norden und Ungarn. Das erste Kreuzheer, geführt von Gottfried von Bouillon, brach im August 1096 auf — ungeregelte Haufen von Bauern und Landstürzern unter Walter Habenichts und anderen waren schon früher ausgezogen, aber in Ungarn wegen ihrer Zuchtlosigkeit aufgerieben worden —, ein zweiter Zug unter Welf von Bayern, Deutsche, Franzosen, Italiener, folgte schon 1101, ein dritter, zu dem der heilige Bernhard von Clairvaux König Ludwig VII. von Frankreich und Kaiser Konrad III. gewonnen hatte, im Jahre 1147, ein vierter unter Friedrich Rotbart 1189. Man nehme die bloßen Zahlen: 100000 Mann unter Gottfried, 260000 unter Welf, 140000 unter Ludwig VII. und Konrad III., 100000 unter Friedrich Rotbart. Das sind 600000 Ritter und Mannen aus den noch am reinsten nordischen Ländern und aus deren noch am reinsten nordischen Ständen. Jeder der Züge hielt diese Männer im rüstigsten Alter für mehrere Jahre von der Heimat, von der Zucht in der Ehe fern, und viele kamen überhaupt nicht zurück.

Man versteht, daß in den auf solche Weise erheblich entnordischten Ländern die Inquisition Fuß fassen konnte. Dem reiner nordischen Menschen ist, wie dies die Haltung der Griechen, Römer, Germanen zur Zeit ihrer allgemeinen Blondheit den Glaubensfragen gegenüber

deutlich genug zeigt, jede Verketzerung des Andersdenkenden fremd. Der Mischling setzt äußere Normen fest und verlangt deren Einhaltung, sei diese noch so äußerlich, von allen, über die er — in seiner Überzahl — eine gewisse Macht hat. Schon ein Jahrhundert nach dem ersten Kreuzzug tat Papst Lucius III. auf dem Konzil zu Verona neben den aufrührerischen Römern die Waldenser, Katharer, Humiliaten und andere religiöse Sondergruppen in Bann und legte somit den Grund zur Inquisition; nicht ganz dreißig Jahre später wurde der „Kreuzzug" gegen die Albigenser gepredigt (1211) und unter denen, die doch an denselben Heiland glaubten, ärger gewütet, als unter den „Ungläubigen". Das südliche Frankreich wurde durch die Ausrottung seiner Besten aus der französischen Kulturbewegung, die es in der Zeit der Troubadours geführt hatte, für alle Zeit ausgeschaltet.

Die Inquisition, Ausdruck der Mischrassigkeit des Papsttums, setzte das Werk der umgekehrten Auslese fort. Deutschland und das nördliche Frankreich mit ihrer immerhin noch höheren Rassekraft, widerstanden ihr. Aber blutige Glaubenskriege entbrannten hier zwischen den zwei Hauptgruppen, die sich mit der Reformation herausbildeten, und brachten ihrerseit eine nicht viel geringere Ausmerzung der Lichtesten. In Frankreich siegte der Katholizismus und trieb zahlreiche Protestanten in die Fremde. Der Geist des Alten Testamentes wirkte in all diesen Verfolgungen um der anderen Meinung willen. Dort waren die Hinschlachtung von hunderten von Priestern eines anderen Glaubens, die Austilgung ganzer Völker als von „Gott" geboten und ihm wohlgefällig dargestellt. Die Germanen der ersten Zeit hatten diese Stellen als ihrem Wesen ungemäß nicht beachtet, die von Mischblut durchsetzten, ihrer rassereinsten, stolzesten Männer beraubten Nachfahren fühlten in sich denselben Geist des Hasses gegen die stärker Persönlichen, gegen alle, die Gott auf eigenen Wegen suchten. Denn die Religion war Gesamtausdruck des Wesens in jener Zeit und noch Jahrhunderte lang.

Auch die Judengegnerschaft kleidete sich zumeist in das Gewand der Religion. Aber darunter sind die wahren Ursachen dennoch klar zu erkennen, und das sind wirtschaftliche. Im folgenden Abschnitt findet man die wirtschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters in bezug auf die Juden näher geschildert, hier handelt es sich nur darum, aufzuzeigen, wie es kommen konnte, daß das Geld in jenen Zeiten eine solche Macht wurde. Den Juden war das Streben nach Geldbesitz schon lange eigen. Sie hatten es schon lange verstanden, aus Geld wieder Geld zu machen.

Als tiefer mischrassiges Volk sahen sie im Gelde einen Eigenwert, ein Selbstziel. Unter einem rein nordischen Volke, das im Gelde nur das Mittel zu abgekürztem Tausche von Erzeugnis da und Erzeugnis dort sieht, hätten die Juden getrost die unermeßlichsten Reichtümer anhäufen können. Es wäre niemand da gewesen, der sie darum beneidet hätte, niemand, den sie damit für ihre Abziele hätten gewinnen können. Es gab damit nichts zu kaufen als Ware, nicht aber Gesinnung, Einheirat, Ämter, Titel, gesellschaftliche Stellung. Die Macht der Juden ist noch heute an jedem verloren, der an den vermeintlichen Schätzen, so viel andere danach streben, gleichmütig vorübergehn kann. Mit der fortschreitenden Entnordischung der Germanenländer, Spaniens, Frankreichs, Deutschlands, Englands gewann das Geld für immer größere Kreise Eigenwert. Überall da nun gewannen die Juden, die davon am meisten zu sammeln verstanden hatten, einen Einfluß, der dem noch reiner Nordischen als unberechtigt und, da er von ihm Wesensfremden kam, als verderblich erscheinen mußte. Und diese wurden die geistigen Bekämpfer der jüdischen Geldmacht. Das in unerträgliche Schuldknechtschaft bei den Juden verfallene Volk jedoch — Adel, Bürgerstand, Bauernschaft — kämpfte gegen die Juden mit seinen Mitteln, und das waren vielfach die Knüppel der Totschläger. Aber man darf, wie sehr man vom menschlichen Gefühle aus die Gewalttätigkeiten ablehnen mag, dabei doch nicht außer Acht lassen, daß Macht gegen Macht stand. Und die Macht des jüdischen Geldes, das sich die Throne verbündet hatte und daneben noch den Einfluß aller, die irgendwie davon abhingen, war wahrlich nicht schwächer zu achten als die der Volksgesamtheit, die den Kampf mit ihr aufnahm.

Bis zu den Kreuzzügen kann man in den nördlichen Germanenländern überhaupt nicht von Judenverfolgungen sprechen, wenn es auch schon damals gelegentlich zu Unruhen gegen die Juden kam. In Südgallien und vielleicht am Rhein siedelten Juden wohl schon seit der Zeit der Römer, mit deren Heeren sie als Händler ins Land gekommen waren. Wie in Spanien, so beließ man ihnen auch hier alle Rechte, die sie als „römische Bürger" gehabt zu haben schienen. Sie konnten selbst öffentliche Ämter bekleiden, und in der an Juden besonders reichen Stadt Narbonne war sogar der eine Stadtvogt lange Zeit hindurch immer ein Jude. Die Karolinger begünstigten die Juden offensichtlich, befreiten sie von verschiedenen Zöllen und Abgaben, die die anderen zu leisten hatten, vertrauten ihnen wichtige Ämter an. Ein Judenmeister (magister

Judaeorum) vertrat etwaigen Anfeindungen gegenüber ihre Vergünstigungen. Sie hatten Freiheit zu jedem Handel und Gewerbe, konnten Grundbesitz erwerben, christliche Sklaven und Diener halten, lebten unter eigener Gerichtsbarkeit und verkehrten mit den Christen ohne jede Beschränkung. Sie befaßten sich damals vorzugweise mit dem Sklavenhandel. Sie holten die Sklaven zumeist aus dem slawischen Osten. Die männlichen Sklaven, die sie in die Hand bekamen, pflegten sie zu verschneiden, wie sie das im Morgenland mit den für die Muslimen bestimmten Sklaven taten. Außerdem handelten sie mit Rauchwerk, mit Wachs und Honig und mit morgenländischen Waren, worunter der Pfeffer besonders wichtig war, und beschäftigten sich, wie immer und überall, mit dem Geldverleihen und dem einträglichen Münzwechseln.

Der Umschwung der Stimmung gegen die Juden trat um die Mitte des 11. Jahrhunderts ein. Die Gesetze verschärfen sich, und im Kreuzzugjahr 1096 kommt es zur ersten Judenverfolgung. Von jüdischer Seite wurden diese Verfolgungen gewöhnlich stark übertrieben dargestellt, wofür ich bereits Beispiele gab (Kap. 24). Der Mischrassige, der sich in seinem Streben nach Macht zurückgedrängt sieht, sich im Kampfe als der Schwächere erwiesen hat, schreit immer über Unrecht — ein Unrecht, das zu üben er selbst noch heißer brennt —, wirft dem Sieger immer die Zahl der Verbrechen, der Vergewaltigungen an den Kopf und verschimpft ihn durch dickleibige Berichte hierüber und durch zahllose andere Schriften vor den „Augen der Nachwelt". Kein menschlich fühlender Beurteiler wird die Greuel billigen, die der Aufruhr gegen irgendeine Gruppe mit sich zu bringen pflegt, aber das menschliche Gefühl darf ihn nicht blind machen für die jeweiligen Ursachen, für die Gründe der Aufrührer, für den tatsachenmäßig sich ergebenden Sachverhalt. Bei der Betrachtung der mittelalterlichen Judenverfolgungen darf man auch nicht außer acht lassen, daß in jenen Zeiten das Menschenleben nicht so hoch im Preise stand wie heute, daß man gegen eigene Volksgenossen noch weit mehr Greuel übte, und daß schließlich die Juden, die nach den Berichten fast immer bis auf den letzten Mann, oft bis auf das letzte Kind umgebracht oder zum wenigsten vertrieben wurden, alsbald an dem betroffenen Orte in nur wenig verminderter oder gar noch vermehrter Zahl wieder beisammen waren. Außerdem haben nicht einmal alle „Judenschlachten", wovon die Stadtchronisten berichten, wirklich stattgefunden. Eine solche wurde nicht selten erst Jahrhunderte später von dem Chronisten erfunden, um seinen sonst allzu einfärbigen Bericht etwas bunter zu machen oder, wie

es in der Nördlinger Chronik geschah, den Ursprung einer Abgabe zu erklären. Eine Judenverfolgung in Mainz im Jahre 1012 hat erst Graetz auf Grund von Angaben, die sich auf ganz anderes beziehen, zusammengedichtet. (Vgl. darüber H. Tykocinski in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Juden", Leipzig 1916.) Auch durchaus nicht immer war Verfolgung der Grund, daß die Juden in größerer Anzahl eine Stadt verließen. So hatten, als Kaiser Ludwig der Baier 1346 einige Frankfurter Juden wegen irgendwelcher Vergehen vor Gericht zog und bestrafte, vierzig andere Juden der kaum viel zahlreicheren Gemeinde ein so schlechtes Gewissen, daß sie erschreckt aus der Stadt flohen.

Die Ursachen der Judenverfolgung gerade im Jahre des ersten Kreuzzugs ist nicht in der religiösen Erregung des Volkes allein zu suchen, vielmehr sprachen auch hier die wirtschaftlichen Verhältnisse mit. Es ist kein Zweifel, daß der Bedarf an Pferden, Lederzeug, Bargeld, Waffen, Futter und Lebensmitteln, den man seit Monaten voraussah, in den für den Durchzug der Heere bestimmten Gebieten eine ungeheure Verlockung für die Kriegsgewinnler war. Dazu waren dem Jahr 1096 Mißwachs und Hungersnöte vorangegangen. Unter diesen Umständen waren zahllose Menschen gezwungen, ihr Eigentum bei den Juden, die das Geld besaßen und die wichtigsten Waren an sich gebracht hatten, zu verpfänden oder zu verkaufen, um sich auszurüsten. Eine geistliche Quelle, aus Gembloux, erzählt dabei ausdrücklich von der Schonungslosigkeit der wuchernden Geldleiher. (Vgl. den Aufsatz „Auf Ahasvers Spuren" von Fritz Westerheld in der Monatschrift „Deutschlands Erneuerung", Dezember 1919.)

Die Zahlen, die uns die jüdischen Berichte nennen, sind von vornherein unsicher. Galt es Kopfsteuer zu zahlen, so gab es nur ganz wenige Juden in einem Orte, kam es zu Gewalttaten, so hunderte. Aus den elf Jungfrauen, die mit der heiligen Ursula von Irland gekommen sein sollten, wurden ja auch 11000. Die Legende verfährt immer in solcher Weise. In Speyer fielen im Mai 1096 elf Personen der Volkswut zum Opfer; darunter befand sich eine angesehene fromme Frau, Mina mit Namen, die sich zur Heiligung des göttlichen Namens selbst schlachtete. Sie war die erste, die sich in diesen Zeiten der Verfolgung selbst schlachteten oder geschlachtet wurden. Die übrigen wurden, ohne ihren Glauben wechseln zu müssen, von dem Bischof gerettet. In Worms wurden zwei Wochen später 800 erschlagen, in Mainz, ebenfalls noch im Mai, 1100 und Rabbi Kalonymos mit 53 Personen, die sich nach Rüdesheim ge-

flüchtet hatten, noch dazu[1]. (Nach den „Hebräischen Berichten über die Judenverfolgungen während der Kreuzzüge", hrsg. von A. Neubauer und M. Stern, Berlin 1892.)

Von diesen Erzählungen ist nur die erste augenscheinlich getreu. Wenige Jahre nach der Hinschlachtung der 800 Personen in Mainz gibt es dort wieder eine Synagoge mit Ältesten, Priestern, Leviten. Daß Städte wie Worms und Mainz damals überhaupt so große Judengemeinden hatten, ist wenig wahrscheinlich. Sie hätten da sonst einen so ansehnlichen Teil der Bevölkerung gebildet, daß sie sicherlich nicht so leicht „hinzuschlachten" gewesen wären. Gewöhnlich hatten sie nur eine Gasse inne, und da gab es selbst in einer judenreichen Stadt wie Pisa nur 40 jüdische Hausväter (Benjamin von Tudela), ebenso viele in Blois („Hebr. Ber. ü. d. Judenverf.") und, um eine deutsche Stadt zu nennen, in Nürnberg, dessen Judenzahl als groß galt, im Jahre 1449 unter etwa 20000 Bewohnern 150 Juden (Bericht Erhard Schürstabs aus diesem Jahre). Dies sind Beispiele. Die Juden lebten damals weit im Lande zerstreut und in ganz kleinen Ortschaften wie Xanten, Mörs, Kerpen, Altenahr bei Bonn, wo es überall im Jahre 1096 zu Pogromen kam. (Alle Ortschaften mit jüdischen Gemeinden und deren Schicksale bis 1238 findet man zusammengestellt in der von M. Brann und A. Freimann herausgegebenen „Germania Judaica", Bd. I, die Buchstaben A bis L umfassend, Frankfurt a. M. 1917.)

Es ist dabei nicht einzuwenden, die Gemeinden seien, eben weil sie so klein waren, den Volkshorden völlig preisgegeben gewesen. Selbst die jüdischen Berichte heben hervor, daß sich da ein Bischof, dort ein Teil der Bürgerschaft für sie mit Worten und Waffen eingesetzt, sie während der Gefahr bei sich verborgen habe. In der Tat stand überall ein Teil des Volkes, sei es aus Menschlichkeit, sei es der geschäftlichen Beziehungen wegen, auf Seiten der Juden. Dazu kam noch, daß die Juden seit Friedrich I. Rotbart als kaiserliche „Kammerknechte" den besonderen Schutz des Reiches genossen.

Dieser den Juden gewährte stete Schutz, der ihnen sonst bei ihren Geschäften einen ungemeinen Rückhalt gab, versagte freilich in Zeiten,

[1] In demselben Mainz wurden bei den Pogromen im Pestjahr 1348/49 sogar 6000 Juden erschlagen, die sich vorher tapfer gewehrt und 200 Christen getötet haben sollten. (Ephraim Carlebach, „Die rechtlichen und sozialen Verhältnisse der jüdischen Gemeinden: Speyer, Worms und Mainz. Von ihren Anfängen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts." Leipzig 1901.)

wenn der lange gespeicherte Ingrimm breiterer Massen losbrach. Die schwersten Judenverfolgungen fanden im 13. und 14. Jahrhundert statt. Schon der zweite Kreuzzug (1146), den der heilige Bernhard predigte, veranlaßte neuerdings Pogrome, so in Speyer, in Ostfranken und in Bayern; Bernhard wandte sich in ausführlichen Schreiben dagegen: die Juden sollten nicht verfolgt, nicht getötet oder vertrieben werden, nur sollten sie denen, die das Kreuz nähmen, die Zinsen erlassen. Im 13. Jahrhundert nahm man mehrfach die Beschuldigung, die Juden hätten ein Christenkind ermordet, zum Anlaß von Gewalttätigkeiten, so 1221 in Erfurt, 1235 in Fulda, 1285 in München, 1283 bis 1288 am Rhein. In Nürnberg, Würzburg und vielen anderen Orten führte 1298 der fränkische Ritter Rindfleisch eine judenfeindliche Bewegung, in deren Verlauf ein deutscher Chronist 100000 Juden getötet werden läßt, wonach selbst im kleinsten Orte mehrere tausend Juden gewohnt haben müßten. Aventinus-Thurmaier meldet, daß nicht nur die Juden, sondern auch ihre Güter und ihr Hausrat verbrannt wurden, „damit die Christen nichts von ihren Gütern wegnehmen könnten". Sonach war es hier von den Führern nicht auf die Besitztümer der Juden abgesehen. Zumeist aber wurde nicht nur „Gericht gehalten", sondern auch geplündert. Im 14. Jahrhundert kam es zu ausgebreiteten Judenverfolgungen am Rhein, im Elsaß, in Schwaben, Böhmen und Österreich, zuerst 1336/37, dann im Pestjahr 1348/49 und da auch in Frankreich (s. u.). Namentlich diese Verfolgungen sind es, die ganze Scharen von Juden in dem judenfreundlichen Polen Zuflucht suchen ließen, wodurch das dortige Judentum seine besondere Färbung erhielt. Man beschuldigte jetzt die Juden zumal der Hostienschändung und der Brunnenvergiftung. Erst sollten die Aussätzigen die Brunnen vergiftet haben, dann die Juden die Anstifter gewesen sein. Wie immer wurden die wunderlichsten Mären verbreitet und geglaubt.

Es blieb in diesem Ringen mit den Juden, die noch immer von den ihnen tief verschuldeten Fürsten gestützt wurden und durch ihr Geld nachgerade allmächtig geworden zu sein schienen, nicht bei den Gewalttaten an einzelnen Orten und in einzelnen Gegenden, es kam zur Ausweisung der Juden aus ganzen Städten, ganzen Reichen. Dies erschien den Fürsten am Ende als die einfachste und gründlichste Lösung der „Judenfrage". Sie hatten erst unbedenklich ihr Volk den Juden ausgeliefert, jetzt gaben sie, ebenso unbedenklich, die Juden selbst daran.

Das erste Land, das seine Judenfrage in dieser Weise löste, war

England. Dort unter der ziemlich rein nordischen Bevölkerung hatten die Juden von Anfang an nicht so große Möglichkeit der Entfaltung, obwohl ihrer sehr viele allenthalben im Lande gewohnt haben sollen, so allein in London 2000 Sippen („Zuchtrute Judas"). Das entspräche etwa 12000 bis 14000 Personen, was allerdings sicherlich wieder zu hoch gegriffen ist. Wilhelm der Eroberer soll sie ins Land „berufen" haben (1087). Aber Erzbischof Theodor von Canterbury predigte schon 400 Jahre früher gegen sie, und Eduard der Bekenner erklärte 1041 die Juden und ihr Vermögen für Krongut. Wilhelm der Eroberer gestattete den Juden nicht, zum Schein das Christentum anzunehmen, damit sie ihm nicht ihre Abgaben entzögen. Trotz verschiedenen Beschränkungen wurden die Juden auch in England rasch reich und mächtig. Den Königen waren sie unentbehrlich. Gleichwohl war schon Heinrich II. (1154—1189) ihnen nicht günstig gesinnt, zwang übergetretene Juden zur Rückkehr zu ihrem Glauben und schrieb ihnen harte Auflagen vor. Richard I. Löwenherz wies die Juden, als sie am Krönungtag mit Huldigunggeschenken vor ihn traten, der eben mit seinen Großen beim Mahle saß, auf den Rat des Erzbischofs von Canterbury zurück, und das entlud den aufgespeicherten Volkshaß, so daß damals in London viele Juden ihr Leben oder doch einen Teil ihrer Habe verloren. Richard ließ die Mörder verfolgen. Trotz solcher Billigkeit erpreßte er, als er mit Philipp II. von Frankreich im Kriege lag, den Juden unbedenklich viel Geld und ließ, wie Basnage erzählt, einen reichen Juden in Bristol, der sein Geld versteckt hatte, ins Gefängnis werfen und ihm da jeden Tag einen Zahn ausbrechen, bis er seine Schätze anzeigen würde; der Jude hielt sieben Tage aus und ließ sich mit großen Schmerzen sieben Zähne ausreißen, dann entdeckte er sein Geld, und der König nahm es an sich. Unter Richards Nachfolgern Johann ohne Land und Heinrich III. kam es in Norwich, York und andern Städten zu Pogromen, Eduard I. verwies die Juden 1290 des Landes für alle Zeiten und ohne Hoffnung auf jemalige Wiederkehr (absque ulla reditus spe).

Über die Ausweisung der Juden aus England berichtet Rabbi Gedalja ibn Jachja (1515—1585) in seiner „Schalscheleth ha-Kabbala" („Überlieferungkette"): Eduard I. habe nahe am Meer zwei Zelte aufrichten lassen, das eine mit einem Kruzifix, das andere mit einer Thora, und den Juden freigestellt, in welches Zelt sie gehn wollten; die nun ins christliche Zelt gingen, wurden getauft, die ins jüdische Zelt gingen, und das waren weitaus die meisten, wurden auf der andern Seite wieder

herausgeführt, erwürgt und ins Meer geworfen. Das stellt wohl den Vorgang sinnbildlich dar. Als Ursache gibt die „Zuchtrute Judas" die Beschuldigung wegen Münzverfälschung an. Der König hätte auf Seiten der Juden gestanden und die Juden nur aus dem Lande verwiesen, damit das Volk sich nicht wider sie rotte und sie alle erschlage.

Bis zum Jahre 1655, da Cromwell den „Portugiesen" die Ansiedelung gestattete, gab es in England keine Juden. Während dieser Zeit entwickelte sich England aus einem Inselreich von höchst bescheidener Bedeutung zur Weltmacht. Es erreichte in den Dramen Shakespeares und in den philosophischen Werken Francis Bacons, die vielleicht eine Person sind, in dem Epos und den politischen Schriften Miltons und der ganzen reichen Dichtkunst und Wissenschaft der Elisabethiner eine glänzende Blüte, es sandte kühne Wikinger zu den fernsten Küsten aus, es war glücklich in zahlreichen Kriegen zu Land und zur See, es zwang mit Persönlichkeiten wie Wiclef und John Knox den Geist Roms nieder und begründete religiöse Gemeinschaften von reiner germanischer Art. Die Engländer wurden damals zugleich das eigentliche Handelsvolk, dessen Wagemut, gepaart mit Einsicht in die Verhältnisse der Gegenwart und Vorschau in die Zukunft, dem Lande unendliche Reichtümer aus allen Weltteilen zuführte. Das Staatsleben gestaltete sich innerhalb des Volkes so reich, daß darin alle politischen Bewegungen des übrigen Europas während noch zweier Jahrhunderte vorweggenommen sind.

Wie hoch immer die Kräfte, die Begabung, die Bedeutung der Juden eingeschätzt werden mögen, in England mehr noch als in Spanien, zeigt es sich, daß der eigentliche Aufschwung erst mit der Vertreibung der Juden begann. Nicht vielleicht, daß die Juden einen solchen Aufschwung bis dahin zurückgehalten hätten. Ihre Vertreibung war vielmehr, wie ich es auch bei den Spaniern bemerkt habe, ein Zeugnis dafür, daß im Innern des Volkes die Gesundung fortschritt, daß die Rasse erstarkte. Ebbe und Flut, die alles Leben in unserer Welt und im Weltall beherrschen, machen sich eben auch in den einzelnen Völkern geltend. Daß Cromwells Umsturzbewegung entstehn, daß sie Erfolg haben konnte, beruht auf einer neuerlichen Ebbe der Rasse, die in dem Aufstieg zahlreicher Menschen aus den tieferen Schichten ihre Ursache hatte und sich durch fortgesetzten Aufstieg solcher in der Folge noch verstärkte. Da war denn auch dem neuen Anstieg der Juden zur höchsten Macht im Lande das Feld bereitet. Sie erreichten diese allerdings erst nach dritthalb Jahrhunderten.

Von der Verweisung der Juden aus England wurden auch die damaligen englischen Gebiete in Frankreich betroffen. In **Frankreich** selbst waren die Juden in gleicher Weise durch ihre Geldgeschäfte zu Reichtum gelangt. Rigordus schreibt in seiner Geschichte Philipps II. August, daß sie damals halb Paris eigentümlich besessen hätten. Sie hätten christliche Knechte und Mägde gehalten, Schlösser und Dörfer in Pfand gehabt, hätten Christen unter Eidespflicht in ihren Häusern wie Gefangene gehalten; ihre Kinder hätten aus versetzten Kirchengefäßen getrunken, und ein Jude hätte, als man bei ihm nach verpfändetem Kirchengut suchte, ein Kruzifix und ein mit Perlen und Edelsteinen geziertes Evangelienbuch in einem Sacke in den Abtritt geworfen.

Die Juden machten sich auch in Frankreich als Geldleiher äußerst verhaßt, und an Übermut fehlte es nicht. Der biedere jüdische Geschichtschreiber Jost, Graetzens zu Unrecht fast vergessener Vorgänger, berichtet nach den Quellen: „Zum Unglück hatten die Juden oder besser: einige Juden in Pontoise einen jungen Menschen namens Richard gekreuzigt, und sein Leichnam ward nach Paris gebracht, wo die Geistlichen ihn heilig sprachen und eine Menge Wunder tun ließen; auch einige Pariser Juden hatten sich etwas später Ähnliches zu Schulden kommen lassen und waren dafür lebendig verbrannt worden." Philipp II. August (1180—1223), in dessen Knabenzeit sich der letzte Fall abgespielt hatte, wollte erst nur die Schulden bei den Juden für ungültig erklären und die bei ihnen versetzten Pfänder einfordern, aber auf die Angelegenheit mit dem Kruzifix und dem Evangelienbuch hin, die große Empörung hervorrief, wies er sie aus seinen engeren Gebieten, vor allem aus Paris, gänzlich aus (1181), wogegen sie in den Landschaften seiner Vasallen noch verblieben. Aber während des Krieges mit Richard Löwenherz gestattete er, ständig in arger Geldnot, den Juden für eine sehr bedeutende Summe die längst erflehte Rückkehr (1198). „Diese Rückkehr scheint im ersten Augenblick ehrenvoll und einem Triumphe zu gleichen, aber schändlich war sie für beide Teile der niederträchtigen Übereinkunft, — einer Übereinkunft, vermöge deren der König von Frankreich seine Hauptstadt und seine Untertanen an Menschen verkaufte, die er selbst für Wucherer, Religionsschänder und Verbrecher hielt und als solche fortgejagt und beraubt hatte, und anderseit eine große, durch Festigkeit und Duldung vereinte Menschenmasse ihren Schimpf durch freiwilliges Eingehen in noch größere Schmach vergrößerte. Beide Teile machten sich keine Erklärungen, keine Ehrenrettungsversuche, keine Versprechungen; beide Teile waren geld-

gierig, und beide schlossen den Vergleich, jeder in der Absicht, den andern zu berücken: die Juden wollten durch Wucher die alten Verluste ersetzen, der König hoffte durch sie seinen Schatz zu füllen" (Jost).

Im Jahre 1218 regelte Philipp II. August den Darlehnverkehr mit den Juden gesetzlich in billiger Weise und ließ auch seinen Sohn schwören, nichts gegen die Juden des Königs zu unternehmen. Bis zum Jahre 1394, da Karl VI. sie für immer des Landes verwies, kam es noch mehrfach zu Ausweisungen der Juden und zu Wiederzulassungen, zu schweren Verfolgungen, zumal im Jahr 1320 durch einen Haufen von Bauern, Hirten und Landstreichern aller Art, der im Südwesten Frankreichs und in Nordspanien viele Greuel verübte, und 1348/49 während der Zeit des schwarzen Todes. Von 1394 an gab es in Frankreich, soweit es königlich war, keine Juden mehr; die Päpste jedoch beließen sie in ihrem Gebiete um Avignon, und nach 1492 siedelten sich aus Spanien vertriebene Juden unter dem Namen Portugiesen als Scheinchristen in Bordeaux an. Mit der Stadt Metz, die Heinrich II. im Jahre 1552 erwarb, und mit den im Westphälischen Frieden ihm zugesprochenen und den unter Ludwig XIV. seit 1674 hinzu eroberten Teilen Elsaß-Lothringens übernahm dann Frankreich auch deren jüdische Einwohner, die aber auf ihre Siedelungsgebiete beschränkt blieben.

Der Aufstieg Frankreichs von dem mehr als hundertjährigen Kriege mit England (1337—1453) an bis zu dem Sonnenkönigtum Ludwig XIV. geschah also ebenfalls ohne die Juden. Erst in Ludwigs XIV. späteren Jahren findet man den Bankmann Samuel Bernard, dessen späte Nachfahrin George Sand noch etwas jüdische Züge hat, als Mann von Einfluß. Der König lustwandelt mit ihm, „dessen ganzes Verdienst war, daß er den Staat hielt, wie der Strick den Gehenkten" (G. Martin), in seinen Gärten.

Die aus Frankreich ausgewiesenen Juden — es mögen ihrer etwas über 100000 gewesen sein — wandten sich zum größten Teil nach Deutschland, wo zwar auch Verfolgungen stattfanden, aber der Kaiser und viele Landesherren die Juden in besonderer Obhut hielten. Zu Verweisungen kam es nur in etlichen Städten und engeren Landgebieten. Die wichtigsten sind die aus Sachsen (1432), aus Mainz (1438), Augsburg (1439), aus ganz Bayern (1450), aus Schlesien (1455), aus Mecklenburg (1492), aus dem Erzstift Magdeburg (1493) und aus Nürnberg und Ulm (1499). Die meisten dieser Verweisungen wurden wieder aufgehoben oder sonstwie umgangen. So fanden die Nürnberger Juden Aufnahme in dem

nahen Fürth und setzten von dort ihre Geschäfte mit den Nürnbergern fort. Denn Deutschland war in den Zeiten, da England und Spanien als Einheitstaaten mächtig zu höchster Kultur und höchster politischer Macht aufstrebten, Frankreich zur Einheit wurde und nun als drittes neben Spanien und England trat, ein in unzählige Herrschaften zerklüftetes Gebilde, das der nichtig gewordene Kaisertitel nur ganz lose zusammenhielt, das darum die Kriege, die Europa führte, zum Hauptteil auf seinem Boden sich austoben lassen mußte. Und in diesen Kriegswirren war es der Jude, der als Unbeteiligter mehr als je alle die vielen Geschäfte machen konnte, die sich jetzt darboten. Schon immer war er den Heeren gefolgt und hatte den Soldaten ihre Beute um das leichter mitzunehmende Bargeld abgehandelt, jetzt wurde er „Armeelieferant", besorgte erst das Geld und dann die Ware und gewann dabei doppelt. Es gab auch noch im Deutschland des 17. Jahrhunderts Judenverfolgungen und selbst Judenausweisungen. Das aber waren rein örtliche Erscheinungen, die keine Bedeutung mehr hatten.

Die literarische Nachwelt hat die verfolgten mittelalterlichen Juden zu Helden und Märtyrern gemacht. Einige waren das gewiß; wir haben Nachricht darüber. In ihrer Gesamtheit hielten sie sich wenig helden- und märtyrermäßig. Sich erschlagen lassen und aus dem Lande weichen, trifft schließlich jeder. Widerstand mit der Waffe leisteten sie höchst selten. Sie waren reine Geldmenschen geworden. Das Geld war ihre Waffe; wo diese Waffe nicht mehr galt, gaben sie sich verloren. Christliche Berichter vermerken, daß von den ihres heimlichen Judentums überwiesenen Maranen nur vier unter hundert ihr Judentum auf dem Scheiterhaufen stolz bekannten, die andern bis zuletzt kläglich den Namen Jesu Christi riefen. Sie machten sich eben hierdurch vor den besten Nichtjuden verächtlich und verloren sie damit als Anwälte. Auch darin bewundert man die mittelalterlichen Juden zu Unrecht, daß sie nach allen Schicksalschlägen unentwegten Mutes nach der Gewinnung neuen Wohlstandes strebten. Zahllose Menschen unter uns haben in ähnlichen Fällen denselben Mut, dieselbe Ausdauer, dasselbe Geschick bekundet, wenngleich der Jude, dessen Geschäfte weniger an der Scholle, an einem bestimmten Berufe haften, es leichter haben mag, wieder emporzukommen.

Etwas anderes aber ist bei der Betrachtung der mittelalterlichen Judenverfolgungen erstaunlich: daß die Juden an den Ort der Greuel wieder zurückkehrten, sobald es anging, daß sie in Städte, in Länder wieder zurück verlangten, woraus man sie vertrieben hatte.

Das lag an ihrer tieferen Mischrassigkeit. Der reiner nordische Mensch meidet die Stätte, wo er vergewaltigt wurde, wo er der Übermacht weichen mußte. Es heißt, der Löwe springe eine einmal verfehlte Beute nicht wieder an. Den Juden war es bei ihrer Rückkehr nur um den Erwerb zu tun; Heimatgefühl sprach selten mit.

Jedenfalls aber bewährte sich gerade die besondere Rassenmischung der Juden in diesen und ähnlichen Zeitläuften. Ihre Zähigkeit kommt eben daher: die überaus hohe Wertung der zeitlichen Güter läßt sie die Hemmnisse des Gefühls überwinden, die bei dem reiner nordischen Menschen so stark sind, daß er es nicht über sich gewinnt, Leuten, vor denen er entwich, wieder gegenüber zu treten, es sei denn mit der blanken Waffe. Schon in der Zeit des Talmuds müssen einige die Stärke, die in der Rassenmischung lag, herausgefühlt haben, denn, so sehr sonst die Blondheit als Schönheitideal gilt, raten sie davon ab, daß Weiße mit Weißen und Schwarze mit Schwarzen die Ehe eingehn, und vertreten damit eine Ansicht, die auch im Deutschland des großen geschäftlichen Aufschwungs von 1850 an die herrschende war. Ja, für die Geschäfte sind sicherlich die Menschen einer Rassenmischung, wie es die der Juden ist, die tüchtigsten. Sie haben die größte Aussicht, das Geld, das ihr höchstes Ziel, ihr Selbstziel ist, zu erwerben, da sie weder die Mittel allzu bedenksam wählen, noch sich von Fehlschlägen abhalten lassen, am selben Ort von vorne anzufangen.

26. Judenwucher und Judenzins

In welchem Maße die Auswucherung des Volkes die unmittelbare und mittelbare Ursache der Judenverfolgungen war, zeigen die Abschnitte über das mittelalterliche Judentum in Spanien, Deutschland und Polen (Kap. 23, 25, 28) an zahlreichen Stellen, aber doch zu einseitig vom Standpunkte des Betroffenen aus. Es ist nur natürlich, daß der Geldgeber dem Geldnehmer zum Gegenstand des Hasses wird, wenn die Frist der Rückzahlung erscheint, gleichwie der Arzt, wenn er dem Kranken Hoffnung und Heilung bringt, das Antlitz eines Engels hat, wenn er aber die Rechnung darreicht, das eines Satans. Gleichwohl würde sich die Gesamtheit niemals gegen die Juden als ihre Geldgeber gewendet haben, wenn nicht die Verhältnisse unerträglich geworden wären.

Im Mittelalter heißt „Wuchern" zunächst nichts anderes als „Zinsen nehmen". Dies gilt unter engeren Freunden noch heute als unvornehm,

ganz so, wie das Alte Testament verlangt, Jude solle von Juden nicht Zinsen nehmen. Dies besagte auch das kirchliche Verbot des Zinsennehmens für die Christen untereinander. Lieh jemand doch auf Zinsen, so verfiel er kirchlicher Strafe. Dagegen stand dem Geldleihen auf Pfänder fürs erste nichts entgegen. So kam es von selbst, daß dem Juden, der außerhalb der kirchlichen Strafen stand, das Zinsennehmen erlaubt blieb. Es wurde ihm auch nirgendwo verargt. Nicht das „Wuchern" als solches erregte die Wut des Volkes, sondern die Verknechtung, die das ganze Darlehnwesen jener Zeit mit sich brachte.

Von jüdischer Seite wird gerne behauptet, die Juden seien auf das Gebiet der Geldgeschäfte gedrängt worden, weil ihnen alle anderen Berufe verwehrt waren. Das ist unrichtig. Bis tief ins Mittelalter hinein war dem Juden jedes Handwerk, jedes Gewerbe offen, und sie waren an einigen Orten auch wirklich Handwerker. So reichten die höchsten Beamten von Sizilien, das seit 1409 zu Aragon gehörte, als Ferdinand der Katholische die Juden aus seinem Reiche vertrieb, eine Vorstellung ein, der König möge die Juden in Sizilien belassen, weil sie hier die Mehrzahl der Handwerker bildeten und zumal die Geräte für den Bergbau, den Ackerbau und den Schiffbau verfertigten. Tatsächlich verwies erst Karl V. im Jahre 1519 die Juden aus Sizilien. Sie konnten allenthalben Grundbesitz erwerben und bebauen lassen und gelehrte Berufe ausüben. So waren sie geschätzte Ärzte; sogar jüdische Ärztinnen gab es. Gar manche Juden standen als Mathematiker und Astronomen bei den Fürsten in Ansehen. In der Gesandtschaft Karls des Großen an Harun ar-Raschid befand sich ein Jude als Dolmetscher. Als Kaufleute handelten die Juden insbesondere mit Sklaven — es waren das eine Zeitlang die kriegsgefangenen Slawen (damals „Sklaven") aus dem Osten[1] —, aber auch mit morgenländischen Waren, die sie durch ihre weitreichenden Beziehungen vermittelten, insbesondere mit Pfeffer, wie ich bereits erwähnte.

Daß im früheren Mittelalter keine Gesetze gegen den Judenwucher erlassen werden — wohl aber solche gegen den „Wucher" der Geistlichen —, darf nicht dahin gedeutet werden, die Juden hätten sich anfänglich den Geldgeschäften nicht gewidmet. Sie waren schon seit dem Altertum die hauptsächlichsten Wechsler und Gelddarleiher. Sie hatten von diesen Geschäften nie gelassen, nur waren neue Verordnungen noch nicht nötig

[1] Daher stammt der jetzige Ausdruck in den germanischen und romanischen Sprachen; der deutsche war „Tralle" (engl. thrall, skand. trael).

geworden. Dazu kam es erst, als die Juden schier die einzigen waren, die Geld auf Zinsen liehen, weil der Gemeingeist der nordischen Völker, die jetzt das ganze Abendland beherrschten, das Zinsennehmen für unzulässig erklärte. Freilich die Lombarden und die „Kawertschen" — die Leute aus Cahors in Südfrankreich, die als Kauder-Welsche noch heute in der Sprache fortleben — betrieben trotzdem die verschiedenen Geldgeschäfte und nahmen dafür die kirchlichen Strafen auf sich. Die Lombarden sind es denn auch, die das Bankwesen begründet haben, Zeugnis dessen die vielen italienischen Sachwörter darin wie Banco, Giro, Agio, Conto, Risiko, Saldo. Dazu kamen in Italien selbst seit dem 13. Jahrhundert ganze Bankgenossenschaften, die sogenannten „Montes" (Berge), denen es ermöglicht wurde, das Verbot des Zinsennehmens zu umgehn.

Die Lombarden hatten in vielen Städten des ganzen römischen Reiches ihre Bankhäuser und besorgten da das öffentliche und geregelte Geldgeschäft. Auch sie erfuhren häufig genug Anwürfe wegen ihres Wucherns, aber zu irgendwelchen Aufläufen gegen sie kam es nicht. Die Juden dagegen widmeten sich hauptsächlich dem persönlichen Geldgeschäft. Sie waren zumeist, wie noch heute in den rückständigen Ländern, die Geldgeber im Kleinen und für die Kleinen. Zu ihnen kam nicht so sehr der Begüterte, der nur eben zur Stunde kein Bargeld zur Verfügung hatte, als der Mann mit unsicherer Grundlage, der als Bürgschaft seinen Mantel oder sonst einen letzten Wertgegenstand, den er noch besaß, dem Geldgeber als Pfand hinterließ. Zum Bewuchern kam nur dieser kleine Mann in Betracht. Die Gefahr, daß er die aufgenommene Summe nicht zurückzahlen werde, war groß, und dies rechtfertigt einigermaßen den hohen Hundertsatz, der oft das vielfache des Geliehenen betrug. Denn die Zinsen wurden für die Woche berechnet, und dabei kam das leicht heraus. Wie sehr man sich gegen dieses wirkliche „Wuchern" im heutigen Sinne ereifert, so bleibt doch der Satz bestehn: Geld zu 50 v. H. ist für den, der es braucht, immer besser als kein Geld zu 4 v. H. Jemand in der Stadt zu haben, von dem, wer Geld bedurfte, welches borgen konnte, war bei dem umständlichen Geldverkehr jener Zeiten jedenfalls wichtig, und lange erhoben sich darum keine Anwürfe gegen die Juden und ihren Kleinwucher.

Daneben gab es aber auch jüdische Bankhäuser und einzelne jüdische Geldleute, die ganz in der Art der Lombarden große öffentliche Geschäfte machten, Rothschilde ihrer Zeit, die den Fürsten, den Staaten

und Städten Summen von vielen Millionen nach jetzigem Werte zu friedlichen wie kriegerischen Unternehmungen darliehen und dafür ihre Zinsen erhielten. Diese Zinsen waren ungleich geringer als jene im Kleinwucher. Vielfach war ein solcher Geldmann als „Schatzmeister" Finanzminister und Geldgeber des Staates zugleich, wie Isaak Abarbanel zuerst in Portugal, dann bei Ferdinand dem Katholischen in Aragon. Richtige Bankhäuser hatten die maranischen Sippen Santangel und Sanchez in Spanien noch nach der Vertreibung ihrer ungetauften Volksgenossen. Wenn auch gelegentlich die „Schatzmeister" der Fürsten unredlicher Bereicherung bezichtigt, ihres Besitzes beraubt, eingekerkert und wohl gar hingerichtet wurden, stehn doch diese Geldgeschäfte und ihre Leiter im allgemeinen in voller Achtung.

Verachtet und verhaßt machte sich nur der Kleinwucher, und das je länger je mehr. Denn er ließ, geheim, wie er zumeist war, alle Mißbräuche einreißen. Die Gesetze, die jetzt erlassen wurden, zeigen das. Immer wieder mußte den Geistlichen und Mönchen verboten werden, die Gefäße, Geräte und Gewänder ihrer Kirchen an Juden zu verkaufen oder zum Pfand zu geben. So hatte Erzbischof Guifred von Narbonne im Jahre 1042 die kostbaren Kruzifixe, Reliquien, Kelche und andere heilige Gegenstände an dortige jüdische Goldschmiede verkauft, die sie dann nach Spanien weiter gehandelt hatten. Der Zinsfuß wurde festgesetzt: er betrug in Spanien 33 v. H., in Frankreich 48 v. H., in Deutschland $43^1/_3$ v. H. Der Jude durfte keine blutigen oder nassen Kleider in Pfand nehmen (keine nassen, weil sie nach einer Bluttat eben gewaschen sein konnten). Bis ins 13. Jahrhundert hinein betreffen alle Erlasse diese Punkte und regeln sie in derselben Weise. Einzelbestimmungen treten jeweilig hinzu. In Frankreich waren die Karolinger den Juden sehr günstig gesinnt, und ebenso die ersten Kapetinger. Aber ihr endliches Schicksal war die Ausweisung im Jahre 1394.

Die deutschen Karolinger übernahmen den Judenschutz Karls des Großen. Weit ausschließlicher als die spanischen und südfranzösischen Juden beschäftigten sich die deutschen (und nordfranzösischen) Juden mit dem Sklavenhandel und dem Geldgeschäft. Jene Juden betrieben daneben noch Gewerbe und Handwerke, auch Ackerbau und hatten sehr angesehene Talmudschulen. (Ich erwähne wenigstens Rabbi Gerschom ben Juda, zubenannt „Leuchte der Zerstreuung" — Meor ha-Gola —, der um 1020 das Verbot der Vielehe für die abendländischen Juden erließ; seither leben diese durchweg in Einehe, während die morgen-

ländischen Juden der Gepflogenheit des Islams folgen[1]. Auch schon vor Rabbi Gerschom war die Mehrehe selten.) Den deutschen Juden fehlte es zwar nicht an Gelehrten, deren Name weit über die Grenzen des Landes drang — so einer war Rabbi Meïr ben Baruch aus Rothenburg o. d. T. (gest. 1293), der einen Zug von Juden nach Palästina führen wollte —, auch Ärzte waren sie, aber Handwerker, Ackerbauer findet man unter ihnen nur ausnahmweise. So läßt sich in Frankfurt in zwei Jahrhunderten (14. und 15.) nur ein einziger jüdischer Handwerker, ein Schwarzfärber, nachweisen.

Als Handelsleute hatten die Juden in Deutschland und Nordfrankreich keine Bedeutung, wenn man vom Sklavenhandel absieht, der fast ganz in ihren Händen lag. Die Deutschen waren selbst tüchtige Kaufleute, Zeugnis dafür die Hansa, die damals den ganzen nördlichen Handel beherrschte. Auch nur in wenigen Fällen machten die Juden als Einzelne größere Geldgeschäfte und nahmen als Finanzmänner höhere Stellungen ein. Der einzige Jakob Daniel, der Vermögensverwalter des mächtigen Erzbischofs Balduin von Trier (gest. 1354) des Bruders Heinrichs VII., ist eine Persönlichkeit von der Art Isaak Abarbanels.

In noch weit überwiegenderer Zahl waren die deutschen Juden kleine Geldleiher. Sie bildeten unter sich eine große Zunft und wurden als das auch vom Staate betrachtet. Ihr Gewerbe unterlag wie andere Gewerbe einer Steuer: das ist der Judenzins, der gelegentlich von jüdischer Seite als etwas Entehrendes hingestellt wird, aber nichts anderes war als die Abgabe an Staat oder Stadt für den Schutz, den diese boten. Eine Regelung erhielt das ganze jüdische Geldwesen dadurch, daß Kaiser Heinrich IV. im Landfrieden von 1103 den Juden den ausdrücklichen Schutz des Reiches gewährte, indem er zugleich Fürsten und Städte verpflichtete, Greueln, wie sie 1096 stattgefunden hatten, künftighin zu steuern. (Die Juden, die sich damals hatten taufen lassen, sollten zum Judentum zurückkehren dürfen.) Seit dem Wormser Privileg Friedrichs I. Rotbart (1157) wird der Ausdruck „Kammerknechte" (Servi camerae) für die Juden gebraucht. Daß dieser Ausdruck nicht die Knechtschaft im jetzigen Sinne bedeutete, verkennen auch jüdische Forscher nicht (J. Aronius, „Regesten zur Geschichte der Juden im fränkischen Reiche", Berlin 1902).

[1] Von den berühmten Gesetzeslehrern Rab und Rabbi Nachman, deren Aussprüche im babylonischen Talmud stehn, liest man, daß sie in jedem Orte, durch den sie kamen, eine Frau „für einen Tag" sich anzutrauen pflegten.

Erst viel später trat die Auffassung hervor, daß der König über Gut und Leben der Kammerknechte beliebig verfügen könne.

Die Abgaben scheinen unter Friedrich I. nur fallweise eingefordert worden zu sein, wenn etwa bei einer Verfolgung den Juden besonderer Schutz geleistet wurde oder von einzelnen Juden Verbrechen begangen worden waren, die zu sühnen die Gesamtheit der Juden der betreffenden Stadt verpflichtet wurden. Ephraim von Bonn berichtet von zwei Fällen der beiden Arten aus den Jahren 1179 und 1187. Friedrich habe, als bei der Kunde von dem neuerlichen Fall Jerusalems Unruhen gegen die Juden ausbrachen, „etwas von ihrem Vermögen, keine große Summe", genommen und sie mit aller Kraft beschützt. Zu einer regelmäßigen Steuer wurden die Abgaben der Juden, wie es scheint, erst unter Friedrich II. Das Recht, außerordentliche Steuern einzufordern, blieb daneben bestehn und betraf die Juden ebenso wie die andere freie Bevölkerung.

Über die Höhe des Judenzinses unterrichten uns verschiedene Urkunden, die sich noch erhalten haben. Sie betrug bei einer Schuldsumme von 10000 Gulden, die zu dem üblichen Satz von $43^1/_3$ v. H. jährlich 4333 Gulden Zinsen brachten, 60 Gulden jährlich, also nicht ganz $1^2/_5$ v. H. des Einkommens; die allgemeine Einkommensteuer von 1900 war um ein vielfaches höher.

Die Judensteuer bot, so gering sie bemessen war, eine regelmäßige und nicht kleine Einnahme. So war sie Gegenstand der Zahlung und Verpfändung, und die einzelnen Landesherren zeigten sich beflissen, sie vom Reiche als das zu übernehmen. Als erster erhielt der Erzbischof Siegfried von Mainz für seine Dienste von Friedrich II. die Judensteuer der Orte seines Sprengels überwiesen (1212), späterhin findet man auch schon die Bischöfe von Regensburg (seit 1233), von Würzburg (seit 1247), von Konstanz (seit 1255), von Passau (seit 1260), von Straßburg (seit 1260) als die unmittelbaren Herren der Juden ihrer Städte. Weltliche Fürsten und Städte traten sehr bald ebenfalls in die Rechte der Kaiser ein und verpfändeten oder verkauften schließlich diese Rechte untereinander. Mancherlei Willkür war die Folge davon, und namentlich die frühere bedinglose Freizügigkeit der Juden, die mit eine ihrer größten Vergünstigungen war, ging ihnen dadurch an einigen Orten verloren. Aber auch ein Gutes hatte der Übergang der Kammerknechtrechte und -pflichten an die einzelnen Herren: die Juden hatten jetzt ihren Schützer in der Stunde der Bedrängnis ungleich näher.

Die Judensteuer des Jahres 1241, die noch ziemlich ungeschmälert

dem Reiche zufloß, betrug 857 Mark Silber; die Summe, die der Bischof von Würzburg im Jahre 1247 für die ihm verpfändeten Judensteuern zahlte, war 2300 Mark Silber, die Mark Silber zu 800 bis 1000 Mark in der Währung vor dem Kriege zu rechnen. Diese Summen waren nicht unbeträchtlich und lassen den Schluß zu, daß die deutschen Juden schon damals aus ihrem „Wucher“ sehr ansehnliche Einkünfte hatten. Man darf übrigens nicht meinen, daß die Juden pünktliche Zahler waren. Wie schon in der Zeit des Talmuds, hielten sie es auch jetzt für erlaubt, sich um die Steuern herumzudrücken, so gut es ging. Sie blieben lange schuldig, in der Hoffnung, durch irgendein Ereignis ihrer Verpflichtung ganz ledig zu werden, und erklärten sich, wenn sie „beim König aus- und eingingen“, d. h. mit ihm in Geschäftbeziehung standen, für steuerfrei. Viele Einzelheiten hierüber bietet die Abhandlung „Die Reichssteuern der deutschen Judengemeinden von ihren Anfängen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts“ von Isert Rösel (Berlin 1910).

Wie es sich mit der Kammerknechtschaft der Juden unter den Landesherren verhielt, ersieht man am besten an deren Stellung in der für das deutsche Judentum so wichtigen Stadt Frankfurt a. M. Die Judengefälle kamen da im 14. Jahrhundert, mit anderen kaiserlichen Hoheitrechten, pfandweise an die Stadt, und fortan unterliegen die Frankfurter Juden nur der städtischen Besteuerung und genießen den Schutz der Stadt. Bis 1349 werden sie in derselben Weise zu Bürgern aufgenommen wie die Christen, von 1360 an erhalten sie das Bürgerrecht immer nur auf bestimmte Zeit, ein bis fünf Jahre. Es ist dies jedoch kein Zeichen ihrer etwaigen bedrückten Lage (Verleihung des Bürgerrechtes auf Zeit kommt in besonderen Fällen auch bei Christen vor), sondern eine Folge ihrer eigentümlichen Besteuerung, deren Höhe immer im Voraus mit ihnen vereinbart wurde. Der Rat war hierzu gezwungen; wenn er sich nicht die Möglichkeit absperren wollte, die Einzelnen gemäß der steigenden Größe ihres Einkommens zu belasten, so mußte er die Steuer wie eine moderne Patentgebühr behandeln. Der Jude erlangte durch die Steuer das Recht auf eine bestimmte Zeit, in der Stadt zu wohnen und sein Gewerbe zu treiben, d. h. zu „wuchern“ oder Geld auf Zinsen zu leihen. Ein Jude, der nicht wucherte, zahlte auch keine Steuer. Während des ganzen 14. Jahrhunderts hatten die Juden in Frankfurt (und nicht nur hier) das Recht, Grundbesitz zu erwerben. Sie wohnten wie auch in anderen Städten — Köln, Nürnberg — in dem besten Geschäftteile der Stadt und untermischt mit den angesehensten Christen.

So blieb es bis 1462; erst von da traten beschränkende Bestimmungen ein. (Nach Karl Bücher, „Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert", Tübingen 1886.)

Gerade dadurch, daß die Juden seit etwa 1300 zumeist den einzelnen Landesherren, Fürsten oder Städten, unterstanden, konnten sie die Bevölkerung immer tiefer in Schuldknechtschaft bringen. Denn zumeist bedeuteten die Vergünstigungen, die sie von diesen Einzelherren erhielten, nichts anderes als die Freiheit zur ungehemmten Auswucherung des „Volkes" (Adel, Bürgerstand und Bauernschaft). Alle möglichen Gefälle wurden den Juden verpachtet und von ihnen aufs unbarmherzigste eingetrieben. Zahllose Pfänder verfielen ihnen, halbverfallene kauften sie um einen Pappenstiel. In noch so unsauberen Geschäften stützte und schützte sie der Fürst, die Juden durften ihn geradezu als ihren stillen Teilhaber betrachten und fühlten sich dadurch gegen die Anwürfe der Bewucherten gedeckt.

Eben jetzt auch erfuhr das Wirtschaftleben eine wesentliche Änderung, wodurch sich manches aus diesen ungesunden Verhältnissen erklärt. An die Stelle der Ritter- und Mannenheere traten Söldnerheere; dafür wurden Summen nötig, die man nur bei den Juden in solcher Höhe flüssig vorfand. Schon damals bildeten mehrere Geldmänner und ziemlich viele Frauen darunter Genossenschaften, die dann über große Summen verfügten und Gewinn und Gefahr teilten. Wie immer in solchen Fällen, wenn eine alte Ordnung ins Wanken gerät, kam zu der steigenden Verschuldung noch steigender Aufwand hinzu, als sollte das Elend unter glänzenden Lappen verborgen werden. Das erforderte neues Schuldenmachen.

Belehrend sind die Zusammenstellungen, die Karl Bücher über die Verschuldung der Bevölkerung bei den Frankfurter Juden im Jahre 1390 bietet:

Unter den Schuldnern der Frankfurter Juden sehen wir einen großen Teil des Adels der Wetterau, ferner des Taunus und Westerwaldes, der Pfalz, des Odenwaldes und der Bergstraße vertreten, außerdem den Erzbischof von Mainz, Domherren von Aschaffenburg und Würzburg, einen Kanoniker von Oppenheim, endlich ein paar Bürger von Kreuznach, Geisenheim, Hanau, Aschaffenburg, Mainz und Worms und einige Bauern aus der Umgegend.

Besonders stark verschuldet ist der Adel, und es gab damals auf zehn Stunden im Umkreis wohl wenige Ritter und Edelknechte, von welchen nicht Schuldbriefe oder Pfänder im Frankfurter Judenquartiere zu finden gewesen wären. Vom Helm bis zum Wappenschild, von den silbernen Kreuzlein und vergoldeten Ketten bis zum grauen Mantel und

dem schlichten Leinentuch der Hausfrau war alles zum Pfandleiher gewandert. Sibold Schelm von Bergen war nicht weniger als fünf Juden verschuldet... Engelhart von Falkenstein verlangte von der Jüdin Zorline einen Schuldschein zurück, „der 600 gulden besagete und doch nit me wan 200 gulden stund", d. h. er hatte 600 schreiben müssen und nur 200 empfangen. Grete von der Mack, Frau zu Falkenstein und Münzenberg, hatte dem Juden Wolf von Seligenstadt sieben Ringe, zwei Spännchen (kleine Spangen), einen Hornfessel und einen Vogel (wohl Schmuckstück) gegen ein Darlehn von 29 fl. verpfändet; von Süßkind von Weinheim forderte sie „zwei gulden furspan" [Vorspangen], und Anna, ihre Jungfrau, hatte bei demselben Juden „zwei gulden fingerlin" [Ringe] versetzt. Den größten Teil ihres Schmuckes aber verwahrte die schon erwähnte Zorline, welcher für ein Darlehn von 121 fl. zwei Diamanten, ein Saphir, sechs Spannen, ein Kranz, ein „geschlagener" Gürtel und eine silberne Schale in Versatz gegeben waren... Das Ärgste hatte Gertrud vom Ryne (aus einer der angesehensten Frankfurter Familien), Konventjungfrau zu Patershausen, geleistet, indem sie „zwei Paternoster, zweene gulden Ringe und zwei ander Fingerlin und ein Bedebuch" dem Juden Wolf gegen ein Darlehn von 10 fl. verpfändet hatte... Als Inhaber von Schuldbriefen und Pfändern treten im ganzen 27 Juden (darunter 4 Frauen) auf, also 5 mehr, als im Jahre 1390 Stättigkeit (Wohnrecht und Gewerberecht) versteuerten. Es ist dies ein Beweis dafür, daß manche gegen das Verbot unter eigenem Namen wucherten, welche mit anderen in einer Stättigkeit saßen.

Diese unmäßige Verschuldung des Volkes bei den Juden war die Judenfrage des Mittelalters, die irgendwie gelöst werden wollte. Wie vermerkt, konnten die Juden mit ihrem Gelde nur dadurch zu einer solchen Macht werden, daß in den Völkern, deren Blutsauger sie jetzt waren, eine starke Trübung des nordischen Wesens eingetreten war. Die Trübung war am schwerstwiegenden in den Fürsten, da diese ihre Macht dann in den Dienst des jüdischen Geldes stellten. Das Volk suchte fallweise und stellenweise das Joch der Verschuldung gewaltsam zu brechen. Der Haß gegen die Gläubiger entlud sich auf zumeist ganz abliegende Anlässe hin in jenen Verfolgungen, wovon ich im vorigen Abschnitte gehandelt habe. Die Staatverwesungen schützten die Juden zunächst unentwegt, weniger aus Menschlichkeit als wegen der Vorteile, die sie von den Juden hatten. Der Judenzins und die Einkünfte, die sie von den Juden sonst noch unmittelbar und mittelbar bezogen, ließ sie die Juden als Geldquelle betrachten, die sie nicht verschütten durften, wenn sie sich nicht selbst aufs schwerste schädigen wollten. Sie drangen nicht bis zu der Erkenntnis durch, daß sie sich nur mit einem Teil ihres eigenen Blutes nährten.

In Spanien, Frankreich und England schritten die Staatverwesungen schließlich zu der wurzelhaften Lösung der Judenfrage: sie wiesen die Juden gänzlich aus. Die Spanier behielten ihrer freilich noch die weitaus

größere Zahl als Scheinchristen im Lande, aber diese Juden waren nicht mehr eine staatlich vergünstigte Wucherergenossenschaft, sondern nur eine geheime, gegen die daher mit Mitteln des Staates vorgegangen werden konnte und auch vorgegangen wurde, allerdings auf dem Umweg über das Glaubensgericht. Frankreich und England nahmen die wenigen Juden, die sich hatten taufen lassen, rasch in den Volkskörper auf und hatten darum keine nachträglichen Maßnahmen nötig.

Auch in Deutschland wurde in einigen Städten, ja selbst in ganzen Ländern die Judenfrage dadurch zu lösen gesucht, daß man die Juden einfach auswies. (Vgl. Kap. 25.) Es geschah das gewöhnlich nach wenigstens teilweiser Begleichung ihrer Schuldforderungen — gewissermaßen ein Ausgleich, wie er gerade bei den jüdischen Kaufleuten so beliebt ist und auch bei ihnen mit erheblichen Vorteilen für den Schuldner, in diesem Falle für sie selbst, abzuschließen pflegt. Die Vorteile waren bei jenen Ausgleichen ebenfalls auf Seiten der Schuldner, und das waren die Städte und Länder. Daß der ehemalige Gläubiger alsbald wieder mit dem ehemaligen Schuldner Geschäfte anzuknüpfen suchte, ist ganz die übliche Weise. Und wie der ehemalige Schuldner unbeirrt von dem ehemaligen Gläubiger wieder Waren bezieht, so wurden auch die Juden von denen, die sie vertrieben hatten, über kurz oder lang wieder aufgenommen, und das Geschäft begann von neuem.

Konnte man die Judenausweisungen als örtliche Zwangsausgleiche betrachten, so versuchte gelegentlich der Staat selbst einen Ausgleich mit der Gesamtheit der Juden unter gesetzlichen Formen. Die erste Judenschuldentilgung ging von König (Kaiser) Wenzel von Luxemburg aus: der traf im Jahre 1385 mit dem schwäbischen Städtebunde, dem sich auch die fränkischen Städte anschlossen, ein Abkommen, wonach die Städte von einem festgesetzten Tage an den Ausgleich mit den Juden über sämtliche bei diesen beruhenden Schulden durchzuführen beginnen sollten. Ich folge hier, zum Teil wörtlich, den Darlegungen von Bruno Klaus in dem Aufsatze „Die Juden im deutschen Mittelalter" (in den „Deutschen Geschichtsblättern", Jahrgang 1901). Nach jenem Abkommen werden alle Kapitalien, die die Juden seit Jahresfrist ausgeliehen hatten, zwar im vollen Betrag heimbezahlt, aber nicht verzinst. Die Zinsen jener Kapitalien, die länger als ein Jahr ausgeliehen sind, werden den Kapitalien zugerechnet, und dann sind vom Ganzen 75 v. H. heimzuzahlen. Die sind den Städten, wo die Gläubiger wohnen, bis zum 24. August 1388 durch Pfänder sicher zu stellen. Die Frist der Heimzahlung mit 10 v. H.

Zinsen wird für die Schuldner bis zum 2. Februar 1388 verlängert. Bis zu dieser Frist überläßt das Reich den Städten sein Recht auf den Ertrag der Judensteuer gegen die Summe von 40000 Gulden, die die Reichskammer zur Einlösung von verpfändeten Judengefällen verwendet.

Dieser Schuldentilgung, die den Gläubiger kaum wesentlich schädigte, folgte eine zweite, etwas tiefer greifende im Jahre 1390, wodurch der Adel gerettet werden sollte. Die Fürsten, Grafen, Freiherren, Städte, Ritter, Knechte und andere Personen, die durch die hohen Zinsforderungen der Juden so tief in Schulden geraten waren, daß sie landflüchtig werden mußten, wenn man verlangte, sie sollten sie voll bezahlen, sollten aller Verpflichtungen an Juden für Hauptgut (Kapital), Gesuch (Zins) und Schaden (Zinseszins) los und ledig sein; die Reichskammer übernahm die Auslösung ihrer Schulden den Juden gegenüber, und die Schuldner sollten dem Reich einen Teil, meist 30 v. H., bar bezahlen, für den Rest aber „einen redlichen Dienst tun" (besonders Kriegsdienste leisten), wenn sie dazu aufgefordert würden. Die Juden sollten nach der Abmachung vom Jahr 1385 vom Reiche 75 v. H. ihrer Forderungen erhalten und ihre Pfandbriefe herausgeben.

Am schwersten wurden die Juden bei diesen Maßnahmen dadurch betroffen, daß gar manche unsaubere Geschäfte, wie das oben erwähnte der Frankfurter Großkapitalistin Zorline, ans Licht kamen und die erwarteten Gewinne dadurch verloren gingen, wenn nicht gar gesetzliche Ahndung erfolgte. Die Stellung der Juden blieb aber trotz allem dieselbe. Die jährlichen Einkommen scheinen in der ersten Zeit nach 1390 etwas gesunken zu sein, sehr bald jedoch erhoben sie sich wieder. Daß im 15. Jahrhundert der Barfüßermönch Barnabas Interamnensis Darlehnkassen (montes pietatis im Gegensatz zu den erwähnten weltlichen Montes, montes profani) für die Bevölkerung gründete — eine Art Raiffeisenkassen —, um sie vor dem Judenwucher zu schützen, tat den Geldgeschäften der Juden wenig Abbruch. Denn immer suchte man lieber heimlich den Juden auf und zahlte ihm „Gesuch", so viel er forderte, als daß man öffentlich in das christliche Leihhaus ging.

27. Reformation und Judentum

Wir haben vom Standpunkte der anthropologischen Geschichtauffassung die **Reformation** als eine **Bewegung** zu betrachten, die die **reiner nordischen Völker des Nordens von den tiefer misch-**

rassigen des Südens schied. Man braucht, um das zu erkennen, nur die Karten der Verteilung der Farben und der Bekenntnisse nebeneinander zu betrachten und sieht auf den ersten Blick, daß die Gebiete des größten Hundertsatzes der Blonden und die des größten Hundertsatzes der Protestanten sich decken. Schon Georges de Lapouge konnte dies feststellen.

Als eine reiner nordische Gruppe traten die Protestanten den Juden mit der alten Unbefangenheit gegenüber, ehrten sie als das Volk der Bibel, nahmen die von anderen Vertriebenen in ihre Länder auf und gaben ihnen da zumeist die völlige Freiheit auf allen Gebieten, die sie unter den Arianern gehabt hatten. Erst die Erfahrungen, die sie im Laufe der Zeit machten, ließen sie ihre Stellung in einigen Gebieten etwas ändern, je nach den Juden, mit denen sie zu tun hatten. War das eine Auslese der Besten, Geistigsten, wie in Holland, so blieb das Verhältnis dauernd ungetrübt.

Die Stellung der Juden in den katholischen Ländern war seit den Judenverfolgungen unwürdig. Gerade dort, wo die Juden die besten Geschäfte gemacht hatten, waren sie abgeschafft worden und hatten die Rückkehr nur durch viel Geld oder gar nicht erlangen können, so daß sie dort nur als besonders vergünstigte „Hofjuden" oder als Scheinchristen leben konnten, wenn sie ihre Geschäfte fortsetzen wollten. Die schlechtesten Elemente unter den Juden machten sich jetzt bemerkbar. Der jüdische „Gauner" — das Wort ist hebräischen Ursprungs — drang in das christliche Diebsgesindel ein und gab diesem zahllose Wörter seines Jüdischdeutschen, so daß die „blaue Sprache", das „Rotwelsch" noch heute von solchen wimmelt. Waren schon im Altertum Juden Gaukler gewesen und hatten sie auch im Mittelalter ihre Taschenspielerkünste geübt, so kam ihnen diese Fertigkeit jetzt zu statten. Sie wurden vielleicht die besten Taschendiebe und sind das noch heute. Vor dem Kriege muß es in Budapest, der jüdischsten Großstadt Europas, geradezu eine Hochschule für dieses und verwandte Gewerbe gegeben haben. Denn die meisten Gerichtverhandlungen über Taschendiebstähle wiesen Beziehungen der Angeklagten zu Budapest nach. Ebenso nahmen die Juden das alte Gewerbe des Sklavenhandels wieder auf und wurden nun die betriebsamsten, kundigsten Mädchenhändler, die mit ihrer „Ware" die zahlreichen Schönfrauenhäuser versorgten; und bis in unsere Zeit beherrschten die Juden dieses Gebiet, vornehmlich die Ausfuhr. Ganz besonders aber betätigte sich der jüdische Verbrecher im Münzwesen. Die berüchtigten „Kipper und

Wipper" zur Zeit des 30 jährigen Krieges, die das gute Geld beschnitten und als vollwertig an den Mann brachten, waren zum Hauptteil Juden. Juden auch wurden nach der Einführung des Papiergeldes die vorzüglichsten Banknotenfälscher, weniger zwar die Künstler selbst, die die Nachahmungen verfertigten, als die Auftraggeber und Vertreiber, und so versteht man, daß die jüdischen Bolschewisten, kaum, daß sie in Rußland zur Herrschaft gekommen waren, großartige Fälschungen fremdländischer Banknoten ins Werk setzten und damit die ganze Welt überschwemmten.

Wenn von jüdischer Seite die „Christen" für den sittlichen Tiefstand der Juden verantwortlich gemacht werden, so hat dies in dem Sinne Berechtigung, daß in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit allenthalben in den nordeuropäischen Ländern, zumal in Deutschland, solche Wirrnisse herrschten, daß sich, wie im eigenen Volke, so auch im Fremdvolke der Juden alle jene Triebe entfalten konnten; die Unordnung wurde dadurch noch weiter vermehrt. Daß man damals kurzerhand die ertappten Missetäter an den Einschläferigen henkte, stellte die Ordnung nicht wieder her: es war selten, daß man einen ergriff, und der betrachtete sich in dem Fatalismus, der den Freibeutern der Gesellschaft eigen zu sein pflegt, als einen der 3 v. H., die beim Geschäftbetrieb auf das Verlustkonto gingen. In einem Ordnungstaate hätten sich diese Elemente, denen man Begabung und Tüchtigkeit durchaus nicht absprechen darf, anderen Gebieten zugewendet und wären da vielleicht als sehr ehrenwerte Menschen gestorben und gebührlich von der Mitmenschheit betrauert worden. Sie hätten dabei gar nicht viel weniger „Gauner" sein müssen.

Ein Ordnungstaat konnte nur ein solcher sein, worin die staatbildenden nordischen Menschen wieder in der Oberschichte, der herrschenden Schichte vorwalteten. Da während des Mittelalters so viele Menschen aus dem Chaos in die damals herrschende Schichte aufstiegen, war eine ganze Reihe von Geschlechtern nötig, um durch fortgesetzte selbsttätige Auslese die reiner nordische Rasse wieder zu befestigen. Wie dies geschieht, zeigt am besten der französische Adel zur Zeit des Umsturzes: fast alle diese blonden, bis zur letzten Gebärde vor der Guillotinierung adeligen Menschen waren Nachkommen von Geadelten, Sprossen der breiten, durchaus nicht rein nordischen Masse des französischen Bürgertums. Wie tief anderseit die herrschende Schichte Deutschlands in der Rasse „herabgekommen" war, ersieht man aus den Fürsten- und Herren-

bildnissen der Reformationzeit: die meisten davon stehn dem nordischen Typus in Färbung, in Gesichtschnitt sehr ferne. (Näheres darüber in Kap. 30.) Bis sich nun jene Vernordischung, jene Entmischung der herrschenden Schichte nicht im wesentlichen vollzogen hatte, konnte es nicht zur Ordnung in den Staaten kommen. Daher das unaufhörliche Schwanken aller Verhältnisse, die ziellosen Kriege, deren größter, der Dreißigjährige, in Streifzüge plündernder Horden ausging und mit einem kläglichen Frieden der Erschöpfung schloß. Aber der Protestantismus hatte sich in seinen seitherigen Hauptländern bis 1648 durchgesetzt, und von da an spielt sich die geistige Entwicklung Deutschlands zum größten Teil unter seinen Bekennern ab, die doch nur etwa die Hälfte der gesamten Deutschen ausmachen.

Vorklänge zu dem Auftreten Luthers gibt es von Petrus Waldus, Wiclef und Huß an in den nördlicheren Ländern und in Deutschland selbst genug. Zu der Bewegung gehören auch jene, die Luther persönlich ablehnten und bei dem römischen Christentum beharren wollten, weil sie glaubten, innerhalb der Kirche werde sich die Reform vollziehen. In dieser Hinsicht ist der Streit Johannes Reuchlins gegen den getauften Juden Johann Pfefferkorn und dessen Anhang von „Dunkelmännern" schon zur Reformation zu rechnen. Pfefferkorn suchte von Kaiser Maximilian I. den Auftrag zur Verbrennung aller jüdischen Bücher mit Ausnahme des Alten Testamentes zu erwirken. Der Kaiser forderte von Reuchlin, dem damals berufensten Kenner des Hebräischen, ein Urteil ein. Reuchlin sprach sich entschieden gegen das Hasseswerk des getauften Juden wider seine Volksgenossen aus (1510), und an Reuchlins Seite traten im Verlauf des Streites die besten, gelehrtesten Männer jener Tage. Im Kreise Ulrich von Huttens entstanden damals die berühmten „Dunkelmännerbriefe", deren ein Teil von Hutten selbst herrührt (1515—1517), Kampfschriften für Reuchlin und die freie Wissenschaft. Gegen Reuchlin wurde durch die Kirche die Anklage erhoben und 1520 von Rom zu seinen Ungunsten entschieden.

Dies kennzeichnet die Stellung der Kreise, woraus die Reformation hervorging, zum geistigen Judentum; zu der sozialen Judenfrage äußerte sich der Humanist Trithemius (Johannes Heidenberg aus Trittenheim, gest. 1516), Benediktinerabt, ebenso kennzeichnend:

Es ist erklärlich, daß sich bei Hohen und Niedrigen, Gelehrten und Ungelehrten ein Widerwille gegen die wucherischen Juden eingewurzelt hat, und ich billige alle gesetzlichen Maßregeln zur Sicherung des Volkes gegen die Ausbeutung durch den Judenwucher.

Oder soll etwa ein fremdes, eingedrungenes Volk über uns herrschen und zwar nicht durch größere Kraft, Mut und Tugend, sondern durch Geld, dessen Erwerb ihm das liebste zu sein scheint? Aber nicht durch gewaltsame Verfolgungen und Ausplünderungen muß man sich der Judenplage entledigen, sondern dadurch, daß man den Juden allen Wucher und alles schändliche Betrügen abschneidet und sie selbst zu nützlichen Arbeiten auf dem Felde und in Werkstätten anhält.

Luthers Stellung zum Judentum ist zunächst keine andere. (Vgl. Reinhold Lewin, „Luthers Stellung zu den Juden", Berlin 1911.) Auf die Anfrage Spalatins in Angelegenheit des Reuchlin-Pfefferkornschen Streites antwortet er (1513), daß er an Reuchlins Sache nichts Gefährliches oder Ketzerisches finde; das Unternehmen Pfefferkorns und der Kölner Dominikaner, die es unterstützten, galt ihm als ein Bemühen, Beelzebub auszutreiben, ohne von Gott dazu berufen zu sein. Er denkt nicht daran, die Juden bekehren zu wollen, da doch die Propheten es geweissagt hatten, die Juden würden Gott und ihren König Christus schmähen und lästern. Nach 1517 aber hegte Luther eine Zeitlang die Hoffnung, die Juden würden sich der geläuterten Lehre mit Freuden anschließen; er schrieb damals sein Büchlein „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei" (1523). In der Tat fanden Luthers Schriften vielfach Anklang bei den Juden. Die Antwerpener Maranen ließen sie in Spanien verbreiten, und bis nach Palästina sollen sie gelangt sein. Aber taufen ließen sich nur wenige Juden, und mit denen machte Luther keine guten Erfahrungen. Sie waren, wie der kurzfristige Wittenberger Professor des Hebräischen Johann Böschenstein, Christen für die Christen und Juden für die Juden. Und so kommt er schon nicht ganz zehn Jahre nach jener Schrift zu der bösen Äußerung, wenn er noch einen frommen Juden zu taufen finde, so wolle er ihn auf die Elbebrücke führen, ihm einen Stein an den Hals hängen und ihn hinabstoßen mit den Worten: „Ich taufe Dich im Namen Abrahams"; denn „jene Schelme", fährt er fort, „verhöhnen uns und unsere Religion".

Noch zehn weitere Jahre, und Luther ist beim schärfsten Antisemitismus angelangt. Dazwischen liegen wieder schlimme Erfahrungen und Nachrichten. Juden prellen ihn um Almosen, haben es wohl gar auf sein Leben abgesehen oder sind als Meuchelmörder gedungen, ein Jude verführt die Schwester seines adligen Freundes, in Mähren gewinnen die „Sabbater" Christen für die Beschneidung, das Einverständnis der Juden mit den Türken ist allgemeines Gespräch. Da fordert Luther in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen" (1542) die Verbrennung ihrer Synagogen, ihrer Bücher, die Zerstörung ihrer Häuser, die Aus-

rottung ihres Wuchers und zum Schluß, man solle „den jungen starken Juden und Jüdinnen in die Hand geben Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und sie ihr Brot verdienen lassen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern aufgelegt ist Gen. III." Denn es tauge nicht, daß sie uns verfluchten Gojim wollten lassen im Schweiß unsers Angesichts arbeiten, und sie, die heiligen Leute, wollten's hinter dem Ofen mit faulen Tagen, Feisten und Pampen verzehren und darauf rühmen lästerlich, daß sie der Christen Herren wären, von unserm Schweiß, sondern man müsse ihnen das faule Schelmenbein aus dem Rücken vertreiben. Am besten sei es, nach dem Beispiel Frankreichs, Spaniens und Böhmens, das eben damals seine Juden ausgewiesen hatte, mit ihnen über den Wucher abzurechnen und sie nach gütlicher Teilung zum Lande hinauszutreiben; keine Herrschaft dürfe sich durch das Schutzgeld verblenden lassen. Im übrigen aber will sie Luther persönlich ungekränkt wissen; alle Gewalttätigkeiten mißbilligt er wie immer.

Luther übertrumpft die Schrift „Von den Juden und ihren Lügen" noch im selben Jahr mit der „Vom Schem Hamphoras" (schêm ha-mphorasch, „verklärter Name" nämlich Gottes; ein Sachwort der rabbinischen Gotteskunde), dessen Kraftworte mit zu dem heftigsten gehören, was gegen die Juden je geschrieben ward. Luther pflichtet darin allen Beschuldigungen bei, hält die Juden nicht nur für Blutsauger und Landesverräter, sondern auch für Brunnenvergifter, Mörder, die christliche Kinder „zerpfriemen und zerhecheln". Die Züricher kennzeichnen (1545) in einer Kampfschrift gegen Wittenberg das Buch als „schweinisches, kotiges Schemhamphorasch, welches, so es geschrieben wäre von einem Schweinhirten, nicht von einem berühmten Seelhirten, etwas, doch auch wenig Entschuldigung hätte". Anderseit fand Luther auch Beifall. Martin Bucer arbeitete für Philipp von Hessen ein Judengesetz aus, das nicht viel hinter Luthers Forderungen zurückblieb, jedoch nicht eingeführt ward, und Georg Nigrinus schrieb in seinem „Jüdenfeind" (1570) über die Juden:

> Sie klagen heftig, sie seien arme gefangene Leute, und führen die Klage täglich in ihrem Gebet, als wenn sie von der Christenheit verhindert würden, daß sie nicht in ihr Land kommen können. Aber welcher Teufel hat sie in dies Land geführet, der führe sie auch wieder heraus. Es stehen ja alle Straßen offen; wer hält sie? Wie oft sind sie mit Gewalt ausgetrieben, und man kann ihr doch nicht los werden? Sollten sie als gefangen unter uns sein, sie kaufen sich doch ein mit großem Gelde, wo man keine hat.

Luther starb 1547. Er war in den dreißig Jahren seines öffentlichen

Wirkens aus einem theoretischen Judenfreund ein praktischer Judenfeind geworden. Sein romfreies Volk brauchte zu diesem Übergang zwei und ein halbes Jahrhundert, und auch da machte es ihn nur in einem nicht allzu großen Teile mit. Wie die Züricher, so lehnte der Protestantismus als Gesamtheit Luthers maßloses Vorgehn gegen die Juden ab. Nicht nur, daß Brandenburg auf Luthers Sendschreiben hin die Juden in ihrer Stellung beließ, Hessen ihm nur in einigem nachgab: Kursachsen selbst, das Luthers Forderungen noch am meisten erfüllte, kehrte nach seinem Tode zur alten Ordnung zurück.

Die Grundlage der Stellung der Protestanten zum Judentum bildet die Tatsache, daß die Protestanten den Katholiken gegenüber eine weit nordischere Gruppe sind. Sie waren darum weniger geneigt, unsinnige Beschuldigungen ohne Prüfung zu übernehmen, weniger geneigt, in der Bekämpfung der etwa als Gefahr erkannten Juden rohe Gewalt anzuwenden, sie waren aber auch durch ihre größere Gefestetheit den Listen und Kniffen der Jüdischeren unter den Juden weniger wehrlos preisgegeben als das stärker mischrassige Volk der bei der römischen Kirche verbliebenen Landstriche. Noch viel deutlicher als in Deutschland, wo die Zerklüftung des Staates in vielfach gegensätzliche kleine Herrschaften zugleich Ausdruck der rassischen Verwirrung ist, zeigte sich dies in Holland und in England.

Holland rang sich in diesen Zeiten nicht nur von Rom, sondern auch von Spanien los — ein bewundernswerter Kampf eines zähen, im Ringen mit dem Meere erprobten kleinen Volkes mit zwei Weltmächten, die sich zu seiner völligen Unterwerfung verbunden hatten. Ein Blick auf die Farbenkarte im Großen Meyer (bei Deutschland) lehrt uns, daß die holländischen Provinzen, die die Freiheit ersiegten, den anderen gegenüber, die in der Folge immer mehr französisch wurden und seit einem Jahrhundert den selbständigen Staat Belgien bilden, weit nordischer sind. Ja, sie gehören zu den am reinsten nordischen Gebieten; denn selbst der alpine (polaroide) Einschlag von kurzen Köpfen, der den protestantischen Osten Deutschlands durchsetzt, fehlt hier. Dieses kleine Holland nun, das selbst heute nur wenig über fünf Millionen Einwohner zählt, hat der europäischen Gesittung außerordentliche Werte gegeben. Von Holland geht die neue Musik aus — Orlando di Lasso (Lassus), der größte Tondichter vor Johann Sebastian Bach, war Holländer von Herkunft und so noch manche der damals berühmtesten Meister in Italien —, ebenso die Ölmalerei, die ein Rembrandt, ein Rubens zu höchsten Gipfeln

führen sollten. (Rubens war Sohn protestantischer Eltern, wurde aber wieder katholisch erzogen.) Dazu nehme man noch den Physiker Christian Huygens, den Mathematiker Ludolf van Ceulen, den Anatomen Vesalius, den Staatsrechtlehrer und Theologen Hugo Grotius, die Sprachgelehrten Justus Lipsius, Gerhard Vossius und Daniel Heinsius, die alle auf ihren Gebieten erste Größen waren. Gleichzeitig erlebte die Dichtkunst eine sehr bemerkenswerte Blüte. Zudem verbrauchte das Staatsleben in Krieg und Frieden eine große Zahl der besten Kräfte; die Geschichte nennt eine ganze Reihe von bedeutenden, stolz-edeln Persönlichkeiten. Der Anspruch der Juden, das geistig begabteste Volk auf Erden zu sein, der von ihnen selbst so oft erhoben und von Nichtjuden sehr häufig unterstützt wird, zeigt sich am klarsten den Holländern gegenüber als ungerechtfertigt; denn hier hat ein Volk, das erheblich unter der Hälfte des jüdischen zurückbleibt, unvergleichlich mehr geleistet. An Tüchtigkeit im Handel und in geschäftlichen Dingen überhaupt zeigte es sich den Juden zum mindesten ebenbürtig, wobei noch hervorgehoben werden muß, daß sich Vorwürfe wegen unredlicher Betriebchen, die den Juden so oft gemacht wurden und noch werden, gegen die Holländer niemals gerichtet haben.

Für dieses rassisch hohe und darum geistig und geschäftlich tüchtige holländische Volk waren die Juden keine Gefahr. Zuerst wohnten die Juden als Scheinchristen namentlich in Antwerpen. Später, nachdem sich in den nördlichen Provinzen die Sache des Protestantismus entschieden hatte, lebten sie hier, in Amsterdam, Rotterdam und im Haag, offen als Juden. Amsterdam wurde ihr „großes neues Jerusalem". Schon 1618 erbauten sie da die dritte Synagoge; die 1675 vollendete neue war so prächtig, daß sie von jüdischen wie christlichen Dichtern in holländischen, spanischen, französischen, lateinischen und hebräischen Versen als ein Wunderwerk gepriesen werden konnte. Auch als 1636 deutsche und polnische Juden ins Land kamen, hatten die Holländer nichts dagegen. Den „Portugiesen" freilich waren diese ärmlichen, in jeder Hinsicht rückständigen Glaubensgenossen wenig willkommen, sie wiesen ihnen, bis sie sich eine eigene „Schule" erbaut hatten, in ihren Synagogen die Bank der Armen und Fremden an, verachteten sie und verheirateten sich mit ihnen nicht.

Die spanisch-portugiesischen Juden hatten in Holland alle bürgerlichen Rechte, konnten jeden Beruf ausüben, besaßen schöne Häuser — schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts 300 in Amsterdam bei 400 Gemeindemitgliedern —, verkehrten mit den Christen als Eben-

bürtige, waren sogar unbehindert, Christen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, was mehrfach geschah. Sie hatten große Kapitalien mitgebracht und beteiligten sich damit an der Ostindischen und der Westindischen Kompagnie, gründeten oder leiteten Banken, waren Ärzte, Gelehrte, wurden nur zu Staatsämtern nicht zugelassen, was sie allerdings auch nie begehrt haben. Wucher trieben sie nicht. Wenn man ihnen gelegentlich „jüdischen Eigennutz" vorwarf und auch, daß sie es mit der „Moral" nicht sehr genau nahmen, so trübt dies das Bild nur wenig.

Die Rabbinen freilich waren mit ihren Gemeindegliedern nicht immer zufrieden. Die meisten waren im Katholizismus aufgewachsen, hatten erst als reife Menschen, oft als Greise sich beschneiden lassen oder selbst beschnitten und hatten damit weder alle früheren Anschauungen noch alle früheren Gepflogenheiten abgelegt. Und das freie Leben, das sie nun führten, schien sie dem Judentum eben jetzt völlig zu entfremden, wo sie sich dazu bekannt hatten. Die um den Glauben ihres Volkes besorgten Lehrer traten darum allen Erscheinungen solcher Lässigkeit mit einem Eifer entgegen, der sie berüchtigt gemacht hat. Es sind die weltkündigen Fälle Uriel da Costa und Baruch d' Espinoza, die jene Rabbinen als Inquisitoren erscheinen lassen. Diese Betrachtweise ist einseitig. Es ist immer wohlfeil, von einem gewissen, meist nicht sehr hohen Standpunkte aus denjenigen zu verketzern, der im Laufe der Zeit Unrecht bekommen hat, obwohl er nach seinem Gewissen durchaus im Rechte war. Uriel da Costa (gest. 1640) hat sich im Kampfe mit den Rabbinen aufgerieben. Er ist das Beispiel für die Tragik des Maranen, der mit hohen Idealen zu seinem Volke zurückkehrt und dann sich enttäuscht findet. Die Dichter haben ihn, den „Sadduzäer von Amsterdam", mehrfach zum Gegenstand genommen, Karl Gutzkow in einer Novelle und in einem Drama, Erwin Guido Kolbenheyer im ersten Teil seines Spinoza-Romans „Amor Dei". Gutzkow zeigte ihn als philosophischen Ritter; Kolbenheyer, von Rembrandts Bildern verwahrloster deutscher Juden ausgehend, in einem mit starkem Pinsel gemalten Bilde als gehetztes Wild.

Was in Uriel da Costa gärte, kam in Spinoza (1632—1677) zur Klarheit. Ich habe ihn in meinem Romane „Spinoza" als Überwinder aller Eitelkeiten, aller Leidenschaften und auch des Judentums dargestellt. Mir lag es ferne, mich mit seinem philosophischen Systeme zu beschäftigen. Mir gelten alle philosophischen Systeme gleich viel, ich halte sie für ein Spiel der Gedanken, das dem Denkenden Vergnügen macht, eine Art Künstlerschaffen, dem nur die eigentliche Gestaltkraft fehlt; ich

sehe in der griechischen Philosophie von den Hylikern an bis Zeno alle Gedanken ausgesprochen, die auf dem Gebiete des reinen Denkens möglich sind, und was die Wahrheit irgendeiner Philosophie betrifft, meine ich, daß das Gegenteil immer gleich wahr ist. Für unphilosophische Köpfe, wie ich es bin, hat zumeist der Philosoph den größten Einfluß, der ihm in der Zeit seiner geistigen Entwicklung bekannt wird. Ich könnte darum die Leibphilosophen meiner Jugendzeit, Schopenhauer und Eduard von Hartmann, als meine Philosophen nennen. Aber ich war damals schon zu sehr ein Mensch der schlichten Tatsächlichkeit, als daß ich von ihnen merkbar beeinflußt worden wäre. Anders war es mit Goethe, dessen Begabung wohl auch dem Tatsächlichen zuneigte, der darum der „Philosophie" ziemlich gleichgültig gegenüber stand, der aber in einem so sehr gedankenmäßigen Zeitalter lebte, daß er kaum ohne einen Philosophen auskommen konnte. Sein Philosoph wurde Spinoza als der noch am meisten tatsächliche. Spinozas Streben nach geradezu mathematischer Schärfe und Klarheit mußte Goethe anmuten wie ein Blick in ein sonnenhelles Land nach einer unnützen Wanderung in qualmendem Nebel, nein: in Wolken von Bücherstaub. Und eines auch sprach sich in Spinozas Werken aus: die mit sich selbst in vollen Einklang gekommene, die wahrhaft philosophische Persönlichkeit. (Das sollte ja stets die Wirkung des reinen Denkens sein, und in allen großen Denkern ist sie es, in Plato ebenso wie in Kant, auf dessen letzte Schrift von der Macht des Gemütes ich so gerne verweise.)

In Spinoza hat das neuere Judentum einen Gipfelpunkt erreicht. (Wenn der leidenschaftliche Otto Weininger ihn nicht als Genie gelten lassen will, so geschieht das aus Pragmatismus, weil er, der geborene Jude, seinem Volke das Genie überhaupt abspricht.) Zugleich war kaum einer so frei von allen „jüdischen" Eigenschaften, und doch wieder war er einer jener Propheten des talmudischen Sprichworts, die barfuß gehn. Er ist Ausdruck des Judentums, wie wenig er auch „Jude" war: Ausdruck des Besten im jüdischen Volke. Aber doch fehlte ihm etwas: das starke Streben. Er war eine beschauliche, begnügsame Natur. Er war kein Schöpfer, kein Gestalter, er war kein Wikinger, weder als Mensch, noch als Geist[1]. So lebte er sein Leben neben

[1] Obwohl ich stets betone, daß äußere Erscheinung und Wesen und Geistesart nicht immer miteinander übereinstimmen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß Spinoza, anders als die rein nordischen Plato, Kant und Schopenhauer, ein Mischling war. Er hatte in jungen Jahren helle rosige Haut, später mehr bräunliche, die gleichwohl in den

dem Leben. Er überwand das Judentum, aber er verlor es auch. Als er starb, galt er für einen Reformierten und wurde in einer reformierten Kirche begraben. Er hatte seit Jahren keine Beziehung mehr zu seinem Volke, weder äußerlich — er war ja im Banne — noch innerlich. Ich führe ihn in meinem Romane zuletzt noch einmal mit einem geliebten Jugendfreunde zusammen, der den Weg nach Zion nimmt. Spinoza konnte diesen Weg nicht gehn. Spinoza ist in seiner Zeit außer der Zeit gestanden, er steht auch für unsere Zeit außer der Zeit. Die Bemühungen, ihn zu lebendiger Kraft zu machen, die man heute bemerkt — ich nenne nur Constantin Brunner-Leo Wertheimer —, sind nach meiner Ansicht vergeblich: die kommunistischen Richtungen erklären ihn mit ebenso viel Recht (und ebenso viel Kenntnis des wahren Sachverhalts) für ihren Philosophen — sie tun es wohl, weil er der einzige jüdische Denker von unbezweifelbarer Bedeutung ist —, wie sie Spartakus zu ihrem Heros eponymos nehmen.

Spinoza ist aber zugleich nicht ohne die Beiwirkung des Protestantismus zu erklären. Der gab ihm die Freiheit für sein Denken, er gab ihm damit die freien Gedanken selbst. Nur in dieser protestantischen Welt konnte Spinoza über den Katholiken Descartes hinausgehn, nur in ihr konnte er selbst über die Bibel — nicht freilich als erster — Meinungen aussprechen (Theol.-polit. Traktat VIII, IX), die erst nach mehr als einem Jahrhundert wieder aufgenommen wurden. Vom Protestantismus hat Spinoza seine Ansichten über Jesus Christus, der für ihn ganz Mensch, ganz edler Lehrer ist. In Meinsmas Buch „Spinoza en zijn kring" (1894, auch deutsch erschienen, „Spinoza und sein Kreis", Berlin 1909) findet man die engen Beziehungen Spinozas zu verschiedenen reformierten Sondergruppen im Einzelnen dargelegt. Dies hat natürlich mit dem Bekenntnis als solchem nichts zu tun; das reine Denken steht jenseit davon wie die Mathematik. Es handelt sich um mehr als das Bekenntnis, das

Wangen rosig blieb, und nach dem Bild, das ihn mit etwa dreißig Jahren darstellt, hellbraune Augen und braunes Haar; später trug er eine schwarze Lockenperücke — die schwarzen waren die wohlfeilsten, bescheidensten —, und sein schmales Gesicht nahm ausgesprochener „jüdische" (mittelländische) Züge an. Die Bilder sind in Farbe wiedergegeben in des Jesuiten Stanislaus v. Dunin-Borkowski wertvollem Buche „Der junge Spinoza" (1910). Das ist der Typus von Gelehrten, die in ihrer Studierstube blieben — ein Mommsen, ein Pasteur ist darunter —, aber nicht der von Wikingern, wie es in geistiger Hinsicht auch Kant und Schopenhauer waren. In meinem Roman habe ich „Spinoza" als tief brünetten „Juden" geschildert, der er nicht war; das Jugendbild war damals noch nicht bekannt, oder wenn ja, doch mir nicht.

nur ein kleiner und mit der Zeit sehr nebensächlich gewordener Teil des Protestantismus ist, es handelt sich um dessen Geist und Wesen, und da klärt alles die Frage: war Spinoza unter den Katholiken jener Zeit möglich? Ebenso wenig wie unter den beschränkt rechtgläubigen deutschen und polnischen Juden.

Auch außer Spinoza brachte die spanisch-portugiesische Judenschaft in Holland noch mehrere bedeutende Persönlichkeiten hervor, in neuerer Zeit den holländischen Dichter Isaak da Costa (1798—1860), der freilich schon vergessen ist, den jetzt lebenden Romanschriftsteller Israel Querido — der in Deutschland bekanntere Herman Heyermans ist Aschkenaze — und den angesehenen Maler Josef Israels. Größere Bedeutung für das Judentum hat jedoch der ältere Zeitgenosse Spinozas Manasse ben Israel (1604—1657), ein zu seiner Zeit sehr berühmter Mann, dessen Bild uns Rembrandts Radierung überlieferte. Zehn Sprachen soll er in Wort und Schrift beherrscht haben; er galt besonders auch als glänzender Kenner der talmudischen Wissenschaft und wurde von Juden wie Christen viel aufgesucht. Um sich und die Seinen zu ernähren, betrieb er eine Druckerei; denn als Rabbi war er nur mäßig besoldet. Sein zuerst lateinisch geschriebenes Werk „Israels Hoffnung" (spanische Ausgabe 1650) sprach den Gedanken aus, nicht früher könne das messianische Reich eintreten, als bis die Zerstreuung der Juden vollendet sei; deshalb müßten sie auch nach England kommen. Zugrunde lag der Wunsch, seine Volksgenossen möchten auch dort wieder Fuß fassen, und als der Umsturz die Sache der Juden günstig scheinen ließ, begab sich Manasse mit einer Sendschaft zu dem Lord Protektor Cromwell (1655). Er wußte sich unter den Puritanern zahlreiche Freunde. In England schrieb er die Verteidigungschrift „Rettung der Juden" (Vindicia Judaeorum, lateinisch, 1656), worin er insbesondere auch die Blutbeschuldigung zurückwies, sah aber nur einen heftigen Streit um die Zulassung oder Nichtzulassung der Juden entbrennen und starb auf der Rückreise in Middelburg, ohne den Erfolg seiner Bemühungen erlebt zu haben.

Als Portugiesen und Christen lebten schon seit etwa zwanzig Jahren etliche Juden in London. Vereinzelt hat es natürlich auch schon vorher einige dort gegeben. So war der Leibarzt der Königin Elisabeth, Rodrigo Lopez, ein geflüchteter Jude, und man will wissen, daß er das lebende Vorbild für Shakespeares Shylock gewesen sei. Unter den letzten Stuarts war der portugiesische Gesandte Marane (ebenso der in Holland), und einer dieser „Portugiesen", Antonio Fernando Carvajal, war der Geld-

mann des Cromwellschen Freistaats. Schon im Jahre 1649 auch trat der Engländer Edward Nicholas in seiner „Apologie für die ehrenwerte jüdische Nation" für die Aufnahme der Juden ein. Nicholas ging von der Bibel aus und kam zu dem Schlusse, das Wohl oder Wehe der Welt hänge von der guten oder schlechten Behandlung des Gottesvolkes ab: „Daher ist es unsere Pflicht, alles mögliche aufzubieten, um die Juden zu begünstigen, zu trösten, soweit es angeht, ihnen Genugtuung für ihr unschuldiges Blut zu geben, das in diesem Reiche (England) vergossen wurde, und sie mit uns in Freundschaft und Verkehr zu einigen." Im Barebone-Parlament von 1653 saß der Obergeneral Thomas Harrison, ein Wiedertäufer, der als Sprecher seiner Partei das mosaische Gesetz in England eingeführt wissen wollte. Cromwell stand zuerst ganz auf Seiten dieser Judenfreunde, als aber die Frage der Zulassung der Juden in England unmittelbar an ihn herantrat und sich scharfe Widersprüche erhoben, zögerte er, und so wurden die Juden zwar nicht gesetzlich, aber tatsächlich zugelassen und weiter nicht behindert. Um 1690 gab es schon sechzig bis siebzig jüdische Hausväter sephardischer wie aschkenazischer Herkunft in London, die sich offen zum Judentum bekannten, auch schon ihre Synagogen hatten.

In ähnlicher Weise erlangten die Juden ihre Zulassung auch in Hamburg, das neben dem großen Jerusalem Amsterdam alsbald ihr „kleines Jerusalem" werden sollte. Ein Teil der Bevölkerung war ihnen auch hier feindlich gesinnt, aber der Senat beschwichtigte diesen immer, indem er die Zahl der in Hamburg wohnenden Juden sehr gering angab. Seit 1612 aber war den Juden der Aufenthalt auch gesetzlich gestattet; sie hatten Schutzgeld zu zahlen, durften keine Synagoge haben, die Beschneidung nicht üben, hatten aber ihren eigenen Friedhof, durften wohnen, wo sie wollten, und frei ihren Berufen nachgehn. Unter den 125 erwachsenen Juden, die damals die jüdische Gemeinde in Hamburg bildeten, waren 3 Handwerker, 2 Ärzte, die meisten Handelsleute, 10 Kapitalisten. Bei der Gründung der Bank von Hamburg beteiligten sich 12 jüdische Geldleute, wahrscheinlich — unter nichtjüdischen Namen — sogar mehr. Vor allem der Handel mit Spanien und Portugal ging durch die Hände der Juden. Sie waren sehr vermögend. Der Prediger und Pädagoge Johann Balthasar Schuppius (gest. 1661) erzählt aus dieser Zeit:

Ich kam hiebevor mit einem großen Herrn nach Hamburg, ging nach gehaltener Tafel spazieren und besahe die Stadt. Ich kam endlich in die Neustadt und wollte meinem ver-

trauten Freund zusprechen. Als ich bei sein Haus kam, kame einer gefahren in einer schönen mit Sammet gefütterten Kutschen. Neben der Kutschen lief ein Diener in Liverei gekleidet. Und als der Kutscher still hielte, machte der Diener nach tiefer Reverenz die Kutschen auf und hub einen alten Mann heraus, welcher einen langen seidenen Talar anhatte. Ich dachte, es müsse entweder ein Bischof oder ein abgelebter Fürst oder Graf sein. Ich zohe meinen Hut ab so tief, als wenn er der Kurfürst von Sachsen wäre, und sagte zu einer Frauen: Wer ist doch der Herr? Die ehrliche fromme Frau antwortete mir mit lachendem Munde: Er ist ein Jude, allein er wird genannt der reiche Jude. Ich könnte mich nicht genug darüber verwundern und dachte: O du reicher Jude, wie manchen Christen hast du und deine Vorfahren vielleicht betrogen, bis ihr so viel Geld zusammen gescharret habt, daß ihr einen größeren Estat führen könnet, als mancher vornehmer alter Reichsgraf in Deutschland tun kann? Deine Vorfahren werden, als Titus, Vespasianus Sohn, Jerusalem in die Aschen gelegt hat, kein Geld per Wechsel auf Venedig, Amsterdam oder Hamburg übermachet haben.

Dieser „reiche Jude" war gewiß der Vater Manuel Texeiras, des Residenten der Königin Christine von Schweden, von dem auch erzählt wird, wie er mit Vorreitern in einer Karosse durch die Stadt fuhr. Die Königin zog es bei ihrem Aufenthalt in Hamburg vor, bei ihm zu wohnen statt in dem vom Magistrat ihr „prächtigst bereiteten Logiment". Neben den portugiesischen Juden gab es in Hamburg auch deutsche Juden, die eigentlich nicht zugelassen waren; sie galten als schmutzig und geringer als die Portugiesen.

Für den Protestantismus dieser Zeiten und seine Stellung zum Judentum ist vor allem auch der Eifer für hebräische, ja selbst für talmudische Studien kennzeichnend. Es wird berichtet, daß schon in Luthers Zeit jeder Pfarrer seinen Juden gehabt habe, mit dem er studiert hätte. Die Juden hatten erst ihre Kenntnisse zurückgehalten, die getauften Juden waren zumeist nicht wohl unterrichtet. Aber schon Pico da Mirandola, der große Humanist, hatte Juden zu Lehrern im Hebräischen gehabt; auch in Holland und Deutschland fanden sich viele gelehrte Juden gerne bereit, ihr Wissen mitzuteilen, obwohl ihre Schüler sich nicht selten daraus Waffen gegen sie selbst holten. Ein evangelischer Theologe mußte damals, wenn er Ansehen haben wollte, auch ein guter Talmudist sein. Bei einzelnen Gruppen, bei den Wiedertäufern zumal, führten die hebräischen Studien, das Prunken damit, zu einem so starken „Judenzen", daß andere sich dagegen wendeten. Damals kam es auf, den Kindern möglichst hebräische Vornamen zu geben, und bis heute haben gewisse Kreise, der kalvinistische hohe Adel Ungarns, die Kalvinisten und die englischen Sekten im allgemeinen, die Vorliebe für solche Namen bewahrt. Dies alles war und ist Romantik; die Rückwirkung des Judentums — des in

der Gola entstandenen talmudischen Judentums — auf den Protestantismus ist darum gering, betrifft höchstens Äußerliches.

Hingegen erfuhr das Judentum eine ungemein starke Beeinflussung durch den Protestantismus: das ganze Reformjudentum hängt vom Protestantismus ab, so in Ritus wie in Lehre, so bis tief hinein in das Denken und Wesen. Dieser Vorgang gehört aber schon der „Emanzipation" (Kap. 31) an.

Der Protestantismus hatte zu Anfang gehofft, vielleicht erwartet, die Juden, die sich gegen das römische Christentum ablehnend verhalten hatten, würden nun in Scharen ihm zuströmen. Die Enttäuschung in dieser Hinsicht erklärt wohl am besten die Feindsäligkeit Luthers gegen die Juden in seinen späteren Jahren. „Verstockt und halsstarrig" werden die Juden fortan sehr häufig genannt. Die wirtschaftlichen Belange traten in den Hintergrund. Die Juden waren im 16. und 17. Jahrhundert keine Macht mehr, nur einzelne von ihnen kamen zu einigem Einfluß. Der Protestantismus verlor den Gedanken, die Juden für sich zu gewinnen, nicht aus den Augen. Dieser Gedanke beherrscht den von jüdischer Seite zu Unrecht verketzerten Eisenmenger (vgl. Kap. 21), ingleichen Wagenseil, Schudt und Hosmann, die alle um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts wirkten. Sigismund Hosmann beschließt sein „Schwer zu bekehrendes Judenherz" (1701), worin er die meisten damals geläufigen Anwürfe gegen die Juden zusammenstellt, geradezu mit einem Bekehrunggespräch zum Unterricht und zur Überzeugung der Juden. Die Freude über einen bekehrten Juden war auch unter den Protestanten groß[1], wenngleich nicht so viel Wesens damit gemacht wurde wie bei den

[1] Da man bei den Juden in gesicherter Lage seine Bemühungen verloren sah, suchte man wenigstens die überwiesenen Verbrecher vor ihrer Hinrichtung noch zum „Bekenntnis Christi" zu bringen. Zu welchen sonderbaren Mitteln da gelegentlich gegriffen wurde, ersieht man aus dem ausführlichen und von frommer Genugtuung erfüllten Bericht des württembergischen Hofpredigers Felix Bidembach über die im Jahre 1553 erfolgte Bekehrung des Juden Ansteet auf der Richtstatt zu Weißenstein in Schwaben. Der Verbrecher war erst viel und oft durch die Meßpriester ermahnt worden, sich von seinem Unglauben zu dem wahren Messias zu bekehren, hatte aber der Vermahnung nicht nachgegeben, ward dann auf das Hochgericht gebracht und an seinen Füßen aufgezogen und abermals ermahnt.

„Da aber keine Besserung oder Bekehrung zu hoffen, alsdann sind erst neben ihm, dem Juden, zween große Hunde an den Füßen aufgezogen und gehenkt worden, die alsbald an ihn gefallen, die Ohren abgebissen und angefangen, seine Ellenbogen zu nagen, als wann man ihnen sonst ein Bein dargeworfen hätte."

Unter solchen Umständen gelang es, auch jetzt noch nicht ohne Mühe, ihn dazu zu

Katholiken (Kap. 24). Die Namen Christ, Christlieb, Christiani, Treu, Bleibtreu, die man damals den Juden gerne bei der Taufe gab, bezeugen noch heute die Aufnahme einer gewissen Zahl von Juden in das protestantische Deutschtum. Die noch so heftige Judenfeindschaft geht nur auf das Treiben und Glauben der Juden, nicht auf ihr Blut, ihre Rasse, deren Verschiedenheit man zwar merkt, aber nicht für wesenhaft hält: wer sich taufen läßt, zieht — nach der Meinung jener Zeit — einen neuen Menschen an.

28. Die polnischen Juden

Nicht nur die Nichtjuden, auch die Juden der westlichen Länder selbst haben für den polnischen Juden eine gewisse Mißachtung. Er gilt ihnen als schmutzig, abergläubisch, rückständig, körperlich verkümmert, in seinem Denken verschroben und in seinem Gebaren, seiner Sprechweise lächerlich. Wenn man ihn mit den gebildeten Juden unserer Städte vergleicht, möchte man meinen, es handle sich um zwei Volksgruppen ganz verschiedener Art, und man versteht die Verachtung der „Portugiesen" in Amsterdam und an anderen Orten für die polnischen (und deutschen) Juden, das Abrücken von ihnen, das sich noch in der französischen Revolution bekundet. Die Juden von Bordeaux wollten nichts von den Elsässer Juden wissen, als es sich um die allgemeine Emanzipation handelte. Aber, wie ich schon ausführte (Kap. 23), es gibt keinen rassischen Unterschied zwischen Sepharden und Aschkenazen, zwischen West- und Ostjuden. Nur dies: die Portugiesen in Amsterdam, Hamburg, Bordeaux waren eine Auslese, denn nur die völkisch bewußtesten, zugleich auch geistig begabtesten und vermögendsten haben Spanien und Portugal verlassen wollen und können; die weniger ideal veranlagten, weniger geschäfttüchtigen blieben, wo sie einmal waren, und bequemten sich den Verhältnissen an. Daß auch diese Portugiesen nicht lauter Idealmenschen waren, obwohl sie in Spinoza einen solchen hervorgebracht haben, wird uns durch zeitgenössische Äußerungen bezeugt: sie wohnten zwar in den schönsten Straßen und in den besten Häusern, hielten sie aber vielfach nicht ordentlich — die Reinlichkeit der Holländer ist allerdings sprichwört-

bringen, daß er die Taufe begehrte. Das ganze lange Bekehrunggespräch mit dem am Galgen kopfunter Hängenden wird mitgeteilt. „Endlich ist er, hangend am Hochgericht, mit Wasser im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft, von den Füßen ledig gemacht und am Hals gehängt worden." (Der ganze Bericht ist abgedruckt von Hosmann.)

lich —, und man „haßte an ihnen den jüdischen Eigennutz" (Reinier Telle in Carel Meinsmas „Spinoza en zijn kring", 1894). Ingleichen sind die gebildeten Juden unserer Städte eine Auslese, und sie sind es ebenso geistig wie rassisch.

Die Schilderung der Juden, die Schudt aus viel älteren Büchern anführt, gibt den allgemeinen Eindruck wieder: „Merckwürdig ists, was ein gelährter Mann von den Juden berichtet, daß er unter etlichen hunderten ihres Geschlechtes nicht eine Person angetroffen, die nicht einen Fehl oder sonst etwas heßliches an sich gehabt: denn sie sind entweder blaß und gelbe, oder schwartzlich, sie haben insgemein grosse Köpfe, grosse Mäuler, und auffgeworffene Lippen, herfürstehende Augen, und Augen-Wimmer als Borsten, grosse Ohren, krumme Füsse, und Hände, so ihnen über die Knie hinhängen, grosse unförmliche Wartzen, oder sind in ihren Gliedmassen nicht symmetrice und schicklich proportioniret gewesen." Schudt selbst schreibt über die deutschen und polnischen Juden, wozu er auch die böhmischen rechnet: „Die Kennzeichen des Gemüths der Juden sind: ein innerlich auffgeblasener Sinn, darbey doch falsch-freundlich, schmeichelhafft, schwätzhafft, wo es die Noth oder ihr Nutzen erfordert, demütig, allezeit aber tückisch und betrüglich, ruhmräthig und gewinnsüchtig; darzu kommt der sonderliche Accent oder Pronunciation und Aussprach der Rede, daß ein Jud, so bald er nur den Mund auffthut, verrathen ist; denn seine Sprach verräth ihn. Das Kennzeichen ihrer Lebens-Art ist die unsaubere unflätige Lebens-Art, in Kleidung, welche unsauber und von dem daran gesprützten Koth selten gereinigt sind, die Kleider am Leibe hangen, den Umbschlag am Halß voll Falten und wie verwickelt, das Leinwad schmutzig, die Schuh unfläthig, voll Unflath im Angesicht und Händen; ihre Häuser unsauber, übelriechend, ihr Zinn und Hauß-Geschirr wie Bley und unrein, auch bey den Teutschen Juden in Holland selber."

Diese Schilderungen sind um so wichtiger, als sie die Zeit des Höhepunktes der jüdischen Macht in Polen betreffen. Sie erscheinen uns vielleicht als übertrieben, als von Feindsäligkeit gefärbt, aber man erinnere sich an Schilderungen der Zustände im gleichzeitigen Spanien und Süditalien, ja, an die Goethes, und wird nun feststellen können, daß unter tiefer mischrassigen Völkern die Unsauberkeit immer herrscht, wenn nicht der Geist der Ordnung einer nordischeren Herrenschichte dem steuert. Wenn streng darauf gesehen wird, lassen sich auch sehr tief mischrassige Völkerschaften zu einer gewissen Reinlichkeit „erziehen",

wie die Deutschen während des Weltkrieges im Osten und Südosten (und nicht nur dort) oft genug erfahren haben. Vollzieht sich aber eine Auslese aus diesen Volkschaften, so sieht man alsbald auch die ganz andere Lebensführung: bei den gebildeten Juden unserer Städte, mögen sie auch unmittelbar aus dem Ostjudentum hervorgegangen sein, findet man zumeist die peinlichste Sauberkeit, ja, nicht selten ein „Übermaß" davon, weil eben der Gegensatz zu dem Leben der Vorfahren in Schmutz und Unordnung in solcher Weise wirkt.

Die Ostjuden stellen nur die Masse der Judenheit in den Verhältnissen dar, die sie sich selbst schafft, wenn kein Geist der Ordnung, keine nordischere Gruppe ihre Lebensführung bestimmt. Es fragt sich, ob Spanier und Süditaliener nicht auch heute noch, in einer so viel „fortgeschritteneren" Zeit, ebenso schmutzig wären wie noch im 18. Jahrhundert und merklich weniger schmutzig als die dafür berüchtigten polnischen Juden, wenn nicht die Staatverwaltung dem begegnete. Die Rassekraft aber auch dieser Bevölkerung bezeugt sich darin, daß nicht nur zahlreiche Menschen daraus zu der Höhe westeuropäischer Gesittung aufsteigen (und dies ohne Übergang), sondern auch nicht wenige bedeutende, selbst geniale Persönlichkeiten im Laufe der Zeit daraus hervorgehn konnten. Die Mißachtung der Ostjuden von seiten ihrer Stammesgenossen ist demnach nicht gerechtfertigt; anders verhält es sich mit den Nichtjuden unserer Länder, für die das Einströmen der Masse dieser Juden tatsächlich eine „Gefahr" bedeutet: die Gefahr, daß sich im Lauf der Zeit dieser als Gesamtheit tiefer mischrassige Stamm mit dem einheimischen Volke vermischt und dessen Rasse noch weiter herabdrückt. Weder die Juden noch die Nichtjuden bei uns fassen die Gefahr der Ostjuden in diesem Sinne auf; die Gründe, die gegen ihre Aufnahme angegeben werden, beruhen jedoch auf dem Gefühl, das da, wie zumeist, ganz richtig urteilt.

Während die im Geschäftleben stehenden Juden unserer Länder den Ostjuden von sich fern halten wollen, ihn auf Grund von Tatsachen für geringerwertig halten, erklären jüdische Schriftsteller, Romandichter wie Gelehrte, den Tiefstand des Ostjuden in Lebensführung, in Bildung gewöhnlich für ein Ergebnis der Unterdrückung der Juden durch die christliche Herrenschichte und wälzen dieser die Verantwortung dafür auf, machen seinen Tiefstand zu ihrer „Schuld". Ich konnte mich schon mehrfach gegen diese gefühlmäßig bedingte, aber sonst nicht gerechtfertigte Auffassung aussprechen: alle Erscheinungen sind Resultante eines

Kräfteparallelogramms. Bei den polnischen Juden aber (und bei den ungarischen Juden, die ihnen überhaupt nahe stehn, nicht anders) kann von einer Unterdrückung, einer bloßen Niederhaltung gar nicht die Rede sein; denn die kurze Russenherrschaft seit etwa 1800, die allein man der Judenfeindschaft bezichtigen könnte (s. Kap. 35), hat die Verhältnisse schon vorgefunden, wie sie heute sind, nicht erst geschaffen. Vorher aber waren Polen und Ungarn wahre „Paradiese der Juden". (Ungarn blieb das bis zum August 1919, bis zum Sturz der dortigen jüdischen Bolschewisten.) Wenn irgendwo, so konnte hier das Judenvolk sich nach seinen Begabungen voll entfalten. Und es hat sich auch danach entfaltet, in wirtschaftlicher wie in geistiger Hinsicht, nur fehlte allerdings eines: der Staatsgedanke, der — Ausdruck einer nordischeren Gruppe — die besten Kräfte zum Gemeinwohl verwendet hätte. Auch in Polen waren die Juden nur Staat im Staate, hier als das sogar vom Staate offen anerkannt, aber nicht Staat für sich. Die Kräfte dienten nur der äußeren Wohlfahrt des Einzelnen, der enge Zusammenhalt unter den Juden nur der äußeren Wohlfahrt der Gruppe; Ziele über das Tägliche, das Persönliche hinaus hatten sie nicht.

Dennoch darf man den Juden, weil sie in Polen unter so günstigen Umständen nicht zu höherer Gesittung gelangten, nicht die Fähigkeit zur Staatbildung absprechen, wie ich gleich hier vermerken möchte; in dem Abschnitt über den Zionismus findet man Näheres darüber gesagt. Die „Autonomie" genügte hierzu eben nicht. Den Staat als solchen leitete eine andere Gruppe. Wie sehr nun auch gelegentlich die Judenschaft die Geschicke des Staates beeinflußte, wie große Macht sie gelegentlich darin hatte, sie war nicht wirklicher Herr über den Staat, und wäre sie auch das geworden, es hätte nur einen „Ausgleich" zwischen der Überlieferung und dem jüdischen Geiste ergeben. In einem Lande, wo die Juden zwar sehr zahlreich waren, aber doch nur ein Achtel der Bevölkerung ausmachten, war die Aufrichtung einer jüdischen Herrschaft, die Herausbildung einer breiteren jüdischen Kultur unmöglich. Dazu hätten die Juden ein weit nordischeres Volk, ein Volk mit viel größerer staatbildender Kraft oder zum mindesten der übrigen Bevölkerung rassisch bedeutend überlegen sein müssen. Das waren sie nicht, vor allem nicht der herrschenden Gruppe, der Schlachta, gegenüber.

Die Schlachta wird von polnischen Forschern selbst (Schajnowicz) als von fremder Herkunft dargetan. Ich habe in meinen „Germanen in Europa" des Näheren besprochen, welche germanischen Stämme —

denn nur um Germanen handelt es sich — dafür in Betracht kommen. Es sind die Goten, nach denen sich noch lange der König betitelt (Rex Gothorum et Polonum), und die Deutschen, die der Schlachta (althochdeutsch slahta „Geschlecht") ihren Namen gegeben haben. Diese Goten und Deutschen waren nicht Landsässige, sondern Eroberer, Wikinger, sie fühlten sich als das und waren gewiß auch nach Sinnesart und sonstiger Veranlagung eine Auslese der Wagemutigsten, Herrenhaftesten. Sie besaßen den Boden, die Menschen, die ihn für sie zu bebauen hatten; ihr einziges Handwerk war der Krieg und in dessen Ermangelung die Jagd. Unter sich waren sie gleich, wenn auch freilich einige Sippen als besonders mächtig hervortraten und allgemeine Schätzung fanden. Deren größerer Besitz kam daher, daß eine ganze Reihe von Sprossen immer besonders tüchtig gewesen war; denn zwar sonst kein Genie, das staatbildende jedoch, dem die Feldherren und die Staatenbegründer und -erhalter angehören, pflanzt sich fort, wo auch die Frauen aus ebenbürtigen Sippen genommen werden. Zwischen ihnen und dem unterworfenen, in die Hörigkeit hinabgedrückten „Volke" gab es keine Beziehung. Erst spät, zumal im 17. Jahrhundert, wurden einzelne Bauern und ganze Dorfschaften gefreit und bildeten jetzt die niedere Schlachta; in diesen Stand kamen auch Juden, die Christen geworden waren und fernerhin sich im Kriegdienste bewährt hatten. Die eigentliche Schlachta vermied es, sich mit diesem neuen Adel zu vermischen; sie wußte genau, wer zu ihr gehörte, wer nicht. Man lese darüber die köstlichen „Denkwürdigkeiten des Pan Severyn Soplica" vom Grafen Rzewuski (deutsch in der Reclam-Bibliothek).

Den Adel trennte vom Volke eine breite Kluft. Zwischen Adel und Volk standen zwei Gruppen: die deutschen Handwerker und Gewerbleute, die allenthalben im Osten, in Ungarn ebenso wie in Polen, die Städte gründeten, da einen freien Bürgerstand mit geregelten Zünften bildeten und nach deutschem Rechte, zumeist nach dem Magdeburger, lebten, und die Juden, die ihre Sondervergünstigungen hatten. Schon ihre ähnliche Stellung machte Deutsche und Juden vielfach zu Gegnern, obwohl ihre Gebiete wesentlich verschieden waren. Der Deutsche verarbeitete die Erzeugnisse des Landes, der Jude trieb Handel und Geldgeschäfte. Die Deutschen waren den Juden gegenüber in der Minderzahl, sie kamen schubweise in das Land, aus verschiedenen Gegenden, vielfach einzeln und in langen Zeiträumen, sie gingen ziemlich rasch im Polentum auf, sprachen polnisch und bewahrten wenig von ihrer heimischen Sitte. Die Juden waren in einer großen Flut ins Land gekommen,

hatten ihren festen Zusammenhalt durch ihre Religion und bewahrten auch sonst ihre Sonderart, darunter die deutsche Sprache, die sich zwar in ihrem Munde merkbar verändert und viele hebräische Worte aufgenommen hatte, aber noch die Kennzeichen ihrer Herkunft aus den Rheingegenden und ihre mittelhochdeutsche Lautgebung beibehielt. Dieses Jiddische, der „Jargon", war ihre lingua franca im ganzen Osten und trug zu ihrem Zusammenhang untereinander viel bei: woher immer sie kamen, sie verstanden einander vom ersten Worte an. Gleichwohl waren die Deutschen eine recht starke Gruppe und überdauerten darum die mancherlei Feindsäligkeiten, die sie erfuhren, ziemlich gut.

Die Juden standen der Schlachta ungleich näher als die Deutschen. Gewiß waren die Deutschen dem Lande unentbehrlich, weil sie arbeiteten, der Jude war aber noch unentbehrlicher, weil er das bare Geld besaß und der adlige Herr bei ihm Darlehn aufnehmen konnte. Bensemer kennzeichnet in seiner judenfeindlich gehaltenen, doch auf guten Kenntnissen und eigener Beobachtung beruhenden Schrift „Beiträge zu einer Geschichte des Blühens und des Niederganges der Juden im Königreich Polen" (Berlin 1898) die beiden Gruppen, Schlachta und Juden, in ihren Wechselbeziehungen: „Der Jude ist seinem äußeren Wesen nach schmutzig — der Pole ist es auch und nimmt deshalb keinen Anstoß daran. Der Pole ist aufbrausend und rasch — der Jude (wo es zu seinem Vorteil nötig ist) geduldig und zähe. Dabei ist aber der Pole großmütig und verschwenderisch — und keiner weiß besser aus diesen Eigenschaften Vorteil zu ziehn als der Jude. Der Pole versteht nicht zu rechnen — der Jude kann es vortrefflich. Der Pole lebt sorglos in den Tag hinein und weiß sich im Unglück keinen Rat — der Jude überlegt, sorgt bei jedem Schritt und weiß in allen Fällen Mittel und Wege. Der Pole scheut sich vor jedem Geschäfte — der Jude vor keinem, wenn er den blinkenden Lohn vor sich sieht."

Da nun die Staatverwesung ausschließlich in den Händen des Adels lag, erklärt es sich, daß die Juden während der ganzen Zeit des polnischen Königtums die meistbegünstigten waren. Maßnahmen gegen sie erfolgten selten, denn das breite Volk war rechtlos, die Herren sahen dessen Notstand nicht oder hielten ihn für gleichgültig. Nur sie selbst bedrückten gelegentlich die Juden, betrachteten sie als den Schwamm, den man sich vollsaugen läßt und dann auspreßt. Die Juden wußten, wie mit ihnen verfahren werden konnte, paßten sich den Umständen an, ließen die Willkür über sich ergehn und kamen immer ohne größeren Schaden

davon. Unter den Kriegen erduldeten sie nur dasselbe, was die gesamte Bevölkerung betraf.

Die Juden Polens sind, wie gesagt, zum Hauptteil deutscher Herkunft. Im Jahre 1085 werden sie zuerst erwähnt: da kauft Judith, die Mutter Boleslaws III., etliche christliche Sklaven von den Juden los. Die Juden jener Zeit betrieben offenbar den Sklavenhandel, der ja im frühen Mittelalter allenthalben ihr einträglichstes Geschäft war. Mieczyslaw schützt sie 1175 vor der Verspottung durch Schulknaben. Boleslaw der Keusche (Wstydliwy) erläßt 1264 ein „Judenstatut", das die Juden schon als bevorzugte Volkschaft erkennen läßt, sie aber auch schon ausschließlich mit Handel und Geldverleihen beschäftigt zeigt. Bemerkenswert sind die Bestimmungen, daß die Juden in Streitsachen unter sich nicht dem Stadtgerichte, sondern dem Wojewoden (Statthalter) unmittelbar unterstehn, daß kein Christ gegen einen Juden gültige Zeugenschaft ablegen kann, wenn nicht auch ein jüdischer Zeuge mit dabei ist. Auch die Abgaben der Juden dürfen nicht höher sein als die der Christen. Es wird ferner erklärt, „daß es falsch sei, daß die Juden Menschenblut gebrauchen; wird aber ein Jude wegen Entführung eines Christenkindes angeklagt, so muß er durch drei christliche und drei jüdische Zeugen überwiesen werden, sonst erhält der Angeber die Strafe, die der Jude hätte erdulden müssen." Wegen falscher Münze kann kein Jude ohne Beisein einer vom Hofe oder vom Wojwoden abgeordneten Gerichtperson in Haft genommen werden. Nur in einem Punkte wendet sich das Statut gegen die Juden: es untersagt den Christen, bei Juden zu Gast zu sein.

Die Haltung der Schlachta gegen die Juden ist hiermit festgelegt. Polen nahm denn auch die von dem päpstlichen Legaten auf der Synode von Ofen (1279) vorgeschlagenen Ausnahmegesetze für die Juden nicht an, daß nämlich die Juden in besonderen Vierteln wohnen, eine besondere Kopfsteuer entrichten, ein Kennzeichen an der Kleidung tragen und von der Steuerpacht und jeglichem Amte sonst ausgeschlossen sein sollten. (Dieselben Bestimmungen sollten aber für alle Nichtkatholiken gelten, die Sarazenen auch ein Zeichen an den Kleidern tragen.) Kasimir der Große (1333—1370), bestätigte vielmehr den Juden ihre Vergünstigungen und gewährte ihnen eigene Gerichtsbarkeit noch dazu (1334). Er hatte nach dem polnischen Geschichtschreiber Dlugoß-Longinus (gest. 1480) eine Jüdin, die schöne Esterka, zur Kebse und „erwies den Juden um ihretwillen viele Wohltaten" (Rabbi David ben Salomo Gans, „Zemach David", verfaßt 1592). Und so sehr liebte

er diese, daß er die Töchter, die sie ihm gebar — es sollen zwei gewesen sein — im Judentum erziehen ließ, während ihre zwei Söhne dem Glauben des Vaters folgten. In der Tat spielten späterhin in Polen schöne jüdische Kebsen eine ähnliche Rolle wie bei den spanischen Fürsten der Reconquista. Aber die schöne Esterka ist nur eine Nachbildung der biblischen Esther und gehört samt ihren Kindern, deren Namen Dlugoß aus mißverstandenen Stellen seiner Vorlagen herauslas, der Sage an (so Jakob Caro in seiner „Geschichte Polens", Gotha 1863). Kasimirs Billigkeit gegen die Juden bedurfte eines so romantischen Anlasses nicht, er brachte allen seinen Untertanen das gleiche Wohlwollen entgegen, das nur der Ausdruck seines Wesens als reinen Blondlings war. Daß er doch nicht blind gegen die wirklichen Verhältnisse war, bezeugen die Beschränkungen des Judengesetzes, die er noch selbst erließ (1357). Da untersagte er den Juden, verschwenderischen jungen Leuten bei Lebzeiten ihrer Eltern Geld zu leihen und Darlehen gegen bloße Schuldscheine zu geben. Außerdem setzte er den Zinsfuß auf einen Groschen von einer Mark Silber wöchentlich fest, das sind 24 v. H., also bedeutend weniger, als das deutsche Gesetz (43 1/3 v. H.) den Juden zu nehmen erlaubte. Der Zinsfuß erreichte diese Höhe in Polen gesetzlich überhaupt nie, sondern nur die von 30 v. H.

Eine Aufhebung des Gesetzes Kasimirs des Großen erfolgte unter Kasimir IV. (1444—1492), dem Sohne Jagiellos und der ungarischen Normannin Hedwig. Kasimir IV. war eine starke Persönlichkeit, ein tapferer Kriegsmann, der durch mehrere Feldzüge sein Land erheblich vergrößerte, sogar die deutschen Ordensritter besiegte und zur Abtretung Westpreußens zwang. Zu seiner Zeit zog Johannes Capistranus, Sohn eines deutschen Soldaten in Italien, durch die Länder und predigte für einen Kreuzzug und gegen die Juden. Vor allem auf Capistrans Veranlassung soll Kasimir IV. in dem Statut von Nessau (1454) sämtliche Vergünstigungen der Juden als dem göttlichen Recht und der Landesverfassung widersprechend aufgehoben haben, „da die Ungläubigen nicht einen Vorzug vor den Verehrern Christi genießen und die Knechte nicht besser gestellt sein dürfen als die Söhne". Es kam auch zu einzelnen Pogromen, zumal in Krakau.

Unter den Söhnen Kasimirs IV. von der Habsburgerin Elisabeth, der Tochter Kaiser Albrechts II., wurden den Juden bald die alten Vergünstigungen wiedergewährt, bald allerlei neue Beschränkungen angeordnet. Es war die Zeit der Reformation in Deutschland, da die

Grundlagen aller Verhältnisse schwankten. In einer lateinischen Verteidigungschrift wiesen die Juden selbst darauf hin, daß nun sich die Glaubensansichten änderten und was heute Frömmigkeit sei, morgen als Wahn gelte: darum solle man um des Glaubens willen niemand verfolgen. Die „Verfolgungen" wendeten sich aber hier ebensowenig um des Glaubens willen gegen die Juden wie in Spanien; die Religion, die vorgeschoben wurde, war nur Ausdruck jener Zeit und begriff die Politik in sich. Die Juden hatten bereits den größten Teil des Reichtums in ihre Hände gebracht. Es gab neben ihren 3200 Kaufleuten — so viel nennen sie selbst — nur 500 polnische. Sie allein durften Bier brauen und Branntwein brennen, sie waren die fast alleinigen Pächter der Zölle, der „Propinationen" (Dorfschenken).

Jetzt kam es auch immer wieder zu Anklagen wegen Hostienschändung und Ermordung von Christenkindern, die niederzuschlagen den Juden große Summen kostete. Es sollen innerhalb dreier Jahrhunderte in Polen 86 Christenkinder dem jüdischen Blutritus zum Opfer gefallen sein. Ich habe schon vermerkt (Kap. 20), daß wir keine Ursache haben, die Versicherungen von jüdischer Seite in Zweifel zu ziehen, daß ein solcher ritueller Gebrauch des Blutes im Judentum nicht bestehe und nicht bestanden habe. Und nimmt man auch an, religiöser Wahnglaube — und kaum gab es eine Zeit, die davon so voll war — hätte in einzelnen Fällen tatsächlich christliche Kinder geschlachtet, so kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren, solche Anklagen seien in den meisten Fällen gegen die Juden nur erhoben worden, um sie zu großen Geldopfern zu zwingen. Das Vertrauen auf die Untrüglichkeit des Wahrspruchs der Gerichte war gering, und auch die Unschuld mußte besorgen, unversehen schuldig gesprochen zu werden; so baute die Klugheit vor.

Polen war aber auch noch im Reformationzeitalter das Land, wohin die verfolgten Juden, zumal die aus Deutschland, zogen. Die Verordnungen wider sie blieben undurchgeführt, und die Pogrome betrafen nur engste Gebiete und dauerten nur kurze Zeit.

Eine schwerere und allgemeinere Heimsuchung erlitten die polnischen Juden durch den Kosakenaufstand unter dem Hetman Chmielnicky um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Dieser Aufstand der Kleinrussen, die seit der Lubliner Union (1569) zu Polen gehörten, aber zum Hauptteil noch ihre griechische Kirche beibehalten hatten und darum den katholischen Polen nicht als ebenbürtig galten, wendete sich insbesondere gegen die Juden als die unmittelbaren Bedrücker. Die Polen hatten sie

in der Tat den Juden völlig ausgeliefert, und da offenbarte sich der Übermut ihrer Mischrassigkeit in krasser Weise. Selbst Graetz, der sonst derlei nur durchschimmern zu lassen pflegt, muß dies zugeben: „In arger Verblendung hatten polnische Juden den Adlichen und Jesuiten hilfreiche Hand geboten, die zaporoger Kosaken in der Ukraine und Kleinrußland zu unterdrücken. Sie gaben den Besitzern der Kosaken-Kolonien Ratschläge, wie sie am gründlichsten dieselben demütigen und mißhandeln könnten, sie maßten sich Richterämter über sie an und kränkten sie in ihren kirchlichen Angelegenheiten. Kein Wunder, daß die geknechteten Kosaken die Juden fast noch mehr haßten als ihre adlichen und geistlichen Feinde, weil sie mit ihnen am meisten zu verkehren hatten." Namentlich 1648 kam es zu argen Pogromen, denen viele Juden zum Opfer fielen. Es wird von jüdischen Chronisten die Zahl von 600000 jüdischen Familien genannt, die damals umgekommen seien. Ein Jahrhundert früher hatte es, allerdings für die Bemessung der Kopfsteuer, nur 16509 erwachsene Juden in Polen gegeben. Ist diese Zahl bei weitem zu niedrig, so jene ebenso bei weitem zu hoch. Es wird um 1650 nicht einmal im ganzen 600000 jüdische Familien in Polen gegeben haben, denn das machte bei dem großen Kinderreichtum der polnischen Juden zum mindesten drei bis vier Millionen, wogegen sich nach den besten Berechnungen, die noch dazu über ein Jahrhundert später (1788) betreffen, die Zahl von nicht ganz einer Million ergibt. (Die Juden machten etwa ein Achtel der Gesamtbevölkerung aus.) In diesem Aufstand, der im August 1649 sein Ende fand, haben die Juden an einigen Orten bewaffneten Widerstand geleistet, zusammen mit ihren adeligen Herren, und man liest da den Fall, daß die Adeligen sich zu retten meinten, indem sie die Juden an die Kosaken auslieferten, dann aber als erst recht zu schwach zum Widerstande von den Kosaken hingemetzelt wurden. Den Juden, die sich aus Todesfurcht hatten taufen lassen, gestattete Johann Kasimir, der ehemalige Jesuit und Kardinal, wieder zum Judentum zurückzukehren.

Da die Juden während des Krieges mit Schweden (1655—1660) vielfach mit dem Feinde im Einverständnis gewesen sein sollen, wurde die Stimmung auch in der Schlachta gegen sie wesentlich ungünstiger. Und Polen sank langsam, aber stetig von seiner Großmachtstellung im Osten herab. Die Bevölkerung war in die kläglichste Armut geraten, der Jude entpreßte ihr, was sich noch aus ihr herauspressen ließ, der Adelige verpraßte in einem Aufwand, der selbst in Frankreich Verwunderung erweckte, das Geld, das ihm die Juden verschafften, regel-

rechte Einkünfte seiner Güter und Darlehen darauf. Gerade die Verbindung dieser ganz herrenhaften Herren mit den unbedenklichen Geschäftleuten ward beiden zum Verhängnis. Denn mit dem Herrenstand verfiel auch die Judenschaft.

Aber noch am Ende des 17. Jahrhunderts finden wir sie nach dem Bericht eines gewissen Tenzel, den Schudt auszüglich anführt, in ganz Polen — Reußland, das er nennt, ist nicht etwa Rußland, sondern Ostgalizien — in vollem Glanze:

Das Judenvolk in diesen Landen, sonderlich in Kleinpolen, Reußland und Lithauen ist ein hochmütiges und eingebildetes Volk, weil selbige von den Edelleuten (auch wohl großen Herren) zu den wichtigsten Händeln gebrauchet werden. Sie arrendieren die Zölle, ganze Güter und Dorfschaften usw. Sie sind der Herren beste Factoren und Diener, die ihnen alles nach Wunsch ausrichten. Kömmt eine unumgängliche Not, daß man Geld, Pferde, Karossen usw. bald benötiget ist, dieses alles wird ein Jude in dem Augenblick dem Herrn schaffen, auch mehr, als er verlanget. Hierdurch gewinnen sie des Adels Herzen gegen sich dermaßen, daß, wenn darnach ein Unglück über sie kommt, und sie vor dem Gerichte Rede und Antwort geben müssen, sie ihnen gar leicht einen Patronum schaffen, der sich ihrer nicht anders als seiner eigenen Untertanen annimmt und sie schützet. Das arme Christenvolk in denen Dörfern, welche die Juden gemietet, hält sie in solcher Veneration, daß kein Dienst so verächtlich kann ersonnen werden, welchen sie einem Juden-Herrn oder Arrendatori zu Gefallen nicht tun sollten. Durchgehends aber ist an denen polnischen Juden zu merken, daß sie ein hartes und obstinates Volk sind. Wenn es ihren Hals gelten soll, so werden sie denen Judiciis durch ihre Hartnäckigkeit die größten Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten verursachen und die Richter so müde machen, daß sie nicht anders als durch das gedachte Evadat dem Streit ein Ende machen müssen. Und weil sie gesehen, daß die Torturen, ob sie gleich aufs allerheftigste angesetzet werden, dennoch so beschaffen sind, daß sie ein Mensch überstehen kann, ihre Crimina aber fast durchgehends intrikat und ohne augenscheinlichen Beweis sind, so sind sie viel williger, auch die allererdenklichste Folter auszustehn, nur damit es nicht darzu komme, daß das Judenblut (welches sie ein Königliches Blut zu nennen pflegen) vergossen werde.

Im 18. Jahrhundert zeigen uns die Schilderungen die Juden immer ausschließlicher in der Stellung des Leibjuden und des Propinationpächters und in beiden arg herabgekommen. Der Bauernstand ist jetzt völlig verarmt. Die unruhigen Zeiten, die Kriege, die Wühlereien Rußlands, die 1772 zur ersten Teilung Polens und 1795 zum Verlust seiner staatlichen Selbständigkeit führten und den Hauptteil des Reiches in die Hände der Russen brachten, verhinderten jeden dauernden Aufschwung. Die Juden Polens wurden in der Folge zu armseligen Gettojuden, die nicht nur auf ihren besondern Stadtteil beschränkt waren, sondern ihn auch selbst an jedem Sabbath mit einer Schnur umzogen (damit er ein einziges Haus bilde und sie nicht in die Gefahr kämen, Schritte über die

erlaubte Anzahl außer Haus zu tun), und geistig erst recht so. Damals mußten viele Juden zum Handwerk übergehn, das sie bis dahin nur wenig betrieben hatten, aber ein Zwölftel von ihnen hatte überhaupt keinen Beruf, sondern lebte von dem Geschäftemachen Tag für Tag, und ein Sechzigstel waren Bettler. Das innere Gemeindeleben verfiel ebenfalls. Die Spaltung, die der Chassidismus (s. u.) brachte, trug im Laufe der Zeit dazu noch bei. Rabbinen werden der Trunksucht, des Meineides, der Bestechlichkeit, der Unterschlagung von Geldern bezichtigt; daß sie Wuchergeschäfte machten und sich dadurch bereicherten, war fast allgemein. Neben der Armut der meisten anderen Juden spreizte sich der Reichtum einzelner Sippen um so hoffärtiger und zog den Haß auch der eigenen Volksgenossen auf sich.

Wenn nun auch das polnische Judentum, wie ich oben ausführte, seine Begabung fast ganz nur dem Gelderwerb zuwendete, darum keine Kultur schuf wie etwa das spanische und dessen Ableger, das holländische, keine Persönlichkeiten wie dieses hervorbrachte, so zeigen doch zwei Erscheinungen auch hier, daß im Judentum noch andere Kräfte walteten, als die auf das rein Zeitliche gerichteten.

Das polnische Judentum hat, seit dem 15. Jahrhundert zumal, in seinen „Schulen" das Talmudstudium aufs eifrigste gepflegt und durch zwei Jahrhunderte den Ruhm gehabt, die gelehrtesten Rabbinen zu besitzen. So ist denn das Gesetzbuch des neueren Judentums, der „Schulchan Aruch" (vgl. Kap. 21), den der Sepharde Joseph Karo zusammengestellt hat, in der Bearbeitung des polnischen Rabbinen Moses Isserles allgemeingültig geworden. Rabbi Simcha (Simone) Luzzato schreibt denn auch in seinem 1638 erschienenen „Discorso circa il stato degli Hebrei" über Polen, Ostgalizien (Russia) und Lithauen: „Hier gibt es (jüdische) Akademien und Universitäten mit Tausenden von jungen Besuchern, und diese studieren da die bürgerlichen und geistlichen Gesetze der Juden, indem sie in jenen Gegenden die Vollmacht (libera potestà) haben, alle Sachen und Streitigkeiten, bürgerliche wie strafrechtliche, die unter der Nation vorfallen, (nach eigenem Gesetze) zu entscheiden."

Man berief polnische Rabbinen ins Ausland, zumal nach Ungarn, Böhmen und in deutsche Städte, wo man sie, wie Schudt erzählt, mit Kutschen einholte, und es wurde als eine große Ehrung betrachtet, wenn ein nichtpolnischer Rabbi an eine Gemeinde oder ein Lehrhaus in Polen berufen wurde, wie dies dem Prager „hohen" Rabbi Löw widerfuhr.

Soweit das Talmudstudium die Rechtübung betraf, hatte es das wirk-

liche Leben zur Grundlage, was darüber hinaus liegt, die theologische Auslegung, müssen wir Menschen von heute als unfruchtbar bezeichnen. Aber wertlos waren diese Studien für das jüdische Volk Polens ebensowenig, wie die Spitzfindigkeiten der christlichen Scholastiker für unsere Völker: sie waren ein Training des Geistes wie kaum eines und waren immerhin Bildung, ob auch noch so krause. Die Söhne und Enkel der Zöglinge dieser Schulen bekamen ein Hirn mit, das seine bisher auf talmudische Seiltänzereien verwendete Fähigkeit nur auf die neuen Gebiete anzuwenden brauchte und in seiner Geschmeidigkeit dazu erstaunlich gut imstande war. Die Kehrseiten des rein gedankenmäßigen Talmudstudiums dürfen nicht verschwiegen werden: eine verschrobene Logik, eine Überwertung des Buchstabenwissens, des findigen Verstandes, eine Moral der Hintertüren, wodurch am Ende alles zu tun möglich wurde, was das „Gesetz" verbot. Der Talmudismus stand nicht für sich allein in jener Zeit: die Kasuistiken der jesuitischen Moraltheologen gehören ihr ebenfalls an, und was den Jesuitismus im besonderen angeht, so war schon einer der Mitarbeiter des heiligen Ignatius von Loyola, Polanco (Pole), polnischer Jude von Herkunft; auch späterhin waren noch manche Jesuiten, freilich keine hervorragenden, Juden.

Als die Verfolgungen, gewiß aber nicht sie allein, sondern weit mehr noch der allgemeine Verfall in Polen, viele Juden bewogen, das Land zu verlassen, wurde der polnische Talmudismus unter alle übrigen Westjuden verbreitet, so daß Graetz geradezu von deren Polonisierung sprechen kann: „Die polnisch-rabbinische Lehrweise der Talmudschulen wurde tonangebend. Die Rabbinate wurden meist polnischen Talmudisten übertragen, die wegen ihrer Überlegenheit in talmudischer Bildung mit Verachtung auf die anderen herabsahen. Sie zwangen den Gemeinden allmählich ihr Wesen auf, das noch in unserer Zeit (um 1860) fortdauert."

Wichtiger als der Talmudismus ist der Chassidismus, der als der besondere Ausdruck des polnischen Judentums gelten darf. Auch der Chassidismus ist nicht Einzelerscheinung. Die Strömung des Pietismus, der innerlichen Frömmigkeit, ging damals durch das ganze germanische (protestantische) Christentum und griff auch hier und da auf das romanische, sogar auf das slawische (katholische wie griechische) Christentum über. Als nichts anderes ist der Chassidismus ursprünglich anzusehen. Chassid heißt „Frommer". Der Begründer des Chassidismus als Sekte ist Israel Baal Schem aus Miedziborze in Podolien, der um 1730 auftrat und 1760 starb. Er nannte sich Baal Schem, „Herr des Namens (Gottes)" d. i.

Wundertäter, — denn in dem heiligen Tetragrammaton IHWH lag große Wunderkraft —, soll viele Wunder verrichtet haben und wurde als Zadik, als „Gerechter" (Heiliger) verehrt; Zadik war seither der Titel der wundertätigen Rabbis. (Ich verweise auf Martin Bubers Buch „Die Legende des Baal Schem," 1907.) Daß Israel Baal Schem so rasch eine große Menge Anhänger finden konnte — bei seinem Tode gab es schon über 40000 Chassidim in Polen —, bezeugt, daß er dem Wesen des Volkes entgegenkam.

Neben dem nüchternen Rechner steht bei den Juden der Grübler und Träumer. Diese Menschen bekommt die Öffentlichkeit, bekommen namentlich die Nichtjuden selten zu sehen. Sie leben und wirken unbekannt. Lessing hat mit dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der darüber berichtet, in Genua einen Juden aufgesucht, der ein zweiter Spinoza, der weiseste Mann seiner Zeit gewesen sein soll; nicht einmal sein Name ist erhalten. In jüngster Zeit hat der oben erwähnte Martin Buber, selbst polnischer Jude, in sehr verdienstlichen Schriften die jüdische Mystik dargetan. Die weiteren Kreise hatten von einer solchen bei den Juden bis zu ihm keine Kenntnis. Der Jude galt als der typische Materialist, und Äußerungen von Juden, die alle die Erben der Aufklärung waren, gaben die Grundlage zu dieser Meinung ab. Verfolgt man aber die betreffenden Erscheinungen, so sieht man, daß die Mystik bei den Juden immer eine starke Nebenströmung war. Gewiß waren die Zusammensteller des Alten Testamentes Verstandesmenschen, deren sichtender Tätigkeit nur hier und da eine mystische Stelle mit durchschlüpfte, aber schon Philon und das Neue Testament zeigen uns eine allegorische, mystische Auslegung der heiligen Schrift in Geltung, in tieferem Sinne aber beruht das Christentum selbst, wie ich ausführte (Kap. 16), auf der mystischen Nebenströmung im Judentum, die in die Öffentlichkeit eben erst treten konnte, als die Herrschaft der Römer ihr die Freiheit dazu gewährte.

Die Mystik im Judentum erklärt vor allem auch, daß immer wieder „Messiasse" auftreten und Glauben bei ihren Volksgenossen finden konnten. Bar Kochba war ein solcher Messias, ein anderer David al Roi (Alroy), über den Benjamin Disraeli einen Roman schrieb, der berühmteste aber von allen Sabbathai Zewi aus Smyrna, der Zeitgenosse Spinozas, über den man in meinem Roman „Spinoza" das Merksamste mitgeteilt findet. Sabbathai Zewi trat 1648 zum erstenmal als Messias auf, ward von dem Rabbi von Smyrna in den Bann getan, zog nun mit seinen Freunden nach Jerusalem und Ägypten und kehrte 1666,

nun auch dort als Messias bejubelt, in seine Vaterstadt zurück. Die türkische Staatsverwesung machte seiner Rolle ein Ende: er wurde gefangen gesetzt, sah sich genötigt, zum Islam überzutreten und starb 1676 zu Dulcigno in Albanien in der Verbannung. Gerade in Polen und im Ostjudentum überhaupt fand Sabbathei Zewi seine treuesten Anhänger, ja, seine Bedeutung für das Ostjudentum war viel größer als für das levantinische, dem er doch selbst angehörte. Er war mit den Ostjuden übrigens persönlich dadurch verbunden, daß seine zweite Frau die Tochter eines polnischen Rabbinen war. Seine Botschaft an alle Juden, die Zeit ihrer Herrschaft über alle Völker sei da, der Tag, der zu Trauer und Schmerz bestimmt gewesen sei, werde sich durch seine Ankunft in einen Lust- und Freudentag verkehren, ward nirgends so gläubig aufgenommen wie von ihnen. Die Sitte, an den Schläfen zwei Löckchen zu tragen — es sind die oft bespöttelten „Pejes", die der Fromme bis zu den Schultern herab wachsen läßt und immer sorgfältig eingeringelt —, geht auf jene Zeit zurück. Man trug damals das Haar nach türkischer Sitte, die auch in Polen und Ungarn befolgt wurde, ganz kurz geschoren, ja geschabt, „jedoch, damit man indessen gleichwohl die alten Gebräuch [vgl. Lev. XIX 17: Ihr sollt euer Haupt am Haar nicht rund umher abschneiden], so viel immer möglich, wieder in Schwang bringen möchte, als ziehlten [zogen] sie sich zu beiden Seiten des Haupts einen langen Haarlocken, wodurch nachgehends der Glaubige von den Koparims, das ist: von den Unglaubigen und Ketzern, die nämlich den Sabbathai Zewi nicht für den Messiam angenommen, erkennet würden" („Anabaptisticum et Enthusiasticum Pantheon und geistliches Rüsthauß wieder die alten Quäcker und neuen Frey-Geister", 1702). Es fand damals auch ein großes Konzil von Juden aus allen Ländern statt — 1650 zu Nagy-Ida in der Gespanschaft Aba-Ujvár (Nordungarn) —, wo insbesondere darüber verhandelt wurde, ob Sabbathai Zewi der Messias sei oder nicht. Es waren so viele Sendlinge zusammengekommen, daß allein 600 ausgeschlossen wurden, weil sie des Hebräischen nicht genügend mächtig waren oder ihre reinjüdische Abstammung nicht vollständig belegen konnten. Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß erklärt wurde, der Messias sei noch nicht erschienen, Sabbathai sei also nicht der Messias. (Bericht des Engländers Bretts, der Augenzeuge war.)

Bald nach Sabbathai, im Jahre 1682, trat ein Rabbi Mardochai aus Eisenstadt in Westungarn auf, ein Mann „feinen Gesichts, ansehnlich von Person, von sonderbarer Ernsthaftigkeit", der sich nicht nur Messias

nennen, sondern sogar anbeten ließ, und auch der fand viele Anhänger in Polen, und ebenso, schon im 18. Jahrhundert, Jakob Frank (eigentlich Jankiew Lejbowicz, 1720—1791), der selbst polnischer Jude war und eine Wiedergeburt Sabbathai Zewis zu sein vorgab.

Wie der evangelische Pietismus wollte auch der ursprüngliche Chassidismus den Menschen eine gottselige Heiterkeit geben. Er verband sogar sein Beten mit allerlei Tanzbewegungen, die ihre Gleichläufe in den Tänzen der Derwische, den mittelalterlichen Tanzepidemien, in den Reigenspielen der jüngsten Deutschen haben: die stete rhythmische Bewegung des Körpers versetzt den Geist allmählich in einen gewissen Rauschzustand.

Aber der Chassidismus verquickte sich schon sehr bald mit dem Geist des Talmudismus, so heftig, ja ketzerisch er den Talmudismus selbst ablehnte und bekämpfte, und daraus entstand jener verknöcherte Chassidismus von heute, der für so viele begabte Juden zur schwersten Last wurde. Gelang es ihnen, sich zu einer freieren Anschauung durchzuringen, so wurden sie als Abgefallene betrachtet. Mehrere Juden haben die Geschichte ihres Ringens mit dem Chassidismus geschildert, noch im 18. Jahrhundert der auch von Goethe beachtete Salomon Maimon („Lebensgeschichte", hrsg. von Karl Philipp Moritz 1792), in unserer Zeit vor allem Jakob Fromer aus Lodz („Vom Getto zur modernen Kultur", 1906). Die Chassidim wurden berüchtigt wegen ihrer Wahngläubigkeit, die sie zu den „Wunderrabbis" wallfahrten ließ, wegen ihrer schmutzigen Geldgier, ihrer Engherzigkeit und Selbsucht. Sie waren im ganzen polnischen Gebiete und auch in Ungarn, dessen Judenschaft aufs engste zu der polnischen gehört, verbreitet; ihre Bedeutung, ob sie auch in Kleinsinn versunken waren, ist groß: sie hielten den Gedanken an die Dinge außer und über dem Alltag in sich lebendig.

29. Das Getto

Die üblichen Vorstellungen vom Getto sind ebenso irrig wie die von der Vertreibung der Juden aus Spanien und die von den mittelalterlichen Judenverfolgungen. Es stand im Belange der Juden, das Getto mit den schwärzesten Farben zu malen, um den Nichtjuden die Empfindung einer Schuld ihnen gegenüber zu geben und sie dadurch ihren Absichten um so gefügiger zu machen. Es ist stets zu betonen, daß der Zusammenschluß der Juden in bestimmten Gassen fürs erste ein freiwilliger

war, wie er noch heute ein freiwilliger ist, wo immer die Juden in großen Städten ganze Viertel bilden (vgl. Kap. 24). Wo man aber vor dem Erlaß des kirchlichen Gettogebotes (1412) Judengassen oder Judenviertel findet, handelt es sich keineswegs um Einsperrung der Juden; vielmehr wurde den zuwandernden Juden in allen Ehren ein noch unbebauter Teil angewiesen, wo sie ihre Häuser errichten konnten, und dieser Teil zu ihrem Schutze sehr oft mit Mauern, mit Tor und Türmen versehen. So in Speyer schon vor 1080, wo von einem Getto noch gar nicht die Rede war. Diese frühen Judenviertel gehören in dieselbe Gattung wie die „Ungargassen" in den deutschen Städten Siebenbürgens, die „Walachische Gasse" in Agram. Die Juden hatten, wenn sie in größerer Zahl an einem Orte waren, ihre eigene Gerichtsbarkeit, und das war ein außerordentlicher Vorzug, aber in sehr vielen Städten ließ man sie auch an der Stadtverwaltung teilnehmen.

Auch nach dem Erlaß des Gettogebotes änderten sich die Verhältnisse nur an einzelnen Orten. Nicht einmal in Italien wurden überall Getti gebildet, noch weniger in Deutschland. Am unfreundlichsten gegen die Juden hielten sich die Reichsstädte und darunter das stolze Frankfurt a. M. allen voran. Einzelne Städte vertrieben sie, mußten aber sehen, daß sie außerhalb der Tore in einer nicht der Stadt unterstellten Ortschaft ihre Geschäfte weiter betrieben, und nahmen sie darum — wie Ulm — alsbald wieder auf; andere hielten sich durch längere Zeit von ihnen frei, konnten aber zumeist nicht verhindern, daß allerlei „privilegierte" Juden oder Agenten von Höfen sich darin für kürzere Zeit oder für immer niederließen, zahlreiche Glaubensgenossen unter ihren Schutz nehmend und ihre Geschäfte ganz so treibend wie sonst. Das „Judenschmalz", wovon sie selbst rühmten, keine Haut sei so dick, daß es nicht eindringe, tat ein übriges dazu, und wo es versagte, wußte man Mitleid zu erregen und dadurch alles zu erlangen, was man wollte, und noch wohlfeiler als sonst. Eingaben ohne Ende ermüdeten die Behörden und schafften Zeit.

Anders als die übrige Einwohnerschaft der Städte war die jüdische Bevölkerung immer eine fließende. Nie war es möglich, deren genaue Zahl anzugeben. Zwar verbot der Rat zumeist die unbefugte Beherbergung von ausheimischen Juden, aber das half zu nichts. Dies erschwerte zumal, jüdischer Verbrecher habhaft zu werden. Gerade in der Zeit, die dieser Abschnitt behandelt, stand das jüdische Verbrechertum in Blüte, und sehr oft handelte es sich nicht nur um Verbrechen an Geld und Gut, obwohl diese die weitaus häufigsten waren, sondern sogar um Ver-

brechen am Leben. Die allgemeine Unsicherheit brachte das mit sich. Diesen Verbrechern wurde unbedenklich Unterschlupf gewährt: das Blutband war stärker als jedes sittliche Bedenken. Man hat dies in Landschaften, wo sich die Verhältnisse des 17. Jahrhunderts erhalten haben, noch in den letzten Jahrzehnten beobachtet. Kam aber ein Verbrecher in die Hände des Gerichts, so wurde nichts unversucht gelassen, ihn zu befreien, und bis an den Galgen, der damals in jedem Stadtgebiet bereit stand, begleitete ihn die Fürsorge seiner Volksgenossen, ja, man wußte selbst noch seinen Leichnam zu erlangen und jüdisch zu begraben. War der Verbrecher reich gewesen und sollte sein Besitz beschlagnahmt werden, so war der nicht mehr zu finden. Das Getto bot in dieser Hinsicht so viele Vorteile, daß die Gettojuden wohl nur durch stärksten Zwang hätten bewogen werden können, es zu verlassen.

Wollte aber ein einzelner Jude außerhalb wohnen, so gab es auch in den Zeiten und in den Orten, wo das Gettogesetz am strengsten gehandhabt wurde, immer Mittel und Wege genug, die Erlaubnis dazu zu erlangen. Die Hofjuden, die Agenten der zahllosen Fürsten und kleinen Herrschaften wurden nie gezwungen, im Getto zu wohnen, und ebenso die Ärzte und verschiedene andere. Das Getto war in den meisten Städten nichts anderes als eine Zunftgasse, wie es deren überall gab. Noch heute erinnern hieran die „Webergassen", die „Schlossergassen", die „Tuchmachergassen" usw. Die Juden bildeten in der Tat ihrem Gewerbe nach eine Zunft, die der kleinen Gelddarleiher und kleinen Händler. Aber sie sahen sich vor den anderen Zünften dadurch bevorzugt, daß sie ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten und der Stadt nur durch ihre Vorsteher unterstanden, nicht auch als Einzelne. Die Städte schützten sie sehr oft durch eigene Tore, die bei Zusammenrottungen geschlossen und dann durch handfeste Stadtknechte bewacht wurden. Diesen Schutz gewährte die Stadt selbst in Fällen, wo jüdischer Übermut die Ursache des Auflaufes war.

Die Behörden hielten streng an dem Grundsatze fest, daß für die üble Tat des Einzelnen nicht das Leben der Unschuldigen gefährdet werden dürfe, während das „Volk" die Gesamtheit verantwortlich machte, und darin von seiner Seite gleichfalls recht hatte. Aber selbst recht arge Fälle jüdischen Übermuts führten jetzt nicht mehr zu Pogromen. Kennzeichnend dafür ist ein Beispiel aus Frankfurt a. M., dem als wenig judenfreundlich bekannten, und aus dem Jahr nach dem großen Brand in der Judengasse, da die Christen die Juden in ihre Häuser aufge-

nommen hatten. Schudt erzählt dieses Beispiel von dem „boshaftigen Judenweib“,

> welches so frevelhaft, daß sie anno 1712 den letzten Junii auf der Friedberger Gaß aus einem Christenhaus, wo sie wohnte, zu dem Fenster heraussehende, nach dem Bildnus Christi am Kreuz, so man hiesiges Orts bei denen Leichen der Evangelischen und Römisch-Katholischen für dem Totensarg pflegt herzutragen, zweimal speite, und da ihr verfluchter Judengeifer es nicht erreichte, zum dritten Mal dennoch ausspeite und besudelte, daß es Christen und Juden sahen, worüber sie in gefängliche Haft gezogen, ihr auch der wohlverdiente Staupbesen zuerkannt worden. Die Juden aber haben dagegen eingewandt, daß das Weib per intervalla nicht sanae mentis, zu gewisser Zeit nicht wohl bei Sinnen, darüber die Sache auf Universitäten sollen verschickt werden; doch ist sie endlich sub cautione los kommen, und wollte mich ein Jud neulich bereden, sie seie in ihr Haus gebannt, daß sie aus selbigem nicht gehen dörfe...

Der Jude hatte sonach vom Getto sehr wesentliche Vorteile. Die Nachteile waren gering. Daß sein Gemüt durch die „Einsperrung“ irgendwie bedrückt worden wäre, ist die nachträgliche Unterstellung romantischer Schilderer; Juden, die selbst noch im Getto aufgewachsen sind, wissen nichts davon. Die Juden hatten sich das Getto selbst geschaffen, folglich war es ihnen als Gesamtheit gemäß. Bedrückt wurde davon nur jeweilig der Einzelne, der von anderer Art war und darum nach einer anderen Lebensführung verlangte. Dessen schwerste Hindernisse waren aber niemals die Schranken, die ihm die „Christen“ zogen, sondern die ihm sein eigenes Volk zog; ganz grundlegend war da schon die besondere Erziehung. (Vgl. das über den späteren Chassidismus gesagte, Kap. 28.) Sehr viele haben beide Schranken schon damals durchbrochen: alle Hofjuden, Großunternehmer, Ärzte.

Von den übrigen Bestimmungen, die einem wehleidigen Nachgeschlecht für die Juden so kränkend, so verletzend dünken, ist des J u d e n f l e c k e s schon gedacht worden (Kap. 24). Nur an wenigen Orten war eine solche Kennzeichnung wirklich eingeführt — die eben genannten Juden der höheren Stände waren überhaupt davon befreit —, es waren wieder nur die Juden selbst, die sich Kennzeichen schufen: die Schläfenlocken, den Bart, den zu tragen sie jetzt ihre Rabbinen nötigten (nach Lev. XIX 27). In Preußen ward übrigens ihr eigenes Gesetz unter Friedrich Wilhelm I. zum staatlichen Judengesetz gemacht (1737); als dann ein reicher Jude von Friedrich dem Großen um die Erlaubnis zum Abnehmen des Bartes nachsuchte, ward er abschlägig beschieden. Auch in dieser Kleinigkeit dasselbe wie bei der vorherigen Absonderung der Juden in Ehesachen, Speise, Tracht, Wohnung und der nachherigen Vergesetzlichung des Bestehenden

durch die nichtjüdische Obrigkeit. Mit dem „Leibzoll", den der Jude an den Grenzen und an den Stadttoren zu zahlen hatte, steht es ähnlich: auch er hat nichts Verletzendes. Den Juden wurde gegen Entrichtung eines gewissen Zolles auf den Landstraßen der Schutz des Reiches, der je besonderen Herrschaft gewährt. Die Besteuerung blieb noch eine Weile bestehn, als ihr schon keine Gegenleistung durch den Staat mehr entsprach, wie dies bei Gesetzen immer der Fall ist: unsere ganze Gesetzgebung leidet an solchen veralteten Verordnungen. „Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort." Gar manche Bestimmungen der Juden, Beschneidung, Speisegesetze, haben sich auch schon seit langem „überlebt". Der Leibzoll schwand, als er wirklich gegenstandlos geworden war. Seine Handhabung war freilich nicht immer zartfühlend — die freistaatlichen Paßbeamten von 1920 sind auch nicht durchweg liebenswürdig umgänglich —, und namentlich das scheint Unwillen erregt zu haben, daß man wohlhabende Leute, die als Betteljuden ohne Zoll durchschlüpfen wollten, zur Zahlung des Zolles anhielt, was die Verordnungen immer wieder eir schärften.

Die Juden der Gettozeit sind freilich zum Teil recht verwahrlost. Ich wies darauf schon hin (Kap. 26). Der 30jährige Krieg und die zahllosen Wirren, die ihm vorangingen und mit ihm nicht sofort aufhörten, zeigen die Gesamtbevölkerung in einer allgemeinen Verelendung, und es ist nur natürlich, daß das Gastvolk daran teilnimmt: man gebraucht von judenfeindlicher Seite gern das Gleichnis des Parasiten, der mit seinem Ernährer zugleich kränkelt und verfällt. Das Gleichnis ist richtig und falsch wie alle Gleichnisse. Tatsächlich mußte die Verelendung des deutschen Volkes in diesen Zeiten die Juden, deren Hauptgeschäft das Geldleihen war, schwer betreffen. Wo alles unsicher war, waren die Leihgeschäfte unsicherer denn je. Sie beschränkten sich immer mehr auf kleine Summen und wurden damit immer wucherischer, immer lichtscheuer. Späterhin kam gesetzliche Ermäßigung des Zinsfußes, bis auf 12 v. H., ja 10 v. H., noch hinzu. Nun aber bedenke man, daß von allen Volkschaften die jüdische wegen ihrer Sonderstellung von den Kriegsnöten weitaus am wenigsten betroffen wurde. Während die anderen so oft Hab und Gut und das Leben dazu verloren, verloren die Juden höchstens einen Teil ihres Besitzes. Denn sie hatten ihr Geld fast niemals an einem einzigen Platz und in einer einzigen Anlagegattung untergebracht. Als freizügig, wie sie waren, konnten sie das. Dagegen zog der Jude gerade aus der allgemeinen Verworrenheit ungemeine Vorteile. Und er war schließlich der einzige, der gewann.

Vor dem 30jährigen Kriege sehen wir die Juden einigermaßen aus ihrer Machtstellung gedrängt. Seit den Schuldentilgungversuchen von 1385/90 und dem Aufkommen christlicher Bankhäuser, christlicher Darlehnkassen verlieren sie mit ihrer Einzigheit viel von ihrer Bedeutung. Wohl sammeln Einzelne noch immer, besonders als „Hofjuden", unermeßliche Reichtümer, aber es verdroß billig, daß die Fürsten, die sie schier mit Freundschaft beehrt hatten, so lange sie lebten, ihre Schätze beschlagnahmten, wenn sie starben, und den Erben nur sehr wenig zukommen ließen. So tat Kaiser Rudolf II. nach dem Tode seines Günstlings Meisel. Die Juden verlegen sich jetzt mehr als früher auf den Handel. Sie werden die Warenhändler, als die sie noch heute das Dorf kennt, die Einkäufer von Häuten und Fellen, die Vermittler der Geschäfte unter den Bauern, die „Schmußer", wie sie damals heißen.

Der Jude hat eine große Eignung zu allen Vermittelunggeschäften. Er besitzt jene Eigenschaften, die Hariris Abu Seid von Serug seinem Sohne anpreist: „Das Hauptstück der Kunst ist Regsamkeit — und Bewegsamkeit, — und ihre Hilfsmittel sind Durchtriebenheit — und Abgeriebenheit, — behende Schmächtigkeit ohne Feistigkeit, — kurze Bedächtigkeit und große Dreistigkeit, — dann ein quecksilbernes Gehirne — und eine eherne Stirne." Die Hemmungen, die der nordische Mensch hat, fehlen bei ihm. Sein Hochmut in bezug auf seine Rasse ist mit dem Augenschein kriechender Demütigkeit gepaart, was den Juden vor allem verächtlich gemacht hat. Der Vergleich mit dem Zigeuner drängt sich da auf. Wer die Zigeuner näher kennt — ich darf mich dazu zählen —, wird diese Art bei ihnen noch in erhöhtem Maße gefunden haben: so rückständig der Zigeuner in jeder Hinsicht ist, er bedünkt sich die Krone der Schöpfung. Auch die Schlauheit des Zigeuners ist groß, aber ihr fehlt das höhere Ziel; sie erschöpft sich in Kleinigkeiten. Nur selten gelangt der Zigeuner zu Reichtum, der Jude überaus oft. In der Tat haben die Juden viel Drawidablut aus der Vorbevölkerung aufgenommen (Kap. 5), und wenn man die begabtesten Zigeuner, die der ungarischen „Zigeunerkapellen", daraufhin ansieht, ist man oft im Zweifel, ob es dunkle Juden oder Zigeuner seien; sehr oft ist der „Primasch" wirklich Jude, nicht Zigeuner. Die tiefere Mischrassigkeit befähigt die Juden in so auffälliger Zahl zu diesen Vermittlerberufen. Sie waren darin seit dem späteren Altertum schon immer tätig gewesen, die Zeiten der Religionwirren eröffneten ihnen ein so günstiges Feld, daß sie da ihre Begabung voll zur Entfaltung brachten und fortan die ganze Kulturtätigkeit der Juden —

der deutschen Juden, die seit damals die Führung haben — deutlich diese Färbung trägt.

Diese Anlage brachte den Juden ihre großen Erfolge als Handelsleute. Sie banden sich nicht an die bis dahin übliche Geschäftmoral. Diese war, obwohl längst nicht mehr alle ihre Träger rein nordische Menschen waren, doch von dem rein nordischen Geiste der stets hochgehaltenen Vordern bestimmt. Man erwarb seinen Kundenkreis allein durch die Güte seiner Ware. Es gab keine anderen Wettbewerbmittel. Nichts verstieß so sehr gegen die hierin festgelegte Art als die Art der Juden, die Ware zur Anlockung der Kunden in Schaufenster zu legen, wohl gar auf der Gasse die Vorübergehenden anzuhalten, in den Laden zu lotsen und ihnen da einen Gegenstand aufzuschwatzen, den sie gar nicht kaufen wollten. Das wird gern als morgenländische Weise bezeichnet. Es ist aber doch nur die Weise der in ihrer Geschäftmoral schon „europäisierten" morgenländischen Städte, nicht des echten morgenländischen Geschäftmannes. Der nimmt seine 10 v. H., die ihm der Koran zu nehmen gestattet, und kennt sonst kein Anpreisen, kein Feilschen. So fand ich den muslimischen Geschäftmann im Inneren Albaniens, wo er noch nicht verderbt ist. Die Reklame im Sinne unseres heutigen Geschäftbetriebes erscheint dem rein nordischen Menschen als etwas würdeloses, er verschmäht sie selbst und läßt sich davon auch nicht beeinflussen, eher sogar abstoßen. Aus dem ganzen großen Werke von Werner Sombart „Die Juden und das Wirtschaftsleben" (Leipzig 1911) ergibt sich als die einzige Neuerung, die die Juden in das nordeuropäische Wirtschaftleben brachten, der „unlautere Wettbewerb" durch Reklame, durch Unterbieten der anderen und alle die zahlreichen Tricke eines geriebenen Geschäftmannes.

In welcher Weise sich die Nichtjuden jener Zeit gegen alle einschlägigen Mittel und Mittelchen wendeten, ersieht man aus Sombarts Buch, dem ich etliches entnehme:

In der „Mayntzischen Policey Ordnung" (abgedruckt in der „Allgemeinen Schatzkammer der Kaufmannschaft" 1741) heißt es: „daß niemand den andern vom Kauf abtreiben oder mit höherem Bieten demselben die Ware verteuern soll, bei Verlust der gekauften Ware; niemand soll sich in des andern Handel eindringen oder seinen eigenen so stark führen, daß andere Bürger darüber zu grunde gehn."

Die sächsischen Kramer-Ordnungen von 1672, 1682, 1692 bestimmen: „Soll kein Kramer dem andern seine Kaufleute (Kunden) von seinen Buden oder Kramladen abrufen noch mit Winken oder andern Geberden und Zeichen vom Kauf abhalten, (noch) weniger die Kaufleute vor eines andern Buden oder Gewölben mahnen, ob sie ihm gleich mit Schulden verhaftet sind."

Noch während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gilt es selbst in London als unschicklich, wenn ein Kaufmann seinen Laden prächtig ausstattet und durch geschmackvolle oder sonstwie reizvolle Auslagen Käufer anzulocken trachtet. Zu den unerlaubten Dingen gehört auch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die Geschäftanzeige, zumal in der Form der Anpreisung. Das Unterbieten galt in jeder Gestalt als unschicklich: „Seinem Nebenbürger zu Schaden zu verkaufen und allzu sehr zu schleudern, bringt keinen Segen." Gegen diese Wirtschaftordnung und Wirtschaftgesinnung sehn wir die Juden auf Schritt und Tritt verstoßen. Denn daß den Klagen der christlichen Geschäftleute, die uns als die wichtigste Quelle dienen, greifbare Tatsachen zugrunde liegen, ergibt sich nicht nur aus der Übereinstimmung aller Zeugnisse, sondern auch aus der Art und Weise, wie die Klagen vergegenständlicht sind. Das spezifisch Jüdische hieran äußert sich vor allem darin, daß es sich bei den Verstößen der Juden gegen Recht und Sitte gar nicht um die vereinzelte Unmoral eines einzelnen Sünders handelt, sondern daß diese Verstöße der Ausfluß der für die Juden gültigen allgemeinen Geschäftmoral waren. Wir müssen aus der allgemeinen und fortgesetzten Übung bestimmter Gebräuche den Schluß ziehen, daß die Juden jene ordnungwidrige Handlungweise gar nicht unsittlich und somit unerlaubt fanden, sondern bei ihrem Tun das Bewußtsein hatten, die richtige Moral, das „richtige Recht" gegenüber einer unsinnigen Recht- und Sittenordnung zu vertreten. (Nach Sombart.)

Werner Sombart nennt den Juden den „reineren Geschäftmann, den, der in Geschäften Nur-Geschäftmann ist, der im Geiste echt kapitalistischer Wirtschaft allen naturalen Zwecken gegenüber den Primat des Erwerbszweckes anerkennt" und weist darauf hin, das Glückel von Hameln (um 1700), deren bescheidene Lebensberichte er etwas zu lobpreisend mit den Briefen der Frau Rat vergleicht, auf 313 Seiten an 609 Stellen von Geld, Reichtum, Erwerb und damit zusammenhängenden Dingen spricht. In Wirklichkeit ist das nur der Ausdruck der Rassenart des Juden, und darum eben beschränkt sich die Vermittlertätigkeit und der für den Begriff des nordischen Menschen „unlautere" Wettbewerb nicht auf das Kaufmännische, sondern erstreckt sich auch auf das Geistige, und selbst berühmte Ärzte, berühmte Dichter und Gelehrte jüdischer Herkunft sind auffällig oft nicht frei davon. Dies überwand Spinoza in sich, und darum zeichnete ich ihn als Überwinder auch des Judentums. Er war sicherlich nicht der einzige. Aber dadurch, daß, wie ich ausführte (Kap. 16), beim jüdischen

Volke eine ungemein weitgehende Durchdringung des Blutes aller stattfand, hat auch der geistige und leibliche Entmischling unter den Juden viel eher einen Einschlag des dem reiner Nordischen fremden Händlerwesens als der aus der nichtjüdischen Bevölkerung hervorgegangene, die ihrerseit durchaus nicht als davon frei dargestellt werden soll: denn nur dadurch, daß er auf Verwandtes rechnete, erzielte der Jude seine außerordentlichen Erfolge mit zumeist höchst minderwertiger Ware.

Dies waren die Voraussetzungen dafür, daß die Juden während der Wirren der Religionkriege so rasch aus der allgemeinen Verelendung aufstiegen, wenn auch zunächst nur zu Reichtum und erst ganz allmählich zu europäischer Gesittung. Sie bewahrten ihren engen Zusammenschluß, sie bildeten mehr noch als vorher eine große Genossenschaft und eigneten sich eben darum zur Ausführung mancher Aufträge. So berichten dem Sohne des Winterkönigs seine Räte, er möge sein Geld in den schlimmen Zeiten den Juden in Frankfurt anvertrauen; dort sei es so sicher wie bei Gott im Himmel. Der kurpfälzische Salzmonopolpächter Moses Lämle wird 1703 nach Wien geschickt, um 400000 Gulden Hilfgelder sicher an den Rhein zu bringen. Die Juden übernehmen Heereslieferungen, vermitteln Anleihen von den jüdischen Banken in Holland, die eben besonders blühten, bringen wohl selbst das Geld auf. Ihre Beziehungen umfaßten die ganze damalige „Welt".

Während des 30 jährigen Krieges erfolgte der Aufstieg zahlreicher einzelner Juden als „Hofjuden". Der Leibjude des polnischen Schlachzizen aus dem Jargon in die Schriftsprache, hier und da sogar ins Französische übersetzt; denn schon befleißigte man sich, die Modesprache zu lernen. Große Achtung fanden diese reichen Emporkömmlinge zunächst so wenig wie solche aus nichtjüdischem Stamme. Sie machten sich auch zumeist nur unvorteilhaft bemerkbar, erregten Anstoß dadurch, daß sie sich in den Bädern, die sie eifrig besuchten, vordrängten, daß sie sich wie der Adel kleideten, Degen trugen und den Titel „Herr" beanspruchten, der nur dem Adel und den Doktoren zukam. Aber sie wußten sich unentbehrlich und pochten darauf. Sie beschafften dem Fürsten nicht nur Anleihen, sondern besorgten alle möglichen Ein- und Verkäufe, namentlich die von Raritäten, die damals eine Liebhaberei waren, wurden aber auch in allerlei dunkeln Angelegenheiten verwendet, die man den adeligen Hofbeamten oder den Staatsbeamten nicht übertragen konnte, wirkten selbst bei Ehestiftungen in fürstlichen Häusern mit, und der damals übliche Ämterkauf geschah

vielfach durch ihre Vermittlung. Eine eigentliche Besoldung erhielten sie nicht, aber sie hatten von ihrer Stellung zu dem Fürsten Vorteile genug: die einträglichsten Zölle, hier und da sogar der Leibzoll der Juden, die wichtigsten Monopole gingen an sie über, und bei den Lieferungen, bei der Erwerbung von beschlagnahmtem Gut waren sie immer am ersten zur Hand. *Die Gesamtheit der Juden hatte ihren Nutzen von diesem Aufstieg der Einzelnen.* Trotz aller Eifersucht gegen ihre eigenen Glaubensgenossen mußten die Hofjuden viele von ihnen heranziehen; sie fühlten sich trotz der fürstlichen Gunst in den Städten so vereinzelt, so gehemmt in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse (wo sie doch ihren religiösen Vorschriften treu bleiben wollten), daß sie eine Menge jüdischer Diener und Hilfkräfte für Haus und Geschäft anstellen mußten. Schon um das Gebet in gebotener Weise zu verrichten, sind zum wenigsten zehn Teilnehmer (Minje) nötig; dies verlangte ein jüdischer Günstling stets als erstes von seinem Gönner, und damit war unversehen eine kleine jüdische Gemeinde beisammen, die dann rasch anwuchs, da nicht wenige der Diener sich zur Selbständigkeit emporarbeiteten. Auch in dieser Hinsicht waren die Juden vor dem Hauptteil der Bevölkerung bevorzugt; denn der war an die Scholle gebunden, die Juden hatten bis auf seltene Ausnahmen volle Freizügigkeit.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam eine neue Wirtschaftrichtung auf: der sogenannte *Merkantilismus*. Das Wort des Holländers Usselinx an Gustav Adolf ist kennzeichnend: der sei der größte Edelmann, der das meiste Geld in den gewerblichen und Handelunternehmen habe. Allenthalben entstanden jetzt mit fürstlichen Vergünstigungen geschaffene Fabriken, Druckereien, Glashütten, Eisenwerke, Spinnereien, Webereien. Und nachdem der Goldmacher Bötticher bei seinen Versuchen das Porzellan erfunden hatte (1709), werden auch Porzellanfabriken gegründet, wo sich eine geeignete Erde vorfindet[1]. Das war nun das rechte Betätigungfeld für den geldkräftigen, freizügigen, schon mit den Fürsten in Beziehung stehenden Juden. Es war ihm bei

[1] Friedrich der Große zog (1769) die Juden zum Vertrieb seines Porzellans in der Weise heran, daß jeder Jude, der eine Ehe einging, ein Haus kaufte oder ähnliche Verträge schloß, aus der königlichen Fabrik Porzellan (bis zu 300 Talern) beziehen und dann im Auslande absetzen mußte. Von jüdischer Seite wird behauptet, diese aufgezwungene Förderung der vaterländischen Industrie habe den Juden in dem Zeitraume von nur acht Jahren (1779—1787) Verluste im Betrag von 100000 Talern gebracht; 1788 befreiten sich die jüdischen Gemeinden durch eine einmalige Abfindung. Das Berliner Porzellan war damals unter der Benennung Judenporzellan bekannt.

seiner Beweglichkeit und Betriebsamkeit leicht, dem christlichen Bewerber den Rank abzulaufen; zahlreiche Unternehmungen der bezeichneten Art kommen jetzt an die Juden, zumeist als Pachtung, oft auch als Besitz. Ja, die Meinung wird ausgesprochen: die Juden brächten jedem Orte, wohin sie kämen, Gedeihen und Wohlstand[1].

Der Anschein sprach dafür. Dadurch aber, daß der Jude nie seßhaft wurde, sondern immer auf dem Sprung blieb, der Lockung nach einem noch günstigeren Orte zu folgen, daß er beim Fehlschlag wohl sein Schiffchen ins Trockene zu bringen wußte, die anderen Beteiligten aber um das Ihre kamen, daß gar manche Unternehmer ihr fürstliches Privilegium zur Einfuhr von ausländischen Wettbewerbwaren mißbrauchten, erwiesen sich die hohen Erwartungen in vielen Fällen als trügerisch. Die Bürgerschaft hatte mit ihren Feindsäligkeiten gegen die Verleihung von Großbetrieben an Juden nicht so unrecht; sie sah eine schwere Schädigung des christlichen Handels voraus. Und seit jener Zeit ist in der Tat der jüdische Bankerottierer eine stehende Figur. Nicht nur, daß zahlreiche jüdische Unternehmer durch ihren allzu üppigen geschäftlichen Wagemut die schon erzielten Gewinne wieder verloren, nicht wenige auch betrachteten den Bankerott als vorteilhaftes Geschäft; während der christliche Geschäftmann in dem Zusammenbruch seines Hauses eine Schande sah, die er oft nicht überleben wollte, ging der Jude mit der längst in Sicherheit gebrachten Beute als untadelhafter Ehrenmann nach seinem Gefühl und nach dem seiner Volksgenossen an einen anderen Ort und begann etwas Neues. Der zahlenmäßige Anteil der Juden an den Unternehmungen der merkantilistischen Zeit war wohl groß, ihre wirkliche Bedeutung für das damalige Wirtschaftleben gering.

Die Verhältnisse der städtischen Juden waren behaglich. Mit Befriedigung stellt die kluge Glückel von Hameln fest, daß die wohlhabenden Juden besser lebten als selbst reiche Christen. Es wird vermerkt, daß jüdische Buchhalter vornehmer auftreten könnten als Universitätprofessoren, daß ein jüdischer Hoflieferant solchen auf ihren Gruß nicht dankte, daß sich Hofjuden selbst ganz kleiner Duodezfürsten Kutschen hielten, daß man nirgend so viel kostbares indisches Porzellan anträfe wie in den jüdischen Häusern, und vieles ähnliche. Die gebildete Bürgerschaft kam

[1] Vgl. zu den vorstehenden Ausführungen die reichhaltige, klar abwägende Abhandlung „Zur Judenpolitik des fürstlichen Absolutismus im 17. und 18. Jahrhundert“ von Felix Priebatsch in den „Forschungen und Versuchen zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit“, Jena 1915.

den Juden jetzt durchweg mit Achtung entgegen, besuchte gerne ihre Festlichkeiten, insbesondere die Hochzeiten, und das ging so weit, daß die Hochzeit eines Dessauer Hofjuden im fürstlichen Schlosse abgehalten wurde. Glückel von Hameln erzählt, wie bei einer solchen Hochzeit ihr hübscher Junge „von all dem Adel, der zu Gast war, schier aufgefressen worden wäre". Man besuchte die Synagoge und hörte in Andacht dem Psalmensang zu.

Dazu standen den begabten Jünglingen eine Reihe von Hochschulen auch in Deutschland offen — Padua und die holländischen Universitäten hatten sich ihnen nie verschlossen gehabt —, und sie studierten da namentlich Medizin, manchmal auch Philosophie. Denn zur Ausübung des Rechtberufes für die christliche Bevölkerung verlangte man annoch christliches Bekenntnis — die Juden hatten ihren eigenen Gerichtstand — und ebenso für den geistlichen Beruf. So war den Juden von den Berufen, die für sie naturgemäß in Betracht kamen, nur der Offizierstand verschlossen. Der war damals noch dem Adel vorbehalten; nur selten fanden Söhne aus den oberen Bürgerkreisen darin Aufnahme. Die reichen Juden trugen zwar den Degen, aber die Allgemeinheit der Juden zeigte keine Neigung zum Kriegsdienst. Mehrfach sollten auch sie wie die übrige Bevölkerung dazu herangezogen werden, aber sie lösten ihre Pflicht gewöhnlich ab, wenngleich vereinzelte Juden Soldaten in den Heeren jener Zeit waren, ein Jude sogar als Stadtknecht in Hildesheim erscheint. Jedenfalls haben die Juden jener Zeit keine Beeinträchtigung ihrer Menschenwürde darin gesehen, daß man sie nicht auch zu Offizieren machte, wo sie etwa Geld und Lust dazu hatten. Wollten sie es doch werden, so mußten sie sich taufen lassen; dann stand ihnen auch diese Laufbahn offen.

Daß natürlich nicht *alle* Juden zu Reichtum gelangten, ist wahr. Aber dies kann nur die übertriebene Selbsteinschätzung fordern, wonach der Jude Königsohn ist, der Nichtjude ihm zu dienen verflichtet ist und völlig ausgerottet werden soll, wenn er ihm nicht dient (Rabbi Lipman in dem berüchtigten „Nizzachon", 1410). Die *Juden auf dem Lande* brachten sich bescheidener fort. Sie trieben Kleinhandel, vermittelten Geschäfte. Gewiß beneideten sie die reichen vornehmen Stadtjuden, aber auch sie hatten jederzeit die Möglichkeit, in die Stadt zu kommen und ebensolche Reichtümer zu erwerben. Nur in einzelnen Reichsstädten, so zumal in *Frankfurt* a. M., blieb man den *Juden gegenüber abweisend*. Zwar nach dem großen Brande der Judengasse im Jahre 1711 nahm man, wie erwähnt, die Obdachlosen bereitwillig auf und beherbergte

sie, bis ihre Häuser neu gebaut waren, man besuchte auch hier ihre Festlichkeiten, half beim Löschen mit, wenn ein Brand bei ihnen ausbrach, wie noch Goethe aus seiner Kindheit erzählt. Die Stadtväter, Kaufherren und Bankleute jedoch hielten sie von ihrer Gesellschaft fern. Daß sie gelegentlich Spott erfuhren, teilten sie mit allen, die sich durch ihre auffällige Erscheinung bemerkbar machten. Und dafür genügte in jener Zeit der Bartlosigkeit schon der „Judenbart", den sie in der Mehrzahl ihren eigenen Gesetzen gemäß trugen. Börne schildert die Verhältnisse im Frankfurter Judenviertel mit unbilliger Bitterkeit:

Ehemals wohnten sie (die Juden) in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde... Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem fünfundzwanzigsten Jahre durften sie nicht heiraten, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um sechs Uhr abends zum Tore hinausgehen, daß die allzugroße Sommerhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge innerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nötigte sie, ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirtschaft zu wecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: „Mach Mores, Jud!" — so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten.

Diese Schilderung läßt außer acht, daß die Juden nur als Masse von jenen Bestimmungen betroffen wurden, jeder Jude aber, der durch seinen Beruf in bürgerlichen Verhältnissen lebte, davon ausgenommen war, daß die Stadtverwesung aber sehr wohl das Recht hatte, Leuten, deren Unsauberkeit sprichwörtlich war und (wieder in bezug auf die Masse) noch heute sprichwörtlich ist, an den Festtagen der übrigen Bevölkerung das Betreten der Stadtteile, wo diese sich erging, zu untersagen, ganz so wie die Militärverwesung während des Weltkrieges in Hermannstadt (und wohl auch an anderen Orten) Soldaten des Mannschaftstandes, die hier meist Rumänen und Zigeuner von ebenfalls sprichwörtlicher Unsauberkeit waren, das Betreten der Heltauergasse und der Bretterpromenade untersagte. Börne läßt auch außer acht, daß die Juden ein fremder Bestandteil der Bevölkerung waren, sich als solcher fühlten und darum auch abgelehnt hatten, und dies insbesondere in Frankfurt selbst, für die Obrigkeit und für die Siege der deutschen Waffen in ihrer „Schule" Gebete zu halten. Man trifft auf Schilderungen wie die Börnes immer wieder, vergißt dabei aber, daß zu jener Zeit, als die Juden noch einigen und nicht erheblichen Beschränkungen unterstanden, der Großteil der Deutschen an die Scholle gebunden und hörig war, und mögen immerhin diese unfreien

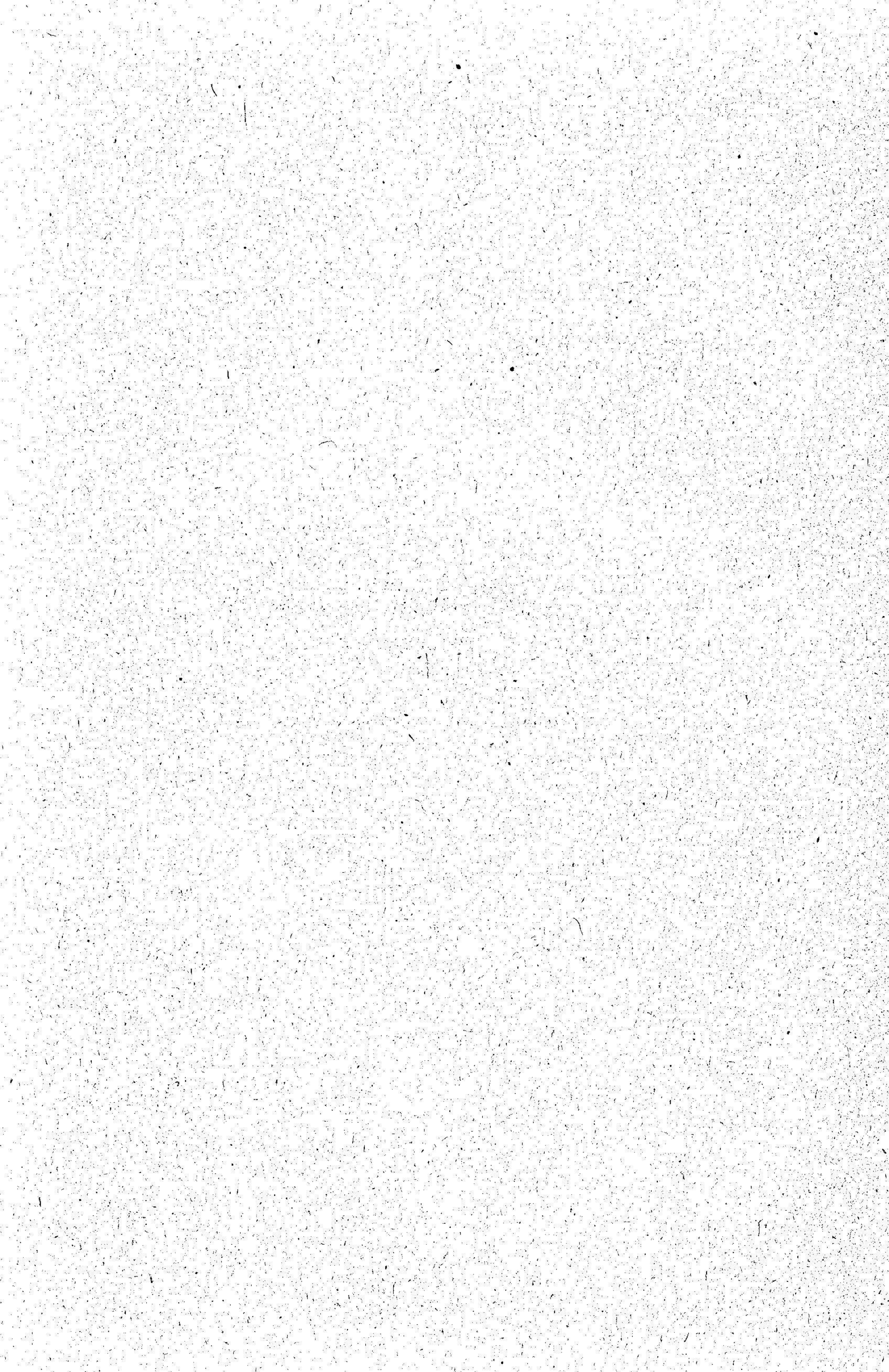
Deutschen nicht besonders hochrassig gewesen sein, so tief unter der Masse der Juden standen sie rassisch gewiß nicht, daß ihnen gegenüber die Stellung der Juden nicht auch in der Gettozeit als eine außerordentlich günstige, bevorzugte gelten muß.

Im Gegensatz zu der allgemein gewordenen Meinung, die Juden seien im Mittelalter und in der Zeit bis 1800 ein unterdrücktes, durch grausame Gesetze auf das Geldgeschäft und den Handel beschränktes, in Verachtung gestoßenes Volk gewesen, sieht man ihnen immer wieder die Möglichkeit zum Aufstieg in die europäische Gesittung geboten und sieht sie auch wirklich überall dort, wo man sie behielt, in leidlichen Verhältnissen, jedenfalls erheblich reicher als die übrige nichtadelige Bevölkerung des Landes im Durchschnitt.

Es wurde von Juden gesagt, sie hätten deshalb so häufig flache Nägel, weil die andern Menschen ihnen stets auf den Händen herumgetreten seien. Der Anthropologe wird darauf sagen, die flachen Nägel rührten von der Beimischung dunkeln Blutes her. Und so ist in der Tat alles, was die Juden als Gesamtheit in der beregten Zeit Unangenehmes erfuhren, daraus zu erklären, daß sie die Eigenschaften der tiefer Mischrassigen hatten und diese Eigenschaften von den reiner nordischen Herren abgelehnt wurden.

Dritter Teil

Der Aufstieg der Juden zur Weltmacht



30. Aufklärung

Die deutschen Bildnisse der Reformationzeit und noch die aus der Zeit des 30jährigen Krieges zeigen zumeist verkniffene Gesichter und sonstige Merkmale stärkerer Mischrassigkeit. Selbst die Idealbilder, die Madonnen, Christusse, Engel und Heiligen, die Helden und Heldinnen der Bibel und der Geschichte, haben kaum je den reinen nordischen Typus, nicht einmal bei Dürer, der doch wohl fähig war, Schönheit zu malen. Gar erst die Holzschnitte und Kupferstiche, die das tägliche Leben darstellen, beweisen uns, daß die Häßlichkeit überwog. Ganze Klassen wie die Bauern und Handwerker haben Satyrngesichter, die höheren Stände, selbst die damaligen Genies, nur um weniges edlere. Einzig Moritz von Sachsen, allerdings der bedeutendste politische Kopf jener Zeit, war ein schöner Mann mit vollem blondem Barte, und schöne blonde Menschen auch die großen Künstler, wie Albrecht Dürer und die beiden Holbein. (Dürer allerdings war von Vaterseite nicht Deutscher aus Deutschland, sondern Wikingernachkomme: Deutscher aus Ungarn.) Man gebe nicht etwa dem Unvermögen der Künstler die Schuld. Nicht wenige beherrschten ihre Kunstübung schier restlos. Aber aus Friedrich dem Großmütigen, diesem verfetteten schwarzhaarigen Kaulkopf, konnte selbst Tizians Pinsel keinen wahrhaften Fürsten machen. Vor den Bildern dieser Zeit im Germanischen Museum in Nürnberg sagte mir ein katholischer Kunstgelehrter, der selbst brünett war: schon an den Gesichtern der Reformatoren und ihrer Fürsten erkenne man die Verworfenheit ihres Unterfangens. Der strenge Beurteiler übersah, daß die Gegenpartei in Deutschland auch nur von solchen Mischlingen, und von noch übleren sogar, vertreten ward. Es war eben damals eine so tiefe Durchmischung des deutschen Volkes mit dem dunkeln Blut der Vorbevölkerung eingetreten, daß sich dies auch schon in den nach Geburt und Begabung höchsten Ständen geltend machte. (Anders in den „romanischen" Ländern; da war durch die strenge Scheidung der wenigen germanischen Herren von dem unterworfenen Volke in den oberen Ständen die Blondheit noch vorherrschend und bei dunklerer Farbe doch wenigstens die germanische Ge-

sichtbildung erhalten geblieben. Kein Wunder, daß es dort noch in ununterbrochener Folge glänzende Dichter, Gelehrte, Künstler, ja sogar Staatsmänner gab.)

Betrachtet man ohne Übergang die deutschen Bildnisse aus der Zeit um 1750, so findet man unter den bedeutenden Persönlichkeiten fast nur schöne, edle Blondlinge: Johann Sebastian Bach, Friedrich der Große, Klopstock, Lessing, Wieland, Kant. Von nicht so überragenden nenne ich Maria Theresia, Katharina II., Joseph II., Gluck, Gellert, Ewald v. Kleist, Winckelmann, Christian Wolff, dessen Philosophie bis zu Kant die herrschende war, Gideon v. Laudon, den einzigen Friedrich II. ebenbürtigen Feldherrn. Die Fürsten und die Hochadeligen sind jetzt selbst in Sachsen und Bayern blond, und auch die zahllosen Bildnisse aus den breiteren Bürgerkreisen zeigen fast durchweg reine, liebenswürdige Züge, zum Hauptteil helle Augen und auch lichtes Haar. Gar das Schönheitideal ist das rein blonde. Damals setzte sich auch die Meinung fest, wogegen sich der selbst mischrassige Arndt wendet: daß das Genie immer aus den blauesten Augen in die Welt sehe. Es hat somit zwischen 1500 und 1700 eine Entmischung stattgefunden, eine buchstäbliche Aufklärung. In der Rassebewegung war nach der tiefen Ebbe wieder eine Flutwelle bemerkbar, die allerdings ihren Höchstpunkt erst mehr als ein weiteres Jahrhundert später erreichen sollte: unter den feingesichtigen, großgewachsenen Blondlingen Wilhelm von Preußen, Bismarck und Moltke. Zwischen den Staatsmännern Friedrich II. und Bismarck steht der blonde Metternich, der noch einmal für nahezu fünfzig Jahre dem Habsburgerreich die Vormacht sichert, während im Norden Brandenburg-Preußen seinen Anstieg fortsetzt.

Jene Entmischung war selbsttätig eingetreten, und kaum waren wieder die oberen Stände ihrer Rasse nach einheitlicher, so zeigte sich das auch schon in der ganzen Gesittung. In den Wirren der Religionkriege — der Krieg um der Religion willen allein schon unnordisch — findet man rein germanisches Wesen immer nur bei Einzelnen und selbst bei diesen sehr oft nicht in allen Handlungen. Rein germanisch ist Albrecht Dürer, ist auch — in Treue und Untreue — Moritz von Sachsen, von den Reformatoren der hochsinnige, freigeistige, tapfere Zwingli, nicht aber der „bäurische" Luther, nicht der kleinliche Melanchthon, obwohl der rotblond von Haar war. Die Reformation war eine Bewegung auf reiner germanische Art hin; diese Bewegung war aber nicht mit dem Tode Luthers abgeschlossen, wie man das jetzt so gerne darstellt, sie war auch nicht auf

die Religion beschränkt, die doch nur einen Teil des Wesens ausdrückt, sondern umfaßte das ganze Leben. Die Namen, die ich nannte: Bach, Friedrich der Große, Klopstock, Lessing, Wieland, Kant, umschreiben den wahren Protestantismus dem Wesen wie der Rasse nach. Dem krausen Wirricht des 16. und 17. Jahrhunderts gegenüber welche Klärung!

In Frankreich, wo die Judenfrage freilich erst in der Umsturzzeit zur Sprache kommt, waren die unteren Schichten von den oberen schärfer getrennt. Nur erhob Ludwig XIV., selbst ein Nachkomme der nichtadeligen und mischrassigen Medici, zahlreiche Bürgerliche in den Adelstand, um den Einfluß des wirklichen Adels zu brechen. Daß dieser neue Adel schon nach drei Geschlechtern sich bis zur fast durchgängigen Blondheit entmischte, erwähnte ich (Kap. 27). Frankreich hatte darum auch während des 16. und 17. Jahrhunderts eine fast ununterbrochen aufsteigende Entwicklung. Die Religionkriege, 1562 mit dem Blutbad von Vassy begonnen, schlossen schon 1598 mit dem Edikt von Nantes. Unter Ludwig XIV., dessen Kriege die genialen Blondlinge Condé, Vauban und Turenne führten, wurde Frankreich die Vormacht Europas. Auf den Gipfel der geistigen Weltstellung führte es Voltaire, der eigentlichste Ausdruck der Aufklärung. Am Beginne des neuen Frankreichs steht Calvin, der klarste, schärfste und willensstärkste der Reformatoren, in einer noch religiös bestimmten Zeit; Voltaire hatte dieselbe Klarheit und Schärfe des Geistes, nur war er umfassender begabt, seine Zeit selbst auch reicher an Belangen. Auch sie beide waren blond[1].

Calvin hatte im Deutschland der Reformation nur wenig Anhänger gefunden, Voltaire zwei Jahrhunderte später in dem „aufgeklärten" Deutschland Friedrichs des Großen die freudige Bewunderung aller Gebildeten. Was Voltaire fehlte, war: Seelentiefe, mit einem nur-deutschen Worte „Gemüt", Ahnung innerer Beziehungen. Bei ihm ist alles diesseitig; das Unbewußte, das Unterbewußte spricht kaum jemals mit. So hoch, wie er über dem Gewühl der Menge stand, war um ihn die ganz dünne Luft der Chimborassohöhe, die, so weit der Blick überhaupt dringt,

[1] Man stellt sich Calvin schwarz vor, aber auf dem einzigen Bild, das ihn in jüngeren Jahren zeigt — im Besitze der Familie Bernouilli — hat er nach der Mitteilung der Besitzer an mich ausgesprochen blonden Bart; das Haar ist von der Kappe verdeckt. Voltaire stellt man sich als häßlichen alten Affen vor; er war aber als Dreißiger ein hübscher schmalgesichtiger Mann, der sein langes blondes Haar in Locken und nur wenig gepudert trug. Sein Name, er hieß bekanntlich Arouet, ist skandinavisch (Arved), wonach er von Vaterseite Normanne war.

alles ganz klar und scharf umrissen zeigt, nichts halb enthüllt und dann mit besonderem Sinne erahnen läßt.

Voltaire war nach seiner geistigen Bedeutung ein unbedingter Gipfel. Was nach ihm kam, konnte nur wieder ein Rückfall in nebelichte Ideologie sein. Die berühmte „Enzyklopädie", die jeder nennt, deren prachtvolle Foliobände aber nur wenige in der Hand gehabt haben, steht zwischen Voltaire und dem Vorkämpfer der neuen Zeit von damals, Jean-Jacques Rousseau, dem Verfechter des Satzes, die „Kultur" sei dem Menschengeschlechte zu keiner Förderung, vielmehr zum Schaden gewesen. Rousseau, der dunkelhaarige Mischling, der aus verworrenen Anfängen durch seine außergewöhnliche Begabung zu Wissen und Ruhm gelangt war, konnte leicht dazu kommen, seinen besonderen Fall zu verallgemeinern, in jedem Menschen, wie auch von Stand und Rasse, die Anlage zum Genie zu sehen, die nur durch die Bosheit der anderen, der „Herren", nicht zur Entfaltung gelangt war. Er selbst zwar verdankte sehr viel der unablässigen Förderung durch vornehme Gönner und Gönnerinnen. Kam ein Blondling aus bescheidenen Umständen zu einer Stellung, wie Rousseau sie einnahm, so wußte er gewöhnlich sehr gut, daß er Ausnahme war, daß die vielen Tausende, aus deren trübem Gewimmel er aufgetaucht war, anderer Art waren als er, darum nie zu seiner Höhe gelangen konnten, gleichwie eine Runkelrübe nicht so hoch wachsen kann wie ein Apfelbaum, und er fühlte sich Bruder mit denen, in deren Gemeinschaft er jetzt lebte: er war kein Emporkömmling, er war nur dorthin gekommen, wo sein wirklicher Platz war. So der Maurersohn Friedrich Hebbel. Rousseau kam nicht aus solcher Tiefe; erst sein Abenteurertum hatte ihn aus den bürgerlichen Verhältnissen in romantische Armut gebracht. Aber der Haß des Mischlings gegen die „Gesellschaft" war auch ihm eingeboren; er steigerte sich bei ihm in den späteren Jahren bis zum Verfolgungwahn.

Der Ruf nach Natur ging damals durch die ganze gebildete Welt. Im 17. Jahrhundert und noch tief ins 18. hinein hatten die Vornehmen gelegentlich Schäfer und Schäferinnen gespielt, in Reifrock und Perücke; es war jetzt nichts anderes, und man trug Perücke und Reifrock auch noch jetzt. Daß unter denen, die das neue, diesmal geistige Schäfertum der Rückkehr zur Natur mitmachten, auch ehrliche, freie Geister gewesen sind, versteht sich von selbst. Gluck suchte in diesem Sinne als Tondichter nach reinerem, tieferem Ausdruck der Empfindung — man denke an seine Vertonung der kennzeichnenden Verse: „J'entends retentir dans mon sein le cri plaintif de la Nature" in der „Iphigénie en Aulide" —;

Bernardin de Saint-Pierre schrieb in diesem Sinne seine Geschichte von Paul und Virginia. Der nordische Mensch — Gluck und Bernardin waren beide blond — ist in seinem tiefsten Wesen immer einfach; der Glanz, womit er in festlicher Stunde, in festlichen Zeitaltern sein Leben umgibt, ist für ihn immer etwas Äußerliches. Selbst von Voltaire weiß man, wie schlicht er in seinem Herzen war, er, der allgefeierte, der zu ansehnlichem Reichtum gelangte. Daraus entsprang dann die Vorliebe für die einfachen Verhältnisse, der Traum vom Paradis gleich neben dem Kuhstall, von der Rückwirkung dieses Paradieses auf die Seele, wonach alle Menschen, die die Luft dieses Paradieses atmeten, reine, „unschuldige“ Menschen sein müßten. Hatte man früher selbst das Kleid der Schäfer und Schäferinnen angezogen — ein recht salontirolisches freilich —, so steckte man jetzt seine empfindsame, empfängliche Seele in die Körper jener wirklichen „Naturmenschen“ und dichtete sich deren Gefühle, Gesinnungen und Gedanken zurecht. Ein Voltaire mußte darüber lächeln. Die Menschen der damaligen neuen Zeit waren über Voltaire schon „hinaus“, hatten ihn „überwunden“.

Den blonden Menschen beseelte diese Stimmung zu allen Zeiten: die Idyllen Theokrits und Vergils, Tassos „Aminta“, Guarinis „Pastor fido“, Sannazaros und Sidneys „Arkadien“; die ersten Kapitel der Genesis sind nicht minder ihr Ausdruck. *Aber in den Zeiten, da der Blonde mit den „dunkeln Mächten“ zu ringen hat, besteht daneben das klare Bewußtsein seiner Andersartigkeit*; er träumt, aber er weiß, daß er träumt. *Dies verwischt sich, wenn er durch einige Zeit die mühsälig genug erkämpfte Ordnung kampflos aufrecht erhalten hat.* Jede Erkenntnis will selbst errungen sein; die der Eltern nützt den Kindern wenig, den Enkeln gar nichts. In den Wirren der Religionkriege war ein gewisser Aufstieg der Begabtesten, geistig und rassisch Hellsten erfolgt; deren Nachkommen bildeten die herrschende — die die Ordnung aufrecht erhaltende — Oberschichte in der Zeit des sogenannten *Absolutismus*. Dieser Absolutismus hatte nicht mehr zu ringen. Es war eine ziemlich reine Scheidung zwischen den verschieden Gearteten eingetreten. Die zum Hauptteil blonden „Herren“ wirkten als Gesamtheit ganz nach ihrem Wesen: überall das väterliche Wohlwollen gegen die „Untertanen“, die Förderung aller gemeinen Angelegenheiten, der Schutz jedes Einzelnen vor irgendwelchen Übergriffen. Gerade damals gab es Richter in Berlin.

Die *Ordnung*, die jedem Bevölkerungteile seine natürlichen Grenzen

zuwies, ohne darum den begabten Einzelnen darin festzuhalten, gab den Anschein der völligen Gesichertheit. Das Bewußtsein schwand, daß „dunkle Mächte" noch immer da waren und sofort hervortreten mußten, wenn man ihnen Gelegenheit gab, sich geltend zu machen. Man stand wieder am Anfange, war wieder bereit, mit seinem blauäugigen Vertrauen in allem, was menschähnliche Gesichter hatte, den Menschen im Sinne seines eigenen Geistes zu sehen: alle Menschen sind gut von Natur, alle können alles werden. Es bedarf nichts anderes, als allen die Möglichkeit zur Entfaltung der angeborenen Anlagen (die ja alle gut waren) zu bieten: das erträumte Paradies mußte sich dann verwirklichen, die ganze Menschheit (humanitas) mußte glücklich werden. Ja, wessen Schuld war es, daß sie nicht schon glücklich war? Nostra culpa, nostra maxima culpa!

In ihrem Traum von Menschheitbeglückung dachten die Beglücker gar nicht daran, ob jene, die durch sie beglückt werden sollten, auch selbst danach verlangten. Erst hatten die blonden Träumer in dem Menschen der unteren Stände den glücklicheren gesehn, den glücklicheren und auch „besseren". „Wir Wilden sind doch bessere Menschen", ließ Seume seinen von Europas Kultur noch unbeleckten Huronen sagen —, nun aber sahen sie, daß jener doch noch auf „niederer Bildungstufe" stand, und meinten, sie würden ihn auf eine „höhere Stufe" heben, wenn sie ihn der Segnungen ihrer Kultur teilhaft machten. Die Missionare zogen mit Bibeln und Leinenhosen in die schwarzen Weltteile. Die ganze Kindhaftigkeit des Blonden offenbarte sich wieder einmal. Der Gedanke, daß alles Ergebnis des Ringens verschiedener Kräfte ist, daß jede Kraft sich von selbst durchsetzen mußte, wenn sie danach war, entglitt ihm sofort wieder, wenn er nicht mehr im leibhaftigen Kampfe stand; er selbst bot einen Teil seiner Kraft dem eingeborenen Feinde, um ihn zum Mitstreber nach dem gemeinen Glück der ganzen Menschheit zu machen, und war dann zumeist recht betroffen, wenn jener ihm mit eben den Waffen, die er selbst ihm gegeben hatte, als offener Feind entgegentrat. Der unentwegte Ideologe ließ sich das wenig anfechten, er trat zum Feinde über, in dessen Reihen er nun eine ziemlich wunderliche Figur machte. Andere entschlossen sich, das Ringen, das die Geschichte schon so viele Male gesehen hatte, noch einmal aufzunehmen.

In dieser Zeit wurde bei den Literaten — wieder einmal — der Jude das Gleichbild für den Unterdrückten, der er freilich gar nicht war. Aber seine Sonderartigkeit ließ ihn sehr geeignet erscheinen, an ihm den

Humanitätgedanken darzustellen, und gar mancher darum nahm ihn zum Vorwurf, der mit lebendigen Juden nur sehr wenig oder gar nichts zu tun gehabt hatte. So hatte der blonde Montesquieu, der sich noch seiner germanischen Herkunft offen rühmte, einen Perser Briefe über die Verkehrtheiten der Europäer schreiben lassen („Lettres persanes", 1721); der Marquis d'Argens schrieb „Lettres juives" (1783) und ließ diesen „Lettres chinoises" (1739) folgen. Er kannte weder Juden noch Chinesen. Worum es sich in diesen Briefen handelt, ersehe man aus der Probe, die ich der deutschen Ausgabe von 1763—1765 entnehme; diese hat dadurch, daß der Verfasser, damals Kammerherr Friedrichs des Großen, sie mit Verbesserungen und Ergänzungen versah, den Wert einer Urschrift.

Was denkst du, mein lieber Isaak, von der Verwirrung und Unordnung, die in den Gebräuchen und Sitten der Nazaräer herrscht? Sie rühmen täglich die Schönheit und Regelmäßigkeit ihrer Moral und halten den Ehebruch für eine Galanterie. Welch ein Unterschied ist zwischen der Unschuld Israels und den Ausschweifungen der Ungläubigen! Unsere Weiber setzen ihre größte Ehre darein, niemanden als ihre Männer zu lieben; von ihrer Zärtlichkeit erwarten sie jene Lampe, die von einem Ende der Welt zum anderen leuchten soll; und wenn manchmal Menschlichkeit und Schwachheit den Sieg über Tugend und Vernunft erhalten, so machen sie die Hälfte ihres Lasters durch die Mühe gut, die sie sich geben, es vor den Augen der Welt zu verbergen ... Ich hätte lieber des süßen Vaternamens beraubt sein, als eine Nazaräerin heiraten wollen. Du kennst den Wert der jüdischen Weiber besser als ein anderer und besitzest in deiner Sara die allervollkommenste Person; sie ist mit nichts als ihrer Wirtschaft beschäftigt. Wenn sie dein Hauswesen besorgt, den Bedienten selbst geholfen hat, deinen Tisch zu decken, und dir den Kaffee und deinen Sorbet mit eigenen Händen gereicht hat, so lehrt sie ihre Kinder die Anfanggründe unseres heiligen Gesetzes; dies ist ihr Vergnügen und ihre Erholungzeit. (Erster Brief.)

Der Marquis d'Argens wollte nur seinen Zeitgenossen unangenehme „Wahrheiten" unter der Mumme seiner briefschreibenden Juden sagen und stattete diese darum mit seinem eigenen freien Geiste aus, wenn auch vielleicht nicht ohne den Gedanken, unter den Juden gäbe es tatsächlich solche Doppelgänger seiner selbst; nicht anders hatte Boccaccio in seinen boshaften Fabeln gegen die Kirche Juden als seine Dolmetsche auftreten lassen. Spätere Schriftsteller beabsichtigten schon deutlich, den Juden als den Unterdrückten, als den besseren Menschen darzustellen, um das „Vorurteil" gegen die Allgemeinheit durch das Beispiel des Einzelnen zu brechen. So ließ Gellert in dem Roman „Leben der schwedischen Gräfin ***" (1747/48) den in Sibirien gefangenen Grafen S. einen polnischen Juden vom Erfrieren retten und dann selbst durch seine Hilfe befreit werden. „Dieser Mann ist mir auf die edelste Art dankbar gewesen und hat mir bewiesen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen gibt, das sie

am wenigsten zu haben scheint," schreibt der Graf. Nach seiner Heimkehr sieht er ihn bei sich zu Gast, bewirtet ihn und nimmt von ihm mit den Seinen „als von einem Vater" Abschied.

„Ach, Herr Graf," fing er endlich ganz furchtsam an, „Sie haben mich für meine Dienste reichlich belohnt: aber ich bin gegen Sie noch nicht dankbar genug gewesen, daß Sie mir das Leben mit Ihrer eigenen Gefahr erhalten haben. Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Kapital von zehntausend Talern zu heben. Erlauben Sie mir die Freude, daß ich's Ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen Sie den Schein von mir an." Wir versicherten ihn, daß unsere Umstände so beschaffen wären, daß wir nicht Ursache hätten, ihm einen Teil von seinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte sich, daß wir seine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er ging darauf zu unserer Tochter und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, was ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich und eilte alsdann, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen.

Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewalttätigkeit noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführung nötigten, unsere Religion zu hassen.

Gellert kannte an Juden nur die Leipziger Messebesucher, denn ansässige Juden gab es in Sachsen erst seit kurzem (1746) und nur etliche Familien in Dresden und Leipzig, und auch jene kannte er wohl nur vom Sehen, denn immer wieder zeigt er sich der einfachsten jüdischen Gebräuche unkundig (er läßt den Juden beim Grafen essen, läßt ihn beim Beten knieen und ähnliches) und bildet somit den Anfang jener unabsehbaren Reihe von Romanschriftstellern, die alle den „edeln Juden" auftreten lassen und ebensowenig die Juden wirklich kennen. Die Juden selbst lächeln unter sich über derlei Machwerke, verkennen aber natürlich nicht deren Wert für ihre Zwecke.

Nicht anders als der Marquis d'Argens und Christian Fürchtegott Gellert kannte auch der neunzehnjährige Lessing nichts von den lebendigen Juden, als er, von Gellerts Roman angeregt, in Wittenberg sein Lustspiel „Die Juden" (1748) schrieb, worin er eine ebenso edle Handlung an die Gestalt eines unerkannt durchreisenden Juden knüpft. (Vgl. hierüber die erschöpfende Untersuchung „Lessing und die Juden" von Adolf Bartels, Dresden und Leipzig 1918.) Aber Lessing geht schon über Gellert hinaus:

Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun Malen der Christ vielleicht sieben Mal dazu genötigt. Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein: und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht!

Lessing selbst sprach sich über sein kleines Stück in der Vorrede zum dritten und vierten Teil der „Schriften" (1754) dahin aus, daß es das „Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung sei, in welcher ein Volk seufzen mußte, das ein Christ nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten könne; aus ihm seien ehedem so viele Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifle man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei."

Erst in Berlin (1753) lernte Lessing die Juden näher kennen. Moses Mendelssohn-Dessau, Dr. Gumpertz, den damaligen Sekretär des Marquis d'Argens, den mit Voltaire in einem schmutzigen Prozeß begriffenen Hirsch,

> Den schlauesten Hebräer von Berlin,
> Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien,
> Den Juden, der im Lügen,
> Im Schachern und Betrügen,
> Trotz Galgen und Gefahr
> Mehr als ein Jude war,

die reichen und berüchtigten Münzjuden Ephraim und Itzig. Von jüdischer Seite wird Lessing als „Philosemit" gezeichnet, von judenfeindlicher gelegentlich als Judenstämmling geschmäht. Lessings Abstammung von Juden beruht auf ganz genau so sicherer Grundlage wie die Richard Wagners: es läßt sich auch bei ihm nicht ein fernster jüdischer Einschlag wahrscheinlich machen. Und wenn Eugen Dühring erklärte, der Name Lessing sei ein jüdischer, werde nur von Juden getragen, so trifft dies wohl für die Zeit nach dem „Nathan" zu, nicht aber für die des Vorfahren Lessings, der die Konkordienformel (1577) unterzeichnete; denn noch in Lessings eigener Zeit trugen die Juden keine Familiennamen, wie denn Moses Mendelssohn von seinen jüdischen Zeitgenossen nach seinem Geburtort Moses Dessau genannt wurde, sich selbst aber nach seinem Vater, Mendel, Mendelssohn nannte. (Der Name Lessing ist auch nicht slawisch, wie von manchen, auch von Adolf Bartels, angenommen wird; die Endung -ing, ohne Nasenlaut -ig, -ik, -ike, ist vielmehr allgemein-deutsch.) Von Erscheinung war Lessing nahezu ungetrübter Norde, groß, blauäugig, mit blondem, zum Hellbraunen neigendem Haar. Lessings Eintreten für die Juden beruht ganz auf dem nordischen „Idealismus", wie ihn die Aufklärung, die rassische und in deren Folge die geistige, wieder einmal hatte erstehn lassen. Er ging, Sohn eines Pfarrers und Theologe von Studium, von der Bibel aus, was er selbst auch klar bekennt; er blieb dabei, daß das bestehende Vorurteil die Juden als Allgemeinheit zu Unrecht treffe, be-

schäftigte sich aber nicht weiter mit der damaligen Judenfrage, nahm an den Bestrebungen zur „Emanzipation" der Juden nicht mithandelnd teil, machte aber in „Nathan dem Weisen" (angekündigt 1778, doch wohl schon mehrere Jahre vorher entstanden) einen Juden zum Dolmetsch seiner Gedanken. Boccaccio hatte ihm die Fabel von den drei Ringen durch eines Juden Mund überliefert („Dekameron", Erster Tag, 3. Gesch.; „Aus fremden Gärten" 40/41); Lessing nahm nur die äußerst glückliche Fabel auf und trug nun die Lehre religiöser Duldsamkeit vor, die im tiefsten Sinne nordisch ist, die von den reinen Norden darum immer geübt wurde, während das Judentum und der ihm nahestehende Tridentinismus (römischer Katholizismus nach dem Trienter Konzil) sich im Alleinbesitz des rechten Glaubens bedünken und darum ihrem Wesen nach unduldsam sind und sich immer so betätigt haben. (Das Reformjudentum, der deutsche Katholizismus in ihren besten, nordischsten Erscheinungen sind natürlich von solcher Unduldsamkeit frei, der Protestantismus in seinen übelsten, unnordischsten Erscheinungen ist ebenso natürlich wieder unduldsam.) Lessings „Nathan" ist eines der edelsten Zeugnisse nordischer Gesinnung und eine große Dichtung noch dazu. Wer aber meint, Lessing, der den „Nathan" doch als eine Fortsetzung seiner theologischen Streitschriften herausgab, habe damit das Judentum, das wahrwirkliche, verteidigen, dessen geheime und offene Bestrebungen fördern wollen, er habe den Nathan als Denkmal der Freundschaft für Moses Mendelssohn geschrieben — die beiden standen seit vielen Jahren nur noch in loser Verbindung —, der legt dem Dichter Absichten unter, die weder aus dem Stücke selbst noch aus seinen Äußerungen darüber hervorgehn. Lessing war es nicht um die Judenheit, sondern um die „Menschheit" zu tun; das war damals der hohe Begriff. Dem sehr klugen Lessing waren die Einwände nicht unbekannt. Kennzeichnend ist dafür der Auftritt zwischen Nathan und dem Tempelherrn im zweiten Aufzug:

Nathan: Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.
Tempelherr: Mit Unterschied doch hoffentlich?
Nathan: Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.
Tempelherr: Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.
Nathan: Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Äste. Mittelgut, wie wir,

Findt sich hingegen überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr: Sehr wohl gesagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselman vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott!...

Nathan: Verachtet
Mein Volk so sehr ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch
Zu heißen!

In seinen Briefen hat Lessing gesagt, die Theologen aller geoffenbarten Religionen — und darunter war auch die jüdische — würden innerlich auf sein Werk schimpfen; er wollte, daß die Leser an der „Evidenz und Allgemeinheit" ihrer Religion, die jüdischen also, die nicht fehlten, auch an der ihren, daraus „zweifeln lernen" sollten. Leute, die über der ihnen überlieferten Religion gestanden hätten, habe es seit jeher gegeben, und sie seien trotzdem gute Leute gewesen; er habe dergleichen Leute nur in einem weniger abscheulichen Lichte darstellen wollen, als in welchem der „christliche Pöbel" sie gemeiniglich erblicke. (Nach der Sprachweise des 18. Jahrhunderts ist Pöbel, zumeist Pöpel geschrieben, nur „Masse", nicht etwa Mob, als was es selbst Adolf Bartels irrigerweise nimmt.) Ganz im Sinne der damaligen Freimaurerei, die als wesenhafter Ausdruck der Aufklärung gelten kann, stellt Lessing als höchstes das Mensch-sein hin. Dazu muß auch der Jude seinerseit den Anspruch, einem „auserwählten" Volke anzugehören, aufgeben. Auch noch in seinen letzten Schriften, den „Gesprächen für Freimaurer", beschäftigt sich Lessing mit dem Judentum, doch nur wieder mit dem geschichtlichen, dem er hohe Bedeutung für die Religiongestaltung zuweist, obwohl er den reineren Gottesbegriff als von den Persern übernommen erklärt. Er war dafür, daß für die Aufnahme

in den Freimaurerorden, dem er ja angehörte, das Judentum kein Hindernis bilde; er war gewiß, daß jener Jude, der dafür in Betracht kam, der Aufnahme auch würdig sein werde.

Lessings hier dargelegte Stellung zum Juden ist die der Aufklärung selbst; sie ist über die Forderung hinaus, in jedem Einzelnen müsse zuvörderst der „Mensch" gesehn und gewertet werden, gekennzeichnet durch das großzügige Wohlwollen des nordischen Menschen als solchen jedem Volke, jedem Einzelnen gegenüber, die er in untergeordneter Stellung sieht und gerne auf seine Höhe erheben möchte.

31. Die Emanzipation

Die Stellung der Juden in Deutschland um 1750 war sehr günstig. Allenthalben waren große Unternehmungen in ihren Händen, war ihnen die Möglichkeit geboten, im Anschluß an die bereits zu Reichtum Gelangten selbst reich zu werden. Von „Unterdrückung" konnte nicht die Rede sein, wo sie der Mehrzahl der Deutschen gegenüber die Bevorzugten waren. Namentlich in Berlin, wo jetzt Deutschlands Herz schlug, hatte sich rasch eine große Gemeinde gesammelt, die zum Hauptteil in Wohlstand und in gutem Ansehen lebte. Die Münzjuden Ephraim und Itzig hatten bei den übeln Finanzoperationen Friedrichs des Großen außerordentlich viel gewonnen und machten großes Haus, jüdische Ärzte, wie besonders Markus Herz, fanden Schätzung, ein Moses Mendelssohn Verehrung, die jüdischen Jünglinge spielten die Stutzer — man nannte sie Quapecoires —, die schon modisch gebildeten jüdischen Mädchen ließen sich bewundern. Nichtsdestoweniger freilich nannten sich die Juden, der zweite Moses mit darunter, auch jetzt noch gerne „bedrängt", „arm" und „unglücklich" und ließen sich von ihren nichtjüdischen Anwälten so nennen. Die Begabtesten von ihnen waren sich ihres Zieles wohl bewußt: für ihre Volksgenossen als Gesamtheit die Stellung zu erlangen, die sie selbst in der Welt ihres Wirtvolkes einnahmen. Der Zusammenhalt der Juden, blutlich darin begründet, daß das Blut aller in allen floß, bewährte sich hier wieder.

Die Bestrebungen der deutschen Judenheit von damals verkörperten sich in Moses Mendelssohn-Dessau (1729—1786), der selbst von Armut zu Reichtum, vom Talmudismus zur Aufklärung gelangt war. Er war der Sohn eines jüdischen Schulmeisters und Thoraschreibers in Dessau, kam früh nach Berlin, ward dort Hauslehrer im Hause eines

reichen Seidenfabrikanten, nach vier Jahren dessen Buchhalter und später Teilhaber des Geschäftes. Seine europäische Bildung hatte er sich als Autodidakt erworben, einer jener Juden von Hillels Art. Lessing, mit dem er 1753 bekannt ward, führte ihn in die Literatur ein und veranlaßte ihn, Kritiken zu schreiben, die bemerkt wurden. Sein „Phädon, oder Über die Unsterblichkeit der Seele" (1767) machte ihn geradezu berühmt. So sehr schien er in der nichtjüdischen Gesittung aufgegangen, daß Lavater vermeinte, ihn auch für das Christentum gewinnen zu können. Die Betrachtung über seinen Schattenriß (in den „Physiognomischen Fragmenten", 1775) schloß der phantastische Schweizer: „Ja, ich sehe ihn, den Sohn Abrahams, der einst noch mit Plato und Moses — erkennen und anbeten wird den gekreuzigten Herrn der Herrlichkeit." Lavater sah zu viel oder doch zu weit in die Zukunft: Moses lehnte die Taufe ab, erst seine Kinder und Enkel ließen sich taufen.

Für seine Zeitgenossen war Moses Mendelssohn der Verfasser philosophischer Aufsätze, des „Phädons" und der „Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" (1786). Diese und seine übrigen für die deutsche Allgemeinheit geschriebenen Schriften sind jetzt vergessen. Schon Kants „Kritik der reinen Vernunft" (1781) ließ sie als überflüssig, als veraltet erscheinen. Spätere Beurteiler fanden einen verwässerten Plato, einen verwässerten Christian Wolff darin. Anders die Schriften Mendelssohns, die sich an sein eigenes Volk wendeten. Sie sind zwar auch vergessen — denn ein so edler Geist er war, ein Gestalter, ein Schöpfer war Moses Mendelssohn nicht —, doch in ihrer Wirkung leben sie fort. In allen setzte er sich vor, sein Volk von dem scholastischen Rabbinismus zur Humanität zu führen, einer Humanität, die nicht aufhören mußte, jüdisch zu sein, weil für ihn der wahre Jude der wahre „Mensch" war. Er war ein Lobredner seines Volkes, rühmte dessen Fleiß, bewunderungwürdige Mäßigkeit, Heiligkeit in der Ehe, Wohltätigkeit gegen die „Armen beider Nationen" (Brief von 1754), aber er sah es noch den „Vorurteilen" der Nichtjuden ausgesetzt. Er erkannte eine Hauptursache dafür in seinem Jargon, über den man lachte. So trachtete er vor allem, breitere Kreise seines Volkes mit der deutschen Schriftsprache vertraut zu machen. Er verfaßte deutsche Dankpredigten auf die Siege Friedrichs des Großen bei Roßbach und Leuthen und eine Friedenspredigt, die in der Berliner Synagoge vorgetragen wurden, er gab 1778 auf Veranlassung und unter Aufsicht des Berliner Oberrabbiners die „Ritualgesetze der Juden" über Erbschaft-, Vormundschaft- und Ehesachen in deutscher

Sprache heraus, und im selben Jahre auch entstand auf seine Anregung hin in Berlin die erste jüdische Schule mit deutschem Unterricht; andere in anderen Städten folgten bald. Wo die Allgemeinheit der Juden das Hebräische doch nicht mehr oder nur mangelhaft verstand, sollten Unterricht und Gottesdienst immer mehr in der Landessprache gehalten werden. Mendelssohn wirkte da für sein Volk ähnlich, wie Luther für das seine gewirkt hatte, und wie Luther auch übersetzte er die Bibel, das Fünfbuch und die Psalmen, zunächst für seine Kinder; 1778 begann er diese Übersetzungen zu veröffentlichen und erntete dafür den hohen Beifall der Aufgeklärten, aber auch den Bannfluch der strenggläubigen Rabbinen. In Verbindung mit anderen gab er (1783) das ganze Fünfbuch und die Psalmen heraus. Mendelssohns Bibel ist klar, aber nüchterner und kälter als die Luthers, und zum Volksbuch unter den Juden wurde sie nicht. Aber jüdische Gelehrte schreiben ihr das Verdienst zu, durch die beigegebenen Erläuterungen der Schriftauslegung neue Bahnen eröffnet und das Studium der hebräischen Grammatik neu angeregt zu haben.

Unter den Nichtjuden wirkte Mendelssohn für sein Volk zunächst nur durch die Gutachten, die er über verschiedene Fragen abgab. Denn gerne wandte man sich an ihn und ließ sich das Wohlwollen, das man den Juden entgegenbrachte, durch seine Darlegungen rechtfertigen. Gleichwohl ergriff er nicht selbst das Wort als Anwalt seines Volkes, wie man erwartete, sondern veranlaßte den jungen preußischen Kriegsrat Christian Wilhelm Dohm, den späteren Staatsmann und Verfasser von staatrechtlichen Schriften, seine Wünsche vor der Öffentlichkeit vorzutragen, da es ihm vorteilhafter erschien, einen Nichtjuden für die Belange der Juden sprechen zu lassen. Er selbst gab nur als Anhang zu der Schrift Dohms „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) die von Markus Herz herrührende Übersetzung von Manasse ben Israels „Rettung der Juden" mit einer „Vorrede" heraus (1782), die zu den Ausführungen Dohms einiges nachträgt. Diese Vorrede ist die erste Emanzipationschrift aus jüdischer Feder. Ich führe ein paar Sätze daraus an:

> Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward, so war es immer die schwächere, bedrückte Partei, die sich unter dem Schutze der Vernunft und der Menschlichkeit zu retten suchte ... Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkeren, den ersten Antrag zu tun, die Arme auszustrecken und, wie August [in Corneilles „Cinna"] zu rufen: Laß uns Freunde sein! ... Was aber auch über Toleranz bisher geschrieben und gestritten ward, ging blos auf die drei im R[ömischen] R[eiche] begünstigte Religionsparteien und höchstens auf einige Nebenzweige derselben. An Heiden, Juden, Mahometaner und An-

hänger der natürlichen Religion ward entweder gar nicht oder höchstens nur in der Absicht gedacht, um die Gründe für die Toleranz problematischer zu machen ... Der Fragmentist [Reimarus, der Verfasser der von Lessing herausgegebenen „Wolffenbüttler Fragmente", übrigens ein entschiedener Judengegner] war, soviel mir bekannt ist, in Deutschland der erste Schriftsteller, der Duldung auch für Naturalisten forderte... [Herr Dohm] führet blos die Sache der Menschheit und verteidiget ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unserige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unserigen zu reklamieren... Vormals gab man sich um uns alle ersinnliche Mühe und machte Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, sondern zu Christen zu machen. Jetzt hat der Bekehrungseifer nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässiget. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und andern nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen; versperret uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung und macht den Mangel an Kultur zum Grunde unserer fernern Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen...

Weitere Ausführungen der Vorrede bot Mendelssohn in der Schrift „Jerusalem, oder Über religiöse Macht und Judentum" (1782). Der erste Teil dieses Buches behandelt die Stellung der Religion als solcher, der zweite die der jüdischen im Staate. Mendelssohn war beflissen, den Nichtjuden sein Volk als bloße Religiongemeinde darzustellen und die jüdische Religion als der damals modischen natürlichen Religion möglichst nahe. Dagegen drang er in seinen Briefen an Juden auf die Befolgung der Ritualgesetze — nicht etwa als Beibehaltung ehrwürdiger Gebräuche, als was sie den Nichtjuden erscheinen sollte, sondern als „Band der Vereinigung", und das von den Nichtjuden angestrebte Aufgehn der Juden in der allgemeinen Gesittung lehnte er darum schroff ab, ja, er unterstellte diesen nur allzu selbstlosen Bestrebungen die Absicht, die Juden bloß herüberlocken zu wollen. (Brief von 1783.) „Man nähert sich uns mit falschen Schritten, hebt den Fuß hoch und kommt gleichwohl nicht von der Stelle. Es ist das Vereinigungssystem der Wölfe, die sich mit den Schafen so sehr zu vereinigen wünschen, daß sie aus Schaf- und Lammfleisch gern Wolffleisch machen möchten. Geben wir diesen Anlockungen Gehör (wovor die Vorsehung uns behüte!), so ist in Zeit von fünfzig Jahren alles wieder Barbarei" [d. h. das Judentum in den Nichtjuden aufgegangen].

Die schon erwähnte Schrift Christian Wilhelm Dohms „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) verlangt die Gleichstellung der Juden im Sinne der Physiokraten, die die Merkantilisten abgelöst hatten (Dohm selbst schrieb eine Abhandlung „Über das physiokratische System", 1788): alle die innern Kräfte eines Landes sollen der Be-

völkerung nutzbar gemacht werden, und dazu war es nötig, daß das Land so viel Bevölkerung habe, als es zur Bearbeitung seines ganzen Bodens und aller seiner natürlichen Erzeugnisse brauchte. Die Länder litten damals an Menschenmangel und bestrebten sich, Menschen zur Bebauung ihrer wüsten Stellen zu gewinnen. Es kam nur darauf an, Menschen zu haben, gleichviel welcher Art. Denn durch „Erziehung" ließ sich aus allen alles machen. In diesem Sinne also verlangt Dohm die Aufhebung aller Beschränkungen, die die Juden angeblich hinderten, sich nach voller Möglichkeit zu vermehren — der Münzjude Itzig hatte sechzehn lebende Kinder —, und dem Staate mit allen Kräften nützlich zu sein. Er weist darauf hin, daß in Ungarn mit der Ansiedelung und Verbürgerung der Zigeuner schon ein verheißungvoller Anfang gemacht wurde, und er erwartet, daß diese in zwei, drei Geschlechtern völlig gesittete Menschen in unserem Sinne werden würden — sie sind 1920 noch dort, wo sie 1750 waren —; von den Juden, an denen er schon viele gute Eigenschaften feststellt (keine dem Staat zur Last fallende Arme, „Simplizität" des häuslichen Lebens, Zurückhaltung im Aufwand, unbefleckten Ehestand, Seltenheit der Vergehungen der Unkeuschheit, besonders der unnatürlichen Laster, Fehlen von Beispielen jüdischer Verräterei oder Verbrechens wider den Staat), erwartet er ebenso, daß sie, einmal den übrigen Einwohnern völlig gleichgestellt, die übeln Eigenschaften, die sich an ihnen zur Zeit noch bemerkbar machten, verlieren würden. Er schreibt diese einzig und allein der „Drückung" zu, worunter sie leben müßten. Man solle sie den Handwerken und dem Ackerbau zuführen — die öffentlichen Ämter, wozu man sie nicht bedürfe, will auch er ihnen noch verschlossen haben —, und alsbald würden sie nicht mehr so ausschließlich dem allerdings schädlichen Zwischenhandel, Kleinhandel und den Geldgeschäften obliegen, und alle Vorhalte, die man ihm etwa machen könnte, weist er zurück: „So wenig, wie man von Kolonisten Nachteile für die alten Einwohner eines Landes besorgen darf; sowie die durch sie vermehrte Bevölkerung vielmehr allgemeine Vermehrung von Industrie und Wohlstand zur Folge haben muß: so darf man auch von der Bürgeraufnahme der Juden nur gleich wohltätige Folgen erwarten." Und er wünscht demjenigen Staate Glück, der zuerst seine Grundsätze in Ausübung bringen werde.

Im selben Jahre wie Dohms Schrift und noch vor dieser, am 13. Mai 1781, erschien das Edikt Josephs II. zur „besseren Benutzung der Judenschaft". Darin war das gleiche Bestreben, die Juden zu „erziehen" — das Erziehen war ja eine Liebhaberei dieser Zeit —: die Juden

sollten Fuhrleute, Schuster, Schneider, Maurer, Zimmerleute sein, Ackerbau treiben — er wollte ihnen Grund auf ein Jahrzehnt pachtweise übergeben —, sollten studieren dürfen, überall, auch in den Alpenländern, die ihnen noch verschlossen waren, zugelassen werden. In den jüdischen Schulen, deren Lehrgang dem der „Normalschulen" angeglichen wurde, sollte deutsch unterrichtet und die Geschäftbücher in deutscher Sprache und deutscher Schrift geführt werden — denn zumeist bedienten sich die Juden auch für das Deutsche der hebräischen Schreibschrift —, alle Juden deutsche Sippennamen annehmen[1], aber allerdings auch Militärdienste leisten. Ihre Zahl wollte der Kaiser nicht erheblich vermehrt haben und setzte z. B. für Böhmen, wo es 8541 jüdische Haushalte gab, die Zahl von 8600 Haushalten als Grenze fest.

Allenthalben im Reiche suchte man die Juden daraufhin „zu verbessern" oder zu „veredeln", wie man auch wohl sagte. Der Würzburger Fürstbischof Fr. L. v. Erthal nahm sich insbesondere der Betteljuden an, deren Neigung zu Verbrechen er ganz auf ihre soziale Lage zurückführte; in München zwang die Behörde 1790 einen Gastwirt, der sich auf einer Tafel jüdische Gäste verbeten hatte, diese Tafel zu entfernen. Selbst schon das volle städtische Bürgerrecht wurde erteilt (in Mannheim 1799). Diese Erziehung von oben herab — statt von innen heraus — hatte für die Juden allerdings mancherlei Unangenehmes. Der eigene Gerichtstand mußte aufhören, den Rabbinen wurde das Bannrecht entzogen, auf Schacher und Wucher wurde schärfer acht gegeben als früher, das ganze jüdische Schulwesen und sogar das Rabbinat unter die Aufsicht des Staates gestellt. Man ging so weit, den Juden den Marschallik, den Lustigmacher bei ihren Hochzeiten, verbieten zu wollen, weil in dessen Person, der von den Gästen wie ein Hofnarr gehänselt wurde, die Menschenwürde verletzt würde. Dagegen aber schmeichelte es die ihrer Mischrassigkeit entsprechend für Schmeichelei sehr empfänglichen Juden gar sehr, wenn sie die kleinste Äußerung ihrer Begabung mit größter Aufmerksamkeit beachtet und weidlich belobt sahen. Es war, wenn ein „polnischer Jude" — Issachar Behr

[1] Juden, die sich aus abergläubischen Bedenken weigerten, selbst einen deutschen Namen anzugeben, bekamen damals von den Kommissionen gelegentlich komische und sogar unanständige Namen beigelegt, Schnupftabak, Pulverschloß, ja die fünf Buchstaben, worauf man sich setzt. Aber Namen wie Rosenstock, Veilchenfeld, Mandelstamm, Rubinstein, Saphir, Goldbach, Löwenthal beruhen auf dem Geschmack der Juden selbst, und dieser Geschmack ist besonders dem der Skandinavier nahe, die sich auch Rosenkranz, Güldenstern, Löwenhaupt (Lejonhufvud), Lindenzweig (Lindeqvist), Lorbeerblatt (Lagerlöf) usw. nannten.

Falkensohn — Gedichte herausgab (1771), etwas so Bestaunliches, als hätte ein „Ourangoutang" dergleichen gemacht, wenn freilich auch ein Goethe darin mehr Urwüchsigkeit zu finden gewünscht hätte. Auch die überaus hohe Einschätzung der philosophischen Schriften Moses Mendelssohns erklärt sich hieraus.

In der Gesetzgebung erkennt man die Emanzipation an der Abschaffung des „Leibzolls", die in Preußen schon 1787/88 erfolgte, in der Bürgeraufnahme, worin die von Napoleon besetzten Gebiete vorangingen. In Preußen machte Hardenberg die Juden zu Staatsbürgern im Jahre 1812, vielleicht nicht unbeeinflußt von seiner damaligen jüdischen Geliebten. Weimar gestattete als erster Staat 1823 auch die Mischehe zwischen Juden und Christen. In den Befreiungkriegen kämpften auch jüdische Freiwillige mit. Es waren ihrer allerdings nicht viele, und dem landläufigen Urteil der Nachwelt: „Die Juden haben in den Befreiungkriegen durch Opferfreudigkeit und Heldenmut sich als fähig und würdig erwiesen, deutsche Staatsbürger zu sein" (Meyers Konv.-Lex.), steht die Selbsteinschätzung der damaligen Juden gegenüber, die das Gesuch der Juden von Deutsch-Krone in Pommern bezeugt: sie boten dem König an, ihre Landwehrpflicht mit Geld ablösen zu dürfen, weil sie überzeugt waren, „daß bei jetzigen Zeiten feige Memmen gar nichts, 10000 Taler bar Geld aber sehr viel helfen könnten". „Allerhöchstderselbe" zog in der Tat „derartige Leistungen der Juden dem persönlichen Dienste derselben" vor. Von sieben preußischen Kreisen lösten fünf auf diese Weise ihre Heerespflicht ab, und aus den beiden anderen traten viele junge Männer auf das Gebiet des damaligen Herzogtums Warschau über, wo sie nicht mehr gemustert werden konnten. Dagegen fanden sich in den Listen französischer Spione, die den Verbündeten 1815 in Frankfurt a. M. in die Hände fielen, über die Hälfte ausgesprochene Judennamen, wie denn auch schon im Siebenjährigen Kriege Österreich wie Preußen sich vorzugweise jüdischer Spione bedient hatten.

Während die maßgebenden Kreise unbedingt judenfreundlich waren, und durch die „bürgerliche Verbesserung" der Juden die Lösung der Judenfrage in Gang gebracht glaubten, bestanden in anderen Kreisen auch starke Bedenken gegen die Zulassung der Juden zu allen Berufen, gegen die Verleihung des Bürgerrechts an sie. Zumal das eine Bedenken erschien gerechtfertigt, die Juden würden alle Vergünstigungen nur zu eigensüchtigen Zwecken ausnutzen, in ihrem ungemessenen Hochmut ihrerseit eine Sondergruppe im Volke bleiben, so daß sie also diesem gegen-

über im Vorteil dessen waren, der ein doppeltes Spiel spielt: der Jude würde fordern, vom Deutschen als Volldeutscher genommen zu werden, sich seiner, des arglosen, bedienen, selbst aber ihn innerlich verachten und von dem Vertrauen ausschließen. Goethe, dem man wahrlich keine Unbilligkeit vorwerfen kann, der überhaupt entschiedene Urteile am liebsten vermied, stand trotz seiner Hochachtung der Bibel den Juden sein Lebenlang ablehnend gegenüber. Der Erlaß Karl Augusts über die Ehe zwischen Juden und Nichtjuden brachte ihn „in leidenschaftlichen Zorn". Er nannte ihn ein „skandalöses Gesetz. Wolle denn Weimar überall im Absurden vorausgehn, alles Fratzenhafte zuerst probieren? Wie wolle man einmal verhindern, daß eine Jüdin Oberhofmeisterin werde? Aus seiner idealen Gemeinschaft in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" schloß er die Juden aus; er fand (eben darin) an ihnen „wenig Tugenden nud die meisten Fehler der anderen Völker", ja, er gebrauchte mit bezug auf die Judenverteidiger das böse Wort „Humanitäts-Salbader". Und ähnlich wie Goethe urteilten auch Herder und Kant. Herder, der mit fühligem Sinn die Schönheiten der Bibel ergründete, konnte in seiner „Adrastea" schreiben:

> Ein Ministerium, bei dem der Jude alles gilt; eine Haushaltung, in der ein Jude die Schlüssel zur Garderobe und zur Kasse des ganzen Hauses führt; ein Departement oder Kommissariat, in welchem Juden die Hauptgeschäfte treiben; eine Universität, auf welcher Juden als Mäkler und Geldverleiher der Studierenden geduldet werden: — das sind auszutrocknende Pontinische Sümpfe. Denn nach dem alten Sprichwort: wo ein Aas liegt, da sammeln sich die Adler, und wo Fäulnis ist, da hecken Insekten und Würmer.

Kant hatte Mendelssohn, der ihn in Königsberg besucht hatte, umarmt und ihm auf sein „Jerusalem" hin geschrieben, er halte dies Buch „vor die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein die jüdische Nation, sondern auch andere treffen werde". Aber als er in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798) auf die Allgemeinheit der zeitgenössischen Juden zu sprechen kam, stellte er den Wuchergeist fest, wodurch die Juden, „auch was die größte Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen seien. Es scheine nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken; aber ebenso befremdlich sei es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Teil, durch einen alten, von dem Staat, darin sie lebten, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre suche, sondern diesen ihren Verlust durch die Überlistung des Volkes, unter dem sie Schutz fänden, und selbst ihrer untereinander, ersetzen wollten."

Eigentliche Kampfschriften gegen die judenfreundlichen Be-

strebungen traten bald genug auf den Plan. Ihre Art und ihr Inhalt sind durchweg dieselben. Mir liegt eine 1791 in „Germanien“ gedruckte „Stimme eines Kosmopoliten“: „Über die physische und moralische Verfassung der heutigen Juden“ vor, woraus man namentlich über den Zustand der Berliner Judenschaft von 1790 Merksames erfährt. Es gab damals unter 112000 Einwohnern 5000 Juden. Der Kosmopolit meint hierzu: da diese Bevölkerung teils durch die Einwanderungen fremder Juden, teils durch die frühen Heiraten noch immer steige, werde B** noch eine wahre Judenstadt werden, und durch die Erteilung bürgerlicher Rechte, die so manche Familien schon erlangt hätten, durch ihren ausgebreiteten Einfluß, den Wucher mit Wechseln erlangten sie eine gewisse Superiorität über die Christen, mißbrauchten die Gesetze und machten die Gerechtigkeit zur feilen Kupplerin.

Jungens, denen kaum das Haar am Kinn keimt, heiraten schon, machen besondere Haushaltungen, werden erst Trödler, Kolporteurs der Lotterie und Mäkler, bis sie hernach selbst sich in ansehnliche Geld- und Wechselgeschäfte einlassen.

Fast alle 5000 Juden leben zu B** bloß und lediglich vom Handel, viele Familien besitzen Tonnen Goldes, — große Häuser, prächtige Gärten, schöne Mobilien, silberne Service und machen großen Aufwand. Ihre Weiber und Töchter gehn in reichen Stoffen und prunken mit Juwelen und Perlen.

Es ist fast kein Großer, kein Mann von einem angesehenen Posten, der nicht einem oder dem andern Juden schuldig wäre oder wenigstens im Geldverkehr mit ihm stände ... Der Nationalreichtum von B** befindet sich größtenteils in den Händen der Juden ... Ich will mich aller Demütigung unterwerfen, wenn die halbe Justiz nicht bei den Juden verpfändet ist. Mir fällt dabei ein, daß, wenn ein solcher Jude nur drei Leibeigene bei einem juristischen Kollegio hat, so ist er im Stande Vota majora zu sammeln.

Es gibt auch unter denen, die Handlung treiben, belesene Leute, aber sie dünken sich schon sehr weise, wenn sie nur etwas wissen; in ihrem Tone herrscht noch sehr viel Gezwungenes, besonders unter dem Frauenzimmer, das vorzüglich in Theaterbüchern und Romanen belesen ist und viel Ähnliches mit den „Lächerlichen Schönrednerinnen“ des Molière hat. Das jüdische Frauenzimmer fängt zum Teil an, der Galanterie mehr als vorher Gehör zu geben und den christlichen Stutzern von dem Militär- und Zivilstande zur angenehmen Unterhaltung zu dienen. Einige machen sogar öffentlich von der Galanterie Profession und genießen hierunter alle bürgerlichen Freiheiten.

Die Jüdinnen lassen sich taufen, um angesehene Christen zu heiraten und einen Rang unter den Christen zu behaupten.

Zu allen schändlichen Gewerben läßt sich ein Jude gebrauchen. „Nu, vom Profit muß ja der Mensch leben!“ ist sein Grundsatz. Unzucht und Hurerei sind bei ihnen herrschende Laster. Die jungen Leute unter ihnen zu B** halten sich Mätressen unter den Christinnen und Theaternymphen, man findet sie in den Bordellen, und die barmherzigen Schwestern stehn in ihrem Solde. Ihre Weiber und Töchter huren dagegen mit Christen; für Gold stehn sie jedem Wollüstlinge feil und öffnen ihnen sogar ihre Schlafkammer, wenn es nur der Vater nicht erfährt.

Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß die Schilderungen, die der Kosmopolit nach eigener Beobachtung gibt und aus den Schriften anderer schöpft, wirklichkeittreuer sind als die Idealbilder von Dohm und Mendelssohn. Aber man sieht daraus auch schon die Folgen der „Emanzipation" auf die breiteren Schichten der Judenheit als einer stark mischrassigen Gruppe. Man wende nicht ein, das städtische Leben „verderbe" stets die aus schlichten Verhältnissen Gekommenen. Das Berlin von 1780 war noch ganz patriarchalisch. Verderbt war höchstens ein Teil der Beamtenschaft, der über seine Verhältnisse lebte; im Bürgertum, worin doch die Juden aufgehn sollten, herrschten echt deutsche Einfachheit, Sittlichkeit, Biedersinn. In der Sucht der emporgekommenen Juden, es den obersten Ständen gleichzutun, sie an Pracht zu übertreffen, sich den modischen Ausschweifungen hinzugeben, sich damit zu brüsten, bekundet sich nur die Mischrassigkeit ihrer Masse. Wo und wann immer die Juden seit der Zerstreuung aus bescheidenen Umständen zu Reichtum gelangten, zeigte sich diese Erscheinung.

Von den späteren judengegnerischen Schriften erwähne ich nur Grattenauers „Wider die Juden" (1803), weil sich daran ein längerer Streit für und wider die Juden schloß. Neues brachte das Büchlein nicht, aber es fand große Verbreitung. Die Behörde untersagte schließlich auf die Vorstellungen der Berliner Juden hin jede weitere Fehde.

Die „Emanzipation" der deutschen Juden war ein Werk der damals herrschenden Oberschichten des „aufgeklärten Absolutismus" und das Abziel, die Juden zu „erziehen". Die Beamtenschaft im ganzen „römischen Reiche" wirkte in diesem Sinne, und mit Recht betont dies Felix Priebatsch in seiner erwähnten Arbeit. Von jüdischer Seite dagegen wird die Emanzipation fast ganz dem französischen Umsturz von 1789 zugeschrieben. Diese Auffassung hat ihren Grund in der Neigung der Juden als Masse für jähen Umschwung der Zustände, in dem eingeborenen Haß der Mischrassigen gegen die Ordnunghalter, in ihrer klugen Voraussicht, daß sie in der Zeit der Wirrnisse für sich große Vorteile erlangen könnten. Trotz alledem aber hatten die Juden auch an ihrer Emanzipation in Frankreich nur geringen tätigen Anteil. Auch hier wurden Nichtjuden, zunächst als reine Menschenfreunde, später auch als besoldete Sprecher, ihre Sachführer.

In Frankreich gab es bis zur Erwerbung von Elsaß-Lothringen (1674) fast nur sephardische Juden und diese zumal in Bordeaux (seit 1550), tüchtige und angesehene Kauf- und Handelsleute. Sie hießen vom Staate

aus „Portugiesen" oder „Neuchristen", hatten sich aber sehr bald als Juden bekennen dürfen. Etliche Maranen gingen im französischen Volke auf. Michel Eyquem, der sich de Montaigne nannte (1533—1592), der Verfasser der geistreichen und freigeistigen „Essais", hatte eine Maranin zur Mutter, die der Reformation zugeneigt gewesen sein soll, auch von Jean Bodin (1530—1596), dem Beirat Heinrichs III. und berühmten Staatsrechtler, dem Vorkämpfer der Glaubensduldsamkeit wurde „portugiesische" Abstammung von Mutterseite behauptet. Diese Portugiesen wollten mit den Aschkenazen in Elsaß-Lothringen nichts zu schaffen haben; ja, 1761 erlangten sie die Ausweisung aller fremden (deutschen) Juden aus Bordeaux, und Isaak Pinto (1715—1787), der in Amsterdam als Finanzmann der Generalstaaten lebte, wendete gegen Voltaires abfällige Worte über die Juden ein, ein englischer Jude gleiche seinem Glaubensgenossen in Konstantinopel so wenig wie dieser einem chinesischen Mandarin, ein Jude von Bordeaux (seiner Geburtstadt) und einer von Metz schienen ganz verschiedene Geschöpfe zu sein. Falls ein Sepharde in England oder Holland eine deutsche Jüdin heiratete, würde er aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und nicht einmal auf ihrem Friedhofe begraben werden. Voltaire nahm in einem höflichen Antwortschreiben auf Pintos „Reflexions critiques" (1762) die Portugiesen von seinem Urteile aus. Die Juden von Bordeaux und einigen anderen Städten im Süden (Bayonne, Avignon) hatten eine bevorzugte Stellung und wurden vom Staate gegen alle Angriffe geschützt. Die Elsässer Juden machten sich zuerst in einer „Denkschrift" (Mémoire) an Ludwig XVI. im Jahre 1780 bemerkbar, die Dohm im Anhange mitteilt. Tatsächlich hob der König schon 1784 den Leibzoll für das Elsaß auf. Dann trat der Abbé Grégoire aus Nancy für sie ein (1788), und Graf Mirabeau schilderte den Zustand der preußischen Juden — er war 1786 in Berlin gewesen und hatte da im Hause Herz verkehrt, von dessen Pracht er ganz geblendet war — in den düstersten Farben; und nur die Verknechtung habe den Juden zum „Juden" gemacht.

Die Emanzipation der Juden, der elsässischen — denn die Portugiesen bedurften keine — war im Gange, als der Umsturz die Erklärung der Menschenrechte (1789) brachte. Die Erklärung der Bürgerrechte an die Juden mußte notwendig folgen. Die Portugiesen, die hier wieder ausdrücklich von den deutschen Juden abrückten, erhielten sie schon am 28. Februar 1790 bestätigt (nicht verliehen, da sie sie schon besaßen), die Elsässer Juden erst auf längere Streitreden hin, in denen der Abbé Grégoire, der protestantische Pfarrer Rabeau-St. Etienne, die Grafen Clermont-

Tonnerre, Mirabeau und Talleyrand und der damals noch wenig hervorstechende Robespierre für sie sprachen, am 28. September 1791. Von jüdischer Seite wirkte namentlich der durch Kriegslieferungen sehr reich gewordene Straßburger Herz (Hersch) Beer Medelsheim-Cerf Berr für die Belange seines Volkes, dieser vor allem auch mit seinem Gelde, und Beer-Isaak Berr. Der zweite forderte sofort nach der Verleihung der Gleichstellung seine deutschsprachigen Volksgenossen auf, nun ganz und gar Franzosen zu werden und das Deutsche mit dem Französischen zu vertauschen, das er selbst freilich noch nicht sprach.

Mit den gleichen Rechten sollten auch die gleichen Pflichten übernommen werden, und darunter war auch der Militärdienst. Zwar traten sogleich etliche Juden in die Nationalgarde ein und wurden darin bestaunt und ausgezeichnet, aber als dann Napoleon sie zum wirklichen Heeresdienst vor dem Feinde heranzog, sah man auffällig viele durch die Flucht, Nichterscheinen bei der Musterung, durch falsche Namen und gefälschte Geburtscheine dieser Pflicht sich entziehen. Auch Heinrich Heine wurde deshalb bekanntlich um drei Jahre jünger ausgegeben. Sonst aber wußten die Juden, zumal die in Paris, die verworrenen Zeiten sehr gut für sich auszunützen. Sie betätigten sich besonders auch unter den Terroristen. Der Satz Graetzens: „Nur an den blutigen Ausschweifungen hatten die Juden keinen Anteil" entspricht der Wahrheit vielleicht nur dahin, daß die Juden nicht mit eigener Hand mordeten. Aber die Prozesse des Jakob Pereira, der aus Österreich stammenden Brüder Frey, des Isaak Kalmer, die alle das Schaffot besteigen mußten, bezeugen, daß gerade der Terror auch jüdische Vertreter gefunden hatte. Jakob Pereira war der böse Geist des Blutmenschen Marat, und Marat selbst, der von Bekenntnis Protestant war, soll nach einigen jüdischer Herkunft gewesen sein. (Von Typus war er einer der häßlichsten Bastarde.) Sehr kennzeichnend ist der Fall Kalmer. Während der eine Bruder den Terroristen machte — bei einem Jahreseinkommen von 200000 Livres —, machte der andere den Royalisten. Unglücklicherweise ging das sonst so oft bewährte Doppelspiel diesmal übel aus: auch der Royalist wurde guillotiniert. Die günstigen Verhältnisse während der Umsturzjahre ließen zahlreiche Juden, insbesondere deutsche, nach Frankreich oder wenigstens nach dem Elsaß übersiedeln, so daß die Zahl von etwa 60000 Juden um 1790 in fünfzehn Jahren schon auf über 135000 gestiegen war.

Die Juden waren jetzt im öffentlichen Frankreich keine Volkschaft mehr, sondern eine Glaubensgemeinde (secte, nicht nation), aber in Wirk-

lichkeit waren sie noch immer unter sich eine geschlossene Einheit, und dies sagte Portalis 1802 in seinem Bericht an den ersten Konsul: die Juden bildeten weit mehr eine Volkschaft als eine Glaubensgemeinde. Zu noch schärferer Umgrenzung kam Napoleon selbst, der während seines syrischen Feldzugs von 1799 den afrikanischen und asiatischen Juden die Wiederherstellung des Reiches verheißen hatte, wenn sie sich ihm anschlössen; er sagte 1806, schon als Kaiser, im Staatrate: „Man muß die Juden als Nation, nicht als Sekte betrachten. Sie sind ein Volk im Volke. Sie befinden sich nicht in derselben Stellung wie die Protestanten und die Katholiken. Man beklagt sich nirgends über die Protestanten und die Katholiken in der Weise wie über die Juden. Das kommt daher, daß das Unheil, das die Juden anrichten, nicht von Einzelnen kommt, sondern von der Gesamtheit dieses Volkes selbst." Und er fügte hinzu: „Ich will nicht, daß man theoretischen und egoistischen Prinzipien das Wohl der Provinzen opfert." Dieser Erkenntnis gemäß, daß die Juden ein Volk im Volke bilden, suchte er die Juden zum Aufgeben ihres völkischen Zusammenhanges zu führen, um sie „zu bessern". Denn es war nach seinen eigenen Worten ein Zeichen von Schwäche, sie zu verfolgen, aber sie zu bessern, ein solches von Kraft. Die Versammlung jüdischer Abgeordneter, die er im Juli 1806 in Paris zusammentreten ließ, hatte in diesem Sinne zu beschließen. Als die Frage vorgelegt wurde, ob die Juden sich als Franzosen fühlten und es für ihre Pflicht hielten, Frankreich als ihr Vaterland zu verteidigen, erhob man sich von den Sitzen und rief: „Bis zum Tode!" Ingleichen erklärte sich das große Rabbinersynedrium vom Februar 1807 dafür, daß die Juden sich dem Staate einzufügen hätten, ihre Sondergesetze vor denen des Staates zurücktreten müßten. Daraufhin wurden jüdische Oberbehörden geschaffen, die diese Beschlüsse im Gemeindeleben zur Geltung bringen sollten.

Weiterhin suchte Napoleon das jüdische Volk auch in seinem Geldgebaren zu „bessern". Er sprach sich aufs schärfste **gegen den jüdischen Wucher** aus und erließ 1808 eine Verordnung dagegen, die von jüdischer Seite „le décret infâme" genannt wird. Hiernach sollten alle Forderungen jüdischer Gläubiger an Militärpersonen, Frauen und Minderjährige ungültig sein, wenn die Schulden ohne Einwilligung der Militärbehörde, der Gatten, der Eltern gemacht worden waren; die Zinsen von über 10 v. H. sollten als Wucher gelten und vom Gericht nicht anerkannt werden; kein Jude sollte irgendeinen Handel treiben, ohne dafür einen Befugschein zu haben und dieser nur als ehrenhaft bekannten Personen

ausgestellt werden; Juden sollten Grundstücke nur zur eigenen Bearbeitung, nicht aber zu geschäftlichen Zwecken ankaufen dürfen. Diese Bestimmungen sollten nur zehn Jahre in Kraft bleiben, denn es ward erhofft, daß die Juden infolge der ergriffenen Maßnahmen nach der Frist „sich von den anderen Bürgern nicht mehr unterscheiden würden"; nur, wenn dies nicht der Fall sei, würden neue Verordnungen ausgehn. (Die Sepharden, die zu Beschwerden nicht Anlaß gegeben hatten, betraf der Erlaß nicht.) Der Sohn des Umsturzes, allerdings ein feingesichtiger Blondling und Sprosse altgermanischer Adelsippen — man kennt Napoleons Bild auf der Brücke von Arcole mit der rötlichblonden Mähne, den scharfen, hellblauen Augen — war eben dahin gelangt, wo Joseph II. bei seinem frühen Tode gestanden war. In den Ländern, die Napoleon unter seine Botmäßigkeit brachte, ließ er die jeweiligen Gesetze bestehn, und die Juden benützten die Gelegenheit, sofern noch unbequeme Bestimmungen bestanden, diese als dem französischen Gesetz zuwider abschaffen zu lassen. Unaufhörlich priesen sie Napoleon als Befreier und Wohltäter — er achtete dieser Lobsprüche so wenig wie anderer —, und sie hatten damit so unrecht nicht: was im jüdischen Volke tüchtig, begabt, ehrlich strebend war, konnte seiner Förderung gewiß sein. So hat denn auch vor allem Napoleon den Juden die Aufnahme in den Freimaurerorden ermöglicht, in dem und durch den sie späterhin mit ihre größten Erfolge erringen sollten[1].

Der Sturz Napoleons und die W i e d e r a u f r i c h t u n g d e r „l e g i t i m e n" H e r r s c h a f t e n brachte für die äußere Stellung der Juden einen S t i l l s t a n d, vielfach sogar R ü c k s c h l ä g e. Nicht nur, daß sich einige Staaten und Städte ihnen wieder verschlossen und öffentliche Ämter ihnen so gut wie nirgends übertragen wurden, Papst Leo XII. (1823—1829) führte sogar die alte Verordnung wieder ein, wonach die Juden des Kirchenstaats außerhalb der Getti nicht Handel treiben durften, und verbot wieder, daß Christen bei Juden Dienstboten seien. Nicht einmal die „Schabbes-Gojim", die Christen, die den Juden an den Sabbathen Feuer machten, gestattete er ihnen, so daß fromme Juden, wie S. M. Dubnow voll Mitgefühls schreibt, an Sabbathen in unbeleuchteten und ungeheizten

[1] Von den Semigotha-Schriften wurde behauptet, mehrere seiner Generale, Masséna, Bernadotte, Soult seien Juden gewesen, doch gründen sich diese Annahmen nur auf wenig sichere Bemerkungen. Daß Benjamin Disraeli Masséna und Soult für das Judentum in Anspruch nahm, bedeutet auch nicht viel, da die Juden jederzeit bekannte Persönlichkeiten gerne für Sprossen ihres Volkes ausgaben.

Wohnungen sitzen mußten. Das Gesetz sah solche Fälle nicht vor, so selbstverständlich war es, daß der Nichtjude dem Juden zu dienen habe. (Übrigens läßt Dubnow außer acht, daß man um 1830 in Italien keine Öfen hatte, sie im Süden heute noch nicht hat.)

Dem Getauften standen natürlich alle Türen offen, und vor einem gleichbegabten nichtjüdischen Bewerber wurde der getaufte Jude so durchgehend vorgezogen, daß der sechsundzwanzigjährige Heinrich Heine überaus erbittert war, als ihm in München nach seiner Taufe nicht sofort die erstrebte Professur an der Universität übertragen wurde. Eine wahre Taufepidemie herrschte damals unter den begabten Juden. Die sich während der Zeit der Beschränkungen nicht hatten taufen lassen, die vielfach Märtyrer ihrer Volkszugehörigkeit geworden waren, schienen jetzt, da sie auch schon als Glaubensjuden von den Wirtvölkern als volle Bürger angesehen wurden, von selbst in ihnen völlig aufgehn zu wollen. Das war in der Tat die Absicht der Staaten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So glaubte man die Judenfrage lösen und schon für eine nahe Zukunft gänzlich aus der Welt schaffen zu können. Und wäre nicht das große Keimplasma des Judentums im Osten gewesen, so wären die Juden wohl schon in wenigen Geschlechtfolgen als Volk verschwunden gewesen, hätten durch Mischheiraten sich mit der übrigen Bevölkerung innig verbunden, und der Rest der Glaubensjuden hätte kaum noch die Macht gehabt, einen „Staat im Staate" zu bilden. Sie wären zuletzt nur religiöse Gemeinden in der Art der deutschen Hugenottengemeinden gewesen. Dabei konnte sehr wohl noch dem Glaubensjuden dieser oder jener Beruf verschlossen bleiben, weil eben bei manchen das Glaubensbekenntnis eine natürliche Rolle spielte. So lange die Schule auf religiöser Grundlage beruhte, jeder Lehrer gelegentlich ein christliches Gebet mußte vorsprechen können, so lange das Gericht die Beeidigung der Christen in christlichen Formen vornahm, konnte nicht wohl ein Jude Lehrer (ob auch Mathematiklehrer) und Richter sein, wie ganz ebenso die Juden sich geweigert hätten und noch heute weigern würden, etwa die Beschneidung von einem Christen vollziehen zu lassen. In der Folge richtete sich darum der Kampf der Juden hauptsächlich gegen die konfessionelle Schule und gegen den konfessionellen Richterstand. Ihnen selbst, den aufgeklärten zumal, konnte es freilich keine Schwierigkeit machen, einen Christen auf das Kreuz schwören zu lassen, aber die Bedenken des Christen hierbei sind doch sehr wohl zu verstehn und sind auch heute noch nicht völlig verschwunden, wo der Richter in vielen Fällen, in manchen Städten sogar gewöhnlich, Jude ist.

Auch in der Zeit der teilweisen Wiederbeschränkung der Juden setzten sich einige Staaten unentwegt für die Juden ein. Das war von den Großstaaten Frankreich, wohin denn auch fortgesetzt zahlreiche Juden übersiedelten. Als im Jahre 1835 der schweizerische Kanton Basel einem elsässischen Juden den Erwerb von Grundbesitz in diesem Gebiete nicht gestattete, rief es seinen Konsul ab, und Isaak Crémieux, damals erst Abgeordneter, sprach vor dem König in der jüdischen Dankesendschaft: „Dies geschah im 19. Jahrhundert. Daß dieser Bürger Jude war, war sein Verbrechen. Aber der aus der Schweiz vertriebene Jude sagte: ‚Ich bin französischer Bürger!‘ und der König der Franzosen brach alle Beziehungen zu dem Kanton ab, der die mit dieser Würde verbundenen Rechte nicht anerkennt,“ und der König erwiderte, er schätze sich glücklich, daß er das Werk der Emanzipation habe vollenden dürfen. Allerdings, als sich der Fall mit einem Juden in Sachsen wiederholte, war Guizot nicht geneigt, die Beziehungen mit einem Staate abzubrechen, und erklärte, Frankreich könne Sachsen nicht zwingen, die französischen Juden von Beschränkungen zu befreien, die für die einheimischen gölten.

Die Kämpfe um die Aufhebung der letzten Sonderbestimmungen wurden zum Teil auch schon von Juden geführt, obwohl noch immer zum anderen Teil, freiwillig oder beauftragt, von Nichtjuden. Bei allen Umsturzbewegungen waren jetzt Juden beteiligt, weniger zwar mit der Waffe, als mit Geld, Feder und Wort. Der schon erwähnte Isaak Crémieux, ein Sepharde aus Nîmes (1796—1880), der spätere Justizminister, ließ keine Gelegenheit vorübergehn, vor König und Parlament die völlige Gleichstellung für seine Volksgenossen zu fordern, und gründete die „Alliance israélite“ (Kap. 34) als ständige Wächterin für die jüdischen Belange und Staat neben den Staaten. In Deutschland redete und schrieb gleichzeitig Gabriel Rießer (1806—1863), der spätere zweimalige Vizepräsident des Frankfurter Parlaments, für die jüdische Sache. Hier vertrat Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne, der Besucher jüdischer Salons, die Ansicht, die Juden seien eine Nation und müßten als solche Sondergesetze haben, Rießer dagegen, sie seien keine Nation, sondern nur eine Glaubensgemeinde und müßten darum vollwertige gleichberechtigte Staatbürger sein. S. M. Dubnow, auf dessen ausführliche „Neueste Geschichte des jüdischen Volkes von 1789—1914“ (Berlin 1920) ich ein für allemal diejenigen verweise, die sich über die behandelte Zeit genauer unterrichten wollen, sagt darüber: Der König von Preußen habe den Sachverhalt richtig erfaßt, aber falsche Schlüsse daraus

gezogen, Gabriel Rießer richtige Schlüsse gezogen, aber einen falschen Sachverhalt zugrunde gelegt. Natürlich wußte Rießer sehr gut, wie sich die Sache wirklich verhielt, denn innerhalb der Judenheit galt sein ganzes Streben der Stärkung des jüdischen Selbstgefühls. Rießer, ein blonder Jude von leicht polaroiden Zügen, hatte die Wertschätzung aller Nichtjuden, die ihn näher kannten. Das stehende Beiwort Mendelssohns „der edle" ward auch ihm sehr oft gegeben. Er hielt sich im Umsturzjahr 1848 gemäßigt und war mit unter denen, die Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anboten. Im Frankfurter Parlament saß auch der schöne germanische Jude Moritz Hartmann (1821—1872), als revolutionärer Dichter dahin entsendet; der getaufte Jude Eduard Simson, aus dessen Händen später Wilhelm von Preußen in Versailles die Kaiserkrone gereicht erhielt, war der Vorsitzende. Aber nicht nur in den Redesälen, auch auf den Barrikaden kämpften Juden bei den verschiedenen Revolutionen und Revolutiönchen der Jahre 1830 bis 1848; einige mußten darum das Land verlassen, wie Ludwig Bamberger (1823—1899), der spätere Bestreiter Bismarcks im deutschen Reichstag und Verteidiger seines Volkes gegen Heinrich v. Treitschke, Ludwig Kalisch, der nach Paris flüchtete und von dort die „Gartenlaube" und andere Blätter über französische Verhältnisse unterrichtete, einige fielen für ihren Gedanken. Unter den 230 Märzgefallenen in Berlin waren etwa 20 Juden, und in Wien war der erste Tote ein Jude, allerdings kein Kämpfer, sondern ein Rabbinatkandidat, der eben an dem Tag, von einer Krankheit so weit genesen, einen kleinen Spaziergang machte und bei der beginnenden Schießerei unversehen einen Schuß erhielt.

Für die Juden als Glaubensgemeinde galt es jetzt, zu der neuen Zeit Stellung zu nehmen. Die ganz Rechtgläubigen wollten von der Emanzipation nichts wissen, die Mittelpartei nur die staatlichen Vorteile genießen, aber vom jüdischen Sondertum nicht lassen, die ganz Freiheitlichen eine Art jüdische Kirche bilden neben der katholischen und der protestantischen. Die Frommen schalteten sich von selbst aus dem Streite aus. Es gab für sie kein Verhandeln, wo alles bis ins kleinste feststand und nicht wanken sollte. Unter den Reformjuden oder Neologen, wie sie gewöhnlich genannt werden, bedurfte noch manches der Klärung. Schon Moses Mendelssohn hatte deutsche Predigten verfaßt (s. o.), alsbald wurde die Predigt in der Landessprache allgemein. An und für sich war die Predigt eine Neuerung, die man aus dem protestantischen Gottesdienste herübernahm. Und da ist zu vermerken, daß der altgläubig jüdische

Kult und der römisch-katholische einander ebenso nahe stehn, wie ihrerseit der neugläubig jüdische und der protestantische. Dort liegt das Hauptgewicht auf den heiligen Handlungen und auf dem mit gewissen Gebärden verbundenen Lippengebet, hier auf der Predigt, die Belehrung und Stärkung des sittlichen Bewußtseins bezweckt. Die Neologen übernahmen von den Protestanten außer der Predigt noch die Orgel, den Gemeindegesang in der Landessprache, die Geistlichentracht, die Gestaltung des Gottesdienstes im Einzelnen. Sie verlangen von ihren Rabbinen Hochschulbildung und lassen sie eine ganz ähnliche Stellung einnehmen wie die Evangelischen ihren Pfarrer, während bei den Altgläubigen der Rabbi ähnlich wie der katholische Priester immer etwas vom Schamanen hat. So sehr nun dies alles auf Übernahme beruht, so ist doch diese Angleichung nur möglich gewesen, weil die Gruppe der Neologen eine Auslese der Besten darstellt: der Neuglaube ist Ausdruck dieser Gruppe als einer dem Nordeuropäer rassisch näher stehenden.

Von diesem neologischen Judentum zum Christentum, zum völligen Aufgehnwollen in der europäischen Bevölkerung, zur „Assimilation", ist der Schritt nicht mehr schwer, und das eben macht die Altgläubigen zu solchen Feinden der Neologen. Es kam dazu, daß etliche Assimilanten sogar die Beschneidung aufgegeben wissen wollten. Besonders in den 1840er Jahren wurde die Beschneidungfrage viel und leidenschaftlich verhandelt. Jüdische Eltern unterließen, ihre Kinder „jüdischen" zu lassen, weil sie die Beschneidung für eine barbarische Verstümmelung des menschlichen Körpers ansahen und von der Operation, besonders von der Aufschlitzung und Aussaugung (Pria und Meziza, vgl. Kap. 9), Schädigung der Gesundheit des Kindes befürchteten. Der Frankfurter Senat und die hessische Regierung erklärten auf die Beschwerde der Rabbinen hin, sie erkennten auch unbeschnittene Kinder von Juden als Juden an. Hiergegen wandten sich die Gutachten der bedeutendsten Rabbinen Deutschlands und Österreichs (1844) und die Rabbinerversammlungen in Braunschweig (1844), Frankfurt a. M. (1845) und Breslau (1846). Leopold Zunz (1794—1886), verdient als Prediger und Geschichtschreiber der synagogalen Poesie des Mittelalters, erklärte: „Eine Abschaffung der Beschneidung schneidet das Leben des Judentums mitten entzwei; ein Selbstmord ist keine Reform." Entschieden wurde die Frage erst auf der Synode von Leipzig (1871). Da wurde über den unbeschnittenen Juden bestimmt:

Hat ein solches Individuum das 20. Lebensjahr erreicht, so gilt zweierlei:

a) Erklärt der junge Mann, daß er die Beschneidung grundsätzlich verwerfe, so ist er

als Mumar lehachis, wie ein aus dem Judentum ausgetretener Israelit, anzusehen: er gilt eherechtlich als Israelit, genießt jedoch nicht das geringste rituelle Vertrauen, und seine rituellen Handlungen in bezug auf andere müssen wie die eines Nichtjuden betrachtet werden.

b) Wendet er aber Scheu vor Schmerz oder Gefahr ein, so heißt er abtrünnig in Betreff der Beschneidung und ist sonst wie ein ordentlicher Jude anzusehen. Er darf ein jüdisches Mädchen heiraten und genießt in bezug auf rituelle Zuverlässigkeit volles Vertrauen, insoweit er dies nicht durch unreligiöses Leben erschüttert. Er ist aber nach talmudischen Grundsätzen nicht fähig, vor einem jüdischen Gerichte einen Eid oder Zeugnis abzulegen, weil hierzu religiöse Gesetzestreue bedingt wird. Auch kann er nicht bei einem jüdischen Gerichte Richter sein. Er darf ferner nicht die Beschneidung an andern vornehmen.

Während solcherweise die Beschneidung von den Juden beibehalten wurde, haben sich andere Gesetze stillschweigend von selbst aufgelöst: die Speisegebote, das Gebot der Sabbathheiligung. Die Emanzipation im inneren Leben folgte der staatlichen rasch nach.

32. Die Emanzipierten

Die Emanzipation war für die Juden eine Bewegung, die von außen kam, nicht eine solche von innen heraus. Sie war nicht Ausdruck der Gesamtheit, sondern ein neues Ideal, das ihr vorgezeigt wurde und nun diejenigen aus ihr heraushob, die sich davon angezogen fühlten. Der Vorgang war der einer Auslese, wie man ihn so deutlich selten findet. Und bemerkenswert ist dabei, daß es sich zunächst fast ganz und gar um geistige Güter handelte. Darum scharten sich um das neue Ideal die Geistigsten, die wahren Idealisten.

Das Streben Mendelssohns war, dem deutschen Juden das Deutsche vertraut zu machen. Andere wieder wollten daneben die altheimatliche Sprache gepflegt wissen und suchten sie wieder lebendig zu machen. Ein ganzes neues Schrifttum in hebräischer Sprache entstand so. Nie hat das Hebräische aufgehört, gesprochene Sprache zu sein, gleichwohl war es aus dem täglichen Leben allmählich ausgeschaltet worden und lebte eigentlich nur in den Schulen fort, im Cheder der Kinder und in der Jeschiba der sich dem höheren Talmudstudium widmenden Jünglinge, und es war dadurch auf die Gegenstände der Religion und der damit zusammenhängenden Rechtsprechung beschränkt. Jetzt trachtete man es für das neue Wissen zu gewinnen. Von 1784 bis 1797 erschien die Zeitschrift „Ha-Meassef" (der Sammler), herausgegeben von den Jüngern Mendelssohns, mit Aufsätzen über Bibel, Religion, Naturwissenschaften, Geschichte,

Philosophie. Mendelssohn selbst, der schon 1750 zwei Nummern einer hebräischen Zeitschrift herausgegeben hatte, schrieb Beiträge dafür. Das hebräische Hauptwerk jener Zeit, die „Mosaide" von Hartwig Wessely-Naphtali Herz Wesel aus Hamburg (1725—1805) erschien ebenfalls darin, daneben noch manche Dichtungen und Übersetzungen. Allenthalben wurde jetzt hebräisch geschrieben. Die neugewonnenen Gegenstände reizten. Man übersetzte biblische Dramen nichtjüdischer Dichter, Racines „Athalja", Metastasios „Judith", dichtete eigene Dramen. Wesselys „Mosaide" fand mehrfach Nachahmer. Schon auch spielte man auf der Kinnor weltliche Lieder, und kein halbes Jahrhundert verging, so konnten Eugène Sues' „Geheimnisse von Paris" (1857) ins Hebräische übertragen werden. Mir sind nur Gedichte der etwas späteren hebräischen Dichter Abraham B. Lebensohn (gest. 1874), Micha Josef Lebensohn (gest. 1850), Salomon Mandelkern und Juda Leib Gordon (1830—1892) in der Ursprache bekannt geworden, die schon Victor Hugo und Longfellow zu Vorbildern nahmen. Das Versmaß, das bei Juda Ha-Lewi das arabische war, ist jetzt das europäische; die Sprache schmiegte sich ihm ebenso gut an. Das Hauptverdienst aller dieser Schriftsteller, unter denen zunächst kein ganz großer war, ist, daß sie das Hebräische zu einer völlig modernen Sprache machten, die nicht nur die sprachlich und inhaltlich einfachen Lieder Heinrich Heines und Lord Byrons „Hebräische Melodien" flüssig und getreu wiedergeben konnte, sondern auch die Dramen Lessings und Schillers, Goethes „Faust", Dantes „Hölle". Auch mein Roman „Spinoza" erschien in hebräischer Übersetzung, wie ich aus dem „Literarischen Echo" ersah. Bedeutende Dichter erhielt das Hebräische erst wieder in Chaim Nachman Bjalik (geb. 1873) und Saul Tscheringowski, die beide wieder dieselbe Sehnsucht nach Zion bewegt wie Juda Ha-Lewi. (Näheres bietet der von mir herrührende Artikel „Neue hebräische Literatur seit Mendelssohn" in dem Nachtragbande 1909/10 von Meyers Konversationslexikon; ich schrieb darin auch einen Artikel über die „Jiddische Literatur", die durch den Dramatiker Schalom Asch und den Dichter der „Gettolieder" Morris Rosenfeld ziemlich bekannt geworden ist, aber doch nicht die Höhe jener hebräischen Dichter erreicht.)

Eine gleichläufige Bewegung arbeitete im selben Sinne in den Landessprachen. Die deutschen Juden haben auch hierin zunächst die Führerschaft. Neben Moses Mendelssohn und Markus Herz, die ich schon nannte, wirkten vor allem Herz Homberg (1749—1841), anfangs Erzieher im Hause Mendelssohns, ein gebürtiger Böhme, der später die

Oberleitung sämtlicher jüdischer Schulen in Österreich erhielt, der Kantianer Lazarus Bendavid (1762—1832), der in Berlin und Wien viel besuchte philosophische Vorlesungen hielt, und David Friedländer aus Königsberg (1750—1834), der Schwiegersohn des Bankmannes Itzig. Friedländer war einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Bürgeraufnahme der Juden in Preußen und der erste jüdische Stadtrat in Berlin. Aus dieser Bewegung gingen die freigeistigen Rabbinen der nächsten Zeit hervor, die jetzt alle in der Landessprache schrieben: Isaak Markus (Mordechai) Jost (1793—1860), Heinrich (Hersch) Graetz (1817—1891), Abraham Geiger, die Geschichtschreiber ihres Volkes, Leopold (Lipmann) Zunz, der Erforscher der synagogalen Poesie des Mittelalters, David Cassel (1818—1893), der Verfasser einer Geschichte der jüdischen Literatur. In Frankreich begann Samuel Cahen (gest. 1862) die Übersetzung der Bibel ins Französische und schrieb Joseph Salvador eine „Geschichte der mosaischen Gesetzgebung", deren deutsche Ausgabe Gabriel Rießer mit einer Vorrede begleitete, und ein Buch über „Jesus Christus und seine Lehre" (1841), das großes Aufsehen machte, weil bisher noch kein Jude diesen Gegenstand als reiner Geschichtforscher behandelt hatte. In Italien wirkten Isaak Samuel Reggio aus Görz (1784—1855), der glühende Verehrer Mendelssohns, der in einer besonderen Schrift die Vereinbarkeit von Thora und Philosophie (1827) darlegte, Samuel David Luzzatto aus Triest (1800—1865), der insbesondere Untersuchungen über die hebräische und aramäische Grammatik veröffentlichte, und der gefeierte Kanzelredner Lelio della Torre aus Cuneo (1804—1871). Diese drei gaben auch im Verein mit anderen den italienischen Juden eine italienische Bibel. Ins Ungarische übersetzte die Bibel Moritz Bloch (1815—1891), der später zum Kalvinismus übertrat und seinen Namen in Ballagi magyarisierte.

Noch sehr viele Namen wären hier anzuschließen und die im vorigen Abschnitte genannten Kämpfer für die staatliche Gleichstellung ihrer Volksgenossen zu wiederholen. In nicht so ausschließlicher Weise dienten ihrem Volke die Dichter, die jetzt in rasch wachsender Zahl in den jeweiligen Landessprachen zu schreiben begannen und viel Ermunterung fanden. Der von Goethe besprochenen „Gedichte eines polnischen Juden" habe ich schon gedacht. Sogar Moses Mendelssohn versuchte sich in Versen. Die Epigramme, Fabeln und lyrischen Sächelchen von Ephraim Moses Kuh aus Breslau (1731—1790) fanden in Ramlers „Museum" und anderen Zeitschriften Aufnahme, Lipmann Moses Büschenthal aus Straßburg dichtete als Zwanzigjähriger eine Ode an Schillers Geist und gab zwei

Bände Gedichte heraus (1807 und 1813), G. A. Adersbach dichtete das Trauerspiel „Der Siegelring des Salomo“ (1820), Eduard Israel Kley, der Erzieher des Dichters Michael Beer, und Gotthold Salomon, diese beiden hochgeschätzte deutsche Prediger, zumal Oden und Psalmen, Salomon Ludwig Steinheim, der später an der Seite Gabriel Rießers stand, ein Epos „Sinai“ (1823) in der Art des Klopstockschen „Messias“ und „Gesänge aus der Verbannung“ (1827). In den leidenschaftlich bewegten „Klagen eines Juden“ (1837) von Joel Jacoby aus Königsberg und den „Dichtungen“ (1839) von Theodor Creizenach will jüdische Kritik schon die spätere Apostasie heraushören. Denn Jacoby wurde bald nach dem Erscheinen seiner Gedichte in Dresden Katholik, Polizeirat und geheimer Zensor von so reaktionärer Strenge, daß Immermann und Gutzkow ihn verspotteten, und Creizenach wurde evangelisch.

Heinrich Heines erste Gedichte erschienen 1822, und von da an schreibt die Mehrzahl der jüdischen Dichter im Geist ihrer Wirtvölker. Manche davon wollen überhaupt nicht an ihre Herkunft erinnern, andere behandeln wohl noch gelegentlich jüdische Stoffe, aber fast nicht anders, als sie unsereiner behandelt. Über alle diese spreche ich in dem Abschnitte „Die Juden in der nichtjüdischen Kunst“ (Kap. 33). Denn die Erscheinung ist so bedeutsam, daß sie ausführlichere Darstellung erfordert. In der Malerei, der Tonkunst, der Schauspielkunst jedoch haben die Juden so gut wie keine eigene Überlieferung gehabt, so daß hier der Hinweis darauf genügt, auch in ihnen hätten sich gar manche mit reichem Erfolge betätigt.

Immerhin haben es sich einige jüdische Schriftsteller zur Aufgabe gemacht, sich selbst zu schildern und für ihr eigenes Volk, und sie bevorzugten da ganz natürlicherweise das patriarchalische Getto, dem sie ja noch entstammten. Heinrich Heines „Rabbi von Bacharach“, der leider Bruchstück ist, gehört nicht ganz hierher, denn er wollte insbesondere von Nichtjuden gelesen sein und nahm ebendeshalb eine schaurige Blutbeschuldigung zum Vorwurf. Phöbus Philippson und Ludwig Philippson dagegen, beide aus Dessau, ließen ihre Erzählungen aus der jüdischen Geschichte in jüdischen Blättern erscheinen. Phöbus schrieb die geschichtliche Novelle „Die Maranen“, die in mehrere Sprachen und auch ins Hebräische übersetzt wurde, und die Idylle „Veilchen Jakob, oder Glück und Freudenwahn eines Hausierers“ (1860), Ludwig, ein für sein Volk rastlos tätiger, vielseitiger, hochgeistiger Mann, schrieb zahlreiche kleinere Erzählungen aus drei Jahrtausenden und die Romane „Sepphoris und Rom“ (1866) und „Jacob Tirado“ (1867). Berthold Auerbach begann mit einem „Spinoza“

(1837), der belanglos ist, und einem Roman aus dem Leben des Dichters Ephraim Moses Kuh, „Dichter und Kaufmann" (1839), dessen Zustandsschilderungen ebensowenig auf gründlichen Kenntnissen beruhen. In seine Schwarzwälder Dorfgeschichten führte er nicht selten höchst brave Juden als Mitspieler ein. Wertvoller als die zuletzt genannten Dichter und Werke sind die rein sachlichen Bilder aus dem jüdischen Leben von Aaron Bernstein-Rebenstein aus Danzig und den beiden Böhmen Leopold Kompert und Salomon Kohn. Bernsteins „Vögele der Maggid" und „Mendel Gibbor" bedienen sich des Jargons, Kompert und Kohn dachten sich für ihre Gettogeschichten auch nichtjüdische Leser, die sie denn reichlich fanden. Heines Stiefvetter, der Hamburger David Bär (Hermann) Schiff hielt sich mit seinen Novellen wie „Schief Levinche mit seiner Kalle" (1848), „Die wilde Rebbezin" und „Das koschere Haus" ebenfalls in den engen Grenzen des jüdischen Kleinlebens. Von den Späteren hat besonders Karl Emil Franzos (1848—1904) mit seinen Geschichten aus Halbasien viel Beifall gefunden. Franzos hat als Freigeist den Juden selbst nicht immer ganz nach Wunsch geschrieben, aber er war auch dort, wo er Mißstände schilderte, immer ein treuer, liebender Sohn seines Volkes und hat als solcher in seiner Zeitschrift „Deutsche Dichtung" und als angesehener Kritiker zahllose junge jüdische Dichter gefördert.

Auch außerhalb Deutschland gibt es einige Schilderer des jüdischen Sonderlebens: in Dänemark Meïr Aaron Goldschmidt (1819—1887) mit dem Roman „Ein Jude" (1845) und Novellen, in Holland Hermann Heyermans-Heyman (geb. 1864), der unter dem Decknamen Samuel Falkland viele Skizzen aus dem jüdischen Leben schrieb, in England Israel Zangwill (geb. 1864), der bedeutendste dieser Dichter, ein Vorkämpfer für den völkischen Gedanken.

In der Zeit der Taufepidemie, die auch einen Heine und einen Börne zum Christentum übertreten ließ, vollzogen etliche die Vereinigung mit dem deutschen Volke so stürmisch, daß es ihnen nicht genug war, Christen zu heißen oder selbst zu sein, sie wurden Geistliche und lehrten das Christentum von Kanzeln und Kathedern. Immer bemerkt man an den Juden diese leidenschaftliche Hingabe an etwas Neues, die so leicht zur Übertreibung führt, in der Kunst und in der Politik ebenso wie hier. Der Grund dafür ist die innere Unfestigkeit. Es ist wie mit einem zu kurzen Pendel, das, einmal in Schwingungen gesetzt, rasch und heftig ausschlägt, während ein langes geruhig seine Bahn macht. Eine gewisse Zappligkeit. Immer auch bleibt die Sorge bestehn, „man" könne den neuen Christen

nicht für voll nehmen, und natürlich betrachtet man ihn als Hinzugekommenen, der er ja ist —, und so sucht er es in einem fort zu beweisen, daß er Christ sei. Ganz so wie in der Politik ein Stahl, haben in der Theologie, in der protestantischen, die allein in Betracht kommt, die übergetretenen Juden in der Gruppe, der sie sich einfügten, stets nur Verwirrung geschaffen. Sie brachten ihr fremdes Wesen mit und machten es geltend, obwohl sie ganz und gar in dem Gedanken der anderen zu wirken vermeinten. Bei den Theologen, die sich nie durch besondere Klugheit ausgezeichnet haben, war über die Neophyten sofort so große Freude, daß sie vor dem einen bekehrten Juden neunundneunzig christliche Anwärter zurücksetzten, und so kam es, daß eine ganze Reihe von geistigen Mittelmäßigkeiten Lehrstühle an Fakultäten erhielten. Es fehlte jedes Gefühl dafür, daß die Religion Ausdruck des feinsten, seelischsten Wesens eines Volkes zu sein hat, daß sie stärker als irgend etwas auf der Überlieferung dieses Wesens beruht, daß man gerade sie nicht „lernen" kann, sondern haben muß. Nicht allein übergetretene Juden mußten Verwirrung, Trübung des Wesens bringen, sondern auch übergetretene Katholiken bringen sie, und dabei stehn einander deutscher Katholizismus und Protestantismus wahrlich sehr nahe.

Besonders um 1850 waren jüdische Professoren in der protestantischen Theologie so häufig, daß kaum eine Fakultät in Deutschland nicht ihrer einen oder mehrere hatte. Einige davon waren berühmt und hatten großen Zulauf, so namentlich David Mendel-Johann August Neander in Berlin (1789—1850), wo er Kirchengeschichte im rechtgläubigsten Sinne vortrug. Paul de Lagarde saß noch zu seinen Füßen und schilderte ihn possierlich mit seinen Schrullen und in seiner Überhebung. Ebenso strenge Rechtgläubigkeit vertrat Friedrich Adolf Philippi (1809 bis 1882), der Verfasser einer „Christlichen Glaubenslehre" in sechs Bänden. In Christiania lehrte Karl Paul Caspari aus Dessau (1814—1892) als Alttestamentler und Dogmengeschichtler, in Leipzig Franz Delitzsch (1813 bis 1890), der sich mit dem Hebräischen so wohl vertraut gemacht hatte, daß er das Neue Testament ins Hebräische übersetzen konnte, in Heidelberg Ferdinand Hitzig-Itzig (1807—1875), der schon mit zweiundzwanzig Jahren als Privatdozent angenommen wurde. In Berlin predigte Paulus Stephanus, ursprünglich Saul Selig Cassel (1821—1892) über zwanzig Jahre an der Christuskirche, während sein Bruder David an der jüdischen Lehranstalt lehrte. Daß unter diesen Geistlichen ganz so wie in der Maranenzeit manche waren, die sich auch nach der Taufe

noch als Religionjuden fühlten, bekunden die Fälle der Pfarrer Schwalb und Wallfisch (Kap. 23). In der Tat erkennt das Judentum keinen Austritt aus seiner Religiongemeinschaft an, wie es S. Bernfeld in der „Allgemeinen israelitischen Wochenschrift" (1895) zusammenfassend dartat:

Die getauften Juden bleiben auch nach jüdischer Auffassung Juden, weil das Judentum den Glaubenswechsel nie anerkennt und den getauften Juden nach wie vor als Juden betrachtet, freilich als solchen, der von den Vorschriften der Religion abgewichen ist und Ärgernis gegeben hat. (Vgl. hierzu das im vorigen Abschnitt über die unbeschnittenen Juden gesagte.) Fühlt er sich in seinem Gewissen beengt, so kann er dies dadurch gut machen, daß er (von einem Rücktritt ist dabei nicht die Rede) seinen Schritt aufrichtig bereut und sonst wie ein Jude lebt.

Natürlich wurden getaufte Juden nicht nur evangelische, sondern auch katholische Geistliche und erlangten da ebenfalls Lehrstühle, aber auch Bischofsitze und einflußreiche Beichtvaterstellungen. Ich nenne nur den berüchtigten Abbé Bauer aus Budapest, den Beichtvater der Kaiserin Eugenie, den Olmützer Fürsterzbischof Theodor Kohn (geb. 1845), der die Tagelöhner auf seinen Besitztümern dermaßen auswuchern und bedrücken ließ, daß er zur Abdankung gezwungen wurde, und den magyarischen Fürstabt Wilhelm Fráknói-Frankl (geb. 1843), der verschiedene Geschichtwerke veröffentlichte. Der Jesuitenorden, der in früheren Jahrhunderten mehrfach Juden zu Mitgliedern hatte, verlangt jetzt, wie es heißt, rein christliche Ahnen fünf Geschlechter zurück.

Das Hauptgebiet der Juden war seit langem das Geldgeschäft und die Armeebelieferung gewesen. Die Emanzipierten blieben ihm treu. Die Erwartung, die Juden würden sich jetzt, wo ihnen alle Berufe offen standen, auf die Handwerke und den Ackerbau stürzen, erwies sich als trügerisch. Die Kriege der napoleonischen Zeit und dann wieder die österreichischen, italienischen, preußischen Kriege schufen für zahlreiche Juden die günstige Gelegenheit, reich zu werden, und viele stiegen dadurch in die Gesellschaft und in den Adel auf. Kennzeichnend, wie sie sich darin zu verankern wußten, sind die Geschlechter Lexa von Aehrenthal, ursprünglich Löwy, und Pereira-Arnstein. Schon Johann Baptist Lexa (geb. 1777), der Sohn des durch Kornlieferungen reich gewordenen Adelserwerbers, verheiratete sich in erster Ehe mit einer bürgerlichen Baronin Schirndinger, in zweiter mit einer adeligen Gräfin Wilczek, dessen Sohn gleichen Vornamens mit einer Gräfin Thun, die Enkel und Enkelinnen, darunter Alois, der 1909 den Grafentitel erhielt, mit lauter Adeligen guten Stammes. Die Pereira waren als Hofjuden zu Reichtum gekommen. Ein baronisierter Pereira heiratete eine Arnstein aus ebenfalls schon baronisierter Sippe, dessen

Sohn in erster Ehe eine bürgerliche Freiin von Diller, in zweiter eine adelige Gräfin Larisch-Moenich, die Enkel und Enkelinnen zumeist Adelige von alten Namen.

Es wiederholte sich im Deutschland des 19. Jahrhunderts der Vorgang bei der Aufnahme der Maranen in die spanischen Adelgeschlechter. Und ganz so, wie dort sehr bald ein Buch über die mit Juden versippten Geschlechter zusammengestellt wurde, der „Brand von Spanien" (Kap. 23), wurden in Deutschland die ebenso peinlich empfundenen, ebenso bekämpften Semi-Gotha-Bücher veröffentlicht: „Weimarer historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudä'schen Ursprunges" (Weimar 1912), „Semigothaisches Genealogisches Taschenbuch ari(st)okratisch-jüdischer Heiraten" (München 1914). Diese Zusammenstellungen sind überaus wertvoll, wenn auch nicht durchweg richtig; das war bei der gegebenen Sachlage kaum zu erzielen. Und überdies verhinderte dies auch die zu wenig über dem Gegenstand stehende Art. Von jüdischer Seite wurde die bloße Aufreihung der von Juden stammenden Geschlechter gewünscht; aber die Semi-Gotha-Bücher dienten eben weniger der Sache als dem Kampfe und werden darum hier auch nur als Stoffsammlung erwähnt. Die Juden betrachteten (unter sich) die Semi-Gotha-Bücher als Zeugnisse ihres Triumphes, nur wünschten sie natürlich nicht, daß auch die Nichtjuden ihren Triumph erkennten, weil sie heimlich die Befürchtung hegten, ihr Triumph könne in nichts zerrinnen. Und wenn tatsächlich die Aufhebung des Adels in Österreich zu Recht bestehn bleibt, so werden viele jüdische Sippen den Adel, den sie zumeist mit nicht wenig Geld bezahlen mußten, wieder verloren haben. Allerdings wird es den meisten nicht schwer sein, die Staatsbürgerschaft in einem Lande zu erlangen, wo der Adel noch besteht, wie denn der Baron Reitzes, ein überaus reicher Jude aus Galizien, eiligst den polnischen weißen Adler über seiner Tür anbringen ließ. So kann es wohl sein, daß von allen Adeligen Österreichs nur die jüdischen übrig bleiben.

Schon die ersten Emanzipierten hatten es offen darauf abgesehen, in den Adel einzudringen, selbst Titel zu erwerben und den alten Adel zu verdrängen. Baron Hirsch, der „Türken-Hirsch", pflegte über den französischen Adel zu sagen: „In zwanzig Jahren werden diese Leute unsere Portiers oder unsere Schwiegersöhne sein." Sie wurden die Schwiegersöhne. In der Tat haben die reichen Bankmänner und Armeebelieferer, so anrüchig oft ihr Reichtum war, in großer Zahl die Aufnahme in den Adel zu erlangen gewußt. Diejenigen unter ihnen, die gute Manieren hatten, wurden

völlig aufgenommen, andere wurden wenigstens geduldet; die Söhne und Töchter hatten gewöhnlich auch schon die geforderten Manieren und fanden keine Bedenken mehr. Im „ersten" Adel galten sie natürlich nicht für voll, aber im „zweiten" Adel gaben sie geradezu den Ton an. Daß dieser Ton sich jetzt erheblich von dem des „ersten" Adels unterschied, ist nicht zu verwundern.

Zwei Fragen sind zu beantworten: *Sind die Juden als so altes Kulturvolk nicht etwa gerade im Sinne der anthropologischen Geschichtauffassung als Gesamtheit adelig*, wie ihre rabbinischen Schriften es an so vielen Stellen behaupten? und: *Wie konnte sich der europäische Adel mit ihnen verbinden, wenn sie es nicht sind?* Die Juden wären gewiß adelig, wenn sie durchweg Nachkommen von Freien wären, wenn sie durchweg die rassischen Merkmale dieser Herkunft an sich trügen. Jeder freie Germane, der den Boden der Mischvölker betrat, war diesen gegenüber Adeliger, weil er von reiner, von höherer Rasse war. Jeder vollbürtige Grieche war Adeliger, jeder jüdische Gibor, der blond, hellhäutig und helläugig war, wie es die Edeln des Volkes noch zur Zeit der ersten Zerstörung Jerusalems waren (s. Kap. 3). Die Juden von heute sind zu einem Zehntel blond, zu neun Zehnteln Mischlinge und als solche Nachkommen der Sklaven Palästinas und der in der Zerstreuung hinzugekommenen. Die Juden als Gesamtheit sind ebensowenig adelig wie irgendein Mischvolk.

Nun aber haben unter ihnen die *Kohanim* (Priester) das Verbot gehabt, Proselytinnen zu heiraten und es gewiß auch befolgt, so daß alle Juden, die den Namen Kohn in irgendeiner Form tragen und die auch vor der Gemeinde gewisse Ehrenrechte haben, sich sonach als Adelige betrachten zu dürfen glauben. Aber das Verbot betraf immer nur die Frauen des geraden Vaterstammes, in den Vorfahren der Frauen werden auch bei den Kohanim die Nichtkohanim überwogen haben, und kaum irgendein Kohn wird nur sechzehn Kohanimahnen haben, geschweige denn in den höheren Geschlechterreihen rein von Kohanim abstammen. So haben denn auch die Untersuchungen an den Trägern des Priesternamens durchaus keinen Unterschied von der übrigen Judenschaft ergeben. Auch die Kohanim sind nicht Adelige im rassischen oder, was im Grunde dasselbe ist, im genealogischen Sinne. Es gibt unter den Juden wohl angesehene Sippen, wie die Abarbanels noch aus der spanischen Zeit, aber keinen urtümlichen Adel, seitdem einmal der Mannenadel der Giborim untergegangen ist. *Im Sinne des wirklichen Adels ist daher keine Jüdin*,

auch die nicht, die Kohn heißt, dem Adeligen ebenbürtig. Auch die blondeste Jüdin bringt aus ihrer Vorfahrenreihe dunkles Blut von Sklaven mit, und die Adeligen, die Jüdinnen geheiratet haben, sahen das zumeist schon an ihren eigenen Kindern. Denn es bewährt sich hier die starke Durchschlagkraft der jüdischen Rasse, wovon ich im zweiten Abschnitt gesprochen habe.

Daß der Adel, und nicht nur der deutsche und französische, sondern auch der etwas höherwertige polnische, ungarische und englische, sich trotzdem in so starkem Maße mit den Juden versippte, hat seinen Grund darin, daß er selbst seit langem nicht mehr seine Wesensgrundsätze einhält. Wohl konnte mir ein Graf Reſséguier sagen: „Wir sind alle blond und langköpfig“ und: „Adel ist Rasse“, aber wenige Monate darauf heiratete er die Tochter eines jüdischen Spiritusfabrikanten. Und bereits so sehr sind die ursprünglich blonden Adeligen selbst Ostelbiens mit dunkelm Sklavenblut durchsetzt, daß ich die Nachricht las, die Blonden unter ihnen färbten sich gelegentlich die Haare braun, um nicht aufzufallen. Seit Jahrhunderten hat der Adel die Geadelten aus dem Bürgerstand und dem Hörigenstand in sich aufgenommen, und in Zeiten der Rassenebbe, wie wir eben jetzt eine erleben, wird dies besonders deutlich. Man kann von dem Adel, wie er ist, nicht erwarten, daß er als Gesamtheit adelig denke, fühle, handle. Die „Sünde wider das Blut“ begann, als der erste reine Blondling die Tochter eines Emporkömmlings aus dem Chaos heiratete. Dieser Emporkömmling konnte selbst ein Entmischling sein, aber er brachte in seinem Blute das Blut des Chaos mit. So kam dann später die Verleihung des Adels hinzu, und damit war aus dem Adel, der auf der Rasse beruhte, eine Sache der Betitelung geworden. Selbst der Uradel hat hiernach kein Recht mehr, sich Adel zu bedünken; nur durch Ausmerzung der dunkeln Einschläge könnte er in den Einzelnen und als Gesamtheit wieder Adel werden. (Vgl. hierüber „Rasse und Rassefragen“.)

Eine ganze Reihe jüdischer Sippen erwarb während der Kriege außergewöhnliche Reichtümer und stieg in die „Gesellschaft“ auf. Der Siebenjährige Krieg brachte die Münzjuden Ephraim und Itzig empor. Die Herkunft ihres Vermögens war bekannt. Das Volk sang:

> Hängt ihn auf, den Juden Itzig,
> Denn der Kerl ist gar zu witzig —

und über die von Ephraim geprägten minderwertigen Taler, die „Ephraimiten“, sagte man:

Von außen schön, von innen schlimm,
Außen Friedrich, innen Ephraim —

Worte, die noch lange im Schwange blieben. Aber die Herkunft des Geldes wurde bald vergessen und außerdem und überdies: Non olet. Benjamin Veitel Ephraim, der Sohn des Münzjuden Veitel Heine (Chaim) Ephraim, wurde preußischer Geheimrat und diplomatischer Unterhändler zwischen Preußen und Frankreich. Daniel Itzig, der Münzjude, machte schon ein großes Haus. Unter seinen sechzehn Kindern waren neun Töchter, die, schön und gescheit, die Hauptanziehung des Salons bildeten. Sein Sohn Julius Eduard, der den Namen in Hitzig umänderte, wurde hoher preußischer Gerichtbeamter, dessen Sohn Georg Heinrich Präsident der Akademie der bildenden Künste in Berlin. Die Sippen Ephraim und Itzig sind im Mannesstamm erloschen. Zur selben Zeit gründeten zwei Söhne Moses Mendelssohns, Abraham und Joseph, eine Bank in Berlin und wurden dadurch reich. Der Tondichter Felix Mendelssohn-Bartholdy ist Abrahams Sohn. Die Sippe Mendelssohn, die übrigens durchweg getauft ist, erhielt sich als fast die einzige neben den Rothschild bis heute auch im Mannesstamm. Ein halbes Jahrhundert später wurde Gerson Bleichröder in Berlin, der Verwalter von Bismarcks Vermögen, hundertfacher Millionär. In Wien waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Bankhäuser Eskeles, Pereira, Arnstein, Wertheimstein die herrschenden. Ihre Inhaber wurden sämtlich geadelt. Aber nur die Pereira leben, getauft, und wie es heißt, antisemitisch gefärbt, im Mannesstamme.

Alle diese Namen werden überstrahlt von dem des Bankhauses Rothschild, dessen Gründer, Mayer (Meïr) Amschel, aus dem Frankfurter Getto kam. Er war ein Bankmann ganz modernen Schlages: während der Schlacht von Waterloo ließ er sich vom Schlachtfelde, in dessen Nähe er wartete, Berichte bringen und eilte, als er die Niederlage Napoleons erfuhr, nach London, verbreitete dort an der Börse das Gerücht des Sieges Napoleons und gewann bei dem rasch nachfolgenden Sturz der Aktien dreißig Millionen. Von da an war das Haus Rothschild mit seinen Ablegern in Paris, London, Wien, Neapel der Geldgeber bei allen großen staatlichen Unternehmungen in Krieg wie Frieden und behauptete sich bis heute in seiner Stellung.

Ganz ungeheure Vermögen sammelten als Einzelne Jakob (Moritz) Hirsch aus München (1831—1896), als Baron Hirsch oder Türkenhirsch zu seiner Zeit allbekannt — er soll durch die ziemlich bedenklichen Operationen mit den Türkenlosen 1500 Millionen Franken gewonnen haben —

und Baruch Hirsch Strausberg-Bethel Henry Strousberg aus Neidenburg in Ostpreußen (1823—1884), der „Eisenbahnkönig". Baron Hirsch starb kinderlos, Strousberg sah sein glänzendes Gebäude zusammenbrechen und wurde sogar (1875 in Moskau) eingesperrt. In beiden erhob sich die Begabung ihres Volkes für Geldgeschäfte und Spekulationen zur Höhe des Genies.

Der Besitz des Geldes allein genügte auch in dieser Zeit den zu solchem Reichtum gelangten Juden nicht. Noch andere Begabungen waren in den Aufgestiegenen und in deren Kindern rege. Der Sinn für äußere Pracht ließ schon im Berlin Friedrichs des Großen jüdische Salons entstehn, wo der Adel, die Gelehrten- und Künstlerwelt und die distinguished foreigners verkehrten. Man hatte die französischen Salons der Zeit Ludwigs XVI. zum Vorbild. Und nicht nur der Reichtum allein schuf sich solche gesellige Kreise, auch weniger reiche Häuser wußten sie zu gewinnen. Mittelpunkt dieser Salons waren geistvolle jüdische Frauen, deren Namen noch heute nicht vergessen sind. Da war Henriette Herz, die Tochter eines portugiesischen Arztes, Gattin des Arztes Markus Herz, dann die schönen Schwestern Meyer, Sara und Marianne, deren eine einen Freiherrn v. Grotthus heiratete, während die andere als Frau v. Eybenberg die morganatische Gemahlin des Fürsten Heinrich XIV. von Reuß-Greiz wurde (1792), dann Rahel Levin, die Gattin Varnhagens v. Ense, die am meisten gefeierte, und Dorothea Mendelssohn, die spätere Gattin Friedrich v. Schlegels. Die Schwestern Meyer und Rahel Levin hatten in Karlsbad mit Goethe bekannt zu werden gewußt und alle drei sein Wohlgefallen gefunden. Sie wurden in Berlin eifrige Verkünderinnen seines Ruhmes, und will man jüdischen Darstellern folgen, so haben sie Goethe in Berlin „gemacht". Es übertreibt das, wie schon Hebbel vermerkte. Dorothea, Moses Mendelssohns Tochter, die „Veitin", wie sie damals noch nach ihrem ersten Gatten hieß, ging in ihrer Begeisterung für Goethe bereits so weit, daß sie Schiller unerträglich fand und bei der ersten Vorlesung der „Glocke" in ein solches Lachen ausbrach, daß sie vom Stuhle fiel. Sie wurde später mit Schlegel zusammen katholisch und hatte in Wien ihren ultrakatholischen Salon. Sie war von allen die ungeregeltste. Nach Schlegels Tode (1829) verließ sie Wien. Da führten jetzt die Häuser Eskeles, Arnstein, Pereira und Wertheimstein glänzende Salons, aber die Damen waren keine so bedeutenden Persönlichkeiten wie die Berliner Jüdinnen, einzig das Fräulein v. Wertheimstein erwarb sich, weniger durch ihren Geist als durch ihre Liebenswürdigkeit

und Güte, den Beinamen einer Wiener Rahel. Sie starb in hohen Jahren und war noch Ferdinand v. Saars fürsorgende Freundin in dessen letzten Jahren gewesen. Einige dieser jüdischen Frauen gelangten in fast schwindelhaftem Aufstieg bis in die höchste Gesellschaft. Henriette Fromm wurde die Geliebte des heldischen Prinzen Louis Ferdinand — der Dichter Ernst v. Wildenbruch war ihr Enkel —, Marianne Meyer, wie erwähnt, die Gattin eines Fürsten Reuß, Alice Heine, Heinrich Heines Nichte, in erster Ehe Herzogin von Richelieu, in zweiter Fürstin von Monaco.

Es ist kein Zweifel, daß die jüdische Frau ungewöhnliche Anlagen zur Salondame hat. Else Croner schreibt in ihrer Studie „Die moderne Jüdin" (Berlin 1913) unter anderem über sie:

> Auf fast allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens, der Kunst, Literatur und Mode gehn Jüdin und Modernität Hand in Hand. Es scheint, als ob die Jüdin ein ganz besonderes Organ für alles Neue hätte, als ob sie das Kommende vorausspürte. Diese Witterung für alles Neue läßt sie, ihr selbst meist unbewußt, ständig auf dem qui vive sein und wie ein Turmwart Ausschau halten. Es entgeht ihrem Spürsinn nichts Neues, intuitiv drängt es sie zum Neuen, und sie propagiert das Neue, weil es neu ist ... Der Trieb zum Neuen liegt aber auch in ihrem geselligen Charakter begründet. Die Jüdinnen sind — von seltenen Ausnahmen abgesehen — ungern allein. Einsamkeit und alles, was damit zusammenhängt, wie stille Beschaulichkeit, lässiges Behagen und seelisches Beharren mögen die Jüdinnen nicht und kennen sie nicht.

Dies ist das eine. Das zweite ist die stärkere Sinnlichkeit der jüdischen Frau. Else Croner sagt: „Das heiße Wallen jüdischen Blutes gibt nur zwei Möglichkeiten der Weibseele: die Entfaltung der Mütterlichkeit, oder die Entfaltung der Sinnlichkeit. Ein drittes gibt's nicht unter Jüdinnen." Und sie führt weiter aus, wie in der jüngsten Zeit — dasselbe gilt aber für alle Emanzipierten, seitdem es eine Emanzipation gibt — die Jüdinnen der guten Gesellschaft durchweg statt zu künftigen Müttern zu künftigen „Amoureusen" erzogen würden. Dies vor allem will sie durch eine andere, gediegenere Erziehung geändert haben; die Zeitrichtung habe die Schuld daran. Else Croner läßt hier wie nur irgendein Universitätprofessor außer Acht, daß die Art der Erziehung der jungen Mädchen nicht Schuld der Zeitrichtung ist, sondern die Zeitrichtung, deren ein Teil sie bildet, Ausdruck der Wesensart der betreffenden Kreise.

Man hat mir von jüdischer Seite die Schilderungen jüdischer Frauen und Mädchen in meinem Roman „Das neue Jerusalem", der ohne Verfassernamen erschien und für das Werk eines Juden gehalten werden sollte und gehalten wurde, recht übel genommen, aber meine Beobachtungen seither haben sie mir nur immer wieder bestätigt. Die jüdische

Frau übt vor allem einen sinnlichen Reiz auf den Mann aus, weiß das und will es. Wie weit sie es im Einzelfall kommen läßt, ist hier nebensächlich. Alle ihre nicht geringe Begabung stellt sie in den Dienst der Sinne, und sie tut dies bis zu -zig Jahren. Sie will nicht nur bewundert werden, sie will als Weib bewundert, womöglich begehrt werden. In allen jüdischen Salons findet man den Atem der Sinnlichkeit, immer je nach kurzer Weile erinnert mitten im ernsthaftesten Gespräch ein Wort, ein Blick den Mann an das Weibchen in der Hörerin, der Sprecherin. Das eben macht die Unterhaltung da so „reizvoll"; mancher thumbe Tor ist sich's gar nicht bewußt, und die kluge Dame lächelt darüber und treibt ihr Spiel nur noch gewagter. Auf solche Weise vor allem wird der nichtjüdische Mann von der Jüdin gefangen genommen. Sie heiratet ihn gerne, denn ihre jüdischen Bewerber durchschaut sie nur zu gut. Sie strebt unbewußt nach der höheren Rasse, und dies ist ein Zeugnis für den starken lichten Blutteil in ihr selbst. Jeder kann es leicht beobachten, daß es unverhältnismäßig mehr schöne junge Jüdinnen, blonde wie dunklere, gibt als schöne junge Juden. Natürlich in der Oberschichte, von der ich hier handle.

Das Geschick der Jüdin, im Salon zu glänzen, beruht gerade auf ihrer stärkeren Mischrassigkeit, ganz ebenso, wie das verwandte Geschick des jüdischen Mannes, im Geschäfte alle Möglichkeiten auszunutzen und rasch zum Erfolg zu gelangen. Sie teilt ihre Art mit den anderen Frauen des Südens, mit der Italienerin, der Rumänin, der Balkanslawin, aber sie ist offensichtlich lichter als diese und dem entsprechend im allgemeinen geistig begabter, beweglicher, in Wort und Geberde anmutiger. Die südländische Lässigkeit, um nicht zu sagen Faulheit, ist unter den Jüdinnen selten; kaum eine will nur als schönes Bild wirken, und sie erscheinen vor dem Gaste stets auch in geistiger Empfangtoilette. Sie sind zumeist nicht tiefer unterrichtet — dazu fehlt die Ausdauer —, aber was sie wissen und können, ist ihnen jederzeit zur Hand, und sie verstehn daraus erstaunlich viel zu machen. Der Mann wird oft geblendet, fast immer gefesselt. Die reiner nordische Frau ist stets zurückhaltend; sie fände es „unter ihrer Würde", einen Mann und noch dazu wie oft einen solchen, zu dem gar keine Neigung da ist, zu umbuhlen, um ihn heiß zu machen. Sie stellt ihr Wissen, ihre Fertigkeit in den üblichen Künsten der guten Gesellschaft, Klavierspielen, Singen, Deklamieren, Tanzen, mit Bewußtheit nicht in den Dienst des Gefallenwollens. Ihr gilt all dies zu leicht als Exhibitionismus. Und sie „liebt und schweigt". Der reiner nordische Mann findet in

ihr den treuen Freund, der mit ihm die Straße des Lebens Seite an Seite wandert; die tiefer mischrassige Frau ist wie ein geschmeidiges Katzentier, das fortspringt, zurückkommt, haben will, daß man sich immer mit ihm beschäftigt. Das Spiel mag eine Zeitlang sehr lustsam sein, den reiner nordischen Mann wird es dauernd nicht fesseln. Hier hat man das Geheimnis all der Erfolge der jüdischen Frau.

So stark in jedem Juden das Blut aller Volksgenossen fließt, so brachte die Emanzipation durch die Auslese, die sie bedeutete, doch eine gewisse Entmischung mit sich, und die ließ in wenigen Geschlechtern schon eine Fülle genialischer Begabungen aus dem jüdischen Volke erstehn. Aber nicht nur Begabungen der zweiten Ordnung, Schriftsteller, Tondichter, Maler, Gelehrte, erstanden, sondern auch solche der ersten, die den Juden seit Isaak Abarbanel gefehlt hatten. Feldherren sind freilich nicht darunter, es sei denn, daß Masséna, Soult und Bernadotte wirklich Juden waren, wofür jedoch glaubwürdige Zeugnisse fehlen. Aber staatsmännische Begabungen findet man eine ganze Reihe. Die größte davon war, wenigstens was die äußere Machtstellung betrifft, Benjamin Disraeli (1804 bis 1881), der durch Jahre mitten im politischen Kampfe stand, dreimal Schatzkanzler war und endlich Premierminister wurde und als solcher die Königin Viktoria den Titel einer Kaiserin von Indien annehmen ließ und England auf dem Berliner Kongreß vertrat. (Er hatte kurz vorher den Titel seiner verstorbenen Frau, der Gräfin von Beaconsfield, Vizgräfin von Hughenden, übertragen erhalten.) Auf dem Berliner Kongreß kämpfte Disraeli namentlich für seine Volksgenossen auf dem Balkan und ruhte nicht, bis er ihre Gleichstellung durchgesetzt hatte. So lange er an der Spitze des Staates stand, hielten sich die englischen Juden zur konservativen Partei, zu den Tories.

Disraeli-Beaconsfield ist der erste jener journalistischen jüdischen Politiker, die in der Folge immer zahlreicher auftraten, ein Vorgänger Trotzki-Bronsteins, Eisner-Kosmanowskis, Béla Kun-Kohns. Nur schrieb er seine politischen Programme nicht in Zeitungartikeln und Flugblättern, sondern in Romanen, die heute zwar vergessen sind, damals jedoch eifrig gelesen wurden. Und daneben spielte er, so lange er leidlich hübsch war — denn im Alter wurde er häßlich —, den Dandy. Er ist vielleicht in seinen Widersprüchen nie besser gekennzeichnet worden als von Israel Zangwill in den „Dreamers of the Ghetto“:

Mir ist, ich lese in seinem Gesichte die ganze Mär von den langen Jahren verzweifelten Wartens, das die frühen Triumphe seiner Feder und seiner Persönlichkeit nur einiger-

maßen lindern; alle die ingrimmigen Kraftanspannungen des politischen Kampfes. Und wie ich meinen Blick darauf hefte, fühle ich: hier ist nicht wahre Größe. Ich denke an seine Bücher, seinen großartigen Stil, glänzend wie die Westen und goldenen Ketten seiner Jugend, diese Prosa, die oft aus schlechten Blankversen besteht, den Überbleibseln seines langen närrischen Bemühens, Dichter zu sein; an seine falsche Erhabenheit und seine falsche Romantik; an seine pseudojüdischen Geschichten und sein prahlerisches Pochen auf sein Blut, das er gegen den verletzenden Stolz des stolzesten Adels der Welt ausspielte, während er gleichzeitig als Politiker beharrlich englischer sein wollte als die Engländer; an sein naives Behagen an guter Kleidung, gutem Essen und guter Gesellschaft; an seine krankhafte Klarheit über seine Anlagen, sein Genie; an seine unbedenkliche Jagd nach persönlichem Erfolg und Ruhm — diesem Schatten, den der große Geist am Wege läßt, der kleine als etwas Wesenhaftes begehrt und erstrebt —; an seine Geldheirat um seiner Laufbahn willen, so recht nach der Sitte seines Stammes; an seine abenteuerliche Auffassung der britischen Aristokratie, die er gleichwohl beherrschte, weil er nicht wahrhaft in ihren sozialen Bedingnissen wurzelte — wodurch eben er fähig wurde, von außen her mit ihr zu manövrieren, ganz Verstand, von Gefühlen frei, englische Politik zu spielen, wie man Schach spielt: stolze Peers wie Bauern zu schieben und vor allem, geschickt seine Königin zu führen; an seine völlige Unbeirrbarkeit bei Angriffen, die doch nur die Selbstbeherrschung des mittelalterlichen Juden vor einem dickerstirnigen Verfolger war.

Er haßt den Bourgeois — sein Herz bewegt nur der Prunk des Herrschertums und das Pathos der Armut; sein lebenslanger Traum ist eine Tory-Demokratie, worin die Adeligen das Volk, das von dem Mittelstande ausgebeutet wird, glücklich machen sollen. Er ist eins mit Byron und Shelley im Aufruhr gegen die Welt der Philister. Er erkennt mit Heine in England, wo das puritanische Britannien schon als solches der Erbe des alten Palästinas und die Staatskirche nur die Hüterin des popularisierten semitischen Prinzips ist, nach seiner geistigen wie leiblichen Kraft den vorbestimmten Vollführer der Ideale Zions. Denn sein Herz ist immer mit seinem Volke. Und als er Zypern für England erwirbt, ist der Zauber für ihn vielleicht, daß es Palästina so naheliegt, dem einzigen Lande, das Gott je gewürdigt hat, sich dort zu offenbaren.

Während Disraeli-Beaconsfield in England das Heil des Staates (und seines jüdischen Volkes) in der Befestigung des Thrones sah, proklamierte in Frankreich Léon Gambetta (1838—1882), ebenfalls Sepharde, nach der Niederlage von Sedan die Absetzung der Dynastie für ewige Zeiten und übernahm selbst die Diktatur. Er knüpfte bewußt an den Umsturz von 1789 an. Und als er im Jahre 1881 Präsident der Republik wurde, ging sein Hauptstreben dahin, Rußland und England zu Bundesgenossen zu gewinnen, Deutschland auf diese Weise einzukreisen und niederzuwerfen. Als sein Plan fürs erste mißlang — es stand damals Bismarck noch in der Fülle seiner Kraft —, zog er sich zurück (Anfang 1882), um wieder wie die zehn Jahre vorher nur hinter den Kulissen zu wirken und den Ministern seine Absichten durch geschickte Machenschaften aufzuzwingen. Aber er starb, von seiner Geliebten tödlich angeschossen, am

letzten Tag desselben Jahres. Gambetta tat in der Öffentlichkeit nichts besonderes für sein Volk, aber er war aus der Anwaltkanzlei Crémieux' hervorgegangen und verleugnete das nie. Ganz wie Disraeli aber war er mehr Franzose als die Franzosen selbst. Er vereinte den Chauvinismus mit dem die ganze Menschheit umfassenden Republikanismus aufs beste und fand darin viele Nachfolger. Wie Disraeli beherrschte er das Wort, nur war er nicht so witzig, dafür aber verfügte er über eine zündende Pathetik, die nach der Niederlage von 1870 die Franzosen in ohnmächtiger Wut gegen die siegenden Heere trieb: zahllose Menschen fielen unnützerweise, aber Gambetta hatte den Ruhm, Frankreichs „Ehre" gerettet zu haben; er selbst tat beim Kampfe nicht mit.

In Deutschland, das damals zu seinem Gipfelpunkt anstieg, brachte es kein Jude zur ersten Stellung im Staate, aber Eduard v. Simson (1810—1888) war Präsident des Reichsgerichts und Friedrich Julius Stahl aus München (1802—1861), vor der Taufe Schlesinger, nach den zeitgenössischen Beschreibungen ein knirpsiges Jüdchen mit ausgeprägt palästinensischer Physiognomie, Verfasser von Schriften im Sinne des monarchischen Prinzips und des christlichen Staates, wurde der Führer der preußischen Konservativen und war ein eifriger Mitarbeiter der Kreuzzeitung. In den „Mitteilungen zur Abwehr des Antisemitismus" konnte gesagt werden: „Der ganze Gedankenschatz der kleinen, aber mächtigen Partei, die in den Jahren der Reaktion Preußen beherrschte und die jetzt (1910) wieder von maßgebender Bedeutung ist (das ist eine Unterstellung mit wohl berechneter Absicht), rührt von diesem Rechtsphilosophen jüdischer Abkunft her, nach dem sich die konservative Fraktion des preußischen Herrenhauses noch heute nennt und dessen Büste die Räume der preußischen Magnatenkammer schmückt."

Die anderen politischen Begabungen jener Zeit, Crémieux, Gabriel Rießer, die jüdischen Volksredner und Abgeordneten haben für die Allgemeinheit geringe Bedeutung; was sie für ihr eigenes Volk taten, ward hervorgehoben. Als geschlossene Reihe aber bezeugen sie, daß in den Juden trotz ihrer stärkeren Mischrassigkeit noch so viel lichtes Blut vorhanden ist, daß auch Begabungen erster Ordnung, staatbildende, aus ihnen hervorgehn können. Sollten diese Begabungen sich einmal ausschließlich dem eigenen Volke widmen, in dem allein sie wesensgemäß wirken können, so böten sie Gewähr genug für die gedeihliche Entwicklung ihres Staates.

33. Die Juden in der nichtjüdischen Kunst

Schon um 1200 sang der Jude **Süßkind von Trimberg** deutsche Minneweisen. Die Manessische Liederhandschrift stellt ihn dar mit dem knäufigen Judenhute und in einem Mantel mit breitem Pelzkragen, wie ihn eben ein Stiftherr, der mit einem gleichen Mantel angetan ist, huldreich empfängt. Er scheint aber doch den Wandel der Gunst erfahren zu haben, denn er singt:

> Ich Tor wollt' durch die Lande ziehn,
> Zu zeigen meine Kunst,
> Will von der Herren Hof nun fliehn,
> Da mir fehlt ihre Gunst.
> Will wachsen lassen mir den Bart,
> Die grauen Haare mein,
> Und will nach alter Juden Art
> Nur leben mir allein.
> Mein Mantel soll mir wallen lang
> Tief unter meinem Hute,
> Demütiglich sei jetzt mein Gang,
> Und nicht mehr sing' ich höfischen Gesang,
> Seit mich die Herren trieben fort von ihrem Gute.

In **Spanien** dichtete Rabbi Santob (Schemtob) am Hofe Peters des Grausamen. In der Mitte des 16. Jahrhunderts übersetzte Salomo Usque Sonette von Petrarca ins Spanische und schrieb italienische Oden. Von den in Spanien als Scheinchristen zurückgebliebenen Juden widmeten sich einige auch der Literatur. Antonio Enriquez de Gomez sah mehrere seiner zweiundzwanzig Komödien in Madrid aufgeführt werden. Er mußte später nach Frankreich fliehen (sein Bildnis wurde 1660 bei einem Autodafé verbrannt) und besang dort Ludwig XIV., die Königin und Richelieu; er schrieb auch ein Epos „Simson der Naziräer". Miguel Silveyra (gest. 1636 in Neapel) dichtete das Epos „El Macabeo", Fray Vicente de Rocamora (s. Kap. 23) verfaßte lateinische und spanische Verse. Berühmt zu ihrer Zeit war Sara Copia Sullam in Venedig (1590—1641) und dies ebenso wegen ihrer blonden Schönheit — mehrere Dichter besangen ihr goldfarbenes Haar — wie ihrer geistigen Vorzüge. Sie las Spanisch, Griechisch, Lateinisch und Hebräisch, hatte eine entzückende Stimme und dichtete gute italienische Verse, die von Hand zu Hand gingen. Einem Brief der Bewunderung, den sie dem Kanonikus Ansaldo Cebà in Genua als dem Dichter des biblischen Epos „Esther" schrieb, folgte ein mehrjähriger Briefwechsel, worin der Priester,

für sie aus der Ferne in Liebe erglüht — sie sahen einander nie —, sie für das Christentum zu gewinnen suchte. Sie blieb ihrem Glauben treu. Als 1621 ein anderer Priester sie in einer Schrift bezichtigte, sie leugne die Unsterblichkeit der Seele, antwortete sie mit einem rasch hingeworfenen, äußerst klugen und treffenden „Manifesto". Dieses ist neben etlichen Versen das einzige, was von ihren Arbeiten erhalten ist. Die 53 Briefe, die Ansaldo Cebà an sie richtete, ließ er selbst noch drucken (1623), die ihren sind verloren gegangen.

In der Folge findet man bis zur Emanzipation keinen jüdischen Dichter, der für sein Wirtvolk geschrieben hätte, und auch für ihr eigenes schrieben nur wenige und nicht bedeutende. Der Gelderwerb und das Ringen mit den Wirtvölkern brauchte die tüchtigsten Begabungen auf; für die Kunst, die Blüte der Muße, blieb wenig übrig. Verse wurden natürlich in vielen Sprachen gemacht, und wie im Abendland, so auch im Morgenland, so daß man immerhin eine spanische, eine italienische Anthologie und sogar einen persischen Diwan von jüdischen Reimern zusammenstellen könnte. Man bediente sich für die fremden Sprachen zumeist der hebräischen Buchstaben. Auch in jüdisch-deutscher Sprache wurden Lieder auf besondere Ereignisse, auf Synagogen- oder Judenviertelbrände, auf Verfolgungen und ähnliches gedichtet — man findet Proben davon in Schudts „Merkwürdigkeiten" —, aber in die deutsche Literatur traten die Juden erst mit Moses Mendelssohn und seinen Jüngern ein. Im vorigen Abschnitte vermerkte ich die bescheidenen Anfänge.

Der erste wirkliche Dichter aus dem Judentum, der sich einer abendländischen Sprache bediente und für das ganze Volk dieser Sprache und selbst darüber hinaus Bedeutung gewann, war Heinrich Heine (1797 bis 1836), der Sohn eines Chaim (Heine) Bückeburg. Heine, so lange Zeit der Abgott zahlloser deutscher Jünglinge und Jungfrauen, seit den Tagen des Antisemitismus von den Feinden seines Volkes wie kaum ein anderer bekämpft, ist für viele noch heute das Schiboleth des Bekenntnisses für oder wider das Judentum. Es hält schwer, über einen Mann gerecht zu urteilen, der noch lebendiger Streitgegenstand ist. Seine Gegner haben das Urteil des bedinglos billigen Mörike für sich, der nicht eine Stunde mit ihm leben wollte, „wegen der Lüge seines ganzen Wesens". (Von jüdischer Seite findet man Mörike dieser Äußerung halb ganz zu Unrecht herabgesetzt; Mörike, wie er einmal war, konnte wirklich mit Heine nicht leben.) Und es ist wohl zu begreifen, daß Menschen von der bürgerlichen Moral der in Deutschland gebliebenen Deutschen mit Heine,

der nichts weniger als moralisch in ihrem Sinne war, nichts anzufangen wissen, selbst wenn sie nicht als Antisemiten voreingenommen sein sollten. Was gegen ihn von diesem Standpunkte aus gesagt werden konnte, findet man vollständig in dem Buch „Heinrich Heine, auch ein Denkmal" von Adolf Bartels (1906). Es kommt hinzu, daß Heine als Dichter nur selten die Anforderungen erfüllt, die wir jetzt, nach Mörike und Geibel, an die Vollendung eines Kunstwerkes stellen, nicht nur, daß viele seiner Verse salopp gebaut und gereimt sind, es macht sich auch geltend, daß er in einer Sprache schrieb, die er erst erlernt hatte. Man nehme sein bekanntestes Lied:

> Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
> Daß ich so traurig bin?
> Ein Märchen aus uralten Zeiten,
> Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Fehler wie diese — falsche Wortstellung, „kommen aus" gebraucht für eine Bewegung aus dem eigenen Innern hinaus, wo es nur eine aus fremdem Innern bezeichnen kann — finden sich auch bei Adalbert v. Chamisso, ja selbst bei Conrad Ferdinand Meyer, der früher französisch schrieb, als er deutsch zu dichten begann. Und was die Saloppheit betrifft, so waren Ludwig Tieck, Clemens Brentano und Achim v. Arnim nicht weniger salopp. Oft aber auch bekundete Heine das feine Gefühl für das unbedingt Notwendige und schuf darum Verse, wovon sich nichts wegnehmen läßt, und das bedeutet viel. Er war — wie Goethe — glücklicher im reimlosen Gedicht, besonders aber im freirhythmischen.

War Heine „deutsch"? Lange behauptete man dies, und für das Ausland galt er vielfach als der deutscheste aller deutschen Dichter. Aber die Gedichte, worin er so recht gretchenblond deutsch ist, sind schlecht. Gut ist er nur dort, wo er Heine ist. Und da ist er nicht deutsch im Sinne der in Deutschland gebliebenen Deutschen. Er ist dazu zu geistreich oder einfach zu gescheit. Das Ausspinnen einer einmal angeschlagenen Melodie, bis sie in dem unnützesten Gereimsel untergeht, so kennzeichnend für die allgemeine Art der Deutschen bis in die jüngsten Tage, ist ihm ebenso fremd, wie einem Musset, einem Gérard de Nerval, einem Paul Verlaine in seinen guten Tagen, wie mir, dem Auslanddeutschen, aber auch einem Mörike und Storm. Heine hat nur das eine: er „pointiert" meist zu scharf, spitzt auch das lyrische Gedicht zu gern auf das Epigramm zu und verrät darin, daß er kein eigentlicher Lyriker war, weil bei ihm das

Gedicht aus dem Gedanken kam, statt aus der inneren Melodie. Die Höhe der Lyrik erreichte er fast nur in den Nordseebildern. Es ist freilich sonderbar, daß gerade der Dichter, dessen Lieder vielleicht am meisten vertont wurden, keine innere Musik hatte; aber es ist so. Solche Lieder lassen sich eben viel leichter vertonen; an Mörike wäre Schubert gescheitert, Schumann und Hugo Wolf mit ihren fühlsamen Seelen fanden auch für diese verschwebenden Worte noch die Töne, die gleichsam die Luft wurden, die sie nun ins Unendliche trägt.

Heine der Mensch ist nicht von seinem Werk zu trennen. Auf die Gefahr hin, es mit vielen höchst ehrbaren Deutschen zu verderben, muß ich als meine Ansicht offen sagen, daß mich die verschiedenen übeln Geschichten, die man Heine bewiesen hat, nicht gar so furchtbar entrüsten. Er hat gewiß manchmal anders gehandelt, als ein anderer an seiner Stelle handeln würde, aber zumeist weiß man das aus seinen eigenen Briefen. Wenn ich ihn recht verstehe — und so ferne mir seine Art als Dichter ist, so nahe stehe ich ihm, dem Blondling, als Blonder —, war sein vorwiegendes Gefühl das der Verachtung all der krimmelnden, wimmelnden Gemeinheit rings um ihn her. Dieses Gefühl kann sich bis zum moralischen Selbstmord steigern, und in solchen Augenblicken schreibt man, was einen in den Augen der Vielen „vernichten" muß, und tut es wohl auch. Der rein nordische Mensch kennt kein Gesetz außer sich selbst, er kennt vor allem die Pflicht nicht, gegen Gemeinheit edel zu sein. Und der reizbare Dichter ist dann zu allem fähig. Von hier aus betrachte man Heines Verhalten seinem brünetten, geschäftkundigen Volksgenossen Meyerbeer gegenüber; er benahm sich da schmutzig, aber das ganze Geschäft war von Anfang an schmutzig. Unrecht tat er Meyerbeer nicht. Auch, daß er Geld von der französischen Regierung nahm und dann über Deutschland das sagte, was er sonst auch gesagt hätte, kann ihm nur verargen, wer ihn als Deutschen betrachtet, wo er doch Jude war, Deutschland als sein Geburtland liebte, wie etwa ich mein Geburtland Kroatien liebe, aber es so beurteilte, wie ein in China geborener Deutscher China und die Chinesen. Wenn andere Juden restlos Deutsche, restlos Franzosen oder Engländer, Tschechen, Russen, Magyaren sein wollen, tut das nichts zur Sache. Heine war ganz ehrlich vor sich selbst: er war restlos Jude. Daß er sich taufen ließ, bedeutet nichts. Und der jüdische Witz besagt es ja offen: „Haben Sie gehört: der Rosenberg hat sich taufen lassen?" — „Echt jüdisch!"

Anders ist es mit Heines Verhalten gegen Franz Liszt. Da stand er

vor einem bedinglos vornehmen Menschen, einem úri-ember, wie es im Magyarischen heißt — und kein Volk vielleicht hat bis in die neueste Zeit den Begriff des „Kavaliers" in so klarer Ausprägung wie die magyarischen Adeligen und ebenso die Deutschen Ungarns, denen Liszt entstammte —, aber er warf ihn mit den anderen zusammen, die im zeitlichen Erfolg, im Geldgewinn ihr einziges Ziel sahen. Heine selbst brauchte viel Geld, aber er sammelte keines; er war, als er starb, nicht reicher, als der bedürfnislose Spinoza, der sein Erbe dahingegeben hatte. Und noch in einer Angelegenheit ist Heines Verhalten nicht zu entschuldigen: als er mit dem Grafen Platen in eine Polemik geriet, bediente er sich in ganz unritterlicher Weise der Bezichtigung der Gleichgeschlechtigkeit, wie sie sein Volksgenosse Harden-Witkowski gegen den Grafen Eulenburg erhob, um diesen Gegner zu vernichten. Wenn etwas „jüdisch" in Heine ist, so ist es dieser Kampf gegen Platen.

Während Heine unter den Deutschen geradezu Mode war, urteilten seine Volksgenossen zum Teil sehr abfällig über ihn. Gabriel Rießer schrieb: „Die Juden haben Heine nicht anerkannt, sie haben sich nie anders als gleichgültig gegen ihn verhalten; sie haben seine prosaischen und stilistischen Talente nie mehr als andere bewundert, sie haben für seine Gesinnung, für seine Spöttereien über jüdische und christliche Religionsvorstellungen nie Sympathie gehegt; sie haben ihn stets, wie er sie, verleugnet, wenn er ihnen aufgebürdet werden sollte." Börne sagte gar: „Heine ist ein vollkommener Bachur (Talmudjünger)! Wie er das geworden, oder vielmehr als geborener Jude geblieben, ist mir ganz unerklärlich. Er hat ganz die jüdische Art zu witzeln und opfert einem Witz nicht bloß das Recht und die Wahrheit, sondern auch die eigene Überzeugung auf." Heine ist gleichwohl der größte jüdische Dichter in neuerer Zeit. Er ist der einzige, der bis jetzt lebendig geblieben ist, und das nicht nur in seinem Stammvolke, sondern auch im deutschen Volke, in dessen Sprache er schrieb. Ich bin fern von jeder Überschätzung Heines. Ja, wenn ich überblicke, was ich zu verschiedener Zeit über ihn schrieb, finde ich, daß ich eher zu zurückhaltend, als zu preisend urteilte. Ich lernte Heines Gesamtwerk erst kennen, als ich schon selbst Persönlichkeit war, nicht als Werdender; es hat darum auf mich nicht die berauschende Wirkung gehabt, wie auf andere. Aber ich nahm es 1917 in Siebenbürgen als reifer Mann wieder vor und erkannte, ungeblendet von Kinkerlitzchen, die den Jüngling nur zu leicht blenden, die ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit, Frische, Darstellkraft, geistige Überlegenheit und Schlagkraft, die

Heine ebenbürtig neben einen Alfred de Musset stellen, um den ihm verwandtesten großen Dichter zu nennen.

Eine Zeitlang schien es auch, Heine würde eine bleibende Wirkung auf die europäischen Literaturen ausüben. Allenthalben ahmte man ihn nach, in Deutschland, in Frankreich, Italien, Spanien, unter den Slawen. Aber man ahmte nur seine schlechten Verse nach und ahmte sie schlecht nach. Dieser Heine war Mode und ist als Mode ziemlich rasch wieder vergangen. Es ist heute unmöglich, heinelnde Verse zu machen. Dagegen dauert die Wirkung Heines auf die Tagesschriftstellerei noch fort. Man hat in Heine den Erfinder des journalistischen Stils sehen wollen. Dieser Stil aber wurde schon von Lessing in seinen kritischen Schriften mit vollendeter Meisterschaft gehandhabt, der Unterschied ist nur, daß er bei Lessing mit viel gediegenerem Wissen vereint ist. „Deutsch" ist dieser Stil im Sinne der in Deutschland verbliebenen Deutschen natürlich nicht, aber noch viel weniger jüdisch, wenngleich sich bei Heine manchmal etwas sonderjüdisches naturgemäß mit einmischt. Der blonde Halbjude Montaigne, Pierre Bayle und dessen großer Nachfolger Voltaire schrieben so, aber schon das Altertum hatte seinen Lukian, seinen Petron, seinen Apulejus, und neben Lessing schrieb Wieland mit fast ebensolcher Leichtigkeit, mit Witz, Anmut und dem, was der Franzose Esprit nennt und wofür die deutsche Sprache kein genau treffendes Wort hat. Dieser Stil ward freilich in der Feder der jüdischen Journalistik zu einem oft geradezu widerlichen Geistreicheln, zum aufdringlichen Funkensprühen von falschen Diamanten, wie denn auch Heine selbst so manches bloß in der Manier Heinrich Heines schrieb. Aber wird man das Drama Schillers verwerfen wollen, weil Stümper ihm nacheiferten und in ihrem Bemühen nur lächerlich wurden?

Den allgemeinen und dauernden Ruhm Heinrich Heines erreichte kein jüdischer Dichter Deutschlands und auch nicht eines anderen Landes, obwohl ihrer viele zu gewisser Zeit außerordentliche Erfolge hatten. Wenn man zunächst die Schriftsteller jüdischer Herkunft, die bis etwa 1880 schrieben, betrachtet, so findet man, daß sie — mit Ausnahme Heines — so gut wie alle vergessen sind. Löb Baruch-Ludwig Börne aus Frankfurt (1786—1837), dessen ernster, redlicher Charakter so oft gegen Heine ausgespielt wurde und der selbst mit Heine in scharfer Gegnerschaft stand, galt einem Graetz „mehr als Lessing"; Ludwig Geiger (in seinem Sammelbande „Die deutsche Literatur und die Juden", Berlin 1910) muß feststellen, daß die Heinrich Laube zu seinem Säkulartage ge-

widmeten Aufsätze und Reden die Ludwig Börne zum selben Tage gewidmeten um das zehnfache übertrafen. Aber wenigstens Börnes Namen kennt man noch als Gegners Heines und boshaften Beurteilers des Goethe-Schillerschen Briefwechsels zumal. Wer aber, der nicht Literargeschichtler ist, weiß auch nur den Namen von dem Dichter Heinrich Stieglitz (1801—1849), der reimgewandte „Bilder des Orients" in der Nachfolge Rückerts, doch ohne dessen Kenntnisse schrieb, von Michael Beer (1806 bis 1853), dem Bruder Meyerbeers, Verfasser der Dramen „Struensee" und „Der Paria", die unter durchsichtiger Mumme für die Belange des Judentums eintraten, von dem Dramatiker Karl Hugo Bernstein (1808—1877), der sich im Wettbewerb mit Victor Hugo einfach Karl Hugo nannte — er schrieb auch magyarisch —, von dem ebenfalls aus Ungarn stammenden Karl Isidor Beck (1817—1879) und dessen Epos „Janko, der Roßhirt", von Moritz Hartmann (1821—1872) und seiner „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", von der Lyrikerin Elisabeth Glück, die sich Betty Paoli nannte (1814—1894), von Siegfried Kapper (1821—1879), dessen „Befreite Lieder vom jungen Österreich" 1848 auf den Wiener Barrikaden gesungen wurden, von Joseph Weilen, ursprünglich Weil (1828—1884) und all den vielen anderen Lyrikern, Epikern, Tragikern? Ludwig August Frankl (1810—1894), ein sehr würdiger Mann, der durch Sammlungen die Gründung eines israelitischen Blindeninstituts in Wien ermöglichte und dafür den Adel erhielt, ist nicht seiner Dichtungen wegen bekannt, sondern nur durch seine Erinnerungen an Raimund, Lenau, Anastasius Grün, Grillparzer und Hebbel, die alle er persönlich kannte, vor allem durch seine Lenau-Biographie. Ingleichen Emil Kuh und Felix Bamberg durch ihre Beziehungen zu Hebbel.

Der Versdichter ringt stets nach dem Höchsten, die Prosa begnügt sich mit bescheideneren Zielen. Aber da Fanny Lewald (1811—1889) um ihrer leidenschaftlichen Frauenromane willen als deutsche Georges Sand gepriesen ward — um die Wette mit der Gräfin Ida Hahn-Hahn, die von ihr in dem Roman „Diogena" lächerlich gemacht wurde —, da Ludwig Wihl (1807—1882) mit unter den verbotenen Jungdeutschen stand und als Freiheitkämpfer sogar zu einer Festungstrafe verurteilt wurde, da Berthold (Moses Baruch) Auerbach (1812—1882) mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten „alle Welt" entzückte, Max Ring (1817—1901), Auerbachs Schwiegersohn, seine vielgelesenen modernen Romane schrieb, schien es doch, diese Namen würden bleiben. Gleich-

wohl, selbst Auerbach, dessen würdige, dem Deutschtum aufrichtig zugeneigte Persönlichkeit der ihm wesensverwandte Anton Bettelheim uns nahe zu bringen suchte („B. Auerbach", München 1907), wird kaum noch gelesen. Ich nenne noch als Erzähler August Lewald, Fannys Vetter, Alexander Weill, der Geschichten aus dem Elsaß in der Art Auerbachs schrieb, August Silberstein, der Auerbach ins Älplerische übersetzte, den früh erblindeten Hieronymus Lorm-Heinrich Landesmann, Eduard Breyer, der sich schon dem Kolportage-Roman näherte, aber noch von Gottschall der Wiener Willibald Alexis genannt ward, Friedrich Wilhelm Hackländer (1816—1877), dessen leichte humoristische Schriften außerordentlich beliebt waren, Adolf Glaser, Isidor Heller, Julius Rodenberg, ursprünglich Levy.

Die Zeitungen und Zeitschriften wurden schon in der Zeit bis 1880 vielfach von Juden geschrieben und geleitet. Der Jude hat in der Beweglichkeit und Schmiegsamkeit seiner stärkeren Mischrassigkeit wie für den Kaufmann- und Geldmannberuf eine natürliche Eignung für den Journalismus. Und da er im Geiste von Fremden und für Fremde schreibt, spielt die persönliche Gesinnung und Meinung bei ihm so gut wie keine Rolle. Ein Kaufmann verkauft auch die Waren von Konkurrenten. So konnte Hermann Heyermans gleichzeitig an dem bürgerlichen „Berliner Tageblatt" und an dem sozialistischen „Vorwärts" mitarbeiten, die freilich beide jüdische Blätter sind. Gar der Übergang von einer Richtung zur anderen bereitet dem jüdischen Journalisten keine Schwierigkeit und keine Bedenken. Er hat auch vor allem das, was man im Jargon „Chuzpe" nennt: den unbesorgten Wagemut, über alles zu schreiben, was er weiß und nicht weiß. Es schreibt sich ja wirklich am leichtesten von Sach- und Fachkenntnis unverwirrt. Die meisten „Deutschen" können vor lauter Wissen, das sie in unzähligen Zettelchen in der Lade liegen haben, überhaupt nicht schreiben; der kluge Jude weiß zudem, daß alles vorübergeht — „tout passe" —, und daß es für das Weltganze höchst gleichgültig ist, ob er vor den Lesern seines Blattes Karl den Großen im 12. oder im 8. Jahrhundert leben läßt, ob er Aristoteles oder Sokrates den „Stagiriten" nennt, Cabotto oder Magalhaēns die Entdeckung Brasiliens zuschreibt. Und dem Journalisten flicht die Nachwelt ebensowenig Kränze wie dem Mimen. Selbst ein Daniel Spitzer (1835 bis 1893), der gewiß einer der besten war, ist vergessen. Nur Moritz Saphir (1795—1858) lebt noch im Gedächtnis der Menschen, aber nicht mit seinen Schriften, die niemand liest und niemand lesen kann,

sondern als mythische Gestalt neben dem biderben ungarischen Baron Mikosch, und er ist jetzt nach seinem Tode sicherlich witziger, als er im Leben war. Die Art seines Witzes, dargetan durch die Zeile, die er unter sein Bild schrieb — er war überaus häßlich —: „Zum Brechen ähnlich", ist kennzeichnend jüdisch und beherrscht noch heute die ganze von Juden herrührende Humoristik: Wortwitz, Kalauer, Verstandeswitz im Gegensatz zum Witz der Nichtjuden, der sich auf die Sache, die drollige Lage gründet, der im wesentlichen Gemütswitz ist. Die Schilderung der Leute, die so bitter arm waren, daß sie sich den Nachttopf ausleihen mußten, wenn sie ein Bedürfnis hatten, zeigt die Art des nichtjüdischen Humors. Und „Humor" gibt es bei den emanzipierten Juden überhaupt so gut wie gar nicht — ein höchst angesehener jüdischer Schriftsteller sagte mir das einst selbst —; nur in den Bildern aus dem Getto findet man auch ihn.

Sehr umfangreich und erfolgreich war die Betätigung der Juden im Bühnendrama. Als kaum hier und da ein Stück von Kleist oder Hebbel auf einer Bühne erschien, wurde ganz Deutschland nicht müde, die „Deborah" von Salomon Hermann Mosenthal (1821—1877) zu beklatschen. Das Stück wurde in fünfzehn Sprachen übersetzt. Auch sein „Sonnwendhof", den er nach dem Roman von Jeremias Gotthelf schrieb, fand ungemessenen Beifall; der derbe Gottfried Keller nannte das Stück „eine mit echt jüdischer Gemeinheit und Frechheit zusammengestoppelte Sammlung kleiner Effektchen, die alle auf die Schwächen des Publikums spekulieren". Aber Mosenthal erhielt alle möglichen Orden und wurde vom österreichischen Kaiser geadelt. Er war einer der erfolgreichsten, berühmtesten Bühnendichter seiner Zeit. Adolf L'Arronge, ursprünglich Aaron (1828—1908), beherrschte mit seinen zahlreichen Volksstücken die Mittelstandbühnen, Hermann Salingré-Salinger, Eduard Jacobson, Leopold Feldmann, David Kalisch, Oskar Justinus-Cohn beherrschten die Possenbühne. Mit nur je einem Stück wurden bekannt Michael Klapp — „Rosenkranz und Güldenstern" — und Hermann Hirsch — „Anneliese" —, Stücke, die auch jetzt noch nicht ganz verschwunden sind. Die Arbeiten all dieser Verfasser dienten dem Tage, der Stunde. Wenn man sie nachträglich liest, begreift man nicht, daß solch flaues Zeug belustigen, in einigen Fällen rühren, ergreifen konnte. Es bezeugt sich darin der ungemeine Tiefstand, der geistige wie rassische, unserer Theaterbesucher. Als freie Griechen auf den weitgespannten Bänken saßen, tönten die Verse und Strophen Aischylos', Sophokles' und Euripides', die geistreichen Spöttereien Aristophanes' von der Bühne herab; für das

Krethi und Plethi, das heute die Theater füllt, sind die Possen von Kalisch ebenso wesensgemäß.

In Frankreich, Italien, Holland, England beteiligten sich Juden auch schon vor 1880 an der Literatur. Aber sie waren dort an sich nicht so zahlreich, auch fanden sie kein für sie so günstiges Feld vor. Namentlich in Italien war mit Literatur noch nicht Geld zu verdienen. Sie pflegen, war Liebhaberei. Man findet gleichwohl einige jüdische Namen, wenn auch nur in sehr ausführlichen Darstellungen: Eugenia Pavia-Fortis, Erminia Fuà, die aus Liebe zu dem Dichter Arnaldo Fusinato Christin wurde, David Levi. Französisch dichteten Eugène Manuel und Louis Ratisbonne. Eine glänzende Begabung war Catulle Mendès (1841 bis 1912), einer, der alles konnte von der pikanten Gauloiserie bis zum katholischen Mysterienspiel. Seiner Art nach war er mit Heine verwandt, aber als reiner Künstler viel geschickter, viel glätter. Alles, was er schrieb, war voll Geschmack, voll Anmut, mit vollendeter Beherrschung des Handwerks gegeben. Nur das: er war in allem ein Zweiter. Jedenfalls gehört er mit Heine zu den höchsten Künstlerbegabungen des neueren Judentums, und wie Heine war er blond und mit seinem in schulterlangen Locken getragenen Haar dazu noch so schön, daß ihn Flaubert einen Christus auf dem Ölberg nannte. Angefügt seien aus der Zeit der „Moderne" der Erzähler Marcell Schwob, der Freund Oscar Wildes, und der Lyriker Gustave Kahn, einer der Vorkämpfer für den vers libre, zwei Dichter von größter Feinfühligkeit und als unbedingte Meister der Sprache bewundert. In der Posse und als Librettisten herrschten auch in Frankreich Juden: Léon Halévy, der Bruder des Tondichters, Léon Gozlan und andere, die oft auch mit nichtjüdischen Schriftstellern zusammen arbeiteten.

In England ward Benjamin Disraeli eine Zeitlang mit unter die Besten gerechnet, und auch heute noch sind seine Romane nicht ohne Wert. Wennschon kein großer Künstler, so steht hinter ihnen doch eine starke Persönlichkeit. Sephardischer Herkunft war auch Grace Aguilar (1816 bis 1847), die noch etwas mehr als Disraeli ihr Judentum betonte. Mathilde Blind-Cohen, die in Deutschland geborene Adoptivtochter Karl Blinds und Schwester jenes Blind-Cohen, der ein Attentat auf Bismarck verübte und dann sich im Gefängnisse selbst tötete, dichtete hübsche Lieder. Francis Palgrave, vor seiner Taufe Cohen (1788—1861), darf mit seinen Geschichtwerken über die Angelsachsen und den Freistaat Cromwells hier angeschlossen werden; einer seiner vier begabten Söhne,

Francis Turner Palgrave, war Dichter und bewundernder Freund Alfred Tennysons. (Ein anderer wurde Jesuit.) Die holländischen und dänischen Schriftsteller jüdischer Herkunft nannte ich bereits (Kap. 32). Hier sind als solche, die sich ganz in die Gesittung ihres Wirtvolkes einzufügen trachteten, noch zu nennen: Henrik Hertz (1798—1870), der in dänischer Sprache viele versglatte Dramen, Lustspiele und Lieder schrieb, und die beiden Brandes, Edvard und Georg, die in der „Durchbruchzeit" der dänischen Literatur (um 1870) eine gewisse Rolle spielten. Edvard Brandes schrieb Dramen, Georg (Moris Cohen) Brandes (geb. 1842) ward als Literarhistoriker in ganz Europa bekannt, findet jedoch in Dänemark selbst auch Widerspruch von den völkisch Gesinnten. Unter den vielen jüdischen Literaturgelehrten ist er wohl der geistvollste, umfassendst unterrichtete, der glänzendste Darsteller. Er behauptete gelegentlich, Portugiese zu sein; der Großvater war Rabbiner in Altona, wo es ja seit alters Portugiesen gab. Er berichtet selbst, wie man ihn 1871 auf seiner Reise durch Italien mit seinen blauen Augen, seinem blonden Bart — das Haar war braun — für einen Preußen nahm. In schwedischer Sprache schrieben der etwas dekadente Ernst Josephsohn und der feinsinnige Novellist Oscar Levertin (1862—1906). Auch die beiden Geschichtschreiber der schwedischen Literatur (Illustrerad svensk literaturhistoria, 1896ff.), Schück und Warburg, sind Juden. In die slawischen Literaturen traten die Juden erst nach 1880 ein.

Daß die Juden in so großer Zahl sich an der Literatur ihrer Wirtvölker beteiligen konnten, nachdem sie kaum erst deren Sprache erlernt hatten, darf nicht verwundern: sie hatten niemals die Übung der Dichtkunst ganz aufgegeben, ja, man darf wohl behaupten, ihr Interesse daran sei im allgemeinen und zu gewissen Zeiten ganz besonders viel reger als das der Nichtjuden, von denen drei Viertel sich an Kalender und Gesangbuch genügen lassen. Dies ist unter den Rassenverhältnissen von heute so. Wo die freie Bevölkerung noch reiner nordisch war, in Griechenland, im alten Skandinavien, unter den Südslawen der ersten Türkenzeit, findet man die Freude an der Dichtkunst, ihre Übung, die Kenntnis des bereits Geschaffenen in einem Maße, wie sie auch das emanzipierte Judentum nicht aufweist.

Nicht anders war es mit der Musik. Die Juden haben ihre Tempelgesänge, die mehrere Jahrhunderte zurückreichen und vielleicht noch mit der spätgriechischen (byzantinischen) Musik in unmittelbarem Zusammenhang stehn, und sie pflegten den Tempelgesang als einen Teil ihres Gottes-

dienstes, pflegten ihn aber doch nur deshalb so sehr, weil sie musikalischen Sinn hatten. Ihre Chasane (Tempelsänger) waren oft große Künstler und weitberühmt. Der neuere Synagogengesang schreibt sich von Salomon Sulzer aus Vorarlberg (1804—1890) her, der die alten Lieder herausgab, sie für mehrstimmige Chöre setzte und eigene hinzuschuf. Er war selbst ein hervorragender Sänger, der „König der Kantoren". Der Kantor ist in der jüdischen Gemeinde eine halb geistliche Persönlichkeit; nichtsdestoweniger gingen und gehn nicht wenige zum lockenden weltlichen Gesang über, und was die „Moralität" der Kantoren betrifft, so ist sie oft schon die der Künstler.

Etwas Synagogales ist den besten jüdischen Tonschöpfungen eigen, der „Jüdin" von Halévy, den „Hugenotten" von Meyerbeer, Anton Rubinsteins „Makkabäern" und seinem Oratorium „Christus", Camille Saint-Saëns' „Samson und Delila", Karl Goldmarcks „Königin von Saba", aber in dieses Jüdische mischt sich selbst bei einem Mendelssohn, dessen Sommernachtstraum-Vorspiel und Hebriden-Ouvertüre doch wertvolle Musik sind, etwas „Jüdelndes", eine Vorliebe für Triolen ohne Ende, eine spielerische Folge ohrfälliger Gemeinplätze. Als drittes kommt das falsche Empfindeln hinzu, wofür Jacques Offenbachs Oper „Hoffmanns Erzählungen" mit die treffendsten Beispiele bietet. Dem liegt mehrfach das Bestreben zu Grunde, „deutsch" zu sein, ganz wie Heine „deutsch" zu sein glaubte, wenn er das Volkslied versüßelte. Der Unterschied wird sofort klar, wenn man die Verwendung von Volksliedanklängen bei Brahms und bei Gustav Mahler einander gegenüberstellt. Was bei dem „blonden Johannes" Natur war, konnte bei dem kleinen schwarzen Halbzigeuner Mahler nur angelernt, nur gemacht sein.

Daß die jüdische Musik als Ganzes der europäischen gegenüber sonderartig, fremdartig erscheint, ist nur natürlich und dies um so mehr, als ihre eben genannten größten Vertreter, bis auf Rubinstein, der blaugraue Augen hatte, tief brünette Menschen von zumeist rein „semitischem" Gesichtschnitt waren. (Chamberlain und nach ihm Karl Grunsky erklären Rubinstein irrigerweise für einen Nichtjuden.) Die Färbung der jüdischen Musik ist dadurch bestimmt. Nicht nur, daß ihr das Ursprüngliche, das wahrhaft Schöpferische fehlt, sie mischt die Anleihen, die sie von überall her macht, in ganz wirrer Weise, häuft und übertreibt die klug erspähten Effekte, wie die jüdische Emporkömmlingin sich mit allem möglichen Schmuck, falschem wie echtem, behängt, die schreiend-

sten Farben wählt und sie unvermittelt nebeneinander setzt. So liebt die jüdische Musik vor allem die schroffen Gegensätze: die schwülstige, windgeblähte Großartigkeit mit zwanzig Posaunen, zehn Pauken, die Überladung mit Klangfarben — Harfen, Triangeln, Zymbeln, Becken — die fff, und das überempfindsame Versäuseln der Pizzicati, das nicht endenwollende Tremolieren der Geigen. Und dies alles als bloße Klänge, ohne den mächtigen Geist dahinter, dem das Instrument, das Orchester nur als Werkzeug zum Ausdruck seines Gedankens, seines Gefühls gilt. Die jüdischen Tonsetzer sind arm an Gedanken, an Geist, wenn auch gelegentlich reich an Einfällen und an Esprit. Kein Wunder, daß sie der Menge, die ja stets den Geschmack der jeweiligen Gegenwart bestimmt — das Urteil der Nachwelt ist das einer Auslese — weit mehr „gefallen" als die ihr nicht so ins Ohr gehenden nichtjüdischen Tonsetzer.

Schon Beethoven hatte nach seinem Biographen Schindler einen „Haß gegen die Kinder Israels in der Kunst; denn er sah, wie alle sich der neuen Richtung zugewendet und alsbald den lukrativsten Schacher damit getrieben haben." Keiner aber hat den Gegensatz des Nichtjuden zum Juden in der Musik so scharf empfunden und so bedeutsam ausgesprochen wie Richard Wagner. Es gibt zwar etliche, die Wagner selbst für einen Judensprossen erklären; wie wenig begründet diese Vermutungen sind, ersehe man aus der Schrift des Stuttgarter Musikforschers Karl Grunsky „Richard Wagner und die Juden" (München 1920). Wagner war nicht der Sohn seines edeln Stiefvaters Geyer, der die Kinder des verstorbenen Freundes mit so viel Liebe erzog, sondern schlug ganz in die Verwandtschaft Wagner, und Geyer selbst war ebensowenig Jude wie Florian Geyer, mag auch der Name neuerdings von Juden angenommen worden sein. Wagner zum Juden zu machen, lag freilich im Vorteil der Juden, nachdem ihre Kritik, verletzt von der Schrift über das Judentum in der Musik, ihn lange mit allen Mitteln bekämpft hatte und er trotzdem durchgedrungen war. Wie weit darin von jüdischer Seite bisweilen gegangen wird, zeigt der englische Jude Keeton, der es aussprach: „Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Chopin, Liszt, Wagner, alle haben unter ihren Vorfahren irgend einen Juden." Nach ihm trat Mozart erst zum Christentum über, als Maria Antoinette über den Wunderknaben sagte: „Ein Genie darf nicht Jude bleiben." Chopins Name sei ein jüdischer; polnische Juden hießen häufig Szop und Szopen. Beethoven habe auf allen seinen Bildern semitischen Typus, Wagner habe bis zum vierzehnten Jahre Geyer geheißen. Die große Komponisten-

familie Strauß sei sicher jüdischen Ursprungs[1]. Man könnte fast von einer Taktik der Juden sprechen, so häufig trachten sie sich große Geister anzueignen. Unter den Nichtjuden gibt es dann immer welche, die in sich nicht gefestet genug sind und jenen Genius gleich verwerfen, wenn sie ihn für jüdischen Stammes halten. (So gelten der blonde Italiener Gabriele d'Annunzio und der blonde Engländer Bernard Shaw, der französische Tonsetzer Georges Bizet, der freilich mit einer Jüdin, der Tochter Halévys, verheiratet war, der deutsche Dichter Bernhard Kellermann, der deutsche Schauspieler Josef Kainz in weiten Kreisen, deutschen wie jüdischen, als Juden, ohne daß dafür die sichere Grundlage vorhanden ist.)

Richard Wagner bringt in seiner Schrift „Das Judentum in der Musik" (1850, Gesammelte Schriften, V) die Musik der Juden in enge Beziehung mit ihrer Mundart, ihrer Sprechweise. Der Gesang sei nur die in höchster Leidenschaft erregte Rede, die Musik die Sprache der Leidenschaft. Steigere nun der Jude seine Sprechweise, in der er sich uns nur mit lächerlich wirkender Leidenschaftlichkeit, nie aber mit sympathisch berührender Leidenschaft zu erkennen geben könne, gar zum Gesange, so werde er uns damit geradesweges unausstehlich. Alles, was in seiner äußeren Erscheinung und seiner Sprache uns abstoßend berührt habe, wirke in seinem Gesange auf uns endlich davonjagend, solange wir nicht etwa durch die vollendete Lächerlichkeit dieser Erscheinung gefesselt würden. Der gebildete Jude habe sich zudem von seinem Stamme losgerissen, dessen Merkmale er sogar zu verbergen suche, ohne daß ihm dies freilich gelänge, und entbehre dadurch der natürlichen Grundlage jeder Kunst: den innigen Zusammenhang mit seinem Volke. Daher das Seelenlose, das Gemachte der jüdischen Musik. Zu unserer Musik aber, in deren Sinne er schaffe, fehle ihm die Beziehung, das rechte Verstehen.

Würde der Jude bei seinem Hinhorchen auf unser naives, wie bewußt gestaltendes musikalisches Kunstwesen, das Herz und den Lebensnerven desselben zu ergründen sich bemühen, so müßte er inne werden, daß *seiner* musikalischen Natur hier in Wahrheit nicht das Mindeste ähnelt, und das gänzlich Fremdartige dieser Erscheinung müßte ihn dermaßen zurückschrecken, daß er unmöglich den Mut zur Mitwirkung an unserem Kunst-

[1] Der letzte Johann Strauß war in zweiter Ehe mit einer Jüdin verheiratet; das ist das ganze. Sonst stammen die Strauß von Wiener Gastwirten; Johanns des Älteren Mutter kam aus einer verarmten spanischen Grandenfamilie her, und höchstens dadurch kann vielleicht etwas Maranenblut eingeflossen sein. Was Chopin betrifft, so stammte sein Vater gar nicht aus Polen, sondern war Franzose, und zu dessen Zeit trugen die polnischen Juden noch keine Familiennamen. Bei den anderen erübrigt sich die Erörterung.

schaffen sich erhalten könnte. Seine ganze Stellung unter uns verführt den Juden jedoch nicht zu so innigem Eindringen in unser Wesen: entweder mit Absicht (sobald er seine Stellung zu uns erkennt) oder unwillkürlich (sobald er uns überhaupt gar nicht verstehen kann) horcht er daher auf unser Kunstwesen und dessen lebengebenden inneren Organismus nur ganz oberflächlich hin, und vermöge dieses teilnahmlosen Hinhorchens allein können sich ihm äußerliche Ähnlichkeiten mit dem seiner Anschauung einzig Verständlichen, seinem besonderen Wesen Eigentümlichen, darstellen...

Die innerliche Erregung, die wahre Leidenschaft findet ihre eigentümliche Sprache in dem Augenblick, wo sie, nach Verständnis ringend, zur Mitteilung sich anläßt: der in dieser Beziehung von uns bereits näher gekennzeichnete Jude hat keine wahre Leidenschaft, am allerwenigsten eine Leidenschaft, welche ihn zum Kunstschaffen aus sich drängte. Wo diese Leidenschaft nicht vorhanden ist, da ist aber auch keine Ruhe anzutreffen: wahre, edle Ruhe ist nichts anderes als die durch Resignation beschwichtigte Leidenschaft. Wo der Ruhe nicht die Leidenschaft vorangegangen ist, erkennen wir nur Trägheit: der Gegensatz der Trägheit ist aber nur jene prickelnde Unruhe, die wir in jüdischen Musikwerken von Anfang bis zu Ende wahrnehmen, außer da, wo sie jener geist- und empfindungslosen Trägheit Platz macht. Was so der Vornahme der Juden, Kunst zu machen, entsprießt, muß daher notwendig die Eigenschaft der Kälte, der Gleichgültigkeit bis zur Trivialität und Lächerlichkeit an sich haben, und wir müssen die Periode des Judentums in der modernen Musik geschichtlich als die der vollendeten Unproduktivität, der verkommenden Stabilität bezeichnen.

An Mendelssohn-Bartholdy und an Meyerbeer, den zu seiner Zeit berühmtesten, weist Wagner dies dar. So unerbittlich er demnach die jüdische Musik verurteilte, so erkannte er das Können verschiedener ausübender Künstler billig an: Levy und Porges waren unter seinen Dirigenten und mehrere Juden und Jüdinnen wurden der Auszeichnung teilhaft, daß sie in Bayreuth zu singen eingeladen wurden. Und trotz seiner Schrift, die ihm ein Blatt wie die „Neue Freie Presse" in Wien zum langjährigen Feinde machte, hielten einige Juden begeistert zu ihm, ja, nachdem sich keine Bühne mehr seinen Werken verschließen konnte, wurden die Juden deren eifrigste Besucher und Siegfried und Elsa gerade unter ihnen besonders beliebte Namen.

Zu Wagners Zeit beherrschte das Judentum die Musik in weit höherem Maße als heute, wo zwar die Bühnen und Konzertsäle zumeist in jüdischem Besitz, die ausübenden Künstler zu großem Teile Juden sind, aber unter den aufgeführten Werken, wenigstens unter den ernsthaften, die nichtjüdischen bei weitem überwiegen. Die Operette wird allerdings, wie ehedem von Offenbach, so jetzt von Leo Fall, Oskar Straus, Jean Gilbert usw. beherrscht, und die Gassenhauer rühren geradezu durchweg von Juden her. Die Stellung des Judentums in der höheren Musik ist heute folgende: Meyerbeer und Rubinstein sind fast gänz-

lich ausgeschaltet, Mendelssohn und Saint-Saëns werden wenig gespielt, von Halévy gibt man nur noch die „Jüdin", aber fast schon als rituelle Feier für die Juden allein, von Offenbach „Hoffmanns Erzählungen". Mahler, der erst kürzlich verstorbene, steht noch in hohem Ansehen. Die holländischen Juden veranstalteten 1920 ein ganzes Mahler-Fest, wozu sie Musiker aus aller Welt einluden, die sie dann als ihre Gäste beherbergten und bewirteten. Die kleineren Tonsetzer sind kaum noch dem Namen nach bekannt. Ich nenne Ignaz Moscheles, Ferdinand Hiller, Ferdinand Gumbert, Eduard Lassen, Adalbert v. Goldschmidt, Ignaz Brüll in Deutschland; Sir Michael Costa und Frederick Cowen-Cohn (geb. 1852) in England, Siegfried Saloman in Dänemark, Jacob Axel Josephsohn in Schweden. Anzureihen sind hier die jüdischen Sängerinnen von Weltruf: die Grisi, die Pasta, die Lilli Lehmann, die Selma Kurz; die jüdischen Virtuosen: Mischka Hauser[1], Eduard Reményi-Hoffmann, — magyar. remény = Hoffnung —, Joseph Joachim, Henri Wieniawski als Geiger, Moscheles, Mendelssohn-Bartholdy, Rubinstein, Karl Tausig, Moritz Rosenthal als Klavierspieler.

Bei der ausübenden Kunst handelt es sich um die größtmögliche Anpassung, und da kommt den Juden wieder die in ihrer stärkeren Mischrassigkeit bedingte Art zugute. Dem Virtuosen wird es leicht, nacheinander Beethoven, Chopin und Moszkowski, jeden gleich gut zu spielen, der jüdische Schauspieler mummt am selben Abend zugleich den Karl und den Franz Moor. Er steht in der Mitte und hat nach dem einen wie dem anderen Ende gleich viel Schritte. Der jüdische Antisemit Otto Weininger geht so weit, den Juden die Persönlichkeit überhaupt abzusprechen; Tatsache ist, daß sie als Mischrassige keine so scharf umrissene Eigenart haben, wie der reiner nordische Mensch. Die Juden sind darum geborene Schauspieler und zum Teil vorzügliche Schauspieler, aber nur höchst selten wahrhaft genial. Einen Garrick, einen Talma, einen Ludwig Schröder, die einer ganzen Epoche ihrer Kunst die Richtung gaben, sucht man unter ihnen umsonst. Sie sind auch hier mehr Virtuosen als Künstler. Man denke an Davison. Nur eine jüdische Frau, Sarah Bernhardt, darf als Schauspielerin schöpferisch genannt werden. Sie hatte zugleich Begabung für alles, was sie begann, für

[1] Nicht mein Vorfahr oder Verwandter. Mein ältester Vorfahr, Hans Hauser aus fränkischem Stamme, lebte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Neuhaus in Böhmen, sein Sohn zog, als Protestant der Gegenreformation weichend, nach Oberungarn. Zu der Zeit führten die Juden noch keine Sippennamen.

Bildhauerei und Malerei und — dies das „Jüdische" in ihr — insbesondere für Reklame. Vor ihr galt Rachel Felix durch fast zwei Jahrzehnte als die größte Tragödin der Welt, aber die Schilderungen und Bilder zeigen sie doch nur als eine wilde Naturbegabung, wie es in Deutschland die Wolter war, nicht als die von der Leidenschaft für die Kunst selbst durchglühte Künstlerin, die über den bloßen heftigen Ausbruch in Wort und Gebärde hinaus nach der reinen großen Linie strebt und darin etwas von der ebbenden und steigenden Melodie der Ewigkeit gibt. Das gab Sarah Bernhardt; das lese ich aus der Art, wie sie sich kleidete, wie sie ihr feines Gesicht behandelte, aus ihren Versuchen in der Bildhauerei, aus ihren „Lebenserinnerungen" heraus. Denn ich sah sie nie auf der Bühne, und andere, die mir über sie berichteten, hatten sie nur erst im Alter gesehen und waren mit der Kunst, die sie darstellte, dem französischen klassischen Drama, zu unvertraut, als daß sie mehr als das Äußerliche hätten beurteilen können. Auch diese genialische Begabung des Judentums ist blond und blauäugig, was ich nicht unvermerkt lassen will[1].

Während in der Dichtkunst und in der Musik die Juden auf eine lange heimische Übung zurückweisen können, traten sie in die bildenden Künste als Neulinge ein. Die jüdische Baukunst liegt zwei Jahrtausende zurück; ob die Juden Palästinas Bildhauerei und Malerei über das Einfachste hinaus überhaupt kannten, ist nicht überliefert. Das spätere Judentum verbannte und verdammte die Darstellung von Gott oder Menschen. So kam es nur zur Fortführung des Kunstgewerbes, das natürlich immer bestand. Das alles war nicht Folge des rabbinischen Verbots, sondern dieses der Ausdruck des Rassewesens. So hatten diejenigen nicht unrecht, die den Juden die Begabung für die bildenden Künste absprachen. Es zeigt sich das schon am jüdischen Kinde. Wo nichtjüdische Kinder in großer Zahl eine ganz erstaunliche Fähigkeit haben, allerlei Gesehenes sicher und deutlich wiederzugeben, und sie auch gerne üben, zeichnen jüdische im allgemeinen gar nicht oder schlecht. Es fehlt an Raum- und Anschauungsinn. Aber die Emanzipation als eine Aus-

[1] Ich vermerke hier noch, daß auch Elsa Bernstein, die unter dem Namen Ernst Rosmer beachtenswerte Dramen schrieb, Arthur Schnitzler, Georg Hirschfeld, Ludwig Hevesi, Ernst Decsey, die man gewiß zu den begabtesten und ernstesten jüdischen Schriftstellern zählen darf, reine Blondlinge sind, in deren Gesicht kaum ein Zug an ihre jüdische Herkunft erinnert. Mosenthal und Moritz Hartmann waren ebenfalls blond, Hartmann ein sehr schöner Mann, Saphir rothaarig. Auerbach hatte hellblaue Augen und helle Haut zu braunem, etwas krausigem Haar.

lese brachte auch auf diesem Gebiete Anlagen zum Vorschein, die bis dahin gebunden waren. Die beiden Söhne der Dorothea Mendelssohn-Veit, Johann Veit und Philipp Veit, und Eduard Bendemann, der Sohn eines Berliner Bankmannes, wurden Historienmaler, die von 1830 bis 1860 in nicht geringem Ansehen standen. Geringere Bedeutung hatten David Bles in Holland, Lionel Cowen-Cohn in England, Friedrich Friedländer von Malheim in Wien, Eduard Magnus in Berlin, Moritz Oppenheim, der Maler des altjüdischen Familienlebens, Emile Lévy und Wilhelm Heinrich Schlesinger in Paris, Leopold Pollack in Rom, die alle die damals beliebte Genremalerei pflegten und ebenfalls sehr geschätzt wurden. Es folgte dann die Mode der süßlich-romantischen Kniestücke, die Nathanael Sichel in ihrer ganzen geleckten Unleidlichkeit vertritt. Paul Meyerheim malte Tiere, Solomon J. Solomon in London wieder große Historien, doch jetzt im präraphaelitischen Stil, Lesser Ury und Jehudo Epstein trachteten ihren großen Bildern aus der jüdischen Vorzeit eine düstere Kohelet-Stimmung zu geben, Philipp László-Löwy wurde der bevorzugte Bildnismaler des englischen Hochadels. Den größten Ruhm haben Josef Israels und Max Liebermann. Die jüdische Note ist bei beiden gering; sie malen, auch wo sie jüdische Stoffe behandeln, ohne Sonderart, aber mit großer Fertigkeit, die man vielleicht irrtümlich für Kunst nimmt. Am stärksten jüdisch scheint mir Moses Ephraim Lilien zu sein, weniger Maler als Zeichner in Schwarz und Weiß — nicht unbeeinflußt von dem dekadenten Aubrey Beardsley —, ungemein rein in der Linienführung, immer malerisch in der Wirkung. Ich lernte ihn selbst vor zwanzig Jahren als jungen blonden Mann von kleiner Gestalt und leicht polaroiden Gesichtzügen kennen. Er hält sich zum Zionismus.

Alle diese konnten zeichnen, etliche von ihnen auch malen. Als die Zeit kam, wo man ein solches Können nicht mehr vom Künstler verlangte, vielmehr im Nichtzeichnen- und Nichtmalenkönnen den Gipfel der neuen Kunst sah, wurden Pissarro in Paris und Kandinski in München berühmt. Aber auch hierin sind die Juden nur Mitläufer. Gelegentlich fällt ihrer einer dadurch, daß er die Richtung „aufs Äußerste" treibt, für eine Zeitlarg so sehr auf, daß man ihn als Führer ansieht; aber alsbald wird er von einem anderen weit zurückgelassen, und in diesem Wettlaufen der Genies bleiben am Ende alle zurück, und einmal vielleicht sehen sie, daß unterdessen die Kunst, die hohe reine Kunst, die Albrecht Dürers, Lionardos und Rembrandts Göttin war, einen ganz anderen

Weg nahm, von nur etlichen gefolgt, denen der Beifall des Tages weniger galt als die tiefe Übereinstimmung mit dem eigenen Wesen.

Auch jüdische Bildhauer gibt es — ich nenne den Russen Markus Antokolski, den Polen Heinrich Glicenstein, den Ungarn Max Klein, die Italiener Vito Pardo und Giuseppe Guastalla —, ingleichen jüdische Baumeister — G. H. Fr. Hitzig, Max Messel in Berlin, Marco Treves in Florenz, George Joshua Basevi (1794—1845) in London —; aber auch hier fehlt jeder Schöpfergeist. Die ganze Architektur Europas ist eben ohne Beiwirkung der Juden entstanden, und die neu Hinzutretenden können da nicht so leicht „umstürzen". Es hielte schwer, ein Haus mit dem Dach unten und den Grundmauern oben und ohne Fenster und Türen zu bauen.

Mit den bisher behandelten Namen ist das Gebiet noch nicht erschöpft. Es kommen noch zahlreiche Halbjuden hinzu, deren Begabung man mindestens zur Hälfte dem Judentum zuschreiben muß, wahrscheinlich, da dieses die weit größere Durchschlagkraft hat, sogar zu einem noch höheren Satze. Es ist zunächst erstaunlich, so viele bedeutende Menschen aus den Mischehen hervorgehn zu sehen, und es könnte eben dies zu deren Anempfehlung dienen. Doch muß berücksichtigt werden, daß es sich bei solchen Mischehen schon um ausgewählte Menschen handelte, sei es nach Reichtum oder nach geistigen oder körperlichen Vorzügen. In der ersten Zeit der Mischehen, der jene Begabungen entstammen, und auch heute noch stellten sich solchen Verbindungen stets gewisse Schwierigkeiten entgegen, von Seiten der nichtjüdischen wie der jüdischen Familie, so daß nur beharrliche Menschen die Ehe doch durchsetzen, worin sich dann auch noch eine stärkere Willensbegabung bekundete. Sprossen aus Mischehen waren und sind: in Deutschland der Maler Hans v. Marées, der Tondichter Wilhelm Kienzl, die Dichter Philipp Spitta, Hans Hopfen, Paul Heyse, Georg Ebers, Friedrich Spielhagen, Ernst v. Wildenbruch, Hugo Hofmann von Hofmannsthal, Julius Mosen und Rudolf v. Gottschall; in Frankreich Alexander Dumas d. J., die tschechischen Dichter Julius Zeyer und Jaroslav Vrchlicky-Emil Frida, die dänischen Erzähler Peter Nansen-Nathansen und Henrik Pontoppidan, der schwedische Weltreisende und Deutschenfreund Sven Hedin, als Darsteller zu den Künstlern zu rechnen, die italienische Dichterin Annie Vivanti. Spielhagen und Wildenbruch haben den jüdischen Vorfahren in der Reihe der vier Großeltern, Mosen und Gottschall und Hofmannsthal noch weiter zurück. Es sind da nur die bedeutendsten genannt.

Wie reich immer jedoch die Beteiligung der Juden an der europäischen Kunst in dem hier behandelten Zeitabschnitte war, kann man sich doch nicht der Erkenntnis verschließen, daß von ihren Schöpfungen nur sehr wenig „bleibend" zu nennen ist, vielleicht sogar nur das Werk Heinrich Heines. Und auch dieses läßt sich aus dem Schrifttum in deutscher Sprache, dem es sich einfügt, ohne weiteres ausschalten, ohne daß in der Literaturbewegung eine Lücke entstände. Heine ist da, aber er ist kein Glied in der Kette, wie es etwa Klopstock, Lessing, Gellert, Wieland, Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, August Wilhelm Schlegel, Platen, Novalis, Uhland, Mörike, Hebbel sind, obwohl er begabter war als der oder jener der Genannten. Die anderen aber, selbst Mosenthal und Auerbach darunter, die zu ihrer Zeit allbekannt und allgepriesen waren, sind tote Namen, sind bereits völlig ausgeschaltet. Auch kein Jude wird das leugnen können, und darum konnte ich über dieses Problem in einer jüdischen Zeitschrift („Wiener jüdische Volksstimme", 1913) sagen:

Das Schicksal Heines und all der anderen jüdischen Dichter von seinem Auftreten an bis 1880 beruht nicht auf der Böswilligkeit des deutschen Publikums, das als Gesamtheit niemals bisher irgendwie den „Antisemitismus" betätigt hat. Es hat überdies von sehr vielen gar nicht gewußt, daß sie Juden waren. Der Prozeß vollzog sich nur natürlich. Die Juden hatten wohl zu ihrer Zeit „Rollen" in der deutschen Literatur gespielt; aber mit ihrem Leben waren sie „abgetreten".

Mir scheint die Ursache darin gelegen zu sein, daß den Juden in der deutschen Literatur — und so in jeder anderen Kunst jedes europäischen Landes — die richtige Wurzel fehlt. Als sie in sie eintraten, war sie schon geworden; sie waren notgedrungen Nachahmer. Was sie hinzubringen konnten, war: jüdische Art und jüdische (neujüdische) Stoffe. Die jüdische Art — Heines Esprit — blendete zunächst, ermüdete aber bei ihrer steten Wiederholung durch meist schwächere, selten ebenbürtige Geister; die jüdischen Stoffe fanden zwar ununterbrochen Interesse, ermangelten aber der großen Darsteller, so daß der Wert dieser Schöpfungen wesentlich auf ihrem ethnographischen Gehalt beruhte. (Die einzigen wirklich künstlerischen Darstellungen jüdischer Verhältnisse gab Elise von Orzesko, die Nichtjüdin war.)

Der Jude kann in der Literatur — und in jeder anderen Kunst — nur als der Darsteller jüdischen Sonderlebens eine Bedeutung gewinnen. Auf jedem anderen Gebiet hat er alles aus zweiter Hand. Er schildert als Reisender, der ein fremdes Land besucht. Oder aber schildert er Juden und jüdische Verhältnisse unter christlicher Etikette. Der Erfolg, den der Jude ja ungleich leichter erzielt als der Nichtjude (mit Hilfe der Presse und anderer Mächte), täuscht vielleicht einige Zeit das Publikum und ihn selbst darüber. Das Ergebnis ist noch bei seinen Lebzeiten oder zwei Jahre nach seinem Tode: daß er nur eine neue Ausgabe der Auerbachschen Schwarzwaldbauern gegeben habe. Kaum hier und da wird wirklich typisch jüdisches Leben geboten. Man ist entweder dem Judentum bereits zu entfremdet (ohne darum in der christlichen Kultur wahrhaft heimisch geworden zu sein) oder arbeitet nach dem mitteleuropäischen Klischee oder scheut sich, so offen zu

sein, wie es nötig ist, um künstlerisch Hochwertiges zu schaffen, oder hat nicht die nötige künstlerische Kraft.

Ich meine: der Jude kann in der Literatur und jeder anderen Kunst — es handelt sich da nicht um eine Geschäftbranche, sondern um ein ideales Kulturgebiet — bleibend Wertvolles nur dort leisten, wo er bedingunglos er selbst zu sein wagt, wo er mit seinen Augen sieht, seine Sprache spricht, seine Gedanken wiedergibt. Alles andere mag für eine gewisse Zeit und für gewisse Kreise einen gewissen Liebhaberwert haben, aber es wird aus der Kunst, der es anzugehören vermeinte, völlig selbsttätig nach einiger Zeit ausgeschaltet; für jene Kunst aber, der es angehören konnte, hat es als nicht deren Wurzelgrund entsprossen keine Bedeutung über den bloßen Autornamen hinaus.

Diese Worte waren erziehlich gemeint und danach gefärbt, aber sie treffen im wesentlichen mit Wagners Ausführungen zusammen: dem Juden ist es darum nicht gegeben, Höchstes zu schaffen, weil er in einer fremden Gesittung schafft. Es war einem Grimm, einem Holbach möglich, in der französischen Kultur des 18. Jahrhunderts mitschöpferisch zu wirken. Chamisso, der lothringische Adelige germanischer Herkunft, schrieb in deutscher Sprache, die er doch nur mangelhaft sprach, aus deutschem Wesen, wenn auch mit französischem Geiste, Houston Stewart Chamberlain ging restlos im Deutschtum auf. Was die Juden als Künstler bieten, ist fast immer nur eine Kunst in der Art der neulateinischen Dichter, die auch oftmals die Form, die Sprache glänzend beherrschten, aber ihren sapphischen und alkäischen Strophen doch nicht den Seelenklang der vox humana geben konnten, die bewundert, gepriesen, aber vergessen wurden.

34. Die Alliance israélite universelle

Auch in der „Zerstreuung" bildeten die Juden immer eine Einheit, doch aber nur in der Weise, daß die Juden eines Landes zu dem des nächsten in engen Beziehungen standen. Es fehlte nicht an Beziehungen auch zu ferneren Volksgenossen. Der spanische Jude Chasdai ben Isaak, Minister des Kalifen Abd-er-Rahman III. in Cordova (s. Kap. 22), schrieb um 960 an den König der Chazaren, von dem er vernommen hatte, daß er mit seinen Großen dem Judentum angehöre, und empfing von dem chazarischen Chagan Joseph eine Antwort, und gar die aus Spanien in alle Welt gezogenen Sepharden blieben jahrhundertelang in ständigem Verkehr miteinander, so daß wir einzelne Männer und Frauen als Gelehrte oder Geschäftleute bald in Holland, bald in Italien, bald auf dem Balkan oder sonstwo in dem damals so weiten türkischen Reiche finden, und schon

auch nützten die sephardischen Bankhäuser diese Beziehungen geschäftlich aus und gewannen dadurch großen Einfluß zumal auf die Börsen. (Vgl. den Bericht an das französische Kolonialamt aus dem Haag vom Jahre 1698 bei Sombart.) Die Verfolgung der Juden durch die Kosaken Chmielnickis (Kap. 28), die viele polnische Juden nach Westen ziehen ließ, schuf ähnliche Verhältnisse auch unter den Aschkenazen. Aber dieser Zusammenhang und Zusammenhalt war doch nur der einer Familie, deren einzelne Glieder in verschiedenen Städten wohnen, voneinander wissen, wohl gelegentlich Botschaften austauschen, Geschäftverbindungen unterhalten, sonst aber ihre besonderen Wege gehn. In allen Juden lebte zwar die Hoffnung auf die Aufrichtung der Weltherrschaft Israels; Messiasse traten auf und fanden Glauben. Die Weltherrschaft jedoch wurde, unter so sinnfälligen Bildern sie auch geweissagt war, zu jener Zeit immer geistig gefaßt; darum eben bedurfte es zu ihrer Aufrichtung des von Gott gesendeten Messias. Und war wieder einmal ein Messias irgendwo erstanden, so ergriff die Juden ein Taumel, und sie taten, als sei die Zeit schon erfüllt, tanzten in den Synagogen, entäußerten sich ihrer Habe, verheirateten die Kinder miteinander und dergleichen mehr.

Mit dem Aufstieg einer größeren Menge Juden in die westliche Gesittung schwand die Hoffnung auf die Weltherrschaft Israels keineswegs, ja, jeder neuerrungene Vorteil schien sie zu bestätigen: die Juden waren wirklich das auserwählte Volk, begabter, tüchtiger als alle anderen Völker, dazu bestimmt, über sie zu herrschen; aber die Hoffnung verlor die phantastischen Traumfarben der religiösen früheren Zeiten und nahm die Wirklichkeitfarben der politisch gerichteten Gegenwart an: die Herrschaft sollte keine geistige im Messiasreich, sondern eine leibhaftige in den Reichen dieser Welt sein. In der Tat mußte die Juden eine Art Rausch erfassen, wenn sie in wenigen Jahrzehnten Staffel um Staffel der Gesellschaft erklimmen konnten. Der Rausch eines Alexander, eines Napoleon, oder, um es nüchterner auszudrücken: eines Autofahrers, eines glücklichen Börsenspielers. Wer in so kurzer Zeit so viel gewann, mußte in naher Zukunft alles erreichen können. Man nehme hinzu noch die Überzeugung der Juden, daß sie gescheiter seien als die Nichtjuden — „dumm wie ein Goj" ist bei ihnen sprichwörtlich —, und daß sie diese Ansicht eben jetzt so klärlich bestätigt sahen. Denn sie selbst hätten nie aus freien Stücken die Herrschaft aus der Hand gegeben, wie es die Nichtjuden durch die Emanzipation des unter ihnen wohnenden Fremdvolkes taten, übrigens nicht nur der Juden, auch schon der Rumänen in Siebenbürgen, der allenthalben zeltenden

Zigeuner. Und die „Dummheit" der Nichtjuden wurde darum naturgemäß ihr Mittel, mit ihrer Gewitzheit mehr und immer mehr zu erlangen.

Von jüdischer Seite wird immer wieder abgeleugnet, daß das Ziel der Juden die Weltherrschaft sei. Dagegen läßt sich nur sagen: wenn sie bei dem märchenhaften Emporstieg im 19. Jahrhundert nicht an die Herrschaft über ihre Wirtvölker gedacht, sie sich nicht zum Ziel gesetzt hätten, müßten wir sie als „dumm" ansehen; wenn sie aber meinen, wir Nichtjuden durchschauten sie nicht darin, so müßten wir so dumm sein, wie sie uns glauben. Gewiß stehn einzelne Juden geistig so hoch, daß sie sehr gut wissen, daß wohl die zeitweise Verknechtung der Wirtvölker durch die Juden möglich ist, nicht aber die dauernde Beherrschung, und ebenso gewiß gibt es unter den Nichtjuden viele, sogar sehr viele himmelblaue Ideologen, die es nicht „fassen können", daß die Juden „so verwerfliche" Absichten hätten; die Juden bedienen sich solcher Nichtjuden, deren Thumbheit sie doch innerlich belächeln, wenn nicht gar verlachen, als willkommener Mitarbeiter an ihren Bestrebungen. Aber das sind Einzelne oder kleinere Gruppen; die Gesamtheit der Juden, der emanzipierten Juden, von denen allein ich hier rede, mußte die Erlangung der Vorherrschaft, der Alleinherrschaft in den nichtjüdischen Staaten träumen, und sie hat sie geträumt und mit allen Mitteln darauf hingearbeitet. Der Einzelne im Einzelnen. Jeder Jude, der irgendeine Stellung erlangt hatte, zog Volksgenossen nach, vor allem natürlich seine Verwandtschaft. Es gibt keinen Nekrolog auf einen zu Reichtum, zu Ansehen gelangten Juden, dem dies nicht nachgerühmt würde. Der Neid und die Mißgunst sind stark in den Juden, aber wo sie sich gegen einen Volksgenossen richten, beschränken sie sich auf Gesinnung, auf boshafte Worte. Heine und Börne sagten einander allerlei Übles vor der Welt; aber wo sie als Juden, wo das Judentum in ihnen oder anderen angegriffen worden wäre, hätten sie sich in sofort geschlossener Eintracht gegen den Feind gewendet. Erst Otto Weininger gab auch das Judentum preis und stellte sich an die Seite Houston Stewart Chamberlains gegen sein Geburtvolk. So ist wirklich das Gemeinsame in den persönlichen Feinden Heine und Börne — sie standen auch als blond und brünett einander gegenüber — ihr gleichartiges Eintreten für ihr Volk.

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß der Zusammenhang und Zusammenhalt, der tatsächlich da war und sich eben jetzt stärker als jemals bewährte, politischer Gedanke wurde, und so führte er zu der Alliance israélite universelle als Organisation jenes Zusammenhanges und Zu-

sammenhaltes mit ganz bestimmten Zielen. Das Vorbild war in der **Freimaurerei** gegeben, die ebenfalls die ganze Welt umspannte und ihre Mitglieder ebenso eine große Familie bilden ließ. Die Ähnlichkeit ging noch weiter: die Freimaurerei strebte ebenfalls die Weltherrschaft an und gründete die Berechtigung, die Bestimmung hierzu darauf, daß sie eine Auslese der Besten darstellte. Daß sie in der Tat in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens — die Gründung der ersten Loge erfolgte 1717 — eine solche war, ersieht man leicht aus ihrer Geschichte, und so verwirklichte sie eigentlich das, was die anthropologische Geschichtauffassung als das schönste Ziel der Menschheitbewegung erkennt: die Auslese der Besten die fürsorgende, wohlwollende Leiterin der übrigen Menschheit, die weniger begabt ist und darum der Leitung bedarf. Ich habe in maurerischen Freunden, Nichtjuden wie Juden, diesen Gedanken oft genug verkörpert gefunden und wurde selbst von ihnen als „Maurer ohne Schurz" betrachtet und darf mich sehr wohl dafür halten. Das ist die Freimaurerei, der Lessing, Goethe, Herder, Wieland, Schiller, Friedrich der Große, Mozart angehörten; sie war ein Ausdruck des „aufgeklärten Absolutismus" jener Zeit mit ihrer ziemlich reinen Scheidung der Höherrassigen von den Minderrassigen. Sowie in diese Freimaurerei eine breitere Masse aus dem Chaos einströmte, mußte sie sich in ihrer ganzen Art verändern, mochte sie auch die alten Sinnbilder und sinnbildlichen Handlungen ängstlich beibehalten und sich selbst als gleich mit der ursprünglichen Freimaurerei betrachten. Das Christentum gilt auch als eine Einheit, bedient sich auch überall derselben Sinnbilder, und doch hat jede Rassengruppe ein Christentum von besonderer Art, je nach ihrer Zusammensetzung.

So kam es, daß heute die alten maurerischen Grundsätze nur von wenigen Logen noch mit demselben Inhalt erfüllt werden, daß nur wenige nach ihnen im alten Sinne wirken. Schon 1870 trat ein gewisser Gegensatz der deutschen Logen zu den französischen zu Tage, als dort der jüdische Hochgradmaurer Crémieux als Großmeister der französischen Logen je eine Million Franken auf den Kopf Kaiser Wilhelms I. und des Kronprinzen aussetzte und den Aufruf auch an die deutschen Logen sendete. Im Weltkrieg hielten sich bekanntlich die romanischen und slawischen Logen sämtlich deutschfeindlich und kriegtreibend, die deutschen unentwegt überstaatlich und friedenfreundlich. Von Feinden der Freimaurerei wie von Friedrich Wichtl in seinem weitverbreiteten, eine Menge Stoff verarbeitenden Buche „Weltfreimaurerei" (München, 5. Aufl. 1920) wird dies so dargestellt, daß die deutsche Freimaurerei im Bunde mit der feindlichen

war, und das Ziel der Freimaurerei sollte gewesen sein, über die Weltrevolution die Weltrepublik und darin die Alleinherrschaft Judas heraufzuführen. Der deutschen Freimaurerei selbst ist es peinlich, daß zur Zeit des Ausbruchs der lange vorbereiteten Feindsäligkeiten ihr Großmeister ein gewisser Herr Kohn aus Frankfurt a. M. war, und tatsächlich sind auch von den deutschen Logen viele und zumal die angesehensten bis zu drei Vierteln von Juden besetzt. Man folgert weiter: wenn aber in einer deutschen Loge auch nur ein Jude sitze, so sei diese Loge mit ihrer ganzen „Arbeit" schon an das Judentum gebunden, werde von ihm überwacht. Ja, es ist die Meinung verbreitet, daß ein Freimaurerpapst die ganzen Weltgeschicke zu lenken suche, natürlich im Dienste des Weltjudentums.

Eines wird von den Laien gewöhnlich nicht berücksichtigt: der Freimaurer der drei unteren Grade hat keine Verbindung mit denen der Hochgrade, den wirklichen Leitern der Arbeit. Man nehme aber Goethes „Groß-Cophta" (1793) vor und lese den Auftritt zwischen dem Grafen und dem Ritter (III. Aufz., 6. Auftr.) — ich weiß nicht, ob ein Maurer von heute so offen sprechen dürfte —: da wird erklärt, daß in einem höheren Grade das gerade Gegenteil von dem gelehrt werden könne, was in einem niedrigeren gelehrt wurde. Schon um 1790 scheinen demnach den ehrlichen Maurern der unteren Grade Bedenken über die Hochgrade, die damals etwa ein halbes Jahrhundert lang bestanden, gekommen zu sein. Späterhin wurde es ganz klar ausgesprochen: „Die Johanneslogen (die Logen der unteren Grade) sind zum Zahlen und Schweigen da."

Die vielen Sinnbilder und Benennungen aus dem Alten Testament — sollte doch Hiram, der Baumeister des Salomonischen Tempels, der Begründer der Freimaurerei sein — waren ursprünglich nur Spielerei. Nicht wenige evangelische Theologen waren unter den ersten Brüdern; denn der Katholizismus stellte sich alsbald der Freimaurerei, seiner zu offenkundigen Wettkämpferin, feindlich gegenüber. Dies allein schon begünstigte die Aufnahme von Juden in den Orden, die bereits Lessing (Kap. 31) befürwortete und Napoleon, selbst Freimaurer, in den französischen Logen geschehn ließ. Eine seltene Schrift von 1816, nach maurerischer Zeitrechnung 5816, d. i. 1816 + 4000, „Das Judenthum in der M[aurere]y, eine Warnung an alle deutschen □□ [Logen]", deren Verfasser sich nicht nennt, — es war Johann Christian Ehrmann —, unterrichtet über das erste Eindringen von Juden in die Freimaurerei. Friedrich Wichtl war diese Schrift unbekannt; ich führe das Wesentliche daraus an:

Früher schon hatte das Judentum in die K. K. [Kette, Verbindung der Freimaurer untereinander] Eingang gefunden. Der Korse führte uns auch die Juden zu und überließ ihnen die Geräte des Tempels... Die Juden sahen bald ein, daß die K. K. ein treffliches Mittel sei, ihr eigenes, esoterisches Reich fest zu begründen. Der goldene Schlüssel, welchem feile Herzen und Ohren sich öffnen, war längst in ihren gewandten Händen erprobt; jetzt gewannen sie zugleich einen festen Stützpunkt für ihre Umtriebe, tausend neue Verbindungen öffneten sich ihnen, das Vertrauen argloser Menschen kam ihnen entgegen, und sie sahen sich im Besitz eines gesicherten Zentralpunkts zu Mitteilungen und Beachtungen.

Juden sind Rosenkreuzer. Sie schwören auf das Evangelium, beugen sich vor dem Kreuz, sie tragen das Gewand der Kirche, sie feiern, mit Christen, das Mahl der Erlösung und bleiben — Juden!... Wenn sich die Juden in dem System der R: + : [Rosenkreuzer] zu dem daselbst üblichen Ritus bequemen, so können sie es doch wahrscheinlich nur zum Schein tun. Eine soche Mummerei erlaubt ihnen auch ihr Gesetz, und der Talmud sagt dies ausdrücklich in der Erklärung der Worte: „Gegen den Reinen sei rein, und gegen den Verkehrten verkehrt!"

Durch den R + Gr.·. (Rosenkreuzergrad) kommen sie in höhere Verbindungen; dieser Gr.·. ist oft die Leine in der Hand unbekannter Obern, welche entweder aus schleichenden Proselytenmachern oder aus betrügenden und betrogenen Alchymisten oder aus politischen Faktionshäuptern bestehn und mit den Israeliten mehr oder weniger zusammenhängen.

Noch bedeutenderen Gewinn zieht der Jude aus einer eigentümlichen Einrichtung der Rosenkreuzerei. Drei R: + : dürfen einen Maurer kreieren und haben das Recht, die maurerischen Geheimnisse, außer den □□ und mit Hintansetzung des Ritus, nach Gefallen mitzuteilen. Die Juden, welche R + sind, finden sich daher im Stand, die formelle My.·. nach Herzenslust unter ihren Glaubensgenossen für Geld und andere Zwecke zu verbreiten und in unsern Orden so viel Gesindel einzuschieben, als ihnen gut deucht. (Ich [Ehrmann] bin R: + :, aber kein Eid bindet mich an diesen Grad, und überhaupt ist der Maurer nur an Recht und Wahrheit gebunden!)

Napoleon sitzt zwar isoliert auf einem Fels im Weltmeer, aber sein Name wirkt noch, wie ein Zauber, auf Hunderttausende, die er mit dem Raub der Erde bereicherte, und in den Händen seiner Vertrauten liegen die Fäden einer Verbindung, deren Streben auf nichts anderes gerichtet ist, als auf eine allgemeine Weltrevolution.

Wie bedenklich muß nun das Eingreifen der Juden in maurerische Verbindungen erscheinen, wenn man erwägt, welchen tätigen Anteil dieses Volk an den Verbrechen der französischen Revolution [s. Kap. 31] und des korsischen Usurpators genommen, wie fest es an dem Glauben einer künftigen Weltherrschaft hängt und welchen Einfluß das jüdische Gold leider! auf so viele Staatsdiener ausübt?

Die Schrift erzählt dann von einem gewissen Hirschfeld, der einen Templerorden gründete, sich dessen „Patriarch" nannte und seine Anhänger zu Rittern des dreifachen Kreuzes machte. Hirschfeld wollte seinen Ritus von den Templern in Clermont in der Auvergne haben; er erlangte schließlich die Anerkennung für seine Loge in Frankfurt a. M., die die erste jüdische gewesen zu sein scheint. Die Ritter des dreifachen Kreuzes (das ein-

fache Kreuz wurde mit Absicht vermieden) sollten „Gott an den Ungläubigen — und für die Juden sind alle Nichtjuden Ungläubige — rächen und das Gesetz des Herrn wiederherstellen; der Preis ihrer Arbeit war für jeden Ritter ein Stück vom Lande der Ungläubigen und ihr Losungwort: Gott will es!" Sie gelobten ihren Obern blinden Gehorsam und mußten immer ihre Lenden gegürtet haben, d. h. zur Reise ins Land der Verheißung bereit sein.

Ein Orden zur Verfolgung rein jüdischer Belange wurde 1842 in Amerika gegründet. Er nannte sich Vereinter Orden der Bne Brith, der „Bundesbrüder", und ist jetzt über die ganze Erde verbreitet. In Deutschland allein besitzt er achtzig Logen mit etwa 5000 Mitgliedern. Die jüdischen Freimaurer haben das Recht, auch diesem Orden anzugehören. Ob den nichtjüdischen ebenso gestattet ist, dem Schutz- und Trutz-Bund beizutreten, scheint fraglich. Als seine Aufgabe bekennt der Orden der Bne Brith die „Förderung der höchsten Interessen des Judentums und die gedeihliche Entwicklung des geistigen und moralischen Charakters des Judenstammes".

Schon nicht mehr Orden, sondern öffentlicher Verein ist die von dem Hochgradmaurer des 33. Grades Isaak Adolphe Crémieux im Jahre 1860 gegründete „Alliance israélite universelle". Bei den Juden, die seit ihrer Zerstreuung schon immer eine eng unter sich verbundene Genossenschaft waren, aus denen nur sehr selten Verräter ihrer Geheimnisse, ihrer Absichten hervorgingen, bedurfte es in der Tat keiner besonderen Aufnahme des Einzelnen in den Bund, dem jeder Jude als solcher angehörte, dem er als solcher sich zum Schweigen verpflichtet wußte. Vor den Nichtjuden wollte die Alliance israélite universelle als Wohltätigkeitverein gelten, dem es vor allem oblag, Schulen für die Juden im Morgenlande zu gründen, aber auch die Juden in allen Ländern, wo sie in ihrer Eigenschaft als Juden leiden, zu schützen. Zwanzig Jahre vor der Gründung der Alliance hatte sich in Damaskus ein Prozeß gegen Juden abgespielt, der die alte Blutbeschuldigung wieder zur Tagesfrage gemacht hatte. Ein gewisser Pater Thomas war ermordet worden, und die verhafteten Juden machten zum Teil sehr belastende Aussagen, wie von jüdischer Seite behauptet wird, unter dem Zwang von Bastonaden: ihrer sieben hätten sie der Abschlachtung des Paters angewohnt und dabei geholfen, das Blut sei in einem kupfernen Becken aufgefangen, in eine Flasche gegossen und zum Großrabbi getragen worden. Die Mörder wurden verurteilt, aber Crémieux und der überaus reiche englische Jude

Sir Moses Montefiore, ebenfalls Freimaurer, reisten nach Ägypten — das jüdisch-freimaurerische Haus Rothschild stand hinter ihnen — und erlangten fürs erste die „Begnadigung" der Verurteilten und dann noch den Ersatz dieses die Schuldfrage noch immer bejahenden Wortes durch „Freilassung"; der Ferman besagte ausdrücklich: „Auf die Vorstellungen und den Wunsch der Herren Moses Montefiore und Crémieux . . ." Der Pascha, der den Prozeß geleitet hatte, wurde nach Kairo gebracht und als Hochverräter hingerichtet. Wie es sich in Wahrheit mit der Ermordung des Paters Thomas verhielt, wird nie zu ermitteln sein, um so weniger, als die Akten des französischen Konsulats von Damaskus angeblich während der Ministerschaft Crémieux' abhanden gekommen sind. Auf der Insel Rhodus spielte sich zur selben Zeit ein ähnlicher Prozeß ab, der ebenfalls durch den Einfluß der europäischen Juden niedergeschlagen wurde. „Es zeigte sich, daß jede den Juden irgendwo in Damaskus oder auf Rhodus zugefügte Beleidigung auch den Juden von London und Paris weh tat, und daß es folglich einen sich über die ganze Welt erstreckenden jüdischen Organismus gab, dessen Glieder nicht nur von religiösen Banden allein zusammengehalten wurden. Hier liegt der Beginn der späteren Versuche, die Judenheit erst auf dem Boden der philanthropischen, kulturellen und politischen gegenseitigen Hilfe und später auf dem einer offen bekannten nationalen Idee zu vereinen" (Dubnow).

Die Alliance hatte noch mehrfach gerade in Blutanklagen einzugreifen. Das meiste Aufsehen machten die Fälle von Tißa-Eßlar (1882), von Xanten, Polna (Hülsner), Konitz, Kiew (Beilis, 1913). Immer gelang es den Juden, den Prozeß zu einem für sie günstigen Ende zu bringen; meistens wurden die Angeklagten nach langen Verhandlungen freigesprochen, einige Male für wahnsinnig erklärt, was schon seit alter Zeit (vgl. Kap. 29) als gutes Mittel, den Verbrecher dem Richtspruche zu entziehen, erkannt war. Hülsner wurde zwar verurteilt, aber zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, womit sich freilich die Juden nicht zufrieden gaben; ohne Unterlaß wurden Denkschriften zur Wiederaufnahme des Prozesses, zur Freilassung des Verurteilten eingereicht. Nicht anders geschah es in der Sache des französischen Hauptmanns Dreyfus, der überwiesen worden war, militärische Geheimnisse Frankreichs an eine fremde Macht verraten zu haben, und dafür auf die Teufelsinsel verschickt wurde. Dreyfus konnte alsbald zurückkehren und seine militärische Laufbahn mit dem Range eines Majors wieder fortsetzen. Ungeheure Summen waren in diesen Fällen von den Juden aufgebracht worden, natürlich nicht von

der Alliance allein, sondern von der gesamten Judenheit, die eben eine Alliance im weiteren Sinne bildet. Und in allen diesen Fällen stand auch die gesamte Freimaurerei auf Seiten der Juden und trug nicht wenig zum Gelingen ihrer Schritte bei. (Der gewichtigste Verteidiger des Hauptmanns Dreyfus war der nichtjüdische Freimaurer Emile Zola gewesen.)

Wenige Jahre nach ihrer Gründung bekundete es sich öffentlich, daß die Alliance israélite universelle auch politische Ziele verfolgte. Karl von Hohenzollern hatte 1866 den rumänischen Thron bestiegen und den zahlreichen Juden des Landes die stufenweise Einbürgerung ermöglichen wollen — denn die Juden Rumäniens waren Zuwanderer aus Galizien, Kleinrußland, Ungarn —, war aber daran von der Volksstimmung gehindert worden. Noch im selben Jahre erschien bei ihm Crémieux und bot dem Staate ein Darlehn von 25 Millionen Franken zu niedrigem Zinsfuß an, wenn den Juden die bürgerliche Gleichstellung gewährt würde. Im folgenden Jahre kam Moses Montefiore nach Bukarest. Das halbamtliche Werk „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" (Stuttgart, 1900) berichtet ausführlich hierüber und über die folgenden Vorgänge. Als König Karl 1869 in Paris weilte, mußte er die Abgeordneten der A. I. U. empfangen und sein Volk gegen den Vorwurf der Unduldsamkeit verteidigen: es bestanden in Rumänien seit 1804 Gesetze, die den Juden das Pachten von Gütern, Schenken und Krügen untersagten; gleichwohl kam fortgesetzt ein Zustrom ins Land, dem als unerwünscht zu begegnen dieses unzweifelhaft im Rechte war. Sendlinge der Alliance bereisten hierauf Rumänien und verbreiteten ungünstige Schilderungen. Im deutschen Reichstag von 1872 sprachen Bamberger und Lasker dafür, daß das Reich sich in die rumänischen Verhältnisse einmischen müsse (während es ablehnte, den von den Slawen und Neomagyaren in Österreich-Ungarn bedrängten Deutschen irgendeinen Rückhalt zu bieten). England schlug einen gemeinsamen Schritt der „Schutzmächte" gegen Rumänien vor. Damals (1879) schrieb König Karl an seinen Vater: „Vor einigen Monaten erfreuten sich die Israeliten hier noch einiger Sympathien in gewissen Kreisen, seitdem sie aber ein solches Geschrei in Europa erhoben haben, und seitdem die jüdische Presse aller Staaten in einer so unwürdigen Weise über das Land herfällt und die Gleichstellung der Juden hier erzwingen will, haben dieselben vorläufig hier nichts zu hoffen." Auf dem Berliner Kongreß vertrat Benjamin Disraeli-Lord Beaconsfield vor allem die Belange der Judenheit und verschaffte sich durch England, dessen Premier er war, den nötigen Nachdruck. Und wenn auch nicht im vollen Umfange — denn

so stark war das Judentum um 1880 noch nicht —, so erreichte es doch die Einbürgerung einer beträchtlichen Verhältniszahl. Es handelte sich dabei nur um die staatliche Stellung der Juden in Rumänien, denn sonst ging es ihnen im Lande vortrefflich. Sie wurden in großer Menge reich, und eben deshalb kamen ja ihrer immer noch neue hinzu, hatten als Pächter den Hauptteil des Landes in Besitz und saugten als Schankwirte und Gelddarleiher das Bauernvolk aus. Ich reiste einmal von Dresden nach Wien im D-Zuge mit rumänischen Juden in einem Abteil, und die warfen einander in deutscher und rumänischer Sprache, ununterbrochen redend, so viele Millionen ihrer Volksgenossen an den Kopf, daß eine ungarische Dame mir gegenüber, die sie schon seit Berlin hatte anhören müssen, einen Schwächeanfall bekam.

Neben der Alliance israélite universelle bestehn in den einzelnen Staaten noch je besondere jüdische Vereinigungen mit ähnlichen Zielen, die zumeist in enger Verbindung mit ihr stehn und fallweise mit ihr gemeinsam vorgehn.

Als besonders wichtiges Mittel zur Einflußnahme gilt der Alliance israélite universelle die Bearbeitung der Volksstimmung durch die Zeitungen. In ihren Satzungen nennt sie selbst dies als einen ihrer Zwecke, und sie hat immer reiche Summen für die Gründung, für den Ankauf von Zeitungen, den Aufkauf mißliebiger Schriften, für Schweigegelder und ähnliches flüssig gehabt. In der Frage der rumänischen Juden, wo nur im entferntesten ein Schatten auf die Gesamtheit fallen konnte, zeigte sich das. Zeitungen wie das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" bekannten ursprünglich offen, daß sie für die Belange der Juden begründet seien. Jede Berichterstattung erhält dadurch ihre Färbung. Bei Gerichtverhandlungen über Juden bleibt der Name des Angeklagten, wenn es irgend angeht, verschwiegen; wenn es sich um einen die Öffentlichkeit zu sehr beschäftigenden Fall handelt, wird für den Beschuldigten Wohlwollen zu erregen versucht, und der verrottetste Bursche, der sich an kleinen Mädchen oder Knaben verging, wird als guter Sohn oder um seiner Wohltätigkeit willen als „auch ein Mensch" hingestellt. Anders ist es, wo es sich um Kulturtaten handelt. Von Nichtjuden erfährt da der Leser womöglich überhaupt nichts. Das Totschweigen ist eine altbewährte Kunst. Nichtjüdische Männer, die schon groß sind, werden gerne dem Volke näher gebracht; deren schmutzige Wäsche zu waschen, ist geradezu jüdische Spezialität. Namentlich das Geschlechtsleben bietet reichen und willkommenen Stoff. Dagegen werden jüdische Persön-

lichkeiten rasch zu Heiligen apotheosiert. Jeden Augenblick erscheint ein jüdischer Messias, jetzt Paul Ehrlich, jetzt Professor Einstein. Die Juden selbst zwar wissen zum großen Teil sehr gut, daß all dieser Ruhm nur Zeitungmache ist, und sie haben dafür das Wort „Nebbich", aber sie wissen ebensogut, daß auf diese Weise das Volk am besten für ihre Absichten zubereitet wird, und plaudern nur selten aus der Schule. Wo aber einem Juden irgendwo ein Unglimpf widerfährt, geht sogleich ein Sturm durch den ganzen Blätterwald. Wahre Kriegsberichte werden verfaßt, und wenn bei einem Pogrom in irgendeinem polnischen Städtchen ein paar Juden von übermütigen Jungen die Bärte abgeschnitten werden, meldet ein holländisches Blatt 5000 Ermordete.

Die Art, wie die Juden die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten stimmen, ist überaus geschickt. Sie wissen vor allem auch den nichtjüdischen Gebildeten zu gewinnen, und dies vornehmlich dadurch, daß sie ihm in ihren Blättern sehr viel Gediegenes bieten, das ihn einnehmen muß. Mit den vortrefflichen Aufsätzen über ganz unverfängliche Gegenstände nimmt er dann auch die unaufdringlich eingeflochtene Verherrlichung des jüdischen Volkes und Wesens in sich auf und weiß am Ende nur, daß die Juden alles erfunden, alles gemacht haben, daß die wenigen nichtjüdischen Genies, die sie noch übrig lassen — Goethe, Richard Wagner — ihre Entfaltung, ihren Ruhm allein den Juden verdanken. Und liegt die Zeit etwas weiter zurück — Columbus, Rembrandt —, so waren sie selbst Juden, wenn schon nicht sicher, so doch möglicherweise, wahrscheinlich.

Ihre Wirkung erzielt die jüdische Presse dadurch, daß sie dem Wesen eines nicht geringen Teils der mischrassigen breiten Masse entgegenkommt, die Besten aber selbst so andersartig sind, daß sie ihre eigentliche Absicht nicht erkennen oder, wenn schon erkennen, in ihrer Vornehmheit und „Objektivität" nicht beachten. Aber sie ist eines der sichtbarsten Zeugnisse für den tatsächlichen Zusammenhang und Zusammenhalt der ganzen jetzigen Judenheit. Dieses nun, begründet weniger auf den allgemeinen und einzelstaatlichen jüdischen Vereinigungen als auf dem inneren Gemeingefühl, der Erkenntnis, daß der Aufstieg des Einzelnen ein Teil des Aufstiegs der Gesamtheit, die Macht der Gesamtheit das Wohl des Einzelnen ist — Einer für alle, Alle für Einen —, bedeutet der jahrhundertelangen Zerstreuung gegenüber eine Sammlung, und dies in solchem Maße, daß die Judenheit seit ihren großen Erfolgen, zumal seit dem Beilis-Prozeß von 1913, der geradezu als eine Machtprobe bezeichnet wurde, nicht mehr je einen Staat in den Staaten, sondern einen Staat

über den Staaten bildet. Eine Erscheinung, die um so merkwürdiger ist, als zur selben Zeit die Juden allenthalben öffentlich ihr Bestreben zeigten, in der Gesittung ihrer Mitvölker völlig aufzugehn, wo sie bereits die Überdeutschen, die Überfranzosen, die Übermagyaren spielten. Einige davon mögen wirklich ihr Wirtvolk so geliebt haben, daß sie darum ihr eigenes dahingeben wollten, aber ganz so, wie der Überfranzose und Großmeister der französischen Logen Crémieux selbst in erster Linie immer Jude war und seine Gründung in den Dienst der gesamten Judenheit stellte, waren auch die meisten anderen noch so assimilierten Juden von dem Gedanken durchdrungen, daß, wie Crémieux schrieb, „ein neues messianisches Reich, ein neues Jerusalem an Stelle der Kaiser und Päpste erstehn müsse", kein völkisches Judenreich an irgendeinem Orte, sondern eine Herrschaft der Juden als Juden und für die Juden in allen Ländern, auf allen Geistes-, Wirtschaft- und Machtgebieten.

35. Der Kahal

Die Juden Westeuropas konnten nur deshalb schon in wenigen Geschlechtfolgen in so großer Zahl zur Gesittung ihrer Wirtvölker aufsteigen, weil sie zu erheblichem Teil Auslese waren. Ganz deutlich ist das bei den Sepharden in Frankreich, Holland, England, Deutschland. Aber auch die Aschkenazen hatten nicht wenige unter sich, die in älterer oder neuerer Zeit freiwillig oder gedrungen aus oft sehr fernen Wohnsitzen in ihre letzte Heimat gekommen waren. Manche von diesen waren sogar Rückwanderer, hatten also die Auslese zweimal mitgemacht, waren gewissermaßen durch ein doppeltes Sieb gegangen. Denn erst hatten deutsche Juden den Osten bevölkert, und nun strömten sie aus dem Osten wieder zurück. In Deutschland machte sich ein Unterschied zwischen den Juden im Süden und im Norden geltend. Jene waren seit Jahrhunderten ansässig, diese erst in jüngster Zeit eingewandert: Die Juden im Norden gingen überaus rasch in breiter Masse zur Emanzipation über, nahmen an der Bewegung mittätig Anteil, förderten, verbreiteten sie; die im Süden schleuderten den Bann gegen Moses Mendelssohn und sträubten sich gegen jede Neuerung.

Noch anders lagen die Verhältnisse im Osten, in dem ehemaligen Polen, wo die Juden am dichtesten saßen und mehrere, vielleicht drei Millionen Seelen zählten. Hier war das Keimplasma der Juden. Sie hatten sich ungemein stark vermehrt, aber die Grenzen des Reiches auch zu Grenzen ihrer Ausbreitung gehabt. Denn Rußland hatte sie nicht auf-

nehmen wollen, und ebenso verschloß sich ihnen der Westen, wenngleich dieser in besonderen Fällen, so während der Chmielnickischen Verfolgungen, eine größere Zahl von Flüchtlingen einströmen ließ und dem Einzelnen überhaupt kaum jemals Schwierigkeiten machte. Dies änderte sich, als Polen von den Nachbarstaaten aufgeteilt wurde (1772, 1793, 1795), Preußen ein Stück bekam, Österreich eines und Rußland das Hauptgebiet. Deutschland zog seinen polnischen Juden keine Schranken, ebenso Österreich nicht, so daß alsbald die begabtesten, tüchtigsten von ihnen in Gebiete mit neuen Möglichkeiten zogen. Als Auslese, die sie waren, bewährten sich diese in solchem Maße, daß vielleicht drei Viertel der zu Reichtum, Ruhm, hohen Stellungen gelangten Juden Deutschlands und Österreichs Zuwanderer aus dem Osten oder deren Kinder sind.

Rußland eröffnete seinen polnischen Juden die Grenzen nicht so bereitwillig; das „Ansiedelunggebiet" erfuhr im Laufe der Jahrzehnte nur geringe Erweiterung, die Bestimmungen nur zeitweise und geringe Lockerung. Bis an den Weltkrieg heran erhielt sich darum die Judenheit in den Teilen Rußlands, womit sie übernommen worden war, in dem alten Zustande. Dies wird von jüdischer Seite den Russen zum Vorwurf gemacht, ihnen zur Schuld angerechnet, zu einer Schuld, die keine noch so grimmige Rache sühnen konnte. Das läßt, wie immer, außer acht, daß alle Zustände das Ergebnis der verschiedenen Kräfte sind, wonach sich von Schuld überhaupt nicht sprechen läßt. In dem Falle der russischen Juden taten die Russen ihrerseit alles, was in ihrer Macht stand, um die Juden auf die Stufe ihrer deutschen Volksgenossen zu heben. Die deutsche Emanzipation, das Edikt Josephs II. waren schon im Königreich Polen nicht unbekannt geblieben und hatten mehrere menschenfreundliche Männer, den Geschichtschreiber Hugo Kołłątaj darunter, Vorschläge zur bürgerlichen Verbesserung der Juden machen lassen. Das Reich war im Verfall, wurde die Beute der Nachbarn, die Judenfrage konnte nicht geregelt werden. An dem Aufstande Kosciuszkos (1794—1796), der den Juden die völlige Gleichstellung bringen sollte, nahm auch eine jüdische Freischar von 500 Mann unter dem Obersten Berek Joselewicz teil. Die Russen, die nun die Herren des Landes wurden, widmeten der Judenfrage sogleich ihre Aufmerksamkeit, auch sie im Sinne der „Erziehung". Wie war es möglich, aus den Juden, die ein Pole „Sommer- und Winterheuschrecken für das Land", eine „Schar von Schmarotzern" genannt hatte, die von den Adelsversammlungen ihrer Gebiete für die Ursache der Verarmung des Bauernstandes erklärt wurden, für das Gemeinwohl nützliche Menschen zu

machen? Der Dichter und Staatsrat Derzhawin arbeitete 1800 eine Denkschrift aus und verlangte darin, daß die Juden sämtlich registriert und mit Sippennamen versehen werden sollten, daß sämtliche in eine der vier Klassen: der Kaufleute, städtische Bürger, ländliche Kleinbürger und Ackerbauer sich eintragen lassen, ihre Sonderverwaltung (Kahal), ihre Sondertracht aufgeben, ihre Kinder vom zwölften Jahre an in die allgemeinen Schulen schicken und ihre Bücher in russischer, polnischer oder deutscher, nicht aber in hebräischer Sprache und Schrift führen sollten. Derzhawin sah auch vor, daß die Juden in Gebieten außerhalb des ursprünglichen angesiedelt werden könnten, wollte Druckereien für sie errichtet haben, worin ihre hebräischen Bücher mit „philosophischen Erläuterungen" zu drucken wären. Was in der Folge zur Hebung der Juden unternommen wurde, betraf immer wieder diese Punkte.

Die russischen Juden waren aber damit, erzogen zu werden, so wenig einverstanden, wie die meisten Menschen in solchem Falle. Sie wollten ihre alten Einrichtungen, ihre alte Tracht bewahren. Man ließ sie in jenem Wohlwollen, das der aufgeklärte Absolutismus überall betätigte, nicht ungefragt. Vereinzelte Stimmen von Anhängern Mendelssohns stimmten den Reformvorschlägen bei, die Gesamtheit lehnte sie ab, sah sie als ein Unglück (Geseire) an, als das Ende des Judentums. Es kann hier auf das Hin und Her des Ringens der beharrenden Juden mit ihren unerbetenen Erziehern nicht im Einzelnen eingegangen werden. Die Feststellung genügt, daß die deutschen Heere bei ihrem Einmarsch in Rußland allenthalben die Masse der Juden noch in den Zuständen und in der Tracht von 1800 vorfanden. Die Russen hatten sich als schlechte Erzieher erwiesen, die am Ende die Pflanze hatten wachsen lassen, wie sie nun einmal wuchs, nur immer von Zeit zu Zeit mit harter, ingrimmiger Hand ein paar Triebe, die ihnen allzu üppig zu wuchern schienen, weggeschnitten hatten — natürlich zu keinem Nutzen.

Die Ursache dafür war aber nicht nur die größere Beharrlichkeit der Masse, sondern auch der Umstand, daß die neue Ordnung die Juden um sehr viele Vorteile gebracht hätte. Schon das war den Juden immer sehr unwillkommen gewesen, wenn man sich darum gekümmert hatte, ihre genaue Zahl zu erfahren. Noch im Weltkrieg boten die deutschen Juden alles auf, damit die amtliche Zählung der jüdischen Heeresangehörigen nicht bekannt würde, während sie selbst ohne Unterlaß in allen Ländern höchst blendende Zahlen über ihre Beteiligung an den Schlachten in die Zeitungen setzten, und in dem freistaatlichen Deutschland haben sie es

so eingerichtet, daß sie von Staatswegen überhaupt nicht mehr gezählt werden können. In Rußland brachte die Zählung von 1804 zur Not 174385 männliche und weibliche Steuerzahler heraus; der Bericht mußte bekennen, daß dies nicht einmal ein Fünftel der in dem damaligen russischen Judengebiete wohnhaften Juden war. (Das eigentliche Polen fehlte darin noch.) Dann war da die Beaufsichtigung ihrer Geschäfte durch die russischen Behörden. Ihre Geschäfte waren nicht danach, daß sie darüber andere als sehr kabbalistische Aufzeichnungen führen mochten. Am schwersten hätte sie die Aufhebung der Selbstverwaltung betroffen.

Vor der Öffentlichkeit war der Kahal, der die Selbstverwaltung besorgte, nur eine geistliche Behörde; das Wort bedeutet „Gemeinde", und man konnte an die Presbyterverfassung der evangelischen Gemeinden denken. Worum es sich in Wirklichkeit handelte, erkannte schon Moltke, der 1832 eine „Darstellung der inneren Verhältnisse in Polen" veröffentlichte: Die Juden bildeten nach ihm einen „Staat im Staate" in Polen und waren eine tiefe, zu seiner Zeit noch nicht vernarbte Wunde des Landes. Sie suchten unbedenklich auf jede Weise Geld zu verdienen — 1812 seien sie Spione für Napoleon wie für seine Feinde gewesen, hätten sich von beiden bezahlen lassen und beide verraten —, seien bei den meisten Diebstählen beteiligt, zumal als Hehler, hielten den einem Christen geleisteten Eid nicht für bindend. Aus der Streitigkeit eines der Ihrigen mit einem Christen machten sie stets eine Angelegenheit ihrer Nation. Wenn es darauf ankäme, gemeinsame Zwecke zu fördern, so würde ein allgemeiner Fasttag ausgeschrieben, und bei Strafe eines der drei jüdischen Flüche mußte dann jeder den Betrag einer eintägigen Konsumation für sich und die Seinigen einzahlen. Auf diese Weise hätten einzelne Städte oder Provinzen andere oft weit entlegene mit bedeutenden Geldsummen unterstützt. Noch jetzt habe jede Stadt ihren eigenen Richter, jede Provinz ihren Rabbi, und alle stünden unter einem ungekannten Oberhaupt, das in Asien hause, durch das Gesetz zum beständigen Umherirren von Ort zu Ort verpflichtet sei, und das sie „Fürst der Sklaverei" nennten: „So ihre eigene Regierung, Religion, Sitte und Sprache bewahrend, ihren eigenen Gesetzen gehorchend, wissen sie die des Landes zu umgehen oder ihre Ausübung zu hintertreiben und, eng unter sich verbunden, weisen sie alle Versuche, sie der Nation zu verschmelzen, gleich sehr aus religiösem Glauben wie aus Eigennutz zurück."

Genauer über den Kahal unterrichtete erst die von jüdischer Seite unwidersprochen gebliebene Schrift des getauften Juden J. Brafmann aus Wilna (Livre de Kahal. Matériaux pour étudier le Judaisme en

Russie et son influence sur les populations parmi lesquelles il existe. St. Petersburg 1869). Mir liegt nur der Auszug daraus vor, den Richard Andree in seinem Buche „Zur Volkskunde der Juden" (1881) bietet. Ich folge diesem fast wörtlich.

Brafmann schildert das jüdische Gemeindeleben seiner Zeit und belegt seine Nachrichten mit Urkunden. Die Juden bilden in Rußland „talmudische Munizipalrepubliken" von völlig aristokratischem Zuschnitt; eine Art von Patrizierkaste übt den Plebejern gegenüber eine durchaus willkürliche und despotische Gewalt aus. Für solch eine Judenrepublik sind zwei Einrichtungen kennzeichnend: der Kahal oder Cheder ha-Kahal, die „Regierung der Gemeinde", und der Beth-Din, der talmudische „Gerichthof", der teilweise auch von der russischen Staatsverwesung anerkannt wurde. Der Kahal wird allerdings gewählt, aber Wähler wie Gewählte müssen einen gewissen Rang in der Gemeinde haben, und der wird hauptsächlich durch Kenntnis des Talmuds erworben; doch überträgt man ihn auch reichen Leuten, die dafür tüchtig zahlen müssen.

Der Kahal regiert das Gemeinwesen, hat die Aufsicht über die Schulen, überwacht und regelt allen Verkehr zwischen Juden und Nichtjuden und gestattet solchen Verkehr oder verbietet ihn, ganz nach eigenem Belieben, mit voller Willkür. Berufung gegen seine Befehle ist nicht gestattet. Denn bei ihm gilt der Grundsatz, daß alle nichtjüdischen Verordnungen und Gesetze keine Gültigkeit für die „Hebräer" haben — in Rußland gilt das Wort „Zhid" (Jude) als beschimpfend, und so gebraucht man amtlich das Wort „Jewrej" —, und daß diese durch solche nicht gebunden sein können. Der Kahal beansprucht die Gewalt über alle Juden seines Bezirkes. Die Nichtjuden, die auch da wohnen, werden als Eindringlinge angesehen, durch die die Rechte des jüdischen Volkes beeinträchtigt werden. Neuen Ankömmlingen gewährt oder verkauft er das Recht, im Bezirke zu leben; ein Jude aus einem anderen Bezirke würde nicht leben und nicht sich ernähren können, wenn er nicht die erforderliche Erlaubnis hätte. Dem Talmudgläubigen zufolge ist das Eigentum aller Nichtjuden eine freie Wildnis, „eine Art von freiem See", worin nur derjenige Netze auswerfen darf, der vom Kahal die Erlaubnis dazu bekommen hat. Das Eigentum von Nichthebräern wird als allgemeines der Kommune betrachtet. Der Kahal verkauft das Recht zur Besitznahme dieses Eigentums an Juden, stellt sogar Schriftstücke über solchen Verkauf aus und bestätigt den Empfang des Geldes.

Noch mehr. Der Kahal verkauft an diesen oder jenen Juden

das Recht, Nichtjuden auszubeuten, ihnen Darlehn zu geben und allfällig deren Eigentum in Besitz zu nehmen. Nur wer solch ein Recht erkauft hat, darf eine bestimmte Person ausbeuten; andere Juden dürfen ihm das Recht nicht kränken, er hat das Monopol. Brafmann bringt hierüber Belege bei: ein Jude z. B. hat das Anrecht auf die Ausbeutung eines russischen Handelsmannes gekauft, ein anderer Grund und Boden, worauf künftig Regierunggebäude stehn werden, ein dritter gar ein ganzes Franziskanerkloster. Will ein Jude Grund und Boden von einem Christen kaufen und besitzen, so muß er diesen dennoch auch noch vom Kahal kaufen, weil sonst weder der rabbinische Gerichthof noch die übrigen Juden sein Anrecht auf den Besitz für gültig halten.

Der Kahal übt auch noch in mancher anderen Beziehung eine tyrannische Gewalt aus. So befiehlt er dem Einzelnen, welcherlei Geschäft er betreiben oder nicht betreiben darf. Er schreibt vor, wie viele Gäste bei einer Hochzeit oder sonst einer Festlichkeit eingeladen werden dürfen, wie viele Musikanten aufspielen dürfen und dergleichen mehr.

Der Kahal erhält seine Autorität zum Teil durch die Taxen aufrecht, die er sich für die Erteilung der verschiedenen Befugnisse zahlen läßt, zum Teil durch die schweren Strafen, die der Beth-Din verhängt. Dieser kann einen Juden in förmlichen Verruf tun; er verbietet den Nachbarn und allen, mit solch einem Geächteten irgendwelchen Verkehr zu unterhalten, verbietet ihm, sein Geschäft zu betreiben, seiner Frau, in die „Mikwe" zu gehn —, die Mikwe ist das Bad, das die jüdischen Frauen nach ihren Gezeiten und Geburten aufsuchen müssen —, er kann ihn mit dem Bann belegen, was dem bürgerlichen Tode gleichkommt. Der Kahal ist freilich von der russischen Staatsverwesung aufgehoben, aber er besteht in seiner moralischen Macht gleichwohl fort. Er hält die jüdische Gesellschaft zusammen, wählt dazu die geeigneten Personen und sorgt für deren Besoldung.

Mindestens bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts bestand der Kahal auch in Deutschland. Er ist der eigentliche Ausdruck der aschkenazischen Masse, und darum auch verschwindet er nicht mit der Aufhebung durch den Staat. Die bolschewistische Regierung ist nichts anderes als ein Kahal, und das nicht etwa nur in Rußland, sondern sie war das auch in dem um so viel europäischeren Ungarn. Die Gleichheit der Einrichtungen und Maßnahmen fallen sofort ins Auge. Und wäre es den Bolschewisten gelungen, in Deutschland ebenfalls die Alleinmacht in die Hand zu bekommen, so hätte man sofort den Kahal in Erscheinung

treten sehen. In Einigem wäre der Kahal natürlich gemäßigt gewesen: weil einerseits die Juden es hier mit einer etwas gebildeteren und etwas höherrassigen Allgemeinbevölkerung zu tun haben, anderseit sie selbst als Masse eine gewisse rassische Auslese darstellen. Alle Ansätze zum Bolschewismus auch in Deutschland verrieten, daß der bolschewistische Kahal das Eigentum nur für den Nichtjuden aufhebt, nicht aber für den Juden, weil nur diesem das Recht darauf zusteht. Die Juden allenthalben konnten darum dem Bolschewismus gegenüber nicht nur völlig beruhigt sein, sie konnten ihn sogar herbeiwünschen, da er ihnen den gesamten Besitz der Nichtjuden überliefern sollte.

Von jüdischer Seite wird nur über die Vergewaltigung der Juden durch die russische Staatsverwesung gesprochen, über das Unrecht, daß Rußland ihnen nicht völlige Gleichheit gewährt habe, ohne daß berücksichtigt wird, daß die Juden ihre Sonderstellung durch eigenen Willen bewahrten und daraus ihre großen Vorteile zogen. Die klare Absicht war nur, wie so oft, vor den Nichtjuden als rechtgleich zu gelten, selbst aber eine engere Gemeinschaft zu bilden und durch dieses Doppelspiel sich doppelt in Vorteil zu setzen. Es brauchte lange, bis in Rußland die Judenheit die unentwegt angestrebte Obherrschaft gewann.

Der klarste Beurteiler der russischen Judenfrage ist wohl der große Dostojewski, der alle Mühsäligen und Beladenen, alle Armen im Geiste, alle im Leben schuldig Gewordenen mit wahrhafter Heilandliebe liebte. In seinem „Tagebuch eines Schriftstellers", das er von 1876—1880 veröffentlichte, sprach er sich über die Juden seines Landes aus:

Es mag vielleicht sehr schwer sein, hinter die vierzig Jahrhunderte alte Geschichte eines Volkes, wie das der Juden, zu kommen — ich weiß es nicht. Eines aber weiß ich bestimmt, nämlich, daß es in der ganzen Welt kein zweites Volk gibt, das so über sein Schicksal klagt, so ununterbrochen, bei jedem Schritt und jedem Wort, über seine Erniedrigung, über seine Leiden, über sein Märtyrertum jammert, wie die Juden. Man könnte ja wirklich denken, daß nicht sie in Europa herrschen. Wenn sie es auch meinetwegen nur auf der Börse tun, so heißt das aber doch, die Politik, die inneren Angelegenheiten, die Moral der Staaten regieren. Ich bin bereit, zu glauben, daß Lord Beaconsfield vielleicht selbst seine Herkunft von einstmals spanischen Juden vergessen hat (oh, er wird sie bestimmt nicht vergessen haben!); daß er aber im letzten Jahre die englische „konservative" Politik teilweise vom Standpunkt eines Juden aus geleitet hat, daran, glaube ich, kann man nicht mehr zweifeln.

Meiner Ansicht nach trägt der russische Bauer noch viel größere Lasten, als die Juden sie zu tragen haben. [Dabei ist zu berücksichtigen,] daß 23 Millionen des russischen Volkes in der Leibeigenschaft zu leben und zu leiden hatten, was, wie ich glaube, etwas schwerer war. Und wurden sie damals von den Israeliten etwa bedauert? Ich glaube nicht: im

Westen und Süden Rußlands wird man ausführlichst darauf Antwort geben. Auch damals schrieen die Juden ganz ebenso nach Rechten, die das russische Volk nicht einmal selbst hatte, schrieen und klagten, daß sie Märtyrer seien, und daß man erst dann, wenn sie größere Rechte bekommen haben würden, von ihnen auch „die Erfüllung aller Pflichten dem Staate wie dem russischen Volke gegenüber verlangen" könnte. Da kam nun der Befreier und befreite den russischen Bauern, und — wer war der erste, der sich auf ihn wie auf sein Opfer stürzte? — wer benutzte so vorzugweise seine Schwächen und Fehler zu eigenem Vorteil? — wer umspann ihn sofort mit seinem ewigen goldenen Netz? — wer ersetzte im Augenblick, wo er nur konnte, die früheren Herren, — nur mit dem Unterschied, daß die Gutsbesitzer, wenn sie die Bauern auch stark ausbeuteten, doch darauf bedacht waren, ihre Leibeigenen nicht, wie es der Jude tut, zugrunde zu richten, meinetwegen aus Eigennutz, um ihre Arbeitkraft nicht zu erschöpfen?! Was aber liegt dem Juden an der Erschöpfung der russischen Kraft? Hat er das Seine, so zieht er weiter.

Dostojewski weist auf die ganz ähnlichen Vorgänge bei der Befreiung der Neger in Nordamerika hin, deren ärgste Bedrücker sofort nach der Aufhebung der Sklaverei die dortigen Juden geworden seien. Auf die Forderung nach freier Wahl des Aufenthaltortes antwortet er: Könne sich denn der unbemittelte Russe frei seinen Aufenthaltort wählen? (Im freistaatlichen Deutschland von 1920 muß, wer einen Wohnungwechsel vornehmen will, sei es am Orte selbst oder von Ort zu Ort, erst die Erlaubnis dazu haben; auch der Hausbesitzer hat nichts voraus, sein Besitzrecht begründet noch nicht das Wohnrecht.) Dostojewski spricht auch über den Haß, womit der Russe — nach jüdischem Anwurf — die Juden verfolge. Fünfzig Jahre lang habe er sich überzeugen können, daß ein voreingenommener Haß auf die Juden bei den einfachen Russen nicht bestehe.

Ich habe mit dem Volk in ein und denselben Kasernen gelebt, auf denselben Pritschen geschlafen. Es waren dort auch einige Juden: niemand hat sie verachtet, niemand sie ausgestoßen oder verfolgt. Wenn sie beteten — und die Juden beten mit großem Geschrei und ziehen dazu besondere Kleider an —, so hat niemand das sonderbar gefunden, noch sie gestört oder über sie gelacht. Im Gegenteil, sie sagten, wenn sie die Juden beten sahen: „Sie beten so, weil sie solch einen Glauben haben," und ruhig, ja fast billigend, gingen sie an ihnen vorüber. Und diese selben Juden taten diesen selben Russen gegenüber fremd, wollten nicht mit ihnen zusammen essen und sahen auf sie fast von oben herab; und das an welch einem Ort? — im sibirischen Gefängnis! — Überhaupt zeigten sie überall Widerwillen und Ekel vor dem russischen, dem „eingeborenen" Volke. Dasselbe geschieht in den Soldatenkasernen und überall in ganz Rußland. Nun, und? — Anstatt sich durch solches Benehmen gekränkt zu fühlen, sagt der einfache Russe ruhig und vernünftig: „Das tut er, weil er solch einen Glauben hat," — d. h. nicht etwa, weil er böse ist. Und nachdem er diesen tieferen Grund eingesehen, entschuldigt er ihn von ganzem Herzen.

Nun habe ich mich aber zuweilen gefragt: *was würde wohl geschehn*, *wenn in Rußland drei Millionen Russen und*, *umgekehrt*, *achtzig Millionen Juden wären*, was würden diese dann aus den Russen machen, wie würden sie sie dann behandeln? Würden sie ihnen auch nur annähernd die gleichen Rechte geben? Würden sie

ihnen erlauben, so zu beten, wie sie wollen? Würden sie sie nicht einfach zu Sklaven machen? Oder, noch schlimmer: würden sie ihnen dann nicht das Fell mitsamt der Haut abziehen? Würden sie sie nicht vollständig ausrotten, nicht ebenso vernichten, wie sie es in ihrer alten Geschichte mit anderen Völkerschaften getan?

Die Antwort, die Dostojewski erwartete, gab mittlerweile der bolschewistische Kahal in Ungarn und gibt der in Rußland noch in der Zeit, da dieses Buch geschrieben wird. Auch Dostojewski betont, daß die Juden, wenn sie auf ihrer Absonderung, auf ihren eigenen Gesetzen beharrten, mit der Gleichberechtigung zugleich über das stammsässige Volk gestellt würden. Die ganze Tätigkeit der Juden in den russischen Grenzgebieten habe nur darin bestanden, daß sie die eingeborene Bevölkerung in rettunglose Abhängigkeit gebracht hätten, und zwar unter einer wirklich bewunderungwürdigen Ausnutzung der Verhältnisse. In solchen Angelegenheiten hätten sie es immer verstanden, über Rechte zu verfügen; sie sollten nicht über ihre geringen Rechte im Verhältnis zum russischen Volke klagen. Deren hätten sie schon übergenug —, dieser Rechte über das russische Volk. Was in den Jahrzehnten und Jahrhunderten aus dem russischen Volke dort geworden sei, wo die Juden sich niedergelassen hätten, davon zeuge die Geschichte der russischen Grenzgebiete. Dostojewski scheint das Buch von Brafmann über den Kahal nicht gekannt zu haben, aber er ahnt, daß sich unter dem Hochmute der Juden, ihrem Widerwillen gegen die Russen „irgendein viel tieferes Geheimnis ihrer Gesetze oder ihres Wesens" bergen müsse.

Dostojewski setzt die Zustände in den Siedlunggebieten der Juden als bekannt voraus. Näheres darüber bietet Therese v. Bayer — so nannte sich die Tochter des Prinzregenten Luitpold als Schriftstellerin — in ihren „Reiseeindrücken und Skizzen aus Rußland" (Stuttgart 1885):

Die Juden, eine entschiedene Landplage für Westrußland, nehmen daselbst eine einflußreiche Stellung ein, die ihnen auf Kosten der kleinrussischen Bauern durch die Mißwirtschaft des polnischen Adels eingeräumt ist und die man ihnen jetzt nicht mehr entreißen kann. Am dichtesten außer in Polen selbst und im nördlichen Weißrußland sitzen sie in Wolhynien, Podolien und Kiew, erstrecken sich aber auch in erklecklicher Anzahl nach Beßarabien hinein. Man trifft sie überall, wo es ein Geschäft zu machen gilt, und es gibt kaum ein Dorf, geschweige eine Stadt, in welcher sie nicht die Verkaufslokale und Wirtshäuser inne hätten. Die ackerbautreibende russische Bevölkerung ist ihnen gänzlich preisgegeben und seufzt unter ihrem Drucke. Sie sind die Zwischenhändler, welche dem vom Markt entfernten Landwirt das Getreide um einen möglichst niederen Preis abhandeln und es dann auf dem Markte um einen möglichst hohen wieder losschlagen. So fließt aller Profit in ihre, der jüdischen Zwischenhändler, Taschen, und der Bauer kann trotz allen Fleißes nicht in die Höhe kommen. Schlimmer noch gestalten sich die Dinge, wenn die Landwirte unter dem Jahre Geld benötigen und ihnen keiner der zahlreichen ländlichen Vorschuß-

vereine zur Verfügung steht. In diesem Falle wenden sie sich in ihrer Klemme schließlich an die Juden, verpfänden ihre künftige Ernte, den Tabak auf dem Felde, das Vieh im Stalle und werden somit, wenn die Ernte schlecht ausfällt, auf ewige Zeiten in ihre Gewalt gegeben. Und nicht nur, daß die Juden auf die Preise drücken, sie lassen sich gegen die Bauern überdies alle möglichen Betrügereien zu Schulden kommen, indessen sich der Muschik (Bauer), was es ihm auch für Opfer kosten mag, seinem Überlister gegenüber redlich und worttreu benimmt. Bis vor kurzem hatten die Juden auch fast alle Branntweinschenken im Besitz, eine weitere Gelegenheit, die Bauern, welche sie zum Trinken verleiten, so ziemlich rein auszuplündern. Unendlich viel Unheil und zwar nicht nur in Bauernkreisen, richten die Juden ferner als Winkeladvokaten an. Endlich wirken sie direkt verderblich auf den Grundbesitz da, wo es ihnen gelingt, ihn auf dem Wege des Pachtens (die Juden dürfen in Rußland keine Landgüter eigentümlich erwerben) in die Hände zu bekommen. Sie treiben die Wälder ab und schlagen möglichst viel Profit aus dem Boden, unbekümmert um den dadurch auf Jahrzehnte hinaus angerichteten Schaden.

Die Möglichkeit, das Volk in solcher Weise auszubeuten, beruht ganz und gar auf dem engen Zusammenhang und Zusammenhalt, auf der Organisation. Daß sich darin auch zwanzig Jahre später noch nichts geändert hatte, bezeugt der ehemalige Gettojude Elias Jakob-Fromer in seinem damals vielbemerkten Aufsatz in Harden-Witkowskis „Zukunft" vom 18. Juni 1904; er spricht darin von den osteuropäischen Juden, die noch immer „streng unter der Herrschaft des Talmuds leben, die nichts für das Land, in dem sie leben, empfinden, die ihre Wirtvölker als unreine Geschöpfe verachten, die Sprache, Sitten und Gebräuche und alles, was diesen Völkern heilig ist, verabscheuen." Er spricht nicht vom Kahal, was ihm doch wohl nicht geraten schien. Wenn auch nicht auf alle Juden, so doch auf die des Ostens trifft das Wort Heinrich Heines über die Juden seiner Zeit zu: „Die Taten der Juden und ihre Sitten sind der Welt völlig unbekannt. Man glaubt die Juden zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen hat, aber man hat eben nichts als diese Bärte beobachtet. Im übrigen sind sie noch jetzt wie im Mittelalter ein wanderndes Geheimnis." Dieses Geheimnis wurde im Laufe des berauschenden Aufstiegs je zuweilen von dem oder jenem Juden gelüftet; es enthüllte sich aber erst mit dem Ausbruch des Bolschewismus.

Das gutmütige russische Volk — man hat während des Weltkriegs allenthalben zahllose Russen als Gefangene gehabt, und das Urteil über den echten Russen ist allgemein — hatte auf die systematische Ausbeutung am Ende nur die Selbsthilfe durch einen Progrom, der persönlich Schuldige wie Unschuldige zugleich traf, auch hier wieder in der deutlichen Bewußtheit, daß der einzelne Jude nicht Einzelner sei, sondern Mitglied einer Genossenschaft, mochte er nun von der Einrichtung des Kahals

etwas wissen oder nicht. Das zionistische Komitee in London hat über die „Judenpogrome in Rußland" ein Werk in zwei dicken Bänden herausgegeben und an alle öffentlichen Büchereien, selbst an die kleinsten, gespendet (Köln u. Leipzig 1910); darin findet man das ganze Tatsachenmaterial gesammelt, aber die Frage nach der tieferen Ursache der zeitweisen und örtlichen Judenverfolgungen wird nicht berührt, während sonst doch gerade die Zionisten die Berechtigung anerkennen, die Judenfrage auch von dem Standpunkt des betroffenen Volkes aus zu betrachten. Wohl aber ersieht man daraus, wie gegebenen Falls die reichen Juden, die eigentlichen Blutsauger, außerordentlich geschickt das Unheil von sich abzuwenden wußten: entweder gelang es ihnen, die Führer des Aufruhrs zu bestechen und sich von ihnen Schutzmannschaft stellen zu lassen — ganz so taten die Juden von Berlin W bei den Spartakistenunruhen 1919 —, oder sie gewannen die Polizei, oder sie fanden Sicherheit in nichtjüdischen Häusern. Denn wenn es um das Menschenleben geht, ist der einigermaßen gebildete Nichtjude, mag er auch seiner politischen Gesinnung nach Antisemit sein, überall und stets bereit, den einzelnen Juden, gegen den er keine Anklage erhebt, zu schützen, oft mit Gefahr des eigenen Lebens. Hat sich die Volkswut ausgetobt, so beginnt das frühere Leben von vorne. Es scheint fast so, als betrachtete die Genossenschaft solche Pogrome nicht anders als der Händler mit Glaswaren, der einen gewissen Hundertsatz von zerbrochenen Gegenständen von vorneherein mit berechnet. Weder im mittelalterlichen Frankreich, Spanien, England noch im neuzeitlichen Rußland haben die Pogrome allein die Juden veranlaßt, den Ort ihrer Geschäfte zu verlassen.

36. Der jüdische Sozialismus

Theologie und Philosophie wünschen nicht, daß ein Unzünftiger oder gar ein Ungläubiger sich mit ihnen beschäftige. Sie halten dafür, daß man nur nach wohlabgesessenen Semestern und erlangter Amtsbestallung ihre Geheimnisse erfassen könne. Ein Volney und Dupuy, ein Nietzsche, ein Eduard v. Hartmann kommen für sie erst in Betracht, wenn sie vierzig Jahre tot sind und dann doch noch leben. Nicht anders mit der Sozialistik. Man muß an sie glauben. Und wie zur Zeit der Reformation alle Welt an die Theologie glaubte, zu der Kants an die Philosophie, so heute an die Sozialistik. Jene waren Ausdruck jener Zeiten, diese ist Ausdruck der unseren.

Wer die Erscheinungen vom Standpunkt der anthropologischen Geschichtauffassung betrachtet, hat sich damit so hoch gestellt, daß er schon deshalb nicht mehr an rein gedankliche Spekulationen „glaubt". Er sieht in der Theologie die jeweiligen Versuche von bestimmten Menschengruppen, die überlieferten Kulte, die man nicht mehr versteht, mit den neuen Erkenntnissen, die man wer weiß woher hat und die auch recht zweifelhaft sind, in Einklang zu bringen. Eine Mühe, die des Gehirnschweißes der Edeln im Grunde nicht wert war. Denn zu „Gott" führte sie nicht. Ingleichen mit der Philosophie. Nichts darin ist so, daß nicht das Gegenteil auch „wahr" wäre und sich ebenso „beweisen" ließe. Die Art und die Grenzen der „reinen Vernunft" sind das einzige, was sich bestimmen ließ (Kant). Wie die Theologie nicht zu ihrem Traumbild „Gott", so führte die Philosophie nicht zu ihrem Traumbild „Wahrheit". Mit Wissenschaft haben sie beide so wenig zu tun wie Dichtkunst, bildende Künste und Musik. Sie sind ebenfalls ein Spiel der Phantasie. Wissenschaft ist einzig und allein ihre Geschichte.

Die Sozialistik ist die Theologie und Philosophie unserer Zeit. Was für die Theologie „Gott", für die Philosophie „Wahrheit", ist für sie das „Menschheitglück". Die anthropologische Betrachtweise wertet die Sozialistik nicht anders als die Theologie und Philosophie. Sie erkennt ihr wie diesen Bedeutung nur in dem Sinne zu, daß sie ebenfalls Ausdruck ihrer besondern Menschengruppe ist, ein Zeugnis für deren Träumen und Begehren. Sie selbst ist von allen dreien frei. Sie zeigt auf, wie sich in der Vergangenheit die Geschicke jedes einzelnen Volkes gestalteten und sagt in bezug auf die Zukunft nur dies: wenn die rassischen Verhältnisse so und so sich verändern, wird das und das eintreten. Ihre Erkenntnis ist: der Mensch macht seine Geschichte (Kap. 1). Oder platt ausgedrückt: an einem Apfelbaum wachsen Äpfel und an einem Weinstock Trauben. Auch sie hat ihren Wunsch: daß die lichte Menschheit, der sie alles Große (nach ihrem Sinne) zuschreiben muß, noch eine Zeitlang sich erhalten möge, dies deshalb: weil sie selbst aus ihr kommt. Sie sieht das „Glück" für den lichten Menschen darin, daß er inmitten von Schöpfungen aus seinem eigenen Geiste lebe. Sie begreift aber sehr gut, daß der tiefer Mischrassige sich in einer solchen Welt nicht wohlfühlt, daß er sie darum nach seiner anderen Art umzugestalten sucht. Der tiefer Mischrassige fühlt sich naturgemäß nur in einer Zigeunerwirtschaft wohl. Wir stehn vorderhand noch im Ringen.

Etwas anderes als mit der Sozialistik, ist es mit dem sozialen Streben der Lichten. Das beruht nicht im Reden und Schreiben,

sondern im Handeln. Ihrer inneren Art gemäß wollen sie alles, was Menschenantlitz trägt, in beruhigten, freundlichen Zuständen wissen. Sie wollen, wie Heinrich IV. sagte, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe, und was an ihnen ist, tun sie alles hierzu. Andere zu dem „Glück" zu nötigen, das sie etwa für sich erträumen, ist ihnen fremd, so lange sie in ihrem Denken und Empfinden ungetrübt sind. Daß eines sich nicht für alle schickt, ist für sie Selbstverständlichkeit. Der Lichte wirkt sozial, wo immer er ist, und so weit ihm sein Kreis gezogen ist. Hausherr und Hausfrau sorgen für die Bediensteten, der Guts- und Gewerkbesitzer für seine sämtlichen Arbeiter, der Minister für seine Beamten. Jeder hat zu ihnen persönlich Zutritt. Ihre höhere Begabung, die sie befähigt, größere Unternehmungen ins Leben zu rufen oder zu leiten und somit für eine größere Zahl von weniger Begabten neuen Erwerb zu schaffen, führt sie nicht zur Überhebung. Die Begabung, das Adeltum eben ist es, das sie „verpflichtet". Wer ein Hauswesen, ein Unternehmen von Blonden geführt sieht, kann dies immer wieder beobachten.

Dies ist der geübte Sozialismus von unsereinem. Was die geschriebene und geredete Sozialistik betrifft, so sind darin zunächst, wie in der Theologie und Philosophie, drei Gruppen zu unterscheiden: die erste bilden die, die glauben, was sie sagen, und für sich selbst nichts erlangen wollen; die zweite die, die glauben, was sie sagen, und für sich selbst etwas erlangen wollen; die dritte die, die nicht glauben, was sie sagen, und für sich selbst etwas erlangen wollen. In der ersten Gruppe stehn die genialen Persönlichkeiten — Plato mit seinem „Staat" —, in der zweiten die mittelmäßigen, in der dritten die „intelligenten". Die der ersten werden, wenn's gut geht, unsterblich, die der zweiten Professoren, die der dritten Parteiführer. Die der ersten bringen's zu gar nichts, die der zweiten zum Ordinariusgehalt, die der dritten werden Millionäre, und wenn sie's schon waren, Multimillionäre.

Die jüngste Sozialistik geht von dem Genfer Protestanten Jean Jacques Rousseau aus, also von dem geistigen Schäfertum des 18. Jahrhunderts (s. Kap. 30). Alle Menschen waren von Anlage gleich gut, gleich begabt, aus allen ließ sich alles machen; man mußte sie nur richtig erziehen. Der Weinstock würde schon noch Äpfel und der Apfelbaum Trauben tragen. Rousseaus grundlegende Abhandlungen, die eine über den Nutzen oder vielmehr den Schaden der Wissenschaften und Künste und die andere über die Ungleichheit unter den Menschen (die allein der bösen Kultur zuzuschreiben war), erschienen 1750 und 1753. Zehn Jahre später

kam der „Gesellschaftvertrag" mit dem berühmten Anfang: „Der Mensch ist frei geboren", der, ins Ackerbauerische und Viehzüchterische übersetzt, lauten würde: Die Schnecke springt wie ein Bock, und der Bock fliegt wie eine Libelle. Man war der Natur zu fern; man redete und schrieb von der Rückkehr zur Natur, aber blieb — in Reifrock und Perücke — in seinen Studierzimmern, Salons und Le Nôtre-Parken. Wahr an dem ganzen war nur der Überdruß an der gegenwärtigen Kultur. Dennoch versteht man Rousseau nicht allein hieraus. Er war, Mischling, ein wunderliches Gemisch von allen möglichen Widersprüchen, einerseit unbekümmert um das, was „man" sagte, anderseit maßlos eitel, der große Erzieher, der doch seine eigenen Kinder dem Findelhaus übergab. Aber er war „Bürger von Genf", wie er sich mit Vorliebe nannte, und Genf war eben jenes Gemeinwesen, wo die strenge Zucht Calvins und seiner Jünger eine solche Auslese geschaffen hatte, daß noch heute der Geniekoeffizient von Genf dem von Paris, dem Mittelpunkt und darum Anziehungpunkt der französischen Kultur, gleich ist, 40 bedeutende Persönlichkeiten auf 100 000 Einwohner. Wenn irgendwo die Unterschiede zwischen dem höchststehenden und dem tiefststehenden Menschen möglichst gering waren, so hier. Und hier auch war darum die Wahrscheinlichkeit, daß ein Sprosse geistig hochwertig war, bei den unteren Ständen nicht viel kleiner als bei den oberen. Rousseau war der Sohn eines Uhrmachers und Tanzmeisters, durch seine Mutter allerdings der Enkel eines Predigers. In Genf waren alle Menschen annähernd gleich, annähernd Brüder und jedenfalls alle frei geboren, wenigstens im staatbürgerlichen Sinne.

Rousseaus soziale Schriften sind Ausdruck des Genfertums seiner Zeit; seine Sonderpersönlichkeit gibt nur die Färbung. Was er forderte, war in Genf zum größten Teile schon erfüllt, ließ sich zum mindesten dort ausführen. Die Verwirrung begann sofort, als man Rousseaus Gedanken auch in anderen Ländern und unter ganz anderen Volksverhältnissen ausführen wollte. Alle Verwirrung in den sozialen Bestrebungen hat dieselbe Ursache. Man will von außen her durch allgemeine Maßnahmen Zustände ändern, die sich natürlich entwickelt haben und dem Ort und der Zeit, wo sie bestehn, gemäß sind; man will das, um andere Menschen zu „beglücken", von deren Wesen man gar nichts weiß. Der aufgeklärte Absolutismus und die Sozialdemokratie sind sich darin ganz gleich. (Wenngleich der Sozialdemokratie als von Mischrassigen geführt das natürliche Wohlwollen des von den Lichten geführten aufgeklärten Absolutismus abgeht.) Die Judenemanzipation und

die Arbeiteremanzipation sind gleichlaufende Erscheinungen. An einigen Orten finden die Beglücker Verwandtes in denen, die sie beglücken wollen, an anderen wieder finden sie nichts. Hat der Beglücker die Macht — Fürst oder Parteiführer —, so vergewaltigt er die zu Beglückenden, und statt Glück zu stiften, stiftet er, wo vorher Behagen war, Mißlust, Unfriede, Zerstörung.

Der Traum von dem vollkommenen Staate, dem Paradies in der Zukunft, das jenem verlorenen in der mythischen Vorzeit nichts nachgeben soll, ist uralt. Immer handelt es sich um den Ausgleich der Unterschiede, um den Gegensatz von Arm und Reich, worin die Ursache aller Leiden der Gegenwart gesehen wird. Das Deuteronomium schlägt darum das „Jubeljahr" vor. Die bedeutendste Schrift des Altertums über Sozialistik ist Platos „Staat", der um 368 v. Chr. entstanden sein mag. Plato, selbst dem höchsten Adel entstammend und völlig unabhängig, sah in seinem Athen die zwei Stände der Freien und der Sklaven noch scharf voneinander geschieden. Die Sklaven waren damals zum größten Teil „zweibeinige Drohnen", die nichts arbeiten wollten und sich nur vom Staate ernähren ließen, ganz wie ein großer Teil der „Proletarier" von heute und wie dieser von tiefer Mischrassigkeit, Levantiner von Herkunft, während unsere staatlich besoldeten Arbeitlosen vorzüglich Polaroide sind. Aber Plato kennt auch den Unterschied zwischen den zweibeinigen und den geflügelten Drohnen: nicht alle von jenen waren stachellos. Aus den Stachellosen werden Bettler auf ihr Alter, aus den mit Stacheln bewehrten alles Gaunervolk, Diebe und Beutelschneider und Tempelräuber und Verüber aller Schandtaten (VIII, 6, 7). Auch Plato wollte den Ausgleich des Eigentums, den Kommunismus, aber nur für die Freien. Daß er dort möglich war, zeigte zu seiner Zeit Sparta, das ihm unzweifelhaft zum Vorbild diente. Die Spartaner waren bis zu ihrem Untergang reine Blondlinge. Unter solchen ist der Kommunismus nicht nur möglich, sondern wesensgemäß. (Unter den Kroaten, die noch heute zum großen Teile blond sind, hat sich die Gütergemeinschaft der Familie, die oft bis zu hundert Mitglieder zählte, die Einrichtung der „Zadruga" bis in meine Zeit erhalten. Ich sah als Knabe noch, wie die Holzhäuser bei der Aufteilung entzweigeschnitten wurden.) Im Eigenbesitz sieht Plato den Quell alles Strebens nach mehr und immer mehr Geld. Wenn aber aller Besitz gemeinschaftlich ist, sind die Herren des Staates keine Wölfe mehr, die das arbeitende Volk ausbeuten, nur um recht viel Geld zu erraffen, sondern treue Wachhunde, die einzig der Aufgabe

leben, das Volk zu schützen und zu seinem Besten zu führen. Schlug ein Herrensprosse aus der Art, so sollte er zu den Unfreien getan werden, ebenso der begabte und tüchtige Sprosse der Unfreien in Ehren gehalten und unter die Herren aufgenommen werden. Das ist die großzügige Billigkeit des rein nordischen Menschen, wie sie während der ganzen Geschichte von ihm geübt wurde. Zu jeder Zeit wurde der begabte Sprosse auch des geringsten Knechtes in den Herrenstand aufgenommen. (Daß man nicht nur seine Person, die Ergebnis der Entmischung war, aufnahm, sondern auch sein Blut, das die Vorfahren aus dem Chaos mit sich brachte, wurde der Untergang der Herren. Ihre Gerechtigkeit gegen andere setzte die Gerechtigkeit gegen sich zurück.) Die Herren sollten irdisches Gold und Silber gar nicht besitzen, denn sie hätten es von den Göttern als Göttliches immer in der Seele. Gemeinsam sollten auch die Frauen sein, aber nicht zur wahllosen und unmäßigen Befriedigung des Geschlechttriebes, sondern der Zucht wegen: Die Tüchtigsten sollten den Tüchtigsten am meisten beiwohnen, und die Untauglichsten den Untauglichsten, und nur die Kinder jener sollten aufgezogen werden, die anderen nicht, damit die Herde tadellos bleibe. Vielleicht in keinem Punkte zeigt sich so kraß, welche Verwirrung es stiftet, wenn man die Grundsätze, die von einem Lichten aus lichter Seele heraus für die Lichten ausgesprochen wurden, für den ewig unfreien Mischling in Ausführung bringen lassen will: man denke an all die Viehischheiten der kommunistischen Massen von den Wiedertäufern bis zu den Bolschewisten in Ungarn und Rußland. Und nicht etwa Mißachtung der Frau ist der Grund der Frauengemeinschaft, wie man vermuten könnte, weil die Frau in der Antike zumeist ein stilles häusliches Leben führte, sondern Plato stellt ausdrücklich die Frau dem Manne gleich, verlangt für sie die gleiche Erziehung, will ihr Ämter erteilt, ja, sie sogar zum Kriegdienst herangezogen haben.

Jede Sozialistik, die nicht den Kommunismus in bezug auf jederlei Besitz fordert, denkt ihren Gedanken nicht zu Ende, bekundet sich in dieser Feigheit als Ausdruck tieferer Mischrassigkeit. Wer als Parteiführer auftritt, sollte damit für sich selbst Ernst machen. Wer nicht damit Ernst macht, seine Millionen behält — Arons, Singer, Rathenau usw. —, müßte als Gleisner betrachtet werden, sollte niemand mehr als Führer gelten. Er würde es auch nicht. Aber die Masse von Sklaven, die ihnen folgt, fühlt sich in ihrer ewigen Knechtschaffenheit nur ungemein geschmeichelt, daß „einer von ihnen" so reich, ein so großer Herr ist. Der blonde Graf Claude Henri von Saint-Simon (1760—1825), der

Begründer der eigentlichen Sozialistik, schrieb seine von Menschenliebe überströmenden Schriften in äußerster Armut, Fourier (1772—1837) und Proudhon (1809—1865) hatten ebenfalls kein Vermögen und erwarben keins. Robert Owen, John Ruskin, Graf Tolstoj, der Holländer Frederik van Eeden widmeten alles, was sie besaßen, ihrem Gedanken und denen, die sie zu dem ihnen vorschwebenden „Glück" führen wollten. Und Robert Owen hatte seinen Reichtum nicht etwa ererbt, wie die anderen, sondern von kleinen Anfängen aus selbst erworben.

Die Sozialistik stellt eigentlich nur ein Ideal auf, zeigt, auf welche Weise dies zu verwirklichen wäre, tritt aber nur höchst selten in das Leben hinaus. Der Sozialismus denkt von vornherein an die Verwirklichung seines Ideals und strebt danach mit allen Mitteln, die ihm jeweilig gemäß sind. Die Sozialistiker sind mit wenig Ausnahmen Nichtjuden — gleichwohl sind Theodor Hertzka mit seinem „Freiland" (1890) und Theodor Herzl mit seinem „Altneuland" darunter —, die Sozialisten zum erheblichen Teil Juden. Es macht da dem Wesen nach nur wenig aus, welcher Parteiabschattung diese Juden angehören. Sie bilden vielmehr vom Rechtsliberalen, der den Kapitalismus stützt, bis zum Anarchisten und Terroristen an der äußersten Linken eine geschlossene Kette. Es wird kein Bombenwerfer oder Auftraggeber von Attentaten jüdischer Herkunft — Enrico Ferrer in Barcelona — am Leben bedroht, ohne daß sämtliche „liberale" Blätter, sofort für ihn eintreten, ihn als edeln Menschen, als erhabenen Träumer hinstellen und hundert schöne Züge von ihm wissen.

Warum beschäftigen sich die Juden mit der sozialen Frage der Nichtjuden? Einerseit jedenfalls aus wissenschaftlichem Interesse, anderseit wegen ihrer Sonderbelange. Ich habe bei Besprechung des Jubeljahrs (Kap. 14) den sozialen Sinn der Juden hervorgehoben. Die besten unter ihnen haben stets getrachtet, den Armen zu helfen, zunächst denen ihres eigenen Volkes, und noch der Türkenhirsch, der sein Geld auf nichts weniger als einwandfreie Weise erworben hatte, gab große Summen für jüdische Wohlfahrteinrichtungen aus. Der Gegensatz von Arm und Reich mußte die Juden um so mehr beschäftigen, als sie im Geldbesitz das wesentliche „Glück" sehen. Wenige nur von ihnen, ganz unjüdische Naturen, leben in Armut ebenso glücklich und ohne Neid auf die Reichen. Daß aber die Erwägungen über die Abhilfe dieses Mißstandes bei den Juden als doch nicht reinrassigen Blonden, sondern Mischlingen, die am Besitz hängen, zum Kommunismus führte, liegt ebenso darin, daß sie, durch das Talmudstudium im Denken besonders geschult, den Gedanken zu

Ende dachten, als darin, daß sie dies getrost konnten, weil sie irgendwelche Bedenken in bezug auf die anderen, die dann beraubt werden mußten, nicht hatten; die waren ja nicht ihres Blutes, sondern ein fremdes Volk, Sache, Versuchgegenstand.

Bei den Edelsten unter ihnen kam hinzu, daß sie ähnlich wie ihr größerer Vorgänger Rousseau aus einer Auslese kamen, zugleich aber aus einer durch Verwandtschaft ungemein eng verbundenen Gemeinde. Die Juden, die emanzipierten natürlich, zeigen wohl nach ihrem Besitzstande Unterschiede von höchstem Gipfel und tiefem Tal, nicht aber nach den Anlagen. Höhere Begabungen können mit gleicher Wahrscheinlichkeit aus jeder Sippe hervorgehn. Diese annähernde Gleichheit der Juden unter sich konnte den edeln Juden veranlassen, gleiche Verhältnisse auch bei den Nichtjuden vorauszusetzen.

Die meisten jüdischen Sozialisten wirken für sich und für die engeren jüdischen Belange. Sie tun dies mittelbar oder unmittelbar, sind sich darüber klar bewußt oder meinen selbst auch, für die „Menschheit" zu wirken. Der Jude aber hat keine Gelegenheit, den Nichtjuden wirklich kennen zu lernen, hat selten die Fähigkeit, ihn zu „verstehn". Wenn er „Menschheit" sagt, so heißt das „Judenheit" und kann nur das heißen. Es gelingt ihm leicht, den Ton der Leute zu treffen, die er für seine Sache gewinnen will, wie er in altbewährter Übung beim Anpreisen seiner Ware jedem nach dem Munde redet, und das mag die Idealisten unter ihnen über den wahren Verhalt täuschen. Alle aber, die zeitliche Ziele vor Augen haben, wirken als Juden, die sie sind und nie aufhören können zu sein, für das ihrem Wesen einzig Gemäße, für das Jüdische, für die Stellung des Judentums. Dies konnte so lange bestritten werden, als das Ziel noch nebelhaft dunkel war. Denn was sie in Wahrheit wollten, wußten die nichtjüdischen Sozialisten, Demokraten, Kommunisten usw. niemals. *Als aber sozialistische Staaten gegründet werden sollten, waren die neuen Herren überall vorzugweise Juden,* in Deutschland, Rußland, Ungarn, Deutsch-Österreich. *Dies also war das Ziel gewesen. Dazu hatte die ganze Bewegung dienen müssen.* Von hier aus fällt das Licht zurück.

Der Umsturz, der von den jüdischen Sozialisten angestrebt und als notwendig erklärt wurde, sollte die Juden an die erste Stelle der Macht bringen. In der Zeit, da das Ziel schon so nahe war, daß es nicht mehr schamhaft verhüllt zu werden brauchte, schrieb das „Jüdische Volksblatt" (Juli 1900): „Fördern wir die Sozialdemokratie, wie es nur angeht, aber

seien wir hierbei vorsichtig, damit die breiten Massen es nicht merken, daß die Sozialdemokratie nur eine Judenschutztruppe ist." Ja, bei einer Zionistenversammlung im Dezember 1918 erklärte ein Herr Landau, er habe Gelegenheit gehabt, in das Material Einsicht zu nehmen, das von Antisemiten und Alldeutschen während des Krieges über die Juden gesammelt worden sei. Dessen Veröffentlichung würde dazu geführt haben, daß man die Juden auf der Straße totgeschlagen hätte. Er bedauerte, daß sie, die Juden, zu diesem Material Anlaß gegeben hätten, und ermahnte sie zu tiefer Dankbarkeit der Sozialdemokratie gegenüber, deren Sieg die einzige Rettung der Juden in Deutschland gewesen sei.

Der Anteil der Juden an den verschiedenen Umsturzbewegungen war groß. Zwar der an der französischen Revolution von 1789 wird übertrieben. Ein paar Terroristen waren Juden, sonst spielten die Juden in dieser Bewegung nur die Rolle von Bittstellern (Kap. 31), aber die späteren Revolutionen fanden schon die Juden in voller Tätigkeit. Was sie zunächst leitete, war der Haß gegen das Bestehende, weil dieses ein ohne sie Gewordenes, ein ihnen Fremdartiges war, war die alte Erfahrung, daß sie in verworrenen Zeiten am meisten für sich gewinnen konnten. Das war für die Börsenleute Geld — denn die Papiere schwankten jetzt rasch zwischen Hausse und Baisse, und sie waren bei Kauf und Verkauf die ersten —, für die Idealisten die völlige Gleichstellung ihrer Volksgenossen. Kaum eine Revolution vollzog sich mehr, ohne daß die Judenfrage zur Sprache gebracht und im Sinne der Juden entschieden wurde. Daß nicht immer Juden die Vorkämpfer der Juden waren, darf nicht beirren; es war eine oft erprobte Taktik, Nichtjuden für sich kämpfen zu lassen. Alle diese Revolutionen fegten Throne hinweg, bewährte Minister, nicht aber das Haus Rothschild oder irgendein anderes jüdisches Bankhaus. Da schon damals die Freimaurerei für die sozialistischen Gedanken gewonnen war — zuerst im Sinne des aufgeklärten Absolutismus und durchaus gutgläubig —, waren die freimaurerischen Bankmänner tabu. (Die Rothschild sind Freimaurer seit 1809.) Es dauerte nicht lange, so wurden sie die Gel geber der Revolutionen ganz ebenso, wie sie die der Fürsten waren: der Händler fragt nicht, mit wem er Geschäfte macht. (Des nichtjüdischen Idealisten Jaurès umstürzlerische Zeitung „Humanité" erhielt das Geld von jüdischen Millionären, darunter besonders viel durch Vermittlung des Sozialisten und Millionärs Leo Arons von Bleichröder, dem Bankhause Bismarcks.) Benjamin Disraeli konnte, als Jude Wissender, schon ein Jahr vor 1848 schreiben: „Sie werden in Europa

keine große geistige Bewegung finden, woran die Juden nicht ihren hervorragenden Anteil hätten. Die mächtige Revolution, die sich in diesem Augenblicke vorbereitet, entwickelt sich völlig unter den Auspizien der Juden, die die Professorenstühle in Deutschland monopolisieren." Auch der Hinweis auf die Professorenstühle, die zwar damals noch nicht, aber ein halbes Jahrhundert später fast ausschließlich von den Juden und den mit ihnen Verbündeten besetzt gehalten wurden, ist treffend: nirgends so sehr wie in Deutschland hat der Kathedersozialismus dem Sozialismus der Straße in die Hände gearbeitet. Der Pedantismus der Deutschen dieser Zeit, die sofort an etwas glauben, wenn es sich als „Wissenschaft" gibt, gab die Grundlage hierfür.

Im Jahre 1848 waren in Deutschland Moses Heß und in Wien Adolf Fischhoff schon wirkliche Führer. Die Ermordung des Grafen Latour, des österreichischen Kriegsministers, erfolgte daraufhin, daß der Revolutionär Goldmarck, der sich erst — mit zwei Nichtjuden zusammen — persönlich verpflichtet hatte, den Kaiser und die Minister zu schützen, den vertrauensvoll zurückgebliebenen Grafen dem herangehetzten Pöbel verriet. Bezeichnend für die Neigung auch der reichen Judenschaft zum Umsturz ist, daß Georg Herwegh, der wie fast alle Umsturzdichter (Freiligrath, Gilm) tief brünett war, die Tochter eines reichen jüdischen Börsianers zur Frau bekam. In der Zeit nach dem Revolutionjahr flüchtete sich das Judentum zu den Liberalen. Auch da spielten sie — Lasker und Bamberger — Führerrollen und brachten vor allem jene Gesetze durch, die die gesellschaftliche Ordnung des deutschen Volkes auflösen und ihren Volksgenossen als den händlerisch Unbedenklicheren einen unverhältnismäßig großen Teil der Macht — Geld, Stellungen, Einfluß jeder Art — in die Hände geben mußten.

Der „Materialismus", die Meinung, Geldbesitz sei „Glück", durch Geld lasse sich alles kaufen, es allein sei erstrebenswert, die Wertung des Nebenmenschen nach seiner „Schwere", ward damals ins deutsche Volk getragen. Er war ihm, dem Volk der „Dichter und Denker", wie noch Carlyle es nennen konnte, ursprünglich ebenso fremd gewesen wie den Spartanern und Plato. Und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein hatte sich das Streben nach gesichertem Dasein für sich und seine Kinder in den Grenzen des geschäftlichen Anstands gehalten. Der „unlautere Wettbewerb", der nach Sombart der Ausdruck des jüdischen Geschäftbetriebs ist (Kap. 26), war verpönt gewesen; ein Mann, der sich zum Schaden seiner Berufgenossen bereichert hätte, würde der Verachtung,

wenn nicht gar der gesellschaftlichen Acht verfallen sein. Die Juden jedoch, die jetzt in dem Erwerben von Reichtümern vorangingen — die Mittel dazu waren dem geschäftlichen Anstand der früheren Zeit und der Nichtjuden von damals zumeist völlig entgegen —, fanden in dem deutschen Volke von 1850 schon so viel Verwandtes, daß man sie beneidete, ihnen nacheiferte. Und tatsächlich gelang es auch zahlreichen Nichtjuden, rasch zu ungewöhnlichem Reichtum zu gelangen. Das nun hatten die Juden vielleicht nicht erwartet, jedenfalls nicht gewollt. Die Vorteile der liberalen Gesetze, die sie allein für sich bestimmt gemeint hatten, flossen auch Nichtjuden zu. Sie hatten Konkurrenten bekommen.

Auf welche Weise ließen sich diese Konkurrenten unschädlich machen? Dadurch, daß man den Neid der Arbeiter auf die Besitzer, die Leiter der Unternehmungen wachrief, zum Haß schürte, erst einen Gegensatz zwischen ihnen schuf, einen Riß, und diesen Riß immer mehr verbreiterte. Es ist dabei sehr kennzeichnend, daß sich die allgemeine Verhetzung der sozialistischen Blätter — das „liberale" Berliner Tageblatt voran — insbesondere gegen die sogenannte Schwerindustrie wandte, die noch am wenigsten in jüdischen Händen war. Kam es dazu, daß der Arbeiter den — nichtjüdischen — Besitzer oder Leiter erschlug oder zum wenigsten vertrieb, sich selbst den Besitz, die Leitung aneignete, so war damit die Alleinherrschaft der Juden gesichert. Denn mit den Arbeitern würde man, geistig so viel gewitzter, wie man war, leicht fertig werden. Das allgemeine Chaos war die letzte Staffel zum Gipfel der Macht. Natürlich wurde dies nirgends offen gesagt, und vielleicht auch war das Ziel nicht allen Juden klar bewußt; einige von ihnen hätten es vielleicht in voller Ehrlichkeit entrüstet abgelehnt. Einige von ihnen werden es auch heute noch — nach 1918/19 — ebenso entrüstet und ebenso ehrlich ablehnen. Denn Idealisten gab es unter den Juden immer. Aber als von Juden geleitet, konnte der Sozialismus — dies jetzt der Hauptname der Bewegung — nur etwas dem jüdischen Wesen Gemäßes erstreben, etwas, was dem jüdischen Wesen ganz gewiß Nutzen brachte, dem nichtjüdischen — vielleicht. Daß es sich um eine jüdische Sache handelte, geht nicht nur aus dem oben angeführten Selbstbekenntnis hervor, sondern auch daraus, daß die jüdischen Bankhäuser die Geldgeber der sozialistischen Parteien und jüdische Millionäre oder deren, fallweise, nichtjüdische Schwiegersöhne (Liebknecht d. Ä.) ihre Führer wurden. Und das geht bis zu den Anarchisten, Terroristen, Bolschewisten hinab. Alle sie bekamen und bekommen das Geld vom jüdischen Kapitalismus. Darum aber auch mußten

alle diese Parteien bedingunglos für die Juden als Gesamtheit und für jeden einzelnen eintreten. Kam es zu dem von den jüdischen Führern und Führerinnen in stets erneuten Hetzreden geforderten Aufruhr gegen die „Bourgeois“, so war es sicher, daß kein jüdisches Haus von den Plünderungen betroffen, keine jüdische Familie ermordet wurde. Und wenn zur Zeit, da ich dies schreibe, ein bekannter Berliner Millionär und Sozialist für Preußen die Einführung des Bolschewismus erwartet (und wohl wünscht, erhofft), so wird er in bezug auf sich selbst und seine Millionen wahrscheinlich ganz beruhigt sein: er wird nicht nur schon während des Krieges sein Geld zum Hauptteil in den neutralen Ländern zu noch guter Valuta untergebracht haben, er wird sich wahrscheinlich, wenn der Bolschewismus in Preußen tatsächlich eintritt, als Ausländer entpuppen und den Schein der französischen oder dänischen oder chinesischen Staatsbürgerschaft vorweisen, ganz so, wie es während des ungarischen Bolschewismus die reichen ungarischen Juden taten, die damit unmittelbar unter dem Schutze des volksgenössischen Staatsoberhauptes Bela Kun standen. Das eigentliche Ziel des jüdischen Sozialismus: die Weltmachtstellung, die Alleinherrschaft der Juden, geht aus all diesen Erscheinungen deutlich genug hervor. Die soziale Bewegung des nichtjüdischen Volkes, die ebenso natürlich wie berechtigt war, erhielt durch die jüdische Führerschaft ihre neue Richtung, ward ihre bloße Sturmtruppe, die sich im Kampfe getrost aufreiben mochte.

Von jeher war es eine Hauptursache der jüdischen Erfolge gewesen, daß die Juden, zwischen den reineren Rassen stehend und darum zu den dunkleren wie zu den helleren in natürlich begründeten Beziehungen, klar erkannten, auf welche Weise sie ihre Wirtvölker oder doch einen ausschlaggebenden Teil davon gewinnen könnten, und danach handelten; für den rascheren Franzosen genügte zumeist das entflammende Wort zur gegebenen Stunde, für den bedächtigeren und bedenksameren Deutschen mußte mit Denkgründen begonnen werden. Der deutsche Sozialismus beruht — die zu jähen Anstürme des Jahres 1848 waren fehlgeschlagen — auf dickleibigen Abhandlungen über Gegenstände der Volkswirtschaft. Gerade der Deutsche neigt dazu, den Ausführungen über einen Gegenstand so aufmerksam zu folgen, daß er gar nicht dazu kommt, zu prüfen, ob die Voraussetzungen auch den Tatsachen entsprechen. Auf den Satz $2 + 2 = 5$ können ganze theologische, philosophische und soziale Systeme aufgebaut werden, denen er bedingunglos zuschwört, ohne daß er die Grundlage dafür an den fünf Fingern seiner Hand nach-

prüfte. Dieser Mangel stimmt mit seiner Rassetrübung überein. Seiner Logik fehlt das Unmittelbare, sie ist schwerfällig, darum heftet sie sich an die Einzelheiten der Beweisführung, und je talmudischer diese ist und je weniger sie ihr darum folgen kann, um so mehr läßt sie sich davon umstricken.

Mit sehr gutem Grunde trachteten also die jüdischen Sozialisten das deutsche Volk durch die Sozialistik zu gewinnen, für ihre inneren Zwecke zu bearbeiten. Sie bedienten sich dabei zumeist der Aufstellungen von nichtjüdischen Sozialistikern, weil ihnen die selbständigen Gedanken naturgemäß fehlten. Sie hätten dazu einem viel höherrassigen Volke entsprossen sein, hätten selbst viel mehr Entmischlinge sein müssen, als sie eben waren. Die meisten der jüdischen Sozialistiker erreichen aber nicht die Rassenhöhe eines Heinrich Heine, eines Catulle Mendès, einer Sara Copia Sullam oder Sarah Bernhardt, sondern sind Juden von ausgesprochen „semitischem" Typus, klein, kraushaarig, schwarz — Olam hazeh-Menschen, keine idaelistischen Träumer. Die größte Annäherung an den höheren Typus stellen Marx und Lassalle dar, Marx wohl dunkel, aber mit seinem welligen Lockenhaar und Bart eine durchaus würdige Patriarchengestalt, Lassalle sogar blauäugig und mit ursprünglich blondem, allerdings negerkrausem Haar und viel gerühmtem „Cäsarenkopf".

Marx und Lassalle waren Sozialistiker, denen es um die Sache zu tun war, und sie gerade erkannten von Anfang an, daß ihre Bestrebungen in allem Wesentlichen umgebogen werden würden, wenn die Juden darin breiteren Raum gewännen. Lassalle sagte: „Die Arbeiterbewegung hat sich frei zu halten von Kapitalisten und Juden; wo diese als Leiter und Führer auftreten, da verfolgen sie auch eigene Zwecke." Marx sprach sich über seine Volksgenossen in dem Aufsatz „Die Fähigkeit der heutigen Juden und Christen frei zu werden" (1844) folgendermaßen aus:

> Suchen wir das Geheimnis des Juden nicht in seiner Religion, sondern suchen wir das Geheimnis der Religion im wirklichen Juden.
>
> Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz.
>
> Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher.
>
> Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld.

Diesen „Juden" muß Marx als eines der größten Hindernisse für die Erfüllung seines Gesellschaftideals betrachten. Anderseit aber hat er — unbewußt — darauf hingearbeitet, den Juden zu noch höherer Machtstellung zu verhelfen. Der „Marxismus" zersetzte nicht die Judenheit,

die dagegen schon deshalb immun war, weil er aus ihr selbst kam, sondern die nichtjüdische Masse und gab der Judenheit die unverhältnismäßige Überlegenheit dadurch, daß sie den Gegner schwächte. Die Juden wissen das sehr wohl, und darum gilt ihnen Marx als Volksheiliger, als dritter neben Moses und Spinoza. Fritz Kahn, einer seiner jüngsten Lobpreiser (1920), singt von ihm:

Wir Zeitgenossen können die Bedeutung von Marx so wenig ermessen, wie Petrus und Paulus die Tragweite des Christentums erkennen konnten. Aber schon heute läßt der Donnergang des Zeitgeschehens ahnen, daß ein neuer Tag der Menschheit angebrochen, als dessen Phöbus-Apoll der Genius der sozialen Idee die Sonnenrosse der Geschichte lenkt... Die Neuzeit brach in jenen Tagen an, als in Frankreich die Rufe Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! erschollen, als Marx und Engels [Engels war Nichtjude] in London das Kommunistische Manifest verkündigten. Das sind die ersten Morgenrufe des neuen Menschheitstages, dessen Frührot heute die Horizonte der Geschichte flammend umleuchtet... Der dritte Tag der Schöpfungswoche, die zum Menschheitssabbath führt.

Als in Rußland auf den Trümmern des mittelalterlichen Zarenreiches der erste kommunistische Staat errichtet wurde [Fritz Kahn meint: der erste jüdische Kommunistenstaat; denn sonst war er nicht der erste, seit Sparta hatte es noch zahlreiche in allen Teilen der Welt gegeben], schmolz man die Denkmäler der entthronten Tyrannen ein, und goß aus ihnen als erste eine Statue von Marx — das ist der Geist der wahren „Neuzeit“...

Fritz Kahn, dessen Buch in einem nationaljüdischen Verlag erschienen ist, bietet hier eines der zahllosen Beispiele, daß ein Jude zugleich Nationalist und Internationalist sein kann; sein Nationalvolk ist ja in der Tat zugleich das internationale. Wenn alle anderen Völker ihre Nationalität verloren haben, bleibt es als das einzige nationale übrig. Seine Überlegenheit liegt in den Mängeln der anderen.

Dem Urteile Fritz Kahns über seinen Volksgenossen möge doch auch das eines Nichtjuden, des großen Freiheitmannes Karl Schurz, an die Seite gestellt werden. Schurz schrieb über Marx in seinen „Lebenserinnerungen“:

Niemals habe ich einen Menschen gesehen von so verletzender, unerträglicher Arroganz des Auftretens. Keiner Meinung, die von der seinigen wesentlich abwich, gewährte er die Ehre einer einigermaßen respektvollen Erwähnung. Jeden, der ihm widersprach, behandelte er mit kaum verhüllter Verachtung. Jedes ihm mißliebige Argument beantwortete er entweder mit beißendem Spott über die bemitleidenswerte Unwissenheit — oder mit ehrenrühriger Verdächtigung der Motive dessen, der es vorgebracht hatte. Ich erinnere mich noch sehr wohl des schneidend höhnischen, ich möchte sagen, des ausspuckenden Tones, mit welchem er das Wort „Bourgeois“ aussprach, und als „Bourgeois“, das heißt als ein unverkennbares Beispiel einer tiefen, geistigen und sittlichen Versumpfung, denunzierte er jeden, der seinen Meinungen zu widersprechen wagte.

Karl Marx (1818—1883), der Enkel des Trierer Rabbis Marx (Mordechai) Lewi, der den Vornamen zum Sippennamen angenommen

hatte, gründet seine Lehre auf die Arbeiten des nichtjüdischen englischen Sozialistikers William Thompson, der herauszurechnen wußte, daß die Arbeit des Arbeiters über eine gewisse Stundenzahl einen „Mehrwert" darstelle, der dem Arbeiter widerrechtlich entzogen werde und dem Arbeitgeber als arbeitlos erworben ebenso widerrechtlich zufalle. Daß der Arbeiter von großen Unternehmern oft tatsächlich ausgebeutet wurde, war längst erkannt worden, und längst auch hatte sich ein Kampf hiergegen erhoben, zumal in England, wo sich im Anfang des 19. Jahrhunderts durch das rasche Aufblühen des Großgewerbes vielfach unerträgliche Zustände herausgebildet hatten. (Eben in England aber wurden auch zuerst — von Nichtjuden — die billigen Forderungen aufgenommen und in zahlreichen Betrieben verwirklicht. Der jüdische Sozialist Emil Reich, dessen Vorlesungen über Sozialistik an der Wiener Universität ich hörte, ward nicht müde, uns England als Beispiel hinzustellen. Reich wirkte zuletzt in England und hat dort sein Teil zur Verhetzung der Deutschen beigetragen; er starb aber schon 1910. Er war „Protestant" und hatte die Monatberichte der Wiener evangelischen Gemeinde auf dem Tisch in seinem Vorzimmer liegen.) Marx hängt gerade in seiner Lehre vom Mehrwert, die den Angelpunkt des Sozialismus bildet, von Thompson ab; was er aus Eigenem hinzutat, waren Statistiken aus englischen Bibliotheken, die zunächst niemand nachprüfen konnte und die sich, als man sie nachprüfte, als zu gunsten der Ergebnisse gefälscht erwiesen. Als Wissenschaftler wird Marx darum nicht mehr hoch gewertet.

Karl Marx, mit der Schwester des preußischen Ministers v. Westfalen verheiratet, Mitglied des kommunistischen geheimen „Bundes der Gerechten", ging kurz vor dem Umsturz von 1848 nach London, gab dort zusammen mit dem Nichtjuden Friedrich Engels das „kommunistische Manifest" heraus und kam als Diktator des Geheimbundes wieder auf das Festland. Nach dem Fehlschlagen der Umwälzung kehrte er nach London zurück und schrieb dort, rastlos für seine Gedanken tätig, neben vielen Zeitungaufsätzen sein Hauptwerk „Das Kapital" (1867), das die Grundzüge des kommunistischen Manifests aufnahm und wissenschaftlich zu begründen suchte. Die Hauptsätze des sogenannten Marxismus sind (ich gebe sie nach Gottlob Egelhaafs „Geschichte der neuesten Zeit", 1915):

1. Alle geschichtliche Entwicklung ist ausschließlich durch wirtschaftliche Verhältnisse, nicht durch geistige, insbesondere nicht durch religiöse Momente bedingt. [Das ist die „materialistische" Geschichtauffassung. Nach der anthropologischen — s. Kap. 1 — sind die wirtschaft-

lichen Verhältnisse ganz ebenso Ausdruck der Menschen, die sie geschaffen haben, wie alles Geistige.]

2. Die Arbeit ist die einzige Quelle aller Werte.

3. Sie selbst ist eine Ware, deren Tauschwert durch die darauf zu verwendenden Unterhaltmittel bestimmt wird. Zur Ernährung eines Arbeiters genügen etwa 6 Stunden Arbeit; wenn er 10 bis 12 Stunden zu arbeiten gezwungen wird, entsteht hierdurch ein Mehrwert, den der Unternehmer für sich einstreicht. [Dies läßt unberücksichtigt, daß jeder Mehrwert, also Gewinn des Unternehmers, dem Unternehmen selbst zugute kommt, seine Entwicklung fördert, zahlreichen neuen Arbeitern Erwerbmöglichkeit schafft. So bei allen nichtjüdisch gearteten Unternehmungen. Die Anhäufung „toten" Kapitals, die Verwendung des „Gewinnes" ausschließlich zu selbstischen Zwecken, zu der törichten Protzerei ist „jüdisch". Dies wollte der Sozialismus treffen; da er aber, als jüdischer Herkunft und von Juden geführt, die Juden als solche für unantastbar erklärte, verlor er hiermit seinen gemäßen Gegenstand und wandte sich nur gegen die nichtjüdischen Unternehmer, die doch nur zu sehr kleinem Teile „jüdisch" wirtschafteten und lebten.]

4. Dieser Unternehmergewinn häuft sich immer mehr an, da die Zahl der zur Verfügung stehenden Lohnarbeiter immer größer ist als der Bedarf an solchen [was durchaus nicht stimmt], die Arbeiter also zum Frohndienst gezwungen sind. Schließlich werden alle kleineren Unternehmer von den größeren, die größeren von den größten aufgefressen, während das Proletariat gleichzeitig immer mehr verelendet. [Dies bezieht sich auf die durch den unlauteren Wettbewerb, d. h. durch den jüdischen Geschäftbetrieb geschaffenen Verhältnisse. Und bei „jüdischen" Unternehmungen wird tatsächlich der Arbeiter immer unterboten, zum Frohndienst gezwungen, und fressen die größeren immer die kleineren auf. In welcher Frohn die jüdischen Wäschefabriken, um nur ein Beispiel zu nennen, ihre Nähterinnen halten, wird aus den verschiedenen Gerichtverhandlungen, die es in jeder Großstadt gegeben hat, noch erinnerlich sein. Wie dagegen nichtjüdische Unternehmungen ihre Arbeiter, die sie stets als Mitarbeiter betrachten und behandeln, förderten, ergeben die Zustände in Großbetrieben, wie Krupp in Essen. Es zeigte sich da nicht nur keine Verelendung, sondern ein sozialer Aufstieg: die Söhne und Enkel der Arbeiter nahmen zum weitaus überwiegenden Teile eine weit höhere soziale Stufe ein, als die Eltern, waren Beamte, Mittelschul- und Hochschullehrer, Ingenieure, waren „Bourgeois". Ganz natürlich: in einem von nordischem Geiste

geleiteten Unternehmen konnten sich unsichere Elemente nicht bewähren; eine Auslese vollzog sich selbsttätig, und deren Folge war der Aufstieg. Auch hier zeigte es sich, wie es nur Verwirrung stiften mußte, wenn ein Gedanke, der aus einer bestimmten Menschengruppe stammte, auf die Verhältnisse einer anderen angewendet wurde. Der jüdische Sozialismus war in bezug auf die jüdischen Unternehmer sehr berechtigt, aber gerade gegen diese wandte er sich nicht, weil es Volksgenossen waren.]

5. Daraus entsteht schließlich eine unerträgliche Spannung der Gegensätze, und aus ihr eine allgemeine Katastrophe, der Umsturz der kapitalistischen Gesellschaftordnung, an deren Stelle dann der Zukunftstaat tritt. In diesem wird die Gesellschaft, die nunmehr nur noch aus der einen Klasse der Arbeiter besteht — dies das Ergebnis des „Klassenkampfes" —, Eigentümerin aller Produktionmittel (Maschinen), Leiterin der Produktion der Güter (Waren) und Verteilerin der Erzeugnisse unter Ausschluß jeder Möglichkeit neuer Kapitalbildung; damit wird ein vollkommener Zustand der Dinge erreicht. [Voraussetzende Annahme hierfür ist, daß der Besitzer eines Großbetriebes selbst gar keine Arbeit leistet. Dies ist der Fall bei den Aktienbesitzern, die zumeist Juden sind, nicht aber bei den Besitzern, die ihre Unternehmungen wirklich leiten. Da trägt der Unternehmer nicht nur die Verlustgefahr, er trägt auch alle Sorgen für sich und alle seine Mitarbeiter, und er arbeitet nicht 8 oder 10 Stunden, wie diese, sondern wo er geht und steht und so lange er wach ist. Und daß diese nichtjüdischen Großunternehmer in ihrem Hause ganz bescheiden lebten, daß ihr Stolz nicht die Brillantdiademe ihrer Gattinnen, sondern die Gartenstädte, Schulen, Spitäler ihrer Mitarbeiter waren, weiß man aus zahllosen Fällen. Der „Klassenkampf" bestand da nicht. Denn der Arbeiter wußte zu gut, daß er kein so freundliches Leben haben konnte, wenn die Leitung nicht in so bewährter Hand lag; und änderte sich die Leitung, ward das Unternehmen eine G. m. b. H. oder kam es in jüdischen Besitz, so machte sich dies zumeist schnell genug fühlbar. Einen Zukunftstaat bedurfte nur der jüdische Sozialistiker, weil der Gegenwartstaat der Judenheit noch nicht die unentwegt angestrebte Alleinherrschaft gab. Der nichtjüdische Sozialismus schuf Werke, wie die von Krupp in Essen und Zeiß in Jena, um nur diese zwei von vielen zu nennen, schon in der Gegenwart.]

Gleichzeitig mit Marx lehrte Ferdinand Lassalle (1825—1864). Auch Lassalle trug nicht seinen ursprünglichen Namen; er hieß eigentlich

Lassal und war ein Breslauer Jude, erst in Paris gab er seinem Namen den französischen Klang in Anlehnung an die Grafen la Salle. Dem biederen Marx gegenüber erscheint Lassalle als Flunkerer. Obwohl sie beide als gleichen Blutes das gleiche Ziel hatten, war doch Marx ein „Gegner" Lassalles, und es gelang ihm, da er ihn überlebte, Lassalle aus seiner beherrschenden Stellung in der Sozialdemokratie zu drängen. Lassalle war zweifellos der begabtere. Er war ebenso ehrgeizig wie eitel. Als er im Zweikampf mit dem rumänischen „Bojaren" Racowitza vorzeitig fiel, hatte er eben höchst wertvolle Beziehungen zu Bismarck angeknüpft und war im Begriff gewesen, ein zweiter Stahl zu werden. Um in die „Gesellschaft" zu kommen, worin er bislang doch nur Gast war, wollte er Helene v. Dönniges, die Tochter des preußischen Gesandten in der Schweiz, heiraten. Um ihretwillen kam es dann zum Zweikampf. (Diese sehr begabte, aber ganz und gar fahrige Frau, eine rotblonde Schönheit, später Frau Racowitza, dann Frau Friedmann und zuletzt Frau Schewitsch, die in München als Theosophin durch Selbstmord endete, war freilich nur durch ihren Vater Adelige, durch ihre Mutter Jüdin, was sie Lassalle nicht gesagt zu haben scheint.) Lassalle, ein reicher Mann, der im Luxus zu leben liebte, gründete 1863 den „Allgemeinen Arbeiterverein", und damit begann jene Vereinerei, die für die sozialistische Bewegung so große Bedeutung gewinnen sollte. Nicht lange, so war man bei der Einrichtung des Kahals angelangt, wonach jeder Einzelne nur ein Teil des Ganzen, ohne selbständigen Willen, ja überhaupt ohne Willen war.

Auch Lassalle ist ein Heiliger der Judenheit. Sie verdankt ihm außerordentlich viel. Denn seine Hauptforderung, die in der Folge nicht fallen gelassen wurde, war das allgemeine Wahlrecht. Es mußte den Juden darum zu tun sein, daß eine möglichst große Menge von leicht zu beeinflussenden Menschen die Wahlberechtigung bekam. Darum wurde auch das Alter bis auf 20 Jahre herabgedrückt und die ganze Frauenschaft ebenfalls wahlfähig gemacht. Beeinflußbar ist jeder, der an dem Lande, wo er lebt, kein unmittelbares Interesse hat, an dessen Wohl und Wehe nicht mitbeteiligt ist. Für den freizügigen Arbeiter — den Maschinenschlosser ebenso wie für den Schriftsteller — ist es gleichgültig, wo er lebt und verdient, heute in Deutschland, morgen in der Schweiz, übermorgen in Italien. Nur wenn er verheiratet ist und Kinder hat, ist er etwas mehr an die Scholle gefesselt; er wird sich schwerer entschließen, eine Stellung, einen Wohnort einfach aus Laune aufzugeben. So beschränkt sich das Wahlrecht für den die Verhältnisse klar Erwägenden auf diejenigen, die

Besitz (Grundbesitz, gewerbliche Unternehmungen, Geschäftladen) in einem Lande haben, und diejenigen, die verheiratet sind und Kinder haben. Die übrigen — ich selbst bin mit darunter — haben kein unmittelbares Interesse am Lande; eine große Zahl von diesen kann darum durch Geld oder Parteischlagworte unschwer in eine Richtung gedrängt werden, die dem Lande, d. h. der Mehrheit der Bevölkerung, der stammsässigen Bevölkerung zum Schaden werden muß. Dies aber gerade liegt im Interesse der Judenheit. Je wirrer es in einem Lande zugeht, um so mehr Aussicht haben die Juden als die geschäftlich Unbedenklichsten, rasch zu Geld und Macht zu gelangen. Unter den Vertretern, die das sozialistische deutsche Volk in Deutschland und Deutsch-Österreich auf Grund des allgemeinen Wahlrechts von 1918/19 in seine Regierungen sandte, waren 83 v. H. Juden. In der Bevölkerung bilden die Juden 1½ v. H. Wollte man nachrechnen, wie viele Juden unter den seit den Wirren des Weltkriegs zu unverhältnismäßigem Reichtum Gekommenen sind, so würde man wohl auch die Zahl 83 v. H. erhalten, wenn nicht eine noch höhere. Auch dies wirft Licht zurück.

Die bedeutendste öffentliche Kundgebung des Sozialismus ist jedenfalls das Londoner kommunistische Manifest. Es hat auch den Vorzug der Offenheit. Über vierzig Jahre später (Oktober 1891) wurde auf dem Parteitag zu Erfurt ein Programm gebilligt, das sich in seiner bloßen Fassung als jüdischen Ursprungs zu erkennen gibt. Dieses Erfurter Programm verlangt: Das allgemeine gleiche und unmittelbare Wahl- und Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe [bei dem herrschenden Verein- und Parteizwang ist die Geheimheit natürlich ein bloßer Blender] für alle über 20 Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts; Volkswehr statt der stehenden Heere; Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung [wie die ausfallen sollte, zeigt das oben angeführte Ergebnis der Wahlen von 1918/19]; Abschaffung aller Gesetze, die die freie Meinungäußerung und das Recht der Vereinigung und Versammlung einschränken oder unterdrücken [der Freistaat Deutschland von 1920 gibt die Beispiele dafür, wie frei der Deutschvölkische in Versammlungen und Vereinigungen seine Meinung äußern darf]. Das ganze Erfurter Programm besteht aus Halbheiten, Halbwahrheiten und Trivialitäten. Die Absicht konnte nur sein, die eigene Partei, so weit sie das wahre Ziel nicht kannte, nicht kennen konnte oder durfte, und die gegnerischen Parteien über dieses Ziel zu täuschen. Nie um die Volksbeglückung handelte es sich den Sozialistenführern, sondern stets

um die Macht und die Vorteile, die sich durch die Macht gewinnen ließen. Das Paradies, das der Zukunftstaat aufrichten sollte, wollten sie für sich; und wo sie ihn aufrichteten, hatten sie tatsächlich das Paradies nach ihrem Sinne, wie es das Hotel Hungaria in Budapest unter Bela Kun war. Auch der Freistaat Deutschland von 1920 ist ein Paradies — für sie.

Bilden die „Liberalen", die im Laufe der Zeit verschiedene Namen durchlaufen haben — ihr jüngster ist „Demokraten" — gewissermaßen den rechten Flügel des „Sozialismus", so die Nihilisten, Anarchisten, Terroristen usw. den linken. Wie schon erwähnt, wurden auch diese von den jüdischen Millionären „finanziert". Denn ihr Ziel war dasselbe: Umsturz des Bestehenden als nicht von ihrer Art, Aufrichtung des Zukunftstaates, der von ihrer Art sein sollte. In der Öffentlichkeit wußten Liberalismus und Anarchismus nicht viel voneinander, aber mit einem Zwinkern der Augen verstanden sie sich, und der Anarchist, der eben ein Attentat verübt hatte, konnte sicher sein, zumal, wenn er Jude war, auch mitten in den sogenannten bürgerlichen Parteien seine Entschuldiger zu finden. Und wenn er sich nicht selbst tötete, wie jener Ferdinand Cohen, der 1866 Bismarck töten wollte, und jener Nobiling, der 1878 auf Kaiser Wilhelm I. schoß, so wurde er nach den unumgänglichen Verhandlungen alsbald für wahnsinnig erklärt und ins Irrenhaus gebracht (Abraham Edelweiß), oder wohl zum Tode verurteilt, doch begnadigt.

Im allgemeinen ließen die Juden solche Arbeit durch Nichtjuden tun. Es wirkte da weniger die Blutscheu der Juden mit (die tiefer Mischrassigen haben Scheu zumeist nur vor ihrem eigenen kostbaren Blut, durchaus nicht vor dem eines anderen), aber der Attentäter setzt sich immerhin der Gefahr aus, auf der Stelle getötet zu werden, nicht von den Polizisten, mit denen man bisweilen sogar im Einverständnis war, die jedenfalls zum Schutze des Lebens jedes Menschen da waren und es im gegebenen Falle auch schützten, sondern durch das Volk. In Rußland jedoch finden sich unter den Attentätern auch viele Juden und Jüdinnen, so, als hätte man den nichtjüdischen Mitgliedern der Anarchistenvereine nicht recht getraut. Ich nenne den Juden Hartmann, der 1880 die große Explosion im Winterpalais ins Werk setzte, wodurch Alexander II. beseitigt werden sollte, die Jüdin Jesse Helfmann, die Hauptverschwörerin des Attentats vom 13. März 1881, dem Alexander II. zum Opfer fiel, Wera Sassulitsch, die Mörderin des Stadtkommandanten Trepow, Hirsch Leckert, der ein Attentat gegen General v. Wahl, den Gouverneur von Wilna, verübte. Außerdem seien

noch folgende Fälle angeführt: Mac Kinleys Ermordung wurde von der Anarchistin Emma Goldmann angestiftet; Abraham Edelweiß schleuderte auf den deutschen Kronprinzen eine Perlbohnenbüchse; auf den ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Stefan Tisza schoß der jüdische Abgeordnete Kovács-Straßer, den österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh erschoß der jüdische Millionär und Anarchist Friedrich Adler.

Der Sozialismus wirkte zersetzend und schwächend auf das deutsche Volk namentlich dadurch, daß er ihm das eigene Volkstum verächtlichte. Der französische, der englische, der italienische, der tschechische Sozialismus sind völkisch gerichtet, kein jüdischer Sozialist dürfte dort etwas gegen sein Wirtvolk sagen, und in der Erkenntnis dessen spielen die jüdischen Sozialisten dort vielmehr die Chauvinisten, denen gegenüber die echten Franzosen, Engländer, Italiener — ich erinnere nur an Jaurès — die gemäßigten sind. Es fragt sich, ob die Sozialisten jener Völker eine Strophe auf ihr eigenes Volk singen würden, wie es die deutschen Sozialisten aus ihrem Turnliederbuche „Frei-Heil" als Lied „von der deutschen Treue" singen:

> Das treuste Vieh ist doch der Hund,
> Man lenkt ihn ohne Zügel,
> Und schlägt man ihm den Rücken wund,
> So leckt er ab den Prügel.
> Und wird er auch zuweilen wild,
> So kriecht er stets aufs neue.
> O Hund, du prächtig Titelbild
> Zum Lied von der deutschen Treue!

In der ganzen Stellungnahme der jüdischen und jüdisch geleiteten Sozialdemokratie zum deutschen Volkstum spricht sich ein ungeheurer Haß auf das deutsche Volk aus, den der gutgläubige Deutsche nicht fassen kann und nicht für wahr halten will. Aber ein Jude selbst, Cheskel Zwi Klötzel, hat ihn in der Hamburger Halbmonatschrift „Janus" zu einer Zeit, als die Judenheit ihren nahen Sieg schon vorfühlte, vorwußte (Oktober 1912), offen bekannt. Er knüpft an den Roman des dänischen Juden Meïr Aaron Goldschmidt „Ein Jude" und dessen Leitsatz an: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen" (Gen. III 15).

Mit diesem Leitmotiv hat Goldschmidt einen Gedanken ausgesprochen, den zu äußern sich heute jeder hütet: den Gedanken der ewigen Feindschaft zwischen Judentum und Nichtjudentum! Vor nichts hat man heute mehr Angst auf Seiten des Judentums als

vor dem offenen Bekenntnis: Dem Antisemitismus, dem Judenhaß steht auf jüdischer Seite ein großes Hassen alles Nichtjüdischen gegenüber; wie wir Juden von jedem Nichtjuden wissen, daß er irgendwo in einem Winkel seines Herzens Antisemit ist und sein muß (vgl. Kap. 37), so ist jeder Jude im tiefsten Grunde seines Seins ein Hasser alles Nichtjüdischen.

Und seien wir offen: wir mögen den einzelnen Nichtjuden noch so hoch schätzen, wir mögen mit ihm befreundet und sogar verschwägert sein: das Nichtjudentum als unpersönliche Masse, als Geist, Wirkungssphäre, Kultureinheit, das stellt jeder von uns — wer wagt das zu leugnen? — hinter das Judentum. Ich glaube, man könnte beweisen, daß es im Judentum eine Bewegung gibt, die das getreue Spiegelbild des Antisemitismus ist, und ich glaube, dieses Bild würde vollkommen werden, wie nur je irgendeins. Und das nenne ich das „große jüdische Hassen".

Wer unter uns kein seelischer und geistiger Kastrat ist, wer nicht überhaupt impotent ist, zu hassen, der hat an diesem Haß teil! Ich bin nicht befugt, im Namen des Judentums zu sprechen; vielleicht habe ich gerade über diese Dinge noch nie ein Wort mit Juden gewechselt. Aber diese Verwahrung ist rein juristischer Form: in Wirklichkeit ist nichts in mir so lebendig als die Überzeugung dessen, daß, wenn es irgend etwas gibt, was alle Juden der Welt eint, es dieser große, erhabene Haß ist.

Man nennt uns eine Gefahr des „Deutschtums". Gewiß sind wir das, so sicher, wie das Deutschtum eine Gefahr für das Judentum ist. Aber will man von uns verlangen, daß wir Selbstmord begehn? An der Tatsache, daß ein starkes Judentum eine Gefahr für alles Nichtjüdische ist, kann niemand rütteln. Alle Versuche gewisser jüdischer Kreise, das Gegenteil zu beweisen, müssen als ebenso feige wie komisch bezeichnet werden. Aber noch sonderbarer muß es anmuten, wenn Nichtjuden allen Ernstes an uns das Verlangen stellen, der Betätigung unseres natürlichen Hasses zu entsagen, wenn sie Zurückhaltung, Bescheidenheit, Demut von uns erwarten. Wenn sie verlangen, ernstlich verlangen, uns unseres gefährlichen Charakters zu entkleiden, geistig abzurüsten, unsere Waffen zu zerbrechen, noch ehe der Kampf begonnen, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben!

Den Juden des Mittelalters machte man zum Vorwurf, daß sie alles Gold an sich zögen und es dann nicht wieder herausgäben. Man half sich ja leicht — mit Gewalt. Die Juden der Gegenwart machen es genau so mit dem geistigen Gold [mit dem irdischen erst recht]; wir werden sehen, ob es dem Deutschtum möglich ist, es ihm abzunehmen... Man mag in seinem jüdischen Herzen hoffen und wünschen, was man will; heute (1912) leben wir noch in Deutschland, heute sind wir noch deutsche Juden, wehe uns, wenn es uns nicht gelingt, im Deutschtum zu bleiben. [Dieser Satz ist unklar. Seit dem Umsturz von 1918/19 wird der deutsche Jude von der Entente als Internationaler behandelt.] Wir können nach Recht hier nicht fragen, denn auf unserer Seite steht das höchste Recht: das der Lebensnotwendigkeit! Ob wir die Macht haben oder nicht, das ist die einzige Frage, die uns interessiert, und darum müssen wir danach streben, eine Macht zu sein und zu bleiben.

Schon mehrere Jahre vor 1912, es mag etwa 1908 gewesen sein, hat ein höchst angesehener jüdischer Dichter mir gegenüber von dem leidenschaftlichen Antichristianismus mehrerer jüdischer Schriftsteller seiner Be-

kanntschaft gesprochen. Er, ein aufrichtiger Bewunderer der nichtjüdischen Großen des Auslands und selbst von stark völkischer Färbung, mag sich von jenem Antichristianismus frei gefühlt haben. Und nichts wäre verfehlter, als in jedem Juden den Hasser alles Nichtjüdischen, insbesondere gar der nichtjüdischen Genietaten zu sehen. Vielmehr lebt in den edelsten Juden gerade eine tiefe Sehnsucht, das „Jüdische" zu überwinden, ihr nordisches Wesensteil davon frei zu machen und hierin eben ein Zeugnis von innerer Verwandtschaft. Dies bleibt hier außer acht, da es sich um den Ausdruck der Massenseele handelt, und für die hat Cheskel Zwi Klötzel zweifellos die Wahrheit gesprochen: Der Jude haßt den Nichtjuden und vor allem den Deutschen. Er haßt diesen aber deshalb so heftig, weil er in ihm, dem materialistischen Deutschen der Zeit nach 1850, den wahrhaft gefährlichen Konkurrenten hat. Den Dichter und Denker fürchtet dieser Jude als Konkurrenten nicht, denn der sagt:

> Nehmen sie uns den Leib,
> Gut, Ehr, Kind und Weib:
> Laß fahren dahin!
> Sie haben's keinen Gewinn.
> Das Reich muß uns doch bleiben.

Bedenken in bezug auf die Kampfmittel kennt der Mischrassige nicht. Das eben macht den Kampf mit ihm so gemein, so widerwärtig, daß der Höherrassige sich ihm am liebsten entzieht. Der jüdische Sozialismus hat in seinem Streben nach Macht auch das verwerflichste Mittel nicht verschmäht, und die Bomben, die er schleudern ließ, waren doch noch weit ritterlicher als alle die bewußt lügnerischen Ausstreuungen, die talmudischen Klugheiten seiner Programme und Parlamentreden. Die Völker der anderen europäischen Völker, zumal die eiteln Franzosen, die noch immer stolzen Spanier, die faulen Italiener, die schmutzigen Balkanier und die stumpfen Russen verachtete der Jude in seiner geistigen Überlegenheit, er hatte sie in seinem Kontobuch schon unter „Haben" stehn; den Deutschen, der in fünfzig Jahren außerordentliche Reichtümer erworben hatte, wenn auch zumeist auf andere Weise als er selbst, mußte er hassen, wie nur je ein Konkurrent den Konkurrenten. Und wer mußte in diesem gemeinen Kampfe siegen? Ganz natürlich der gemeinere.

37. Antisemitismus

Nicht mit Unrecht hat man gesagt, der Antisemitismus sei genau so alt wie der Semitismus. Wir sehen in der Tat schon im Alten Testament, sowie der Semitismus sich in verschiedenen Erscheinungen bekundet, eine heftige Gegnerschaft gegen ihn sich erheben. Die Propheten geißeln ihn in ihrem Volke, aber auch die Griechen verachten den deutlich als „Semiten" gezeichneten Thersites und die geldgierigen, minderwertigen Menschen seines Typus (s. Kap. 4). Der *Antisemitismus* ist nichts anderes als die *Ablehnung des Wesens der Mischrassigen durch den Reinrassigen*, gleichviel, ob er lichter oder dunkler ist. Der Araber ist darum ganz ebenso „Antisemit" wie der Nordeuropäer, der Jude selbst. Und nicht etwa nur die Juden trifft die Gegnerschaft, obschon sie der gegebenen Sachlage nach am meisten, sondern auch andere Volkschaften. So haßt und verachtet der reinerrassige, großzügige Kroate die händlerischen dunkleren Serben oder „Griechen", wie er sie richtig nennt, in seinen Städten, die doch ungleich weniger auffällige Eigenschaften haben als die Juden und als Geschäftleute die bedenklicheren Machenschaften verschmähen.

Daß mit dem Wort Antisemitismus nur die Juden getroffen werden, nicht aber die anderen semitische Sprachen redenden Völker, ist nebensächlich; es handelt sich um ein Übereinkommen: jeder weiß, was darunter verstanden wird. Aber gerade der Rasseforscher muß hervorheben, daß damit *durchaus nicht alle Juden* getroffen werden sollen, *sondern nur die Juden als Gesamtheit* in dem Sinne, wie man die Deutschen zu den lichten Völkern rechnet, obwohl sehr viele von ihnen schwarze Haare, braune Augen und bräunliche Haut haben. Wie heftig immer sich der Antisemitismus gegen die Juden wendet, er wendet sich nur gegen das, was sie selbst mit Verachtung als „jüdisch" bezeichnen — ich gab ein Beispiel dafür (S. 408) —, er läßt nicht unberücksichtigt, daß der einzelne Jude davon frei sein kann, daß er zum mindesten im besonderen Falle es nicht betätigt. Echt „jüdisch" ist es wieder, wenn von jüdischer Seite dies außer acht gelassen wird und ein Mann, der das „Jüdische" in den Juden mit berechtigter Ablehnung aufdeckt, als „Antisemit" verunglimpft, ja, beschimpft wird. Cesare Lombroso erklärte alle Antisemiten für Syphilitiker, und andere nannten sie Verbrecher und Abschaum der Menschheit. Es wird nicht an jüdischen Stimmen fehlen, die auch mich des „Antisemitismus" bezichtigen werden, obwohl ich oft genug gezeigt habe, wie

gut ich das Wertvolle im jüdischen Volke zu erkennen vermag, wie freudig ich es anerkenne und für dessen Verbreitung mich einsetze.

Man muß beim Antisemitismus einen ethischen und einen politischen Antisemitismus unterscheiden, die freilich nicht immer rein ausgeprägt sind, sondern ineinander übergehn, sich wenigstens teilweise vermischen. Der ethische Antisemitismus geht von dem Einzelnen aus, der politische von der breiteren Masse. Dem ethischen Antisemitismus ist die Ablehnung des jüdischen Wesens eine persönliche Sache, der politische Antisemitismus beruht auf der Erkenntnis, daß die Machtstellung der Juden im Staate eine Gefahr für die Stammbevölkerung ist. Cheskel Zwi Klötzel hat offen zugegeben, daß die Juden eine Gefahr für das Deutschtum sind (Kap. 36). Das läßt sich auch gar nicht leugnen. Und ebenso wie der Jude von seiner Seite aus das Recht hat, für seine Stellung zu kämpfen, so natürlich auch der Nichtjude, dem Juden entgegenzutreten. Zwei Gegner stehn einander gegenüber und kämpfen je mit ihren Mitteln. Daß sehr viele Stinkbomben darunter sind, entspricht nur den Kämpfern. Denn ganz so, wie der Antisemitismus sich gegen das Minderwertigste im Judentum wendet, und darum von diesem vor allem die Rückangriffe erfährt, ist er selbst zu einem Teil notgedrungen der Ausdruck der mischrassigen breiten Masse, die ja der hauptsächlichste Ausbeutegegenstand der Juden ist. Wer Antisemitenversammlungen anwohnt — ich war bisher nur in einer einzigen —, bemerkt darum leicht, daß die heftigen Sprecher gegen die Juden und die heftigen Beifallklatscher dem blonden Typus fast durchweg sehr ferne stehn. Man darf nicht sagen, daß diese Menschen aus unlauteren Gründen Judengegner sind. Diesen Eindruck hatte ich nicht. Aber sie können naturgemäß die Höhe des Gedankens nicht erreichen, daß das „Jüdische", das sie bekämpfen, nicht allein in der Zugehörigkeit zum jüdischen Volke liegt. Sie sind darum sehr oft unbillig und werden dabei gar nicht inne, daß ihre Unduldsamkeit, ihr Strebertum innerhalb der Partei und manches ähnliche ganz ebenso „jüdisch" sind.

Vom höheren Standpunkte der anthropologischen Geschichtauffassung aus ist über die verschiedenen Bekundungarten des Antisemitismus kein sittliches Werturteil zu fällen. Sie sind da und wollen als Lebenserscheinungen der betreffenden Gruppen genommen werden. Der russische Bauer sagte den Juden, die ihn geschlechterlang um den Ertrag seiner Scholle begaunerten, daß er mit ihnen nichts mehr zu tun haben wollte, indem er sie erschlug. Der Versammlungredner sagt dasselbe mit einer Rede über die Geschichte von Jakob und Esau oder über Joseph in Ägypten.

Ein Goethe, ein Fourier, ein Richard Wagner gaben ihrem Gegensatz gegen das „Jüdische" jenen Ausdruck, der ihrem Genius entsprach. So waren die Judenverfolgungen des Mittelalters und die Ausweisungen der Juden aus einzelnen Städten und Staaten Ausdruck des inneren Gegensatzes der Gesamtbevölkerung oder der jeweiligen Herren zu den Juden, so auch die judengegnerischen Schriften des ausgehenden 18. Jahrhunderts, von denen ich in dem Abschnitt über die Emanzipation handelte.

Im 19. Jahrhundert kam es 1803/4 in Berlin zu einem Streitschriftenkampf, der sich an die Namen Karl Ludwig Paalzow und Grattenauer knüpft, aber von der Behörde rasch unterdrückt wurde, dann 1819 hauptsächlich in Süd- und Mitteldeutschland zu der „teutonischen Judenhetze" (Treitschke), die darin bestand, daß man den Juden auf der Straße „Hepp Hepp!" nachrief. (Der sicherlich viel ältere Ruf bezieht sich auf den Bart, den die Juden in der Zeit der allgemeinen Bartlosigkeit ihren eigenen Gesetzen gemäß trugen. „Heppe" ist ein anderes Wort für „Ziege". So deutet Hepp Hepp auf den Ziegenbart.) Damals war eine jetzt lächerlich erscheinende Vorliebe für das „Altdeutsche" modisch geworden. Man trug sich altdeutsch und gebärdete sich so. Ein gewisser völkischer Sinn ist als Untergrund nicht zu verkennen. Eben damals auch ersah man, nachdem sich die Nachwellen der größeren Völkerkriege gelegt hatten, daß die einzigen Gewinner der ganzen napoleonischen Zeit die Juden waren. Das Hungerjahr 1817 hatte die Bevölkerung ihr Elend erst ganz erkennen lassen.

Auch das Jahr 1848 hatte eine stärkere Judenfeindlichkeit zur Folge. Die Juden waren in vielen Ländern und Ländchen die Drahtzieher der Revolutionen und Revolutiönchen gewesen, die doch nur zu unnützem Blutvergießen geführt hatten. (Man vergesse dabei nicht, daß wieder ein Hungerjahr vorausgegangen war und 1848 darum eine durch die Unterernährung gereizte Bevölkerung vorgefunden hatte, die sich leicht zu Unbedachtheiten beschwatzen ließ.) Der Umsturz hatte den Juden überall die volle Gleichstellung gegeben. Die Wirkung dieser Emanzipation hatte Franz Dingelstedt schon etliche Jahre früher (1841) in seine jetzt viel angeführten Strophen gefaßt:

> Sie sind dahin, die vielgeschmähten Tage,
> Das Blättlein hat schon leise sich gewandt, —
> Der Jude ringt uns unter ew'ger Klage
> Listig das Heft aus ungeschickter Hand.
>
> Emanzipiert, wie ihr es einst verrammelt,
> Dies zähe Volk! Die Mode wechselt ja!

Es hat ja längst zu Haufen sich gesammelt
Und steht als Macht euch gegenüber da.

Den Landmann drängt es fort von seinem Sitze,
Den Krämer scheucht es von dem Markte fort;
Und halb mit Gold und halb mit Sklavenwitze
Kauft es dem Zeitgeist ab sein Losungwort.

Was kann dem Stamm Emanzipieren frommen,
Der nie vom Schacher sich emanzipiert?
Was ihr ihm schenken wollt, hat er sich längst genommen,
Dieweil ihr um Prinzipien disputiert.

Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingvolk des Herrn.
Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh sie euch in ein Christenviertel sperrn.

In Bayern kam es zu Aufläufen gegen die Juden. Die Staatsverwesungen selbst trachteten die Gleichstellung der Juden, die sie bestehn ließen, in Einigem zu beschränken. Einsichtigere betrachteten das Emporkommen der Juden schon in den 1850er Jahren mit Sorge. Das Buch „Die Juden und der deutsche Staat von H. Naudh" (1861) bezeugt dies. Verfasser waren Johannes Nordmann, Lothar Bucher, der Vertraute Bismarcks, und der Geheimrat E. Wagner. Darin liest man:

Jude sein heißt, seinen Vorteil der ganzen übrigen Welt feindsälig entgegenstellen und dieser gegenüber keine Moral gelten lassen, als den Gewinn Israels: das Judentum ist die Vergötterung des nützlichen Unrechts. Jedes Volk muß sich daher vor den Juden hüten.

Es läßt sich wohl denken, daß die Juden notgedrungen sich einem fremden nichtjüdischen Staate äußerlich unterwerfen, aber es ist ihnen unmöglich, freiwillig ganz in demselben aufzugehen. Sie können nicht anders, als im innersten Herzen die jüdische Gemeinde als Staat im Staate zu bewahren und haben dies gegen den Druck der Jahrtausende bewiesen.

Mehrtausendjährige Abschließung und Inzucht haben die durchgreifende Herrschaft des Rassentypus befestigt und die Denkweise zu einem Teil desselben gemacht. Jüdisches Blut und jüdischer Sinn sind untrennbar geworden.

Wenn der deutsche Staat die Personifikation des deutschen Volkes ist, so gehören die in Deutschland lebenden Juden so wenig zum deutschen Staate als der Bandwurm zur Person des Patienten. Sie sind nur deutsch-redende Juden, nicht jüdische Deutsche. (Die Deutschen) bringen schon hinreichende Opfer, indem sie die Juden in solchem Maße als ganz fremdartigen Bestandteil unter sich dulden.

Nur blödsichtige Ideologen konnten auf das deutsche Staatwesen die Juden loslassen. Die schönsten „Prinzipien" waren zu teuer, wenn wir die Juden mit in den Kauf nehmen mußten.

Es folgte dieser Schrift im Jahre 1879, als die Wogen des Anti-

semitismus schon hoch gingen, eine andere mit H. Naudh gezeichnete, „Israel im Heere“, die in voller Schärfe namentlich die Sonderart der Juden nach ihrer „Rasse“ hervorhob. Der Begriff war damals noch nicht so klar erfaßt wie jetzt, das jüdische Volk galt nicht als Ergebnis verschiedener Mischteile, sondern als Einheit, als Art im Sinne von Hund, Wolf, Schakal, und sogar „die Entdeckung der Darwinisten, daß die Juden von einem anderen Affen abstammen als die Germanen und sich viel später zu ihrer Differenzierung von der väterlichen Sippe entschlossen haben“, konnte herangezogen werden. Die Grundlage hierfür aber war das richtige Gefühl der inneren Andersartigkeit.

Das alles jedoch waren nur mehr oder minder beachtete Äußerungen der Feindschaft gegen das jüdische Wesen. Zu einer antisemitischen Bewegung kam es erst nach dem Krach von 1873, der dem Taumel der „Gründerjahre“ folgte. Man findet die Meinung verbreitet, die Spekulationen der Gründerjahre seien durch die französischen Milliarden von 1871 hervorgerufen worden. Man verknüpft da zwei Ereignisse, die wohl in einer gewissen zeitlichen Folge zueinander stehn, doch in keiner anderen. Vielmehr begannen die Spekulationen schon vor dem deutsch-französischen Kriege in den letzten 1860er Jahren. Damals war es durch besondere Umstände, zumal durch mehrere überreiche Ernten, zur Anhäufung von Bargeld in den bürgerlichen Kreisen gekommen, und dies benützten die jüdischen Spekulanten, der berüchtigte B. H. Strousberg allen voran, den Landleuten allerlei Aktien von höchst fragwürdigen Unternehmungen in die Hände zu spielen. Die Zeitungen standen im Solde des „Eisenbahnkönigs“ und hetzten die Gewinngier an. Besonders auch amerikanische Papiere wurden in Massen eingeführt. Der jüdische Geist in der Bevölkerung wurde von dem noch jüdischeren der Juden geködert und übertölpelt. Nur die in sich Gefesteten taten nicht mit. Bleichröder suchte einen Bismarck umsonst zu Börsenspekulationen zu verleiten; er hielt etwas auf seine „reine Weste“. Dann kam der Triumph der „Liberalen“: durch das Gesetz vom 11. Juli 1870 wurde das Aktienwesen freigegeben und somit der unbeschränkten Gründerei in Deutschland selbst Tür und Tor geöffnet. Auf die Vorhalte hin, daß die Spekulation einen großen Teil der Bevölkerung plötzlich ins Elend stürzen könne, antwortete Delbrück als Finanzminister, der Staat sei nicht dazu da, die Dummen zu schützen. Und die zahllosen jüdischen Bankhäuser und Agenten nützten das und machten der Dummen immer mehr, so daß der Zusammenbruch Strousbergs und der bald darauf erfolgte allgemeine überaus weite Kreise be-

trafen. Die französische Kriegsentschädigung trug nur in dieser Hinsicht zur Vermehrung des Gründerschwindels bei, als die „Liberalen", die damals an der Herrschaft waren und insbesondere das Geldgebaren des Staates bestimmten, sie der Art ihres Geschäftbetriebs gemäß verwenden ließen. Nicht ganz zehn Jahre später (1881) traf der von der Rothschildgruppe in Szene gesetzte Konversionschwindel die Bevölkerung kaum weniger hart als der Krach, diesmal zudem ohne eigenes Verschulden.

Die antisemitische Bewegung, die nach dem Krach von 1873 einsetzte, erhielt sich bis heute. Ja, es läßt sich sogar ein Anwachsen deutlich feststellen. Bei den Reichstagwahlen von 1887 wurden ungefähr 6000 antisemitische Stimmen abgegeben, bei denen von 1890 schon über 47500 und drei Jahre später über 263800. Von den Persönlichkeiten, die sich der Bewegung widmeten, war die bedeutendste der Berliner Hofprediger Adolf Stöcker, der, seit 1877 als Politiker tätig, Christentum, Sozialismus, Antisemitismus und Hofstellung vereinen zu können glaubte. Die Hofstellung erwies sich als die unverträglichste; 1890 wurde Stöcker entlassen. Nach seinen eigenen Worten war es „der Jammer um sein Volk, das durch die Vorherrschaft der Juden Gefahr lief, sittlich und religiös zugrunde zu gehn, was ihn antrieb, die Bosheit der Juden in die Öffentlichkeit zu ziehen und den Kampf gegen sie aufzunehmen". Er wirkte vor allem in Versammlungen und wurde der Gründer der Christlichsozialen Partei, die eine Zeitlang starke Wirkung ausübte und im katholischen Österreich eine gleich benamte und im Wesen ähnliche an die Seite gestellt erhielt.

Von den nicht wenigen anderen Kämpfern gegen das Judentum machte sich namentlich Eugen Dühring bemerkbar, der mit seinem Buche „Die Judenfrage als Frage der Rassenschädlichkeit der Juden für Existenz, Sitte und Kultur der Völker" (1883) schon einen höheren und allgemeineren Standpunkt einzunehmen trachtete, aber doch noch sein Gefühl zu leidenschaftlich mitsprechen ließ. Er wütete namentlich gegen Lessing, der ihm als Judenabkomme galt, und soll so weit gegangen sein, daß er alle Namen auf -ing für jüdische erklärte, ohne seines eigenen zu gedenken. Scharf, wie kaum einer vor ihm, scheidet er Religion und Rasse: „Eine Judenfrage würde daher auch noch existieren, wenn alle Juden ihrer Religion den Rücken gekehrt hätten und zu einer der bei uns vorherrschenden Kirchen übergetreten wären." Und im Gegensatz zu dem aufgeklärten Absolutismus und den Rousseauisten, die die Juden „erziehen" zu können meinten, sagt Dühring klipp und klar: „Man gebe den Gedanken auf, sie zu ändern.

Was seit Jahrtausenden ihre wohlbegründete Eigenart ist, wird nicht einmal durch eine Gesellschaftreform, geschweige denn bloß durch moralische Mittel ins Gegenteil verwandelt werden... Auf dem Fuße der Gleichberechtigung ist kein dauerndes Zusammenleben mit den Juden möglich, weil der fragliche Stamm von Natur auf einer ungleichen und zwar erheblich tieferen Stufe der Begabung (Dühring meint die geniale Begabung) und Moralität steht." Trotzdem fehlten Dühring noch die rein naturwissenschaftlichen Erkenntnisse für die Begründung dieser Ansichten und die Erklärung der verschiedenen widersprechenden Erscheinungen im Judentum.

Als dritter schließt sich Paul Bötticher-de Lagarde an, der große Semitist. Aufrichtige Wertschätzung verband ihn mit jüdischen Gelehrten, aber von Rasse verstand er noch weniger als Eugen Dühring. Ihm konnte es — wie Bismarck — wünschenswert erscheinen, daß die Gesamtheit der Juden vom deutschen Volk aufgeheiratet würde. Gegen die Aufnahme eines so starken Zustroms dunkleren, zum Teil afrikanischen Blutes kamen ihm keine Bedenken. Die Juden galten ihm als Juden nur, so lange sie unter sich verbunden blieben. Dafür aber prägte er das gute Wort: „Jeder fremde Körper in einem lebendigen anderen erzeugt Ungehagen, Krankheit, oft sogar Eiterung und Tod. Dabei kann der fremde Körper ein Edelstein sein: die Wirkung wäre dieselbe, wie wenn es ein Stückchen faules Holz wäre. Die Juden sind als Juden in jedem europäischen Staate Fremde und als Fremde nichts anderes als Träger der Verwesung." („Die Stellung der Religionsgesellschaften im Staate" 1881 geschrieben, in die „Deutschen Schriften", 1886, aufgenommen.) Ausführlicher noch sprach sich de Lagarde in dem Aufsatze „Juden und Indogermanen" (1887) über die Juden aus, über ihre Vaterlandlosigkeit, ihr Klüngelwesen, ihren Wucher, als was er ihre ganze Geldwirtschaft bezeichnet. Wie Paul de Lagarde war auch Adolf Wahrmund Semitist; für ihn war der Leitgedanke in seinen Schriften über das Judentum der, daß die Juden Nomaden seien, die eine Trift so lange besiedeln, bis sie abgeweidet war, und dann weiterziehen. („Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft", 1887.) Ich selbst bin Wahrmunds Schüler — im Persischen und Arabischen —, und oft hat er, wenn ich sein einziger Hörer war, mit mir über die Judenfrage gesprochen; er auch hat mir de Lagardes „Deutsche Schriften", die man damals nur erst wenig kannte, vermittelt. Ich hatte viel Gewinn von ihm, wenngleich ich vielfach nicht mit ihm übereinstimmte und ihm darum häufig widersprach, und darf somit ehrend seiner gedenken.

Weit größeres Aufsehen als die „Deutschen Schriften" Paul de Lagardes, die erst heute ihre Gemeinde gefunden haben, machten die Aufsätze Heinrich v. Treitschkes in den „Preußischen Jahrbüchern", die 1880 als „Ein Wort über unser Judentum" vereinigt erschienen. Die Juden hatten die deutschen Hochschullehrer schon so sehr als ihre Schutztruppe betrachtet, daß sie es höchst erstaunlich fanden, daß einer davon gegen sie schrieb. Aber schon 1871 hatte Treitschke das Wort vom „umgekehrten Hepp Hepp-Geschrei" geprägt. Jetzt sagte er: „Über die Nationalfehler der Deutschen, der Franzosen und aller anderen Völker durfte jedermann ungescheut das härteste sagen; wer sich aber unterstand, über irgendeine unleugbare Schwäche des jüdischen Charakters gerecht und maßvoll zu reden, ward sofort fast von der gesamten Presse als Barbar und Religionsverfolger gebrandmarkt..." Er erfuhr es sofort an sich. Zwei Jahrzehnte später hätte er seinen Lehrstuhl verlassen müssen, jetzt ließ man es bei Gegenschriften bewenden. Paulus (Selig) Cassel, der jüdische Prediger an der Berliner Christus-Kirche, schrieb ihrer gleich zwei zur Verteidigung seines Stammvolkes. Treitschke schrieb sehr maßvoll, aber stellte fest: „Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: Die Juden sind unser Unglück", und schrieb dem Semitentum einen großen Anteil zu „an dem Lug und Trug, an der frechen Gier des Gründerunwesens, eine schwere Mitschuld an jenem schnöden Materialismus, der jede Arbeit nur noch als Geschäft betrachte und die alte gemütliche Arbeitfreudigkeit des deutschen Volkes zu ersticken drohe". Er erwähnte das gefährliche Übergewicht des Judentums in der Tagespresse, die „auf den erprobten Grundsatz der Gegenseitigkeit begründete Unsterblichkeit-Versicherung-Anstalt" der jüdischen Literaten, unter deren betriebsamer Schar er doch nur Begabungen dritten Ranges bemerkte, die vielgeschäftige Vordringlichkeit der Juden, die überall mit dabei sein muß, und die Unverfrorenheit, womit sie, auf ihrem „Schein" bestehend, schon die Beseitigung christlicher Bilder in den Schulen, ja die Einführung der Sabbathfeier in gemischten Schulen verlangten. So kam Treitschke zu demselben Schluß wie H. Naudh:

Eine Kluft zwischen abendländischem und semitischem Wesen hat von jeher bestanden, seit Tacitus einst über das odium generis humani klagte[1]; es wird immer Juden geben,

[1] Tacitus hat nicht die gesamten Juden „Abscheu des Menschengeschlechts" genannt, sondern nur die Christen, die zur Zeit Neros, wovon er spricht, eine jüdische Sekte gebildet

die nichts sind als deutsch redende Orientalen; auch eine spezifisch jüdische Bildung wird immer blühen, sie hat als kosmopolitische Macht ihr gutes historisches Recht. Aber der Gegensatz läßt sich mildern, wenn die Juden, die so viel von Toleranz reden, wirklich tolerant werden und einige Pietät zeigen gegen den Glauben, die Sitten und Gefühle des deutschen Volkes. Daß diese Pietät einem Teil unseres kaufmännischen und literarischen Judentums vollständig fehlt, das ist der letzte Grund der leidenschaftlichen Erbitterung von heute.

Ich kann hier keine Geschichte des deutschen Antisemitismus schreiben, kann nur die wichtigsten Erscheinungen hervorheben. Dazu gehören aber nicht nur Werke wie „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain und die mit so feinem Gefühl das „Jüdische" aufspürenden literargeschichtlichen Schriften von Adolf Bartels, sondern auch die eigentlichen Kampfschriften, die naturgemäß nicht selten recht körperlich dreinfahren. Von ungemeiner Wirkung waren die Semigotha-Bücher (seit 1912), die die Durchsetzung des Adels mit Judenblut aufzeigten, der „Semi-Kürschner" (1913), der die zu Macht und Ansehen gelangten jüdischen Künstler, Gelehrten, Geldmänner, Politiker in kurzen Kennzeichnungen vorführte. Alle diese Nachschlagwerke sind natürlich noch unvollständig und in manchen Fällen auch noch unzuverlässig. Hierzu kommt die Zeitschrift „Hammer", die von Theodor Fritsch, einem der unentwegtesten Bekämpfer des Judentums, seit 1902 herausgegeben wird, und die Blätter „Deutsches Schrifttum", die Adolf Bartels herausgibt. In seinen Aufsätzen „Rasse und Volkstum" (Weimar 1920) legt Bartels übrigens den Plan zu einem großen umfassenden Werke über ein „Buch vom Judentum" dar, der wohl der Ausführung wert wäre. Fritsch hat ein „Handbuch der Judenfrage" veröffentlicht, das schon im 48. bis 67. Tausend vorliegt und auch mir gute und dankbar bezeugte Dienste geleistet hat.

Im Deutschland nach dem Weltkriege hat der Roman „Die Sünde wider das Blut" (1918) von Artur Dinter vielleicht das meiste Aufsehen erregt: Artur Dinter geht davon aus, daß ein Rassetier keinen reinen Wurf mehr bringe, wenn es einmal von einem nicht rassereinen Männchen belegt wurde. So könne auch eine nichtjüdische Frau, die einmal mit einem Juden geschlechtlich verkehrt habe, nicht mehr rein nichtjüdische Kinder gebären. Artur Dinter rührt hier an eines der geheimnisvollsten

haben. An einer anderen Stelle (Hist. V, 3—8) redet Tacitus von den eigentlichen Juden und nennt sie ein „überaus widerliches Volk" (taeterrima gens). — Auch darin ist Treitschke ein kleiner Fehler unterlaufen, daß er in seinem Aufsatz Eisenmenger neben Pfefferkorn als getauften Juden betrachtet; jüdischer Einschlag ist bei Eisenmenger nicht nachzuweisen.

Probleme: daß der Same des Mannes im Körper des Weibes gleichsam eine chemische Reagenz hervorruft, die dessen Physis aufs tiefste beeinflußt. Lange schon war die Tatsache bekannt, daß eine Frau in zweiter Ehe Kinder gebären kann, die ganz dem ersten Manne ähnlich sind. So war das dritte Kind der früheren Frau Alexander Petöfis, das sie ihrem zweiten Gatten gebar, ganz wieder der Dichter, der seit der Schlacht von Schäßburg verschwunden war. Die Juden hinwieder suchen eifrig, wie es allenthalben beobachtet wird und sie selbst gestehn, mit Nichtjüdinnen geschlechtlich zu verkehren, insbesondere mit blonden Frauen. Selma Heine erzählt von ihrem Volksgenossen, dem Lyriker und Romanschriftsteller Ludwig Jacobowski: „Plötzlich entdeckte ich an ihm den typisch uralten Schmerzenszug seiner Rasse: Es war ihm eine rachsüchtige Wonne, über die Frauen Macht zu zeigen, und nie markierte er höhnischer den Plebejer, als wenn er sich rühmte, mit brutaler Kraft die feinen Frauen der blonden Edelinge unterjocht zu haben." Und aus dem Rußland der Bolschewisten wird zuverlässig berichtet, daß in Ekaterinodar im Frühjahr 1918 durch Plakate alle Mädchen zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren für öffentliches Eigentum erklärt und nun 60 der hübschesten Mädchen aus dem Bürgerstande, Schülerinnen darunter, von den „Roten" gleich im Stadtparke genotzüchtigt, andere in den Palast Trotzkis und noch andere in die Schenken geschleppt wurden. Ähnliches fiel in ganz Rußland vor — auch in Ungarn wollten die jüdischen Bolschewisten mit unter dem ersten die Weibergemeinschaft verkündigen, sahen sich aber gezwungen, davon abzusehen —, und da nun die „Kommissäre" und sonstigen Beamten der Bolschewisten fast durchweg Juden sind (ein österreichischer Zionist, der, als Kriegsgefangener in Rußland geblieben, selbst Kommissär gewesen war, und ein Balte aus dem Volkswirtschaftamte bestätigten mir das), ist es wohl möglich, daß unter den Kindern, die jene Mädchen später einmal gebären, viele, nicht etwa nur die Früchte der Vergewaltigungen, die Züge der fremden Rasse tragen.

Treitschke betonte, daß Deutschland deshalb eine Judenfrage vor allen anderen Ländern habe, weil sich seine Juden im Laufe des 19. Jahrhunderts unverhältnismäßig vermehrt hätten und fortwährend vermehrten. Berlin zählte um 1880 schon mehr Juden, als das ganze damalige Frankreich. Aber auch in Frankreich begann man die wachsende Macht der Juden zu empfinden. Edouard Drumont veröffentlichte seine „France juive" (1886) und brachte darin zahlreiche Aufschlüsse über das französische Judentum. Anders als Drumont, der die Juden als Politiker bekämpfte, be-

handelte Georges Vacher de Lapouge in seinen Vorlesungen, die er 1889/90 in Montpellier hielt und später als „L'Aryen, son rôle social" (1899) herausgab, die Judenfrage vom Rassenstandpunkte. Ihm, dem größeren Vorgänger Woltmanns und meiner Schriften, waren die Juden ein aus langköpfig-blonden Eroberern und sehr verschiedenartigen eingeborenen Palästinern hervorgegangenes Mischvolk, dem sich in den einzelnen neuen Siedlunggebieten noch neue, ebenso verschiedenartige Eingeborene beimischten. Das so entstandene Volk sei von der größten psychischen Einheit: der Schädelindex der Juden schwanke zwischen 77 und 83, die Juden seien blond, sie seien brünett, aber überall seien sie dieselben: hoffärtig im Erfolg, knechtisch im Unglück, verschlagen, gaunerisch (filous au possible), große Gelderraffer, von beträchtlicher Geistesbegabung, aber gleichwohl unschöpferisch. So aber, wie er sei, mit seinen Fehlern und den Vorzügen der Intelligenz und dem lebendigen Rassesinn, erscheine der Jude als ernster Wettkämpfer des Ariers in der Weltherrschaft. Und Lapouge bespricht tatsächlich die Möglichkeit einer solchen, worauf ich zurückkomme (Kap. 39). Auch ein französischer Semi-Kürschner erschien (1914).

Noch viel später, eigentlich erst nach dem Weltkrieg, kam es in England zu einer antisemitischen Bewegung. Da entstand das Nachschlagebuch über die zu Macht gelangten englischen Juden: „The Jews Who 's Who" und wurden Blätter gegründet wie „Jewry, jewry ueber alles". Eine Erlösung für die germanisch fühlenden Engländer war es, als sie erfuhren, daß der „Haßgesang gegen England" von Ernst Lissauer eine jüdische Schöpfung war. Dem deutschen Deutschen war es ja auch während des Krieges unvergessen, daß der englische Engländer sein Bruder war, wenn auch durch die tragische Verflechtung des Schicksals zur Stunde ein feindlicher. Ernst Lissauer als Jude konnte seinen „Haßgesang" mit der gleichen Gewandtheit dichten, wie er kurz vorher 1813 bedichtet hatte und jederzeit auch das Gegenteil in Vers und Reim bringen konnte. Über die „Judenfrage in England" unterrichtet das so betitelte judenfeindliche Kampfbuch von G. E. Winzer (Hamburg 1920).

Das Entstehen einer antisemitischen Bewegung in England, der ein Anwachsen der französischen entspricht, ist um so bemerkenswerter, als es sich hier um Siegerstaaten handelt, während von jüdischer Seite behauptet wurde, der Antisemitismus trete nur nach einer Niederlage ein und werde von den eigentlich Schuldigen als Ventil für die Volkswut benützt, die sich sonst gegen sie selbst richtete. Und schon auch bemerkt man zwischenstaatliche Beziehungen zwischen den antisemitischen

Bewegungen der verschiedenen Länder. Wenigstens hat man keinen Grund, die Nachricht zu bezweifeln, daß der „Deutsche Schutz- und Trutzbund", der, noch während des letzten Kriegsjahres gegründet, als erstes die Zurückdrängung des jüdischen Einflusses zum Ziel hat, von den Antisemiten der Siegerstaaten beachtet werde, ihnen zum Vorbild diene. Auch in Frankreich und England waren die wirklichen Gewinner die Juden und die mit ihnen Verbundenen, und nichts so sehr wie dies läßt die vorher feindlichen, zur Feindschaft getriebenen Völker ihre Gemeinsamkeit für weitere Belange erkennen.

Der politische Antisemitismus, der seit 1875 hervortritt, Vorkämpfer in einzelnen Persönlichkeiten findet, Vereine und Parteien gründet, ist nur eine Gegenbewegung gegen den politischen Semitismus, der in der Alliance israélite universelle, im russischen Kahal, im jüdischen Bank- und Zeitungwesen, in dem vom Judentum durchsetzten und gebundenen Freimaurertum, in zahlreichen Sonderbünden (Bne Brith, Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Verein zur Abwehr des Antisemitismus usw.) mit großer Klugheit, Tatkraft und großen Erfolgen als eine Einheit allenthalben in den Staaten wirkt. Der politische Antisemitismus wendet sich dagegen, daß die Juden, die zu Staatsbürgern der einzelnen Länder aufgenommen worden sind und mit den Rechten doch auch die Pflichten der übrigen Staatsbürger überkommen haben, einen Staat im Staate, einen Staat außer und über den Staaten bilden. Die Juden selbst leugnen das zumeist heftig ab, nur die kleine Gruppe der Zionisten bekennt sich seit etwa zwanzig Jahren ehrlich und offen zum politischen Ziel, und nach dem erwünschten Ausgang des Weltkriegs haben auch die sozialistischen Juden der verschiedenen Abschattungen sich in begreiflicher Siegerfreude dazu bekannt. Immerhin finden auch jene Ableugnungen Glauben bei den nichtjüdischen Ideologen. Als einer von diesen schrieb der Sozialist Anton Fendrich das Schriftchen „Der Judenhaß und der Sozialismus" Freiburg i. Br. 1920), das in erster Auflage gleich in 50000 Stücken gedruckt wurde. (Die Alliance israélite universelle, die aber in diesem Einzelfall nicht dahinter zu stehn braucht, hat unter ihren Satzungen diese, jeder Schrift Unterstützung zu gewähren, die den jüdischen Belangen dient.)

Der Jude, der in jedem Nichtjuden den heimlichen Antisemiten wittert (Cheskel Zwi Klötzel, Kap. 36), hat recht: wer von uns Nichtjuden noch einen Funken alten Edelsinnes hat, muß sich gegen das Jüdische-Allzujüdische wenden, muß den tiefen Gegensatz dazu fühlen, muß, wenn schon

nicht politischer, so doch ethischer „Antisemit“ sein. Daß aber geradezu jeder Jude — mit wenig Ausnahmen — sich davon getroffen fühlt, hat seinen Grund darin, daß bei der innigen Durchdringung des Blutes aller mit dem aller auch der jüdische Entmischling noch einen merklichen Blutteil seiner tiefer mischrassigen Vorfahren in sich hat, daß kaum hier und da in einem dieser Blutteil völlig überwunden, ausgeschaltet ist. Das läßt jeden Juden immer auf der Lauer sein, ob man nicht einen von ihnen irgendwo beleidige. Die Juden bilden solcherweise einen einzigen großen Organismus — eine ungeheure, über die ganze Welt versponnene Masse, die in allen Teilen zuckt, wenn sie irgendwo angerührt wird. Und dieses Gemeinbewußtsein ist in den Juden so stark, daß es selbst in den Edleren von ihnen das Gefühl für das Verächtliche solcher Unfreiheit schier völlig verdämmt. Die meisten von ihnen kommen über die seit zwei Jahrtausenden endlos wiederholte Klage nicht hinaus, die Juden würden zu Unrecht verfolgt. Nur wenige fragen sich (Jakob Elias-Fromer in der „Zukunft“, 1904), ob es denn möglich sei, daß alle die verschiedenen Völker des Altertums, des Mittelalters, der Neuzeit nach so vielen gutwilligen Versuchen, die Juden zu sich heran- und heraufzuziehen, immer wieder zum „Antisemitismus“ kamen. Waren sie alle ungerecht und Juda allein gerecht?

Es waren wenige, die sich diese Frage vorlegten. Denn für den frommen Juden war sie schon im Voraus entschieden: das jüdische Volk war das auserwählte, das gerechte. Die anderen Völker waren nur erschaffen worden, daß sie ihm dienten. Taten sie das nicht, so waren sie dem Zorne Gottes verfallen. Der unfromme, emanzipierte Jude setzte statt „Gott“ den Namen Rothschild ein oder Alliance israélite oder Trotzki, im übrigen war sein Gedankengang derselbe. Gleichwohl gab es zu allen Zeiten auch Juden, die jene Frage im Sinne des nichtjüdischen Antisemitismus beantworteten: was den Juden an Verfolgungen, Bedrückungen, Feindschaft und Verachtung widerfuhr, hatte seinen Grund in der Art der Juden selbst. Und so erstanden jüdische Antisemiten, die den nichtjüdischen an Schärfe nichts nachgeben, aber vor ihnen die genauere Kenntnis, das klarere Verstehen der Juden als ihres eigenen Volkes voraushaben. Und wie in jedem Juden das „Jüdische“ lebt und nur schwer überwunden wird, so auch in jedem Juden, wenigstens in jedem emanzipierten, das Gefühl dafür, daß eben dieses „Jüdische“ verächtlich sei. Das Mischrassige im Juden tut das „Jüdische“, das Nordische in ihm verachtet es.

Der bedeutendste jüdische Antisemit ist der Wiener Philosoph Otto Weininger (1880—1903), der in jungen Jahren, nachdem er eben sein Werk „Geschlecht und Charakter" (1903) herausgegeben hatte, sich selbst getötet hat. Er hat die jüdische Religion verlassen, aber nie seine jüdische Rasse verleugnet. Der jüdische Antisemitismus ist etwas Verneinendes, dem das Bejahende im Zionismus gegenübersteht. Otto Weininger kam über die Verneinung nicht hinaus. (Daß er für sich die Bejahung in der Mystik suchte, wie seine nachgelassenen Aufsätze dies zeigen, hat mit der Judenfrage nichts zu tun.) Ich habe die Hauptsätze Weiningers über die Juden in meinem Rassebuch „Rasse und Rassefragen in Deutschland" angeführt und verweise darauf. Nur etliches möchte ich auch hier wiederholen. Nach Weininger fehlt dem Juden die Persönlichkeit, und er vergleicht ihn darum mit dem Weibe, dessen Mängel und Schwächen die seinen sind. Denn Weininger war ebenso großer Antifeminist wie Antisemit, worin er mit keinem geringeren als Arthur Schopenhauer zusammentrifft.

Die Kongruenz zwischen Judentum und Weiblichkeit scheint eine völlige zu werden, sobald auf die unendliche Veränderungfähigkeit des Juden zu reflektieren begonnen wird. Das große Talent der Juden für den Journalismus, die „Beweglichkeit" des jüdischen Geistes, der Mangel an einer wurzelhaften und ursprünglichen Gesinnung — lassen sie nicht von den Juden wie von den Frauen es gelten: sie sind nichts und können eben darum alles werden? ... (Der Jude) paßt sich den verschiedenen Umständen und Erfordernissen jeder Umgebung und Rasse selbsttätig an; wie der Parasit, der in jedem Wirte ein anderer wird, und so völlig ein verschiedenes Aussehen gewinnt, daß man ein neues Tier vor sich zu haben glaubt, während er doch immer dasselbe geblieben ist.

Der Jude ist stets lüsterner, geiler, wenn auch merkwürdigerweise sexuell weniger potent und sicherlich aller großen Lust weniger fähig als der arische Mann. Nur Juden sind echte Heiratvermittler... Kuppelei ist schließlich Grenzverwischung; und der Jude ist der Grenzverwischer κατ᾽ ἐξοχήν. Er ist der Gegenpol des Aristokraten; das Prinzip des Aristokratismus ist strengste Wahrung aller Grenzen zwischen den Menschen. Der Jude ist geborener Kommunist, und immer will er die Gemeinschaft. Die Formlosigkeit des Juden im Verkehr, sein Mangel an gesellschaftlichem Takte gehen hierauf zurück. Im Christen liegen Stolz und Demut, im Juden Hochmut und Kriecherei miteinander im Kampf; in jenem Selbstbewußtsein und Zerknirschung, in diesem Arroganz und Devotion.

Die Arroganz den Dingen gegenüber, die nicht als Symbole eines Tieferen empfunden oder auch nur dunkel geahnt werden, der Mangel an „verecundia", auch vor dem Naturgeschehen, das führt zur jüdischen, materialistischen Form der Wissenschaft, wie sie leider heute (1903) eine gewisse Herrschaft erlangt hat... Das unkeusche Anpacken jener Dinge, die der Arier im Grunde seiner Seele immer als Schickung empfindet, ist erst durch den Juden in die Naturwissenschaft gekommen. (Weininger war Naturwissenschaftler von Studium.) Aus diesem Mangel an Tiefe wird auch klar, weshalb die

Juden keine ganz großen Männer hervorbringen können, weshalb dem Judentum, wie dem Weibe, die höchste Genialität versagt ist.

Der Jude ist der unfromme Mensch im weitesten Sinne. — Aller Glaube ist heroisch: der Jude aber kennt weder den Mut noch das Fürchten als das Gefühl des bedrohten Glaubens; er ist weder sonnenhaft noch dämonisch. Er ist gar nicht echter Revolutionär (denn woher käme ihm die Kraft und der innere Elan der Empörung?): er ist nur zersetzend, und gar nie wirklich zerstörend.

Otto Weininger selbst bekämpfte das „Jüdische" nicht im Juden allein; er wußte gut, daß es auf sein Stammvolk nicht beschränkt war. Der „Deutsche" hat nur zu viel Züge mit dem „Juden" Otto Weiningers gemein, wie ich schon in „Rasse und Rassefragen" vermerken konnte. Die Erkenntnis, daß das „Jüdische" in der Rassezusammensetzung begründet ist, fehlte Weininger; Chamberlain, dem er manches verdankte, hat die Juden wohl als „Bastardvolk" gekennzeichnet, hatte aber nicht tiefer in die Einzelheiten dringen können. In ähnlicher Weise übten seit Weininger, zum Teil in seiner Nachfolgerschaft, noch manche Juden an ihrem Volke Kritik, einige in Liebe, andere nur in der natürlichen Boshaftigkeit ihrer Intelligenz, die vor dem eigenen Volke nicht Halt machte. Eine Reihe von Abhandlungen wurden geschrieben, deren eine so weit ging — Moritz Rappoports „Sozialismus, Revolution und Judenfrage" —, den Volksgenossen die Schriften von Wahrmund, Chamberlain, Fritsch und Bartels zu empfehlen, eine Reihe von Romanen entstand, worin zumal der Jude der „Gesellschaft" in seiner ganzen inneren Hohlheit recht wirksam gezeichnet war, die der „Truth" (Gertrud Wertheim, vorher Pinkus, geb. Titzer) und die ihres ehemaligen Schwiegersohnes Arthur Landsberger, Adolf Dessauers „Großstadtjuden" (1909), Max Brods „Jüdinnen" (1910) und „Arnold Beer", Kurt Münzers „Weg nach Zion" (1912). Ich selbst war, namenlos und als einer der Ihrigen genommen, diesen Schilderern mit meinem „Neuen Jerusalem" (1905), das auch schon für den Zionismus eintrat, vorausgegangen.

Die Zionisten konnten, das Ideal des erneuerten Volkes vor der Seele, die Zustände der Gegenwartjuden nur aufs heftigste verurteilen. In diesem Sinne schrieb Theodor Herzl, der Begründer des Zionismus, 1898 einen Aufsatz in die Londoner „Daily Chronicle", der unter den Juden sehr unliebsames Aufsehen erweckte, und sprach Max Nordau, der Führer der Zionisten nach Herzls Tode, über die reichen Juden, die kein Ideal hätten, bei denen die bloße Nennung dieses Wortes genüge, um ihre Heiterkeit oder ihr Mitleid zu erregen. Diese Männer mußten die Berechtigung des nichtjüdischen Antisemitismus anerkennen, mußten es

für Mitteleuropa wünschenswert halten, daß es von den Juden „entlastet" werde (Herzls Ausdruck). Denn ihr Aufenthalt unter dessen Völkern war weder für diese noch für die Juden gedeihlich — gedeihlich im Sinne der Zionisten, die höhere Ziele kennen als Geld und Genuß.

Der politische Antisemitismus hat zum Ziel, die Juden, die tatsächlich Staat im Staate sind, als solche außer die Staatsgesetze zu stellen, für sie, die tatsächlich Fremde sind, ein Fremdenrecht zu schaffen. Ob er das irgendwo erreicht — im Ungarn von 1920 zeigen sich Ansätze dazu —, hängt von seiner Kraft und den Gegenkräften ab. Der ethische Antisemitismus jedoch darf sich nicht darauf beschränken, das Jüdische in den Juden zu bekämpfen, sondern muß sich ebenso gegen das „Jüdische" in den eigenen Volksgenossen und in den Erscheinungen des eigenen Staatslebens wenden.

38. Zionismus

Der Jude früherer Jahrhunderte wollte nichts von der Einbürgerung in seinen Wirtstaat wissen: sein Vaterland war Zion. War er sehr fromm, so trachtete er, wenn sein Ende nahe schien, dahin zu kommen, um dort zu sterben und begraben zu werden. Ja, eigentlich sollte jeder Jude nach dem heiligen Lande gehn, und wer nicht ging, hielt sich dort einen Ersatzmann. Eine besondere Steuer kam hierfür auf, die sogenannte Chaluka, die freilich gering war, aber doch einigen hundert Juden das Leben in Palästina ermöglichte. Noch heute spricht der Jude zu jedem Passahfeste: Leschone ha-bo be-Jeruscholoim — „Übers Jahr in Jerusalem!" Die Vorteile der Einbürgerung waren aber so groß, daß die Juden, nachdem einmal die Emanzipation im Gange war, sie mit allen Mitteln erstrebten. Sie erlangten sie, hörten aber nicht auf, Staat im Staate zu sein. Das alte Doppelspiel der Maranen. Aller politischer Antisemitismus schreibt sich daher: „Man hat eine offensichtliche Unwahrhaftigkeit zum ethischen Prinzip erhoben. Der Zionismus machte Front gegen dieses anormale nationale Doppelleben." (S. Bernheim in der Schrift „Der Zionismus, sein Wesen und seine Organisation", Berlin 1919.)

Der Zionsgedanke war ein religiöser gewesen, zweifellos, aber doch hatte er immer wieder auch eine politische Färbung angenommen. Palästina war zu Zeiten von den Juden fast ganz entvölkert. Nachmanides fand im Jahre 1267 in Jerusalem nur zwei jüdische Einwohner vor. Sein Aufruf ließ dann in wenigen Jahren sich eine Gemeinde von 2000 Seelen sammeln.

Im Jahre 1523 kam ein rätselhafter Mann namens David Rëubeni als Sendling der morgenländischen Juden an die europäischen Höfe, um sie für die Wiederaufrichtung des jüdischen Reiches zu gewinnen. Der Günstling Sultan Selims II., der spanische Marane Joseph Miquez, Nassi („Fürst") und später Herzog von Naxos, wollte 1566 in dem ihm dafür zur Verfügung gestellten Tiberias eine jüdische Siedelung mit Spinnereien und Webereien begründen und mag ebenfalls den Traum, der Herrscher eines neuen Judenreiches zu werden, wenn auch als Vasall des Sultans, geträumt haben; Ränke seiner Feinde vereitelten den Plan. Sabbatai Zewi, der Messias, trat offen mit dem Anspruch der Herrschaft auf (1663) und versetzte damit die ganze Judenheit Europas, sogar die weltklugen Sepharden von Amsterdam, in mächtige Erregung. Auch im 18. Jahrhundert kam es zu Rückwanderungen kleiner Gruppen; im Jahre 1856 gründete Moses Montefiore eine Orangenpflanzung bei Jaffa, 1869 die Alliance israélite die erste jüdische Ackerbauschule in Mikwe-Israel. Und ich nenne auch an dieser Stelle wieder Benjamin Disraelis Roman „David Alroy" (1830), der sogar den jüdischen Staatsgedanken behandelte und vielleicht als Mahnruf an das jüdische Volk gemeint war.

Die Emanzipierten wollten von Palästina nichts mehr wissen. Ihr Vaterland war dort, wo es ihnen gut ging. Und es ging ihnen in Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, England sehr gut. Die Assimilation begann. Die den Gedanken der Emanzipation zu Ende dachten, ließen sich taufen, andere schlossen mit ihrem Judentum den gekennzeichneten Ausgleich und rechtfertigten ihr Doppelspiel vor sich selbst mit dem Vorgeben, sie hätten die welthistorische Mission, den Eingottgedanken unter den Völkern der Erde zu verbreiten. Aber das war Selbstbetrug. Denn den Gott — Jahwe —, dem sie die Welt gewinnen wollten, hatten sie selbst nicht mehr, sondern ihr „einiger Gott" war das Geld. Und den Glauben an dessen Allgottschaft halfen sie in der Tat nach Möglichkeit verbreiten. Man merzte sogar aus den Gebetbüchern die Sätze aus, die von der Rückkehr ins heilige Land sprachen. Nein, man wollte durchaus nicht dahin.

Aber der Traum von der Weltmission der Juden — Ausdruck der uralten Selbstüberschätzung — brachte auch ein wunderliches Buch hervor, das wie eine Vorwegnahme des jüdischen Bolschewismus unserer Zeit erscheint: „Rom und Jerusalem" (1862) von dem 1848er Freiheitkämpfer Moses Heß. Darin wird der Weltmissiongedanke mit der Idee des Nationaljudentums verquickt. Um seine große Mission verwirklichen zu

können, müsse das Judentum den jüdischen Staat in Palästina wieder aufrichten; von dort aus solle es ein Prediger für die Menschheit werden. „Moses Heß stellte diese Forderung keineswegs aus religiösen oder jüdisch-nationalen Motiven auf. Als Sozialist und Revolutionär, der die Erneuerung der Menschheit erstrebt, hält er die Befreiung des Judentums für eine unabweisbare Notwendigkeit. Das neuerstandene Palästina werde die letzte und vollendete Konsequenz der französischen Revolution sein" (S. Bernheim).

Natürlich verkannten die rasch zu Bildung, Reichtum, Macht gelangten Juden Mittel- und Westeuropas nicht, daß es noch Volksgenossen gab, die arm waren. Das waren die Ostjuden, denen sie zumeist selbst entstammten, die aber zur Zeit für sie unangenehm waren, und dies ebenso in ihrer Rückständigkeit mit Kaftan und Schläfenlocken wie als Wettbewerber. Zahlreiche Auswanderungvereine sorgten für diese polnischen Juden, um sie nur recht rasch aus dem Bereich der Emanzipierten zu bringen. Aber das russische Polen, das Keimplasma des Judenvolkes, sandte immer neue Scharen aus seinem unerschöpflichen Quell. Der Hauptstrom ging nach Nordamerika; New-York wurde die größte jüdische Stadt der Welt. Sehr viele blieben in Mittel- und Westeuropa. Ja, das erstaunliche Ansteigen der Zahl der Juden in diesen Ländern ist nicht auf innere Vermehrung, sondern auf Zuwanderung zurückzuführen.

Die Ostjudenfrage besteht seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Schon Ernst Moritz Arndt schrieb darüber, und heute, wo hunderttausende von Ostjuden in Deutschland und Deutsch-Österreich wohnen und trotz allen Maßnahmen wohnen bleiben, hat sie erst recht eine unmittelbare Bedeutung. Die Ostjuden als große Masse sind eine ständige Bedrohung der westlichen Länder. Im Grunde ist die ganze Judenfrage eine Ostjudenfrage. Theodor Herzl schreibt (im „Judenstaat"): „Die Judenfrage besteht überall, wo Juden in merklicher Anzahl leben. Wo sie nicht ist, da wird sie durch hinwandernde Juden verschleppt. Wir ziehen natürlich dahin, wo man uns nicht verfolgt; durch unser Erscheinen entsteht dann die Verfolgung. Die armen Juden tragen jetzt den Antisemitismus nach England, sie haben ihn schon nach Amerika gebracht." Die etwa 100000 Juden, die um 1800 in Deutschland lebten, wären ohne die Zuwanderung von Juden aus dem Osten längst zum Teil an der Kultur zugrunde gegangen, zum Teil aufgeheiratet worden, nicht aber in einem Jahrhundert zu fast 600000 geworden. Ohne die Ostjuden gäbe es hier keine Judenfrage mehr.

Der Zionismus ist die natürliche Antwort auf den Antisemitismus. Er nimmt den Hauptanwurf auf: die Juden wollen Staatsbürger sein und bilden doch einen Staat im Staate. Die Assimilanten leugneten das, begegneten dem Antisemitismus mit sophistischen Redensarten, mit wehleidiger Klage über Verfolgung, mit Geltendmachung ihres eigenen, schon sehr großen Einflusses im Staatsleben und in der Presse — ein Staat, der ihnen nicht nachgab, erhielt kein Geld mehr, ein Schriftsteller, der nicht bedinglos mit ihnen ging, wurde totgeschwiegen —, aber sie scheuten sich, den Ursachen des Antisemitismus in ihnen selbst nachzuforschen. Das nun taten einige Männer, die selbst in der westlichen Kultur völlig aufgegangen waren, aber sich noch den Mut zu dem Bekenntnis bewahrt hatten. Anfang der 1880er Jahre erschien die Schrift „Autoemanzipation" von dem russischen Juden Leo Pinsker, die ihre Grundzüge schon im Titel ausspricht: die Erneuerung des jüdischen Volkes durch den völkischen Gedanken. Davon geht dann auch Theodor Herzl in seinem „Judenstaat" (1896) aus:

„Wir sind ein Volk, Ein Volk."

Zwar hat auch die Alliance israélite universelle stets die Einheit aller Juden betont, aber ihr Ziel war die Weltmacht, nicht ein eigener jüdischer Volksstaat, die Überordnung über die anderen Völker, nicht die Nebenordnung; sie ging davon aus, das jüdische Volk sei das in jeder Hinsicht auserwählte, darum zur Herrschaft berufene, sie sah nur die Vorzüge der Juden, nicht auch ihre Schwächen und Fehler. So war ihr jede Judenfeindschaft eine Ausgeburt der abgründigen Bosheit der Nichtjuden, so stellte sie sich allen Nichtjuden von vornherein feindlich gegenüber. Der Zionismus sieht in seinem Volke auch die Schwächen und Fehler und glaubt in seinem Gedanken das Heilmittel dafür gefunden zu haben: im eigenen Staate werden sie schwinden, werden sie zurückgedrängt, unschädlich gemacht werden können. Auch er liebt sein Volk über alle anderen Völker und stellt es darum hoch, aber den europäischen Gesittungen gegenüber steht er ehrfurchtvoll, als Schüler, der sich nur darin dem Lehrer ebenbürtig hält, daß er ihn verstehn kann. Man nehme nur den Ausspruch des bedeutenden Zionisten Nathan Birnbaum: „Ich wüßte nicht, wo wir bei uns etwas finden sollten, das gleichwertig wäre mit der deutschen Dichtung der Gegenwart." Und Jakob Fromer urteilt über die jüdischen Literaten — und die Literatur stellt doch den Brennpunkt der geistigen Tätigkeit der Juden dar —: „Da ist kein Buch zu finden, worin eine neue voraussetzungslose Idee nach einer festen Disposition ausgearbeitet ist. Alles ist

Kommentar." Ingleichen Julius Bab: „Im Literaturbetrieb, als Übersetzer, Theaterdirektoren, Kritiker, Verleger, spielen die Juden eine Rolle, die unendlich viel größer ist, als ihrem prozentualen Anteil am deutschen Volksleben entspricht. Einen wirklichen Dichter hat es unter ihnen aber trotz hundertfünfzigjähriger Mitarbeit an der Kultur noch nicht gegeben."

Die Juden sind reich an Begabungen dritter Ordnung, an Gelehrten aller Art, Ärzten, Technikern, Anwälten, die der zweiten Ordnung, Dichter, Tonsetzer, bildende Künstler, Denker, sind ebenfalls zahlreich, bilden aber nur einen guten Durchschnitt, erreichen geradezu niemals die Höhe unserer Genies. Bei der starken Inzucht, der Durchdringung des Blutes aller mit dem aller ist dies nur natürlich. Die Begabung erster Ordnung, die staatsmännische, scheint zunächst den Juden zu fehlen. Anläufe zur Neubegründung eines jüdischen Staates wurden genommen, führten aber bisher zu nichts. Die einzelnen staatsmännischen Begabungen — Isaak Abarbanel, Benjamin Disraeli, Stahl — widmeten sich ihren Wirtvölkern. Doch die organisatorische Begabung ist da. Die Weltorganisation der Juden, die Alliance israélite, der russische Kahal, die Sozialdemokratie mit all ihren Abschattungen vom Liberalismus bis zum Bolschewismus bekundet das. Und sollte einmal der jüdische Staat verwirklicht werden, so werden diese Organisationen als seine Vorgänger gelten müssen, wie wenig immer er mit ihnen der Art nach gemein haben wird.

Die Begabung erster Ordnung fehlt also den Juden nicht, sie ist aber durch die weitgehende Vermischung aller mit allen in den zwei Jahrtausenden der Zerstreuung gebunden gewesen. Nun aber hat seit der Emanzipation eine Sammlung der Juden stattgefunden, eine Auslese hat in vier bis fünf Geschlechtern gewirkt und sich auch schon in jenen Organisationen geltend gemacht. Der Zionismus mit seiner klaren Staatsidee ist selbst ein Zeugnis für die Wirkung jener Auslese.

Hier ist aber zu berücksichtigen, daß verschiedene Umstände die volle Wirkung der Auslese zurückhalten. Zweifellos sind die Juden der gebildeten Stände ungleich lichter als die des Keimplasmas im Osten, aber sie sind durchaus noch nicht zum überwiegenden Teile blond, wie sie nach einer Auslese von fünf Geschlechtfolgen sein müßten. Ich verweise auf den französischen Adel der Revolution (Kap. 27). Die Ursache hiervon ist, daß die Juden, sowie sie zur mitteleuropäischen Bildung aufgestiegen waren, sich zum großen Teil ihr völlig angeschlossen haben. Trat doch in Berlin 1823 die Hälfte der jüdischen Gemeinde zum Christentum über. Dies nur ein Beispiel für viele. Außerdem aber bedingte der rasche Auf-

stieg wie immer und überall das Herabsetzen der Kinderzahl. Es wurden und werden im emanzipierten Judentum durchaus nicht alle Kinder erzeugt, die möglich sind. Das Zweikindersystem herrscht vor. Nichts ist dafür bezeichnender als der Fall, den mir eine jüdische Dame erzählte: eine Verwandte kam während der Besetzung Galiziens durch die Russen nach Wien und war nun ganz entsetzt, hier in den jüdischen Familien nur je zwei Kinder oder gar nur eines zu finden. „Welche Sünde!" meinte sie. Aber nach einem halben Jahr, als sie selbst heiratete, erklärte auch sie schon, nur ein oder zwei Kinder haben zu wollen. In Wirklichkeit also sind die gebildeten Juden, die wir unter uns sehen, nur in wenigen Fällen Ergebnis einer längeren Auslese, und wenn schon in einem Vorfahren, so doch nicht in allen, und das sind im vierten Geschlecht 16, im fünften 32.

Daher kommt es auch, daß die Juden wohl einen Staatsgedanken haben, aber noch nicht die großen Staatsmänner, die nur das Ergebnis einer viel tiefer greifenden Entmischung sein können. Ich wiederhole hier, daß Alexander der Große, Augustus, Karl der Große, Otto der Große, Friedrich der Große, Talleyrand, Napoleon, Metternich, Bismarck, Königin Elisabeth, Maria Theresia, Katharina II. alle reine Blondlinge waren. Man wird vielleicht bestreiten, daß die Juden eine Persönlichkeit solcher Art hervorbringen können. Ich halte dies für durchaus nicht unwahrscheinlich. Ja, ich meine sogar: wenn es zur Neubildung des jüdischen Staates kommt, ob auch unter noch so bescheidenen Verhältnissen, wird in kurzer Zeit auch der große Staatsmann aus dem Volke hervorgehn, der dem Staate das stärker persönliche Gepräge gibt. Dies deshalb: Die Juden, die nach Palästina gehn, werden an sich eine gewisse Auslese sein, da sie nicht der bloßen Sucht nach zeitlichen Gütern, sondern einem Gedanken folgen. Sie werden im Lande einer weiteren Auslese unterliegen, die den geistig oder leiblich Untüchtigen ausmerzt. Sie werden dort, wo es unendliche Möglichkeiten der Entfaltung gibt, wieder alle Kinder zeugen, die möglich sind und solcherweise nicht mehr gerade in den zur Höhe gelangten Ständen unfruchtbar werden. Die Nachrichten, die ich von den zionistischen Kolonien in Palästina habe, sind sehr erfreulich: die Menschen dort sind schön, groß und stark.

Der Zionismus besteht nur etwas über zwanzig Jahre. Sein Begründer ist Theodor Herzl (geb. 1860 in Budapest, gest. 1904), Doktor der Rechte, aber von Beruf Tagesschriftsteller. Er war durch mehrere Jahre Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse" in Paris gewesen, ward 1895 Feuilletonleiter seines Blattes und schrieb vielbewunderte Aufsätze

und Skizzen, die sich alle durch eine ungemeine Wärme und Güte auszeichnen. Er war ein Mann der feinsten europäischen Bildung, Zögling des Budapester evangelischen Gymnasiums, das wohl das beste des Landes war, aus vermögendem Hause, mit einer reichen Frau verheiratet — die Ehe war übrigens nicht glücklich —, weitgereist und von vornehmstem Auftreten. Und eben dieser Mann kam zu dem Gedanken des „Judenstaates". Die Schrift dieses Titels erschien 1896.

Theodor Herzl glaubte zwar an die eingebürgerte Mär, die Juden seien nur durch die bösen Christen „Juden" geworden, aber er beabsichtigte nicht, eine „gerührte Stimmung" für sein Volk hervorzurufen: „Das ist alles faul, vergeblich und unwürdig." Er wollte einfach von den Zuständen der Gegenwart ausgehn. Die schienen ihm überall auf den Antisemitismus hinzuführen, der selbst eine Folge der Emanzipation war:

Als die Kulturvölker uns freiließen, kam die Emanzipation zu spät. Wir waren gesetzlich in unseren bisherigen Wohnsitzen nicht mehr emanzipierbar. Wir hatten uns im Getto merkwürdigerweise zu einem Mittelstandsvolk entwickelt und kamen als fürchterliche Konkurrenten für den Mittelstand heraus... Dennoch kann man die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden, wo sie besteht, nicht mehr aufheben. Nicht nur, weil es gegen das moderne Bewußtsein wäre, sondern auch, weil das sofort alle Juden, Arm und Reich, den Umsturzparteien zujagen würde... Früher nahm man den Juden ihre Juwelen weg. Wie will man heute das bewegliche Vermögen fassen? Es ruht in bedruckten Papierstücken, die irgendwo in der Welt, vielleicht in christlichen Kassen, eingesperrt sind... Durch diese Unmöglichkeit, den Juden beizukommen, verstärkt und verbittert sich nur der Haß. In den Bevölkerungen wächst der Antisemitismus täglich, stündlich und muß weiter wachsen, weil die Ursachen fortbestehn und nicht behoben werden können. Die causa remota ist der im Mittelalter eingetretene Verlust unserer Assimilierbarkeit, die causa proxima unsere Überproduktion an mittleren Intelligenzen, die keinen Abfluß nach unten haben und keinen Aufstieg nach oben — nämlich keinen gesunden Abfluß und keinen gesunden Aufstieg. Wir werden nach unten hin zu Umstürzlern proletarisiert, bilden die Unteroffiziere aller revolutionären Parteien, und gleichzeitig wächst nach oben unsere furchtbare Geldmacht.

Der Plan des Judenstaates ist auf die Arbeit aufgebaut, wodurch der Wert des Landes gesteigert werden soll — es ist noch nicht ausschließlich an Palästina gedacht —; um eine Wohltätigkeitaktion handelt es sich nicht. Wer nach Palästina geht, soll nicht Geld bekommen, sondern Geld einzahlen und erhält dafür dort ein Stück Land oder sonst die Möglichkeit, sich zu erhalten. Die Meinung ist die, daß die ersten Ansiedler einerseit aus solchen bestehn werden, die in ihrem Geburtland kein menschenwürdiges Dasein haben, anderseit aus Idealisten, die sich dem Gedanken allein um seiner selbst willen widmen. Das Land muß alsbald zu höherer Kultur aufblühen und damit neue Möglichkeiten schaffen und hierdurch wieder

andere Besiedler anlocken. Es werden zuerst Ackerbauer nötig sein, sehr bald aber schon auch Lehrer, Ingenieure, Unternehmer. Ist Palästina das Land, wo der neue Judenstaat entsteht — und Herzl kam rasch dazu, dies zu wünschen und ließ seinen utopistischen Roman „Altneuland" (1903) schon dort spielen —, so wird die Folge seines Aufstiegs die sein, daß auch Syrien in den Kreis der Entwicklung einbezogen wird. Und „für Europa würden dort die Juden ein Stück des Walles gegen Asien bilden, sie würden den Vorpostendienst der Kultur gegen die Barbarei besorgen".

„Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen," steht dem Roman „Altneuland" als Leitsatz voran. In der Tat wurden die Vorschläge Theodor Herzls fruchtbar. Der Kongreß von Basel (1897) sammelte zum erstenmal Vertreter der Judenheit aus allen Ländern im völkischen Gedanken, und verschiedene Vereinigungen wurden gegründet, der „Jewish Colonial Trust", die „Anglo-Palestine-Co." und viele einzelländische, ein „Jüdischer Nationalfonds" zur Erwerbung von Grundbesitz in Palästina wurde gesammelt, zumeist aus den Beiträgen der Armen und des Mittelstandes. Es wurde auch ein ständiger Beitrag, „Schekel" genannt, eingeführt, der am deutlichsten Aufschluß über das Anwachsen der Bewegung gibt. Im Jahre 1913 entrichteten etwa 200000 Juden den Schekel, im Jahre 1917 schon über 500000, und man greift nicht zu hoch, wenn man bereits anderthalb Millionen, also mehr als ein Zehntel der gesamten Judenheit als zionistisch gesinnt betrachtet. Das ist sehr viel, wenn man an die Parteien im deutschen Volke denkt, deren keine über ein Zehntel des Gesamtvolkes verfügt. Der Zionismus hat mit Recht von sich gesagt, er sei keine Partei, sondern eine Volksbewegung. Besonders bedeutsam ist dabei, daß die akademische Jugend, die doch fast ganz aus Assimilantenkreisen stammt, den zionistischen Gedanken mit großem Eifer aufgenommen hat. Selbst in Deutschland, das dem Zionismus am skeptischsten gegenüberstand, gehören dem „Kartell jüdischer Verbindungen" über 1000 jüdische Hochschüler an. Ich entnehme diese Angaben der erwähnten Schrift von S. Bernheim.

Mit der Besiedelung wurde auch schon bald der Anfang gemacht. Vor Ausbruch des Weltkrieges war die Zahl der Gesamtbevölkerung Palästinas 700000 Seelen, davon waren 120000 Juden. Von den Nichtjuden sind etwa 100000 Beduinen, Nomaden, so daß die Juden bereits ein Fünftel der seßhaften Bevölkerung ausmachen. Die altansässigen Juden sind ziemlich minderwertig, dagegen haben die etwa 12000 europäischen Juden, die in 45 Siedelungen verteilt sind, in wenigen Jahren außerordentlich viel

geleistet. So betrug der Umsatz des „Palästina-Amtes" im ersten Jahre seiner Gründung (1908) 200000 Franken, im Jahre 1913 über 7000000 Franken, der Gesamthandel der Stadt Jaffa, die eine der ältesten und größten jüdischen Siedelungen hat, im Jahre 1886 über 7 Millionen Franken, im Jahre 1900 über 12, im Jahre 1913 über 81 Millionen. Der deutsche Major Endres, der als hervorragender Palästinakenner gilt, konnte über die zionistische Einwanderung sagen („Zionismus und Weltpolitik", angeführt von S. Bernheim):

Aus ihr gewinnt Palästina seine Ärzte, Kaufleute, Künstler und Lehrer. Das geistige Streben dieser Kreise ist sehr groß. Wo man die Gelegenheit hat, in diese Kreise zu kommen, da findet man, was Lebensführung wie Lebensauffassung betrifft, die Oasen des Orients. Turmhoch steht der ganze Betrieb über allem Einheimischen, Türkisch-Arabischen. Der Zionismus hat zudem bewiesen, daß der Sinn für das rein Materielle nicht den Geist des Judentums kulturhemmend beherrscht. Ein schöner, selbstloser Idealismus durchzieht alle zionistischen Werke. Mit den größten Opfern ist eine großzügige Schulreform und Neugründung von modernen Schulen in die Wege geleitet. Ein jüdisches Gymnasium sorgt für die Weiterbildung der Jugend gebildeter Kreise. Eine jüdische Universität ist nur durch den Krieg an ihrer Entstehung verhindert worden. Kinderschulen, Volksschulen, Spezialschulen, Realschulen und Kolonialschulen sind zahlreich gegründet. In allen ist Hebräisch die Lehrsprache. Bibliotheken, Theater, Vereine und Krankenhäuser machen heute schon das zionistische Palästina zu einem Kulturzentrum Vorderasiens.

Übrigens wird die Gefahr der zu ausschließlichen Geistigkeit, wozu die Juden neigen, nicht verkannt und neuerdings gestrebt, die Jugend nicht mit europäischem Wissen zu überladen, das für sie vielleicht ebenso unnütz ist wie die Kenntnis des Talmuds in früheren Zeiten. Das Hauptgewicht wird auf das gesunde Leben, auf die tüchtige Arbeit gelegt, die allein Frohmut und Freimut schafft. Die jungen Juden und Jüdinnen, die jetzt in Europa unter dem zionistischen Gedanken aufwachsen, um einst im altneuen Heimatlande zu wirken — denn dieses Ziel steht allen vor Augen, wenngleich es nur wenige erreichen werden —, sind rüstige Wanderer, gute Turner, enthaltsame, willenskräftige Menschen. Eigene „Wächter" (Schomrim) sind bestellt, die Wollüstelei nicht aufkommen zu lassen, die dem tiefer Mischrassigen doch im Blute liegt. Und ich denke des jungen Zionisten, der mir erzählte, wie er das Ehrenamt eines Schomer abgelehnt habe, weil er selbst nicht mehr „rein" sei. (Vgl. über den Gegenstand die Schrift „Die Sexualethik der jüdischen Wiedergeburt" von Hans Goslar, Berlin 1919.)

Die Zionisten wollen ihr Volk, dessen Fehler sie genau kennen und nicht verhehlen, „erziehen". Sie sind Rousseauisten. Damit ist nicht gesagt, daß ihr Bemühen vergeblich sein muß. Der Gedanke ist Ausdruck einer

bestimmten Menschengruppe und hat damit die Kraft, alle, für die er wesensgemäß ist, zu sich heranzuziehen. Er bildet den Magnet; er ist der Faden, den man in eine gesättigte Lösung tut und woran sich nun die Kristalle ansetzen. Der Zionsgedanke ist als staatbildender ein nordischer und zieht die besten Bestandteile, die geistigsten, nordischsten, an sich. Es ist mir in der Tat auffällig, daß alle jüngeren Zionisten, zu denen ich in nähere Beziehungen trat, helle Augen und helle Haut haben und fast alle blond waren oder noch sind. Theodor Herzl war brünett, aber hochgewachsen und von den edeln Zügen der assyrischen Könige. (Max Nordau, der Führer nach Herzls Tode, hat helle — graue — Augen zu einem feinen, ganz nordischen Gesicht; sein Haar war braun.)

Der Antisemitismus wendet sich gegen die Juden der Öffentlichkeit, die durch ihre Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel zu hervorstechender Stellung nach Reichtum, Ruhm oder Einfluß gelangt sind. Der Zionismus gründet sich auf die Juden des Mittelstandes, die durch bloße Tüchtigkeit und unablässiges Streben aus bescheidensten Umständen zu Bildung und bürgerlichem Wohlstand kommen. Schon vor gut fünfzehn Jahren wollte ich von einem zionistischen Freunde den Roman eines solchen jüdischen Mannes — sein Vater war das schöne Beispiel dafür — geschrieben haben. Unter diesen Juden herrscht noch der altüberlieferte Familiensinn, Ehrbarkeit, Wohlwollen gegen alle Menschen, nicht etwa nur gegen die Volksgenossen, Sparsamkeit, Fleiß, große Achtung vor der Bildung des anderen und harmlose Fröhlichkeit, deren Mangel bei dem großstädtischen Juden vielleicht am meisten auffällt.

Zwischen diesen Juden und dem Nichtjuden, auch dem rein nordisch fühlenden, bildet sich gar oft ein engeres Verhältnis heraus. Sie sind einig in der Ablehnung des „Jüdischen". Unter den Juden heißt es darum, jeder Christ habe einen Juden, über den er nichts kommen lasse. Und wenn ich an Theodor Herzl denke, um nur diesen einen zu nennen: wie kam es, daß er ein so feines Verstehn für die Kunst des blonden Germanen hatte, für den „Lehrer Johannes Johansen", dessen Lesung in der Handschrift ihn so entzückt hatte, daß er mir den Brief darüber mit einem Boten schickte, damit meine Mutter auch nicht eine Nacht später erfahre, welche Hoffnung er auf mich setze? (Herzl verehrte seine eigene Mutter sehr.) Und ich denke daran, wie er mich eigens zu sich rief, um mir die große Entdeckung seiner letzten Englandfahrt mitzuteilen, Oscar Wildes „Zuchthausballade"! Er las mir das ganze Gedicht im Englischen vor, und ich übersetzte es später. Und ich war auch einer der

ersten, dem er den Plan seines Romans „Altneuland" entwickelte. Wodurch war ich Theodor Herzl verbunden, der ich gar keine äußeren Beziehungen zu ihm gehabt hatte, wenn nicht durch die nordische Seele, die in ihm lebte und ihn seine ganze Kraft (und sein ganzes Geld) dem großen Gedanken widmen ließ? Noch oft seither und zumal im Weltkrieg kam ich mit Zionisten zusammen, und immer war bald die persönliche Beziehung da. Wir waren zwar Menschen verschiedener Völker, aber ich darf wohl sagen: wie ich ihnen gegenüber restlos frei von Antisemitismus war, so waren sie frei von Antichristianismus mir gegenüber.

Dies sollte das Ergebnis des Zionismus für Europa sein: jeder Jude ist als solcher Bürger seines palästinensischen Staates. Der steht hinter seinen Belangen, wo immer er sich aufhält. Die Judenfrage ist damit gelöst. Der Antisemitismus hat mit seinem Anlaß die Berechtigung verloren. Jeder Staat wird von den Männern seines eigenen Volkes gelenkt, wie der jüdische von Juden. In der Rechtpflege, in der Schule ebenso. (Den Juden bliebe es unbenommen, in jedem Lande auch eigene Schulen zu unterhalten, wie Deutschland verschiedene deutsche Schulen in fremden Ländern für ihre kleinen Kolonien unterhielt, ingleichen, Synagogen zu haben.) Ein Jude, der sich durch verbrecherisches Gebaren als gesellschaftfeindlich erwiese, würde als „lästiger Ausländer" abgeschafft werden. Die Juden könnten eine Weltmacht sein neben den anderen Weltmächten, mit diesen in ehrlichem Wettstreit und auf solche Weise Förderer der ganzen Menschheit; nicht aber eine Macht, die die Entwicklung der anderen Völker hemmt. Jedes europäische Volk wird sie in der noch vorhaltenden nordischen Billigkeit sich gern nebengeordnet wissen; sie sich übergeordnet zu sehen, wie es jetzt der Fall ist, erweckt die Gegnerschaft aller, die über dem Wohlergehn des Einzelnen das höhere Ziel haben: das Gedeihen ihres Volkes.

Dem zionistischen Gedanken scheint freilich manches entgegenzustehn. (Ich verweise auf die Schrift „Die zionistische Utopie" von Karl Landauer und Herbert Weil, München, 1914.) Noch niemals in der Weltgeschichte, so sagt man vor allem, konnte ein zerstreutes Volk wieder gesammelt werden; es hieße das, das Rad der Geschichte zurückdrehen. Das jüdische Volk steht aber auch in anderer Hinsicht vereinzelt da: es hat seine Rasse und damit seine Rassekraft bis heute bewahrt, während die anderen Völker die ihre verloren haben. Es ist gewiß unmöglich, aus den Griechen von heute die Griechen der Perserkriege, aus den Portugiesen von heute die der großen Seefahrer zu machen, aber sehr wohl möglich ist es, daß

die Juden, die doch viel lichter als jene sind, durch einen Gedanken, der eine Auslese unter ihnen schafft, wieder ein staatbildendes Volk werden. Die Möglichkeit ist gegeben und nach meiner Meinung zum letzten Male eben jetzt.

39. Die Weltherrschaft der Juden

Das Streben der Juden ging nach der Weltherrschaft schon seit den Tagen der jüngeren Propheten. Sie ist ihr großer Traum, der sie auch in den „dunkelsten" Zeiten nicht verlassen hat. Geboren wurde dieser Traum aus dem Widerspruch des inneren Wollens Einzelner und der äußeren Stellung der Gesamtheit. Die besten, die nordischsten Juden sahen sich ebenso begabt wie jene Völker, die zur Zeit an der Herrschaft waren, ja begabter als deren breite Masse, aber ihr Volk war nicht mehr Herr seiner Geschicke, sondern Vasall, und der Einzelne, ob noch so begabt, nicht Herr, sondern Untertan. So kamen sie dazu, die Weltordnung der jeweiligen Gegenwart als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit zu betrachten, während sie einfach nur Ergebnis der verschiedenen Kräfte war. Der Traum erhielt sich unter den Juden, weil sich ihre Rassekraft erhielt, er war darum nicht der uns lächerlich scheinenden Überhebung der Zigeuner gleichzusetzen, die sich auch das edelste Volk der Welt bedünken, sondern stützte sich auf Tatsächliches. Und je stärker die Wirtvölker sich mit ihren ehemaligen Sklaven, den dunkeln, vermischten und ihre Rasse verloren, um so näher rückte der Traum seiner Verwirklichung. Unter den Deutschen der Zeit Friedrich Barbarossas hatten die Juden gar keine Aussicht, zur Vorherrschaft zu gelangen. Unter den Deutschen von heute sind sie an der Vorherrschaft. Ja, man kann sogar vom Standpunkte der anthropologischen Geschichtauffassung die Frage aufwerfen, ob die Juden denn nicht etwa die von der Natur gegebenen Herren sind, wo die Bevölkerung in immer tiefere Mischrassigkeit versinkt. In Italien ist die Gesamtbevölkerung zu 8 v. H. blond; die Juden sind es zu 10 v. H. Wo sie die Herrschaft erlangen, gleichviel mit welchen Mitteln — in Zeiten, wo das Geld der Maßstab für alle Dinge ist, darf danach nicht gefragt werden —, beweisen sie dadurch, daß sie größere organisatorische Kraft haben, wenn auch nur in bezug auf die Erlangung der Herrschaft. Denn von der Aufrechterhaltung eines Staatswesens kann dies noch weit entfernt sein.

Für die Juden, die die Herrschaft über ganze Völker, über große

Kulturgebiete anderer erlangt haben, ist das Geld das einzig wahrwirkliche Ziel, Grundlage und Mittel ihrer Macht. Die Stützen ihrer Herrschaft sind alle, die sich zum Gelde als ihrem Gotte bekennen. Und das ist die mischrassige breite Masse aller unserer Länder, das sind aber auch viele Begabte, die ihr Machthunger treibt, zunächst das Mittel zur Macht, das ist jetzt: Geld, zu erlangen und hierdurch die Macht selbst. In dieser Zeit konnte gesagt werden: jeder sei käuflich, es frage sich nur, um wie viel. Wer irgend käuflich ist — es muß nicht immer durch „klingende Münze" sein —, ist damit schon Verbündeter jener, die das Geld besitzen. Die Juden konnten natürlich den Hauptteil des Geldes nur durch die günstigen Umstände in die Hand bekommen: dadurch, daß sie der Masse geschäftlich überlegen waren, und dadurch, daß der nordische Mensch in seiner eingeborenen Gleichgültigkeit gegen den Besitz nicht lebendiger Werte sie gewähren ließ.

Das Wie und Warum ist hier nicht zu erörtern. Es genügt die Feststellung, daß die Juden in Deutschland, worüber Sombart die Zahlen zusammenstellt, um 1910 überall um ein Vielfaches reicher waren als die nichtjüdische Bevölkerung. Unberücksichtigt bleibt dabei, daß getaufte Juden von ungeheuern Reichtümern zu den Nichtjuden gerechnet werden. Die jüdischen Bankhäuser Europas und Amerikas beherrschen das ganze Geldwesen. Selbst die kleinen Banken sind zu gut 90 v. H. in jüdischen Händen. Das wäre, wenn es sich nur um die Abwickelung von Geschäften handelte, ohne Gefahr für die Gesamtheit, höchstens, daß der und jener bei einer Winkelbank sein Geld verlöre, weil er sich zu Spekulationen verleiten ließ. Die Auslese von Juden, die an die Spitze der großen Geldunternehmungen kam, war geistig zu begabt, als daß sie sich auf die Dauer mit dem gleichmütig betriebenen Vermittlerdienste begnügen konnte. Walther Rathenau schrieb 1909 in der Wiener „Neuen Freien Presse": „Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung," und nannte das eine „seltsame Erscheinung, die in das Dunkel der künftigen sozialen Entwicklung einen Schimmer werfe." Damit ist von einem Wissenden, der schon auf der Höhe der Macht stand und keine Gefahr mehr für diese Macht fürchtete, offen gesagt, worauf es diesen äußerst begabten und scharfsichtigen Juden ankam: auf die Rolle von Weltgeschicklenkern. So weit reichte die Rassekraft nicht, daß aus ihnen ein Napoleon hervorgegangen wäre, der als Einzelner sich zum

Weltherrn gemacht hätte, aber als Klüngel von dreihundert Männern konnten sie wohl die Weltherrschaft übernehmen.

Wer das Geld besitzt, kann sich natürlich dafür alles kaufen, was er für sicherer hält als das Geld selbst. Schon Goethe läßt seinen Narren im zweiten Teil des „Faust" das Papiergeld, womit er beteilt worden ist, dazu verwenden: „Heut abend wieg' ich mich im Grundbesitz." — „Wer zweifelt noch an unsres Narren Witz?" glossiert Mephistopheles. Die Juden haben in allen Ländern außerordentlich viele Güter und Häuser an sich zu bringen gewußt. In Budapest gehören 80 v. H. Häuser ihnen, dazu im übrigen Ungarn ein Drittel des Bodens, in Deutschland kaufte Walther Rathenau ein königliches Schloß und ersuchte um die Weiterführung des Titels, erhielt sie auch von Wilhelm II., seinem Freunde, zugestanden. Ingleichen ist ein großer Teil aller sonstigen Unternehmungen in jüdische Hände gelangt, Großbetriebe, Gewerke, Warenhäuser. Man stellte fest, daß vor dem Kriege ein Viertel der sehr wichtigen Aufsichtratstellungen von ungetauften Juden besetzt war.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Juden das gesamte Wirtschaftleben beherrschen, aber in so ausgedehntem Maße und mit so tiefem Einfluß geschah dies bisher noch nirgend und niemals, und auch nie vorher war die Geldmacht der Juden in solcher Weise durch ihre Herrschaft auf anderen Gebieten gestützt wie diesmal, auf dem geistigen wie dem des Staatslebens.

Die Vorherrschaft der Juden im geistigen Leben bezeugt sich dadurch, daß die meisten der einigermaßen bedeutenden Zeitungen, Zeitschriften, Theater- und Konzert-Agenturen, Konzertsäle, Bühnen, Tingeltangel, dazu eine große Zahl von Verlägen, Kunstsalons, Lehrstühlen an Hochschulen und ähnliche Stellungen in jüdischem Besitze sind, der Hauptteil unmittelbar, einige mittelbar. Mit bezug hierauf konnte — zu einer Zeit, als die Lüftung des Geheimnisses nicht mehr gefährlich war — Moritz Goldstein in einem vielbemerkten Aufsatze („Kunstwart", 1912), schreiben: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes (des deutschen), das uns die Berechtigung und Fähigkeit dazu abspricht." Das Absprechen der Berechtigung und Fähigkeit ändert jedoch an der Tatsache der Vorherrschaft nichts. Und es ist da auch nicht zu übersehen, daß in manchen Fällen ganz hervorragende Begabungen die Verwalter des geistigen Besitzes des Wirtvolkes wurden.

Das macht sich besonders auffällig im Zeitungwesen geltend.

Zeitungen wie das „Berliner Tageblatt", die „Frankfurter Zeitung", die Wiener „Neue Freie Presse" und in gleicher Weise die bedeutenden ausländischen „Judenblätter" sind weit besser geleitet als die meisten nichtjüdischen Zeitungen. Die ganze Beweglichkeit und Betriebsamkeit des „assimilierten" Juden bekundet sich darin. Aufmachung und Nachrichtendienst sind vorzüglich, Feuilleton und Beilagen wertvoll und reichhaltig. Man hat den Eindruck, daß stets die ganze Kraft angespannt werde. Immer wird das Neueste geboten und gewöhnlich in sehr geschickter Form. Die Nichtjuden überschätzen entweder die Zeitung und füllen sie dann mit Aufsätzen, die in rein wissenschaftliche Bücher gehören, oder unterschätzen sie und bieten dann Sudeleien, und ihre Hauptmitarbeiterin ist eine Schere von auch recht geringer Intelligenz. Die jüdischen Blätter haben einerseit das Bestreben, über wichtige Fragen stets die namhaftesten Fachleute sprechen zu lassen, anderseit den Mut, Aufsätze auch von einem noch ganz Unbekannten zu bringen, wenn sie gut sind. Und sie behandeln auch diesen mit Achtung. Man wird zwar von ihnen manchmal übers Ohr gehauen, aber doch stets mit guten Verkehrformen. Der Papierkorb nimmt in nichtjüdischen Schriftleitungen zehnmal mehr Ungelesenes auf als in jüdischen. Es ist ein wohlfeiler Vorwurf, jemand arbeite an jüdischen Blättern mit. In nichtjüdischen wäre er überhaupt nie gedruckt worden. Ein großes Blatt zu leiten, erfordert aber auch Willenskraft, sicheren Blick für die Zeit und die Personen, Unermüdlichkeit im Arbeiten, Geistesgegenwart, und gar manchen Hauptschriftleitern wird man, wie verderblich immer sie für das Wirtvolk gewirkt haben oder noch wirken, die Bewunderung nicht versagen, die man den starken Menschen billig zollt. Sie haben etwas von Genie.

Ganz so mit den Bühnenleitern. In diesem Sinne will Max Reinhardt-Goldmann beurteilt sein. Was er aus Eigenem gibt, ist sicherlich wenig, aber er hat den Blick für die Personen, die der Sache dienen. Keiner seiner Gedanken ist neu; die besten sind so alt wie die Schauspielkunst als solche. Aber er hat die Willenskraft, sie zu verwirklichen. Wie in einer guten Zeitung vom Leitaufsatz bis zur letzten Anzeige jeder Teil mit Sorgfalt gearbeitet sein will, so ist auch im Schauspiel nichts nebensächlich. Die berühmten „Meininger" wurden eben durch diese Sorgfalt im Einzelnen vorbildlich. Was dort die Freigebigkeit eines Herzogs ermöglichte, tat hier der Geschäftgeist Reinhardts, der immer neue Geldgeber, immer neue Einnahmequellen zu finden wußte. Die Neigung zum Bühnenberuf ist bei den Juden schon von Anlage groß,

in den Familien besteht darum kaum jemals eine Einwendung dagegen, und so wurde die Bühne seit etwa 1850 mit jüdischen Schauspielern und Schauspielerinnen, Sängern und Sängerinnen geradezu überschwemmt. Schon der bloßen Zahl nach sind der jüdischen Bühnenleiter und Darsteller in Deutschland so viele — die Verhältnisse in Frankreich, England, Amerika sind nicht so genau bekannt —, daß sie naturgemäß jüdische Stücke zu geben vorziehen müßten; denn nur diese „liegen" ihnen unmittelbar. Daß es aber auch nicht an einem gewissen Verständnis für die Klassiker fehlt, für Schiller, Kleist und Hebbel und sogar für die griechischen Tragiker, kommt daher, daß gerade in den stärksten jüdischen Begabungen doch das nordische Teil recht erheblich zu sein pflegt — Sarah Bernhardt, die größte darunter, ist Blondine —, es besteht darum eine Art Sehnsucht nach der rein nordischen Kunst, die sehr wohl zum vollen Verstehen führen könnte, wenn die Hingabe ganz schlicht und unverstandesmäßig wäre. Das ist sie freilich selten oder nie, und darum erscheint die rein nordische Kunst in jüdischer Darstellung fast immer etwas verzerrt, überhöht, ins Pathetische oder ins Perverse gewendet, in ihrer wesenhaften Einheit gebrochen. Zu der natürlichen Vorliebe für jüdische Stücke kommt der Trust. In schamloser Offenheit werden seit etwa 1890 alle möglichen jüdischen Machwerke zur Aufführung gebracht, nur, weil die Verfasser Juden sind. Es ist kaum denkbar, daß ein Nichtjude mit einem gleichwertigen Juden den Wettkampf bestehn könnte, ja selbst ganz ungewöhnliche nichtjüdische Begabungen werden nicht zum Worte gelassen. Die Verheiratung mit einer Jüdin pflegt die Haltung der Bühnen rasch zu ändern; eine ganze Reihe von deutschen Bühnendichtern hat diesen Weg gewählt, um „durchzudringen". Ausnahmen werden höchstens mit Stücken gemacht, die dadurch im Sinne der Judenschaft zu wirken versprechen, daß sie dem deutschen Volke alte und liebe Vorstellungen zerstören, den Adel, die Lehrerschaft, die Geistlichkeit oder die Religion überhaupt, die Geschlechtmoral verächtlich und lächerlich machen. Diese Stücke werden dann auf alle Bühnen gebracht und dem Publikum als bedeutend oder unterhaltend aufgeschwatzt. Denn ganz wie die Presse wird auch die Bühne als eines der wichtigsten Machtmittel erkannt und benützt.

Im Verlagswesen, das neben Zeitung und Bühne eine nicht geringe Rolle im geistigen Leben spielt, ist das Judentum nicht so augenfällig an der Herrschaft. Noch immer ist die größere Zahl von Verlägen in nichtjüdischen Händen, wenigstens in Deutschland. In Schweden

herrscht der jüdische Verlag Albert Bonnier, in Dänemark der stark jüdisch beeinflußte Gyldendal, in London steht Heinemann, in Paris Lévy, in Italien Treves mit an der Spitze; in Deutschland sind S. Fischer, Albert Langen, Egon Fleischel & Co., Paul Cassirer usw. nicht in so beherrschender Stellung. Die Betätigung der Juden ist aber auch im deutschen Verlagswesen groß und übt ihre sehr merkbare Wirkung aus. Einmal bekundet sich die jüdische Mischrassigkeit in der Bevorzugung des Geschlechtlichen vom erotischen Roman bis zur erotischen Bibliophilie, dann in der Sucht, noch nicht dagewesenes zu bieten. (Alles war schon einmal da, wenigstens in den Künsten.) Schwank, wie die Juden eben schon infolge ihrer Stellung zwischen den Rassen sind, neigen sie sich rascher dem „Neuen" zu als die Reinerrassigen, haben großen Eindruck davon oder glauben, damit ein gutes Geschäft zu machen. Die Neuheit liegt dabei für sie fast immer im Äußerlichen. So sind die jüdischen Verleger — im Verein mit den jüdischen Kritikern — die Hauptförderer der jeweilig Jüngsten, die vorvorgestern die Sezessionisten, vorgestern die Impressionisten, gestern die Kubisten waren und heute die Expressionisten sind. Wer die letzten zwanzig Jahre Kunstbewegung — in Literatur, Musik und bildenden Künsten — als nüchterner Beobachter mitmachte, hat den Eindruck, alles von A bis Z sei ausverschämter Schwindel und ehrlich daran nur die Absicht, ein Geschäft zu machen. Und die Spekulation erweist sich gewöhnlich als richtig. Denn stets wird eine Anzahl von Mischrassigen veranlaßt, Werke jener jeweilig Jüngsten schön zu finden, ihre Bücher und Bilder zu kaufen, ihre Opern und sonstigen Tonstücke anzuhören. Verfertiger und Vertreiber ernten klingenden Lohn und die Verfertiger oft den Ruhm noch dazu: Gleichwohl haben es die Begründer neuer Richtungen zumeist ehrlich gemeint und von den Förderern gewiß auch etliche. Das „Jüdische" liegt nur darin, daß der vielleicht gute Anfang alsbald von minderwertigen Nachahmungen überwuchert wird. Und der Hunger nach Neuheiten läßt schier Jahr um Jahr eine neue Mode auch in der Kunst „kreieren". Das ist im Grunde noch ein Glück in dem jämmerlichen Kunstleben der letzten zwei Jahrzehnte. Der „dernier cri" von heuer ist im nächsten Jahr schon so altmodisch wie der cul de Paris von 1880.

Etwas tiefer greift der „Amerikanismus" des Betriebes: die Vertreibung der Kunst als Massenartikel. Auch da ist es kein so übler Gedanke, das Buch, das Notenheft, das Kunstblatt dadurch zu verbilligen, daß man sie in ungemein hoher Auflage herstellt, und sind das

gediegene Werke, so hat die Allgemeinheit den Vorteil davon. So brachten die Ullstein-Bücher, die als Beispiel gelten mögen, zu Beginn recht gute Arbeiten. Die Kehrseite zeigte sich rasch: so wie der Artikel eingeführt war, wurde unter der jetzt bekannten Marke Schund geliefert. Dieser „Amerikanismus" hat allerdings in Deutschland noch nicht sehr weit um sich gegriffen. Die Ullstein-Bücher werden schon von den vornehmeren Buchhandlungen nicht mehr geführt, wie die ähnlichen Ausgaben auch nicht den gewünschten Erfolg haben. Es macht sich hier geltend, daß das Buch eben nicht für den Tag allein bestimmt ist.

Im Kunstschaffen treten die Juden in dem Maße hervor, wie sie über die Mittel verfügen, sich durchzusetzen. Die sind in den letzten zwanzig Jahren so groß geworden, daß kaum noch ein Nichtjude neben ihnen aufkommen kann, wenigstens nicht in seiner Zeitlichkeit; es sei denn, daß sein Schaffen ihren Belangen restlos dient. Über die Bühnenverhältnisse konnte ich Einiges andeuten. In der Erzählkunst, der Versdichtung drängt sich ebenfalls jüdische Mache überall vor. Dennoch gibt es, wie ich in dem Kapitel über die Juden in der nichtjüdischen Kunst ausführlich genug dargetan habe, auch nach dem Urteil klarsichtiger Juden nichts wirklich Hochwertiges unter den Werken, die die Juden im Sinne ihrer Wirtvölker geschaffen haben. Die Herrschaft der Juden in den Künsten als Schaffende und ingleichen als Wiedergebende ist demnach ganz äußerlich und zeitlich. Es ist kein Zweifel, daß nach fünfzig Jahren die jetzt berühmtesten jüdischen Dichter, Maler, Tonsetzer ganz ebenso aus dem geistigen Leben ihrer Wirtvölker ausgeschaltet sein werden, wie ihre ebenso berühmt gewesenen Vorgänger von 1850 bis 1880. Sie werden schon jetzt von den reiner Nordischen unter ihren Wirtvölkern als wesensfremd empfunden.

Durchaus fremdartig erscheint diesen das jüdische Unterhaltungsgewerbe, Kabarett, Kino, Operette und Verwandtes. Hier herrscht vor allem die Spekulation auf die Geilheit, die so überaus kennzeichnend für die Mischrassigen ist: sie selbst kennen keine höheren Genüsse als den Geschlechtsgenuß und glauben damit auch bei den anderen ein gutes Geschäft zu machen. Sie rechnen ganz richtig. Wer das Volk ansieht, das sich bei solchen Darbietungen „amüsiert", wird finden, daß diese ihnen in der Tat wesensgemäßer sind als „Don Carlos" oder „Parsifal." Auf diesem Gebiete ist das Judentum fast schon in der Alleinherrschaft; die wenigen nichtjüdischen Unternehmungen sind keine Konkurrenten mehr. Die Juden sind die unumschränkten Maîtres de plaisir des deut-

schen Volkes und mehrerer anderer Völker und schon so weit, daß sie sich nicht mehr bestreben, zu bringen, was den Anderen Pläsier macht, sondern einfach bestimmen, was ihnen Pläsier zu machen hat. Freilich darf man nicht außer Acht lassen, daß — in den Großstädten wenigstens — das Publikum zum Hauptteil aus Juden besteht; denn die assimilierten Juden sind überall die unterhaltungsüchtigsten und bekunden in diesem Bedürfnis nach Anregung und Aufregung deutlicher als irgendwie sonst ihre innere Leere.

Auch Kabarett, Kino und Operette dienen jüdischen Belangen. Immer wieder wird der edle Jude vorgeführt, der zumeist der einzige anständige Mensch des Stückes ist; es wird für ihn Ehrfurcht, Rührung geweckt und als äußerstes ein harmloses Lachen über seine Schläfenlocken, seinen Kaftan, sein Reden mit den Händen und seinen Jargon. Das Kino, das fürs breiteste Volk bestimmt ist, zeigt russische Pogrome, um die nichtjüdischen Besucher vor der bestialischen Grausamkeit ihrer Brüder in Christo sich an die Brust schlagen zu lassen: wir sind nicht besser als die, aber wir werden es nicht tun. In Pantomimen aber zwingt ein halbnackter junger Semite seinen Harem von vierzig nackten deutschen Frauen in die Kniee vor einer nackten echten Negerin, die er zur Herrin über seine weißen Sklavinnen macht, und da seine frühere weiße Favoritin seinem Befehl trotzt, läßt er sie von einem echten Neger mit der Peitsche auf die Kniee zwingen, und zwar, weil nur unter dieser Bedingung die Negerin dem Semiten zu Willen sein will. Das ist der Inhalt der „Haremsnächte", die im Berliner Apollo-Theater durch Wochen täglich „brechend volle" Häuser erzielten. (Nach August Püringer im „Deutschvölkischen Jahrbuch" 1921.) In dieser Pantomime spricht sich der hohnvolle Übermut der Juden nach ihrem Siege durch den Umsturz ebenso kennzeichnend aus wie in der wehleidigen Umschmeichelung und Betölpelung der Masse durch die Kaftanjuden- und Pogromstücke. Beides geht übrigens nebeneinander her. Denn so ganz sicher sind die Juden ihres Sieges auch im Deutschland von 1920 nicht. Der Nebenzweck jener Pantomime ist aber, durch Anstachelung der Brunst der mischrassigen Weiber, die stets nach dem Tier im Manne verlangt und es im Gelben und Schwarzen sich stärker erhofft als im allzu geistigen Weißen, den letzten Rest von Rassegefühl auszutilgen. Und es ist wohl zu glauben, daß die Veranstalter jener Pantomime auch damit reichen Erfolg hatten.

Zur Herrschaft im geistigen Leben gehört die Wissenschaft ebenso wie die Kunst, zumal bei einem so stark zum Pedantischen neigenden

Volk, wie es das deutsche ist. Benjamin Disraeli ließ schon in den 1840er Jahren die Lehrstühle der deutschen Universitäten von den Juden monopolisiert sein (Kap. 36). Er nahm etwas vorweg, was erst fünfzig Jahre später eintrat. Der Zahl nach sind allerdings nur etwa ein Fünftel der deutschen Hochschullehrer ungetaufte Juden, ein weiteres Fünftel sind getaufte, die sich zum Teil unter nichtjüdischen Namen und sogar unter antisemitischen Allüren verbergen, ein drittes Fünftel Halbjuden oder jüdisch versippte Nichtjuden. Von den übrig bleibenden zwei Fünfteln ist das eine durch die Gemeinsamkeit der Geschäftbelange mit der Dreifünftel-Mehrheit verbunden, und in das letzte Fünftel teilen sich die Ideologen, die aber gewiß dessen größere Hälfte bilden, und die Völkischen. Ich betone, daß ich nicht an eine einzelne Hochschule denke, sondern an die Gesamtheit. An den einzelnen Hochschulen schwanken die Zahlen zwischen der verhältnismäßigen Judenreinheit der Universität Rostock und solchen mit einem Drittel ungetaufter Juden. Zu diesen gehörte Breslau, wie Sombart in seiner Schrift „Die Zukunft der Juden" (Leipzig 1912) aus seiner Breslauer Professorenzeit berichtet.

Wären nun alle jüdischen Professoren — ungetaufte wie getaufte — wirklich bedeutende Persönlichkeiten und allein durch ihre wissenschaftliche Arbeit an ihre Stelle gelangt, so stünde es immerhin noch bei der Gesamtheit des Volkes, worin die Juden 1½ v. H. ausmachen, sich zu entscheiden, ob sie es für ersprießlich halte, daß ein so großer Teil von äußerst wichtigen Stellen durch Volksfremde besetzt bleibe. Denn die Lehrstühle der Universitäten sind doch in erster Linie dazu da, daß von ihnen aus gelehrt werde. Aber die Juden haben während der letzten fünfzig Jahre, da die Lehrstühle der Hochschulen in steigendem Maße von ihnen besetzt wurden, auch nicht einen wirklich bedeutenden Wissenschaftler der Welt gegeben. Gewiß haben sie viel Tüchtiges geleistet, aber nichts Bahnbrechendes, nichts Geniales. Über die Messiasse der letzten fünf Jahre läßt sich natürlich in einem Werke, wie es dieses ist, nicht sprechen. Es muß zur Beurteilung die Zeit bis etwa 1915 genügen. Der einzige Physiker Heinrich Hertz, der Entdecker der Hertzschen Wellen, könnte vielleicht genannt werden, aber Hertz war nicht Volljude, sondern Halbjude, übrigens ein reiner Blonder. Läßt sich Paul Ehrlich heute noch unter die ganz Großen zählen? Oder Henri Bergson, der Philosoph der Sorbonne? Oder Cesare Lombroso mit seinem weit bekannten Buch „Genie und Irrsinn"? Oder J. A. W. Neander-David Mendel, der berühmte Kirchenhistoriker? Oder Jules Oppert, der ebenso

berühmte Assyriologe? Hat einer von ihnen Taten aufzuweisen wie die von Petzval, Gauß, Helmholtz, Röntgen, Hyrtl, Semmelweis, Billroth, Koch, Behring, Grotefend, Richard Lepsius, Max Müller, Jakob und Wilhelm Grimm, Ranke, Raumer, Sybel, Treitschke, Greogorovius, Jakob Burckhardt, um nur einen ganz geringen Bruchteil und auch nur der deutschen Gelehrten aus derselben Zeit, zu nennen? Die Wissenschaft, die deutsche ebenso wie die der übrigen germanischen, der romanischen und der slawischen Länder, kann der Mitarbeit der Juden ohne Schaden für sich entraten.

Die geringste Zahl von Juden weist die katholische Theologie auf. In der protestantischen hingegen haben sich viele Juden bemerkbar gemacht (vgl. Kap. 32). Auffällig gering ist die Teilnahme der Juden in der reinen Mathematik, während man nach ihrer sonstigen Anlage fürs Rechnen meinen sollte, sie zögen dieses Gebiet allen anderen vor. In die Philosophie sind sie erst neuerdings eingedrungen — Simmel, Cohen, Bergson —, auch die strenge Geschichtwissenschaft liegt ihnen nicht recht. In den Naturwissenschaften betätigen sie sich schon etwas mehr. Die zwei Fünftel Juden sitzen aber zum Hauptteil auf den Lehrstühlen der Germanistik und in den juridischen und medizinischen Fakultäten. Die Germanistik ist heute schon völlig in den Händen der Juden. Diese besorgen die meisten Neuausgaben unserer Klassiker und haben da die beste Gelegenheit, einerseit durch geringe Mühe Geld zu verdienen, anderseit alle dem Judentum mißliebigen Stellen auszumerzen, wie man dies an jüdischen Ausgaben immer wieder feststellt.

Rechtwissenschaft und Medizin werden von den Juden schon wirklich monopolisiert. Das sind denn auch die beiden Wissenschaften, die dem Mischrassigen am meisten wesensgemäß sind. In der Juristerei handelt es sich einerseit darum, Gesetze zu überliefern, also etwas, was für eine andere Zeit von anderen Menschen als rechtgültig aufgestellt wurde, anderseit darum, eben diese Gesetze umzubiegen, ins Gegenteil zu verkehren, so daß erlaubt ist, was das Gesetz verbietet. Der reiner nordische Mensch erkennt kein Gesetz an außer sich. Was er jeweils tut, ist wohlgetan und ist Recht, wenn er stark genug ist, dafür einzustehn. Er verachtet es, irgendwelche Rechte zu erschleichen. So „jüdisch", wie sie heute ist, wurde die Rechtpflege erst durch die vielen Juden, die sie lehren und ausüben. Es ist für einen nordischen Menschen geradezu lächerlich, Recht zu suchen, Recht zu erwarten, wo er Richter und Anwälte dieser Art findet. Und da alle auf dieselbe Weise ausgebildet wor-

den sind, ob nun persönlich Juden oder Nichtjuden, findet er fast nur solche. Dem Mischrassigen freilich entspricht gerade diese Art, und er erwartet hier mit Fug, was er „Recht“ nennt.

Zur Medizin zieht den Mischrassigen zunächst vor allem die Aussicht, sich mit den Geschlechtteilen der anderen befassen zu können, wie denn die Ärzte für Geschlechtkrankheiten fast ausschließlich Juden sind, dann aber — und das überwiegt zumeist sehr bald — die Aussicht auf besonders reichen Gewinn. Die ganze neuere Medizin ist auf die Geschlechtlichkeit eingestellt. Es gibt nichts, was mit ihr nicht in Beziehung gebracht worden wäre. Ich nenne nebeneinander S. Rahmer, der die Geschlechtlichkeit der deutschen Genies untersucht, Magnus Hirschfeld, der die Gleichgeschlechtigen vor dem Gesetze schützen will — das Gesetz ist alttestamentlich —, aber in Harden-Witkowskis Feldzug gegen den Grafen Eulenburg eine sehr eigentümliche Rolle gespielt hat, Iwan Bloch, der unter dem Namen Eugen Dühren[1] Abhandlungen über das Geschlechtleben in England, über die Perversen, über den Marquis von Sade veröffentlicht hat, und Siegmund Freud, der in jeder Gefühlsregung den geschlechtlichen Untergrund ausspürt. Man ist mit diesen Namen immerhin auf einer gewissen Höhe. Die Bedeutung der Geschlechtlichkeit verkennt natürlich der nichtjüdische Forscher keineswegs: Albrecht v. Haller im 18. Jahrhundert, v. Krafft-Ebing, v. Schrenck-Notzing und Albert Moll in unserer Zeit, die großen Pfadfinder auf diesem Gebiete, sind Nichtjuden. Aber es fehlt jedes Lüsteln und jede Spekulation.

Ganz „jüdisch“ ist vielfach der Betrieb geworden. Es sind noch Prozesse in Erinnerung, die es ans Licht brachten, daß berühmte Professoren sich regelrechte Zutreiber von Patienten hielten, Fälle, wo Spekulation Mittel, die noch nicht voll erprobt waren, vorzeitig gegen phantastische Honorare vergab — der große nichtjüdische Bakteriologe Koch büßte durch ein solches Manöver seines jüdischen Assistenten fast seinen Ruf ein —, daß der Erfinder eines Mittels von dessen Hersteller sich Gewinnbeteiligung bedingt. Alles dies wird von der noch nordisch fühlenden Gesamtheit der nichtjüdischen Ärzte, nicht freilich von jedem einzelnen, als des Standes unwürdig bezeichnet und darum gelegentlich in der

[1] Das soll an den Namen des judenfeindlichen Eugen Dühring anklingen und etwa nichtjüdische oder antisemitische Lüstlinge veranlassen, Dühren mit Dühring zu verwechseln und seine Bücher doch zu kaufen. Diese Taktik kommt bei Juden oft vor. Leo Wertheimer nennt sich Constantin Brunner, weil ein ziemlich bekannter Antisemit Sebastian Brunner heißt.

Öffentlichkeit zur Sprache gebracht. Der große Billroth wendete sich in einer besonderen Schrift gegen die Art der jüdischen Ärzte. Ärztevereinigungen gehn sogar soweit, ihren Mitgliedern die Reklame zu untersagen. Es sind fast nur Juden, die dieses Verbot des unlauteren Wettbewerbs klug zu umgehn wissen oder sich um des Geschäftes willen ausschließen lassen.

Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß die Anpreisung der Mittel zur Verhinderung der Empfängnis fast nur von jüdischen Ärzten erfolgt, sehr oft unter Gewinnbeteiligung an den Mitteln selbst. Seit durch den Umsturz von 1918/19 das Judentum auch öffentlich zur Herrschaft gelangt ist, wird dem Volk sogar durch Plakate die Beschränkung der Kinderzahl — „Mutterschutz" — empfohlen, denn es kann den Juden, die doch nach der Zahl der Köpfe wählen lassen, nicht erwünscht sein, daß sich ihre Sklaven allzu sehr vermehren. Auch die Spartaner und Römer trafen Vorkehrungen dagegen. Mit welcher Leichtfertigkeit jüdische Ärzte und fast nur solche den Frauen die Leibesfrucht genommen haben, wurde aus vielen Gerichtverhandlungen bekannt. Das Zeugnis, daß eine Schwangere durch die Geburt am Leben gefährdet sei, war nicht schwer zu erhalten. Natürlich würden weder Verhütungmittel gekauft noch Kinder abgetrieben werden, wenn das „Volk" nicht dem Angebot entgegenkäme. Man spekuliert wieder sehr richtig. Eben durch seine langen Vermittlerdienste hat der Jude ja den Nichtjuden in seinen Schwächen durchschauen gelernt.

Der Jude betrachtet nach dem Talmud den Nichtjuden nicht als Menschen; darum sind alle Versuche mit ihm erlaubt, wenn sie auch sein Leben gefährden. Von hier aus, nicht von dem Worte, sondern von dem Gefühl, der Anschauung, die zugrunde liegen, will es beurteilt werden, daß jüdische Ärzte an nichtjüdischen Kranken Einspritzungen mit Syphilisgift und anderen Krankheitgiften zu Versuchzwecken unternommen haben. Nichtjüdische Ärzte haben solche Versuche an sich selbst gemacht und sind Märtyrer der Menschheit geworden, der sie Heilung bringen wollten, sei es auch um den Preis ihres Lebens.

Alles in allem ist der ärztliche Beruf dadurch, daß sich ihm eine so große Zahl von Menschen gewidmet hat, die außer dem Volke stehn, die nicht der große Heilandgedanke beseelt, bei den reiner nordischen Menschen um alles Vertrauen gekommen. Der Nichtjude, der die oft unglaublichen Frivolitäten der jüdischen Professoren im Seziersaal und am Operationtisch anhört und ansieht, wird auch seinerseit davon in solcher Weise beeinflußt werden, daß er kaum noch ein Arzt

sein kann, wie es der hohe Traum seiner Jugend war. Das Mittelalter hat immer wieder Gesetze erlassen, wonach der Nichtjude weder einen Juden zum Arzt haben, noch Arznei aus der Apotheke eines Juden holen sollte. Das beruht weniger auf den Erfahrungen — denn des Arztes Sünden kommen nicht an den Tag, sondern unter die Erde — als auf dem Gefühl, und es darf nicht wundernehmen, daß heute ein Teil der Bevölkerung ebenso wie nichtjüdische Richter und Anwälte auch nichtjüdische Ärzte verlangt.

Zur geistigen Kultur eines Volkes gehört auch das gesellschaftliche Leben. Sowie die Juden emanzipiert waren, glaubten sie fordern zu dürfen, daß man sie in jede Gesellschaft aufnehme, in die sie aufgenommen werden wollten. Wo das nicht geschah, schrieen sie über Zurücksetzung, über Rückständigkeit, über Vorurteil. Das verkennt nach der Art der Mischrassigen völlig das Wesen der Gesellschaft, deren fürderstes Recht ist, sich die zu wählen, aus denen sie zusammengesetzt sein will. Ein Studentenkorps, ein Salon, ein geselliger Verein trifft seine Auswahl je nach seinem Wesen. Wenn die österreichischen Studenten auf dem Tag von Waidhofen a. d. Y. beschlossen, Juden keine Genugtuung zu geben, so waren sie dazu im guten Rechte. Ebenso konnten die jüdischen Studenten beschließen, sich mit Nichtjuden nicht zu schlagen. Als in Deutschland die Wandervogelbewegung aufkam, die den freundschaftlichen Zusammenschluß der heranwachsenden Jugend durch gemeinsame Freude an der Natur fördern wollte, eine wahrlich schöne, von Geist rein nordische Bewegung, forderten sofort Juden und Jüdinnen in die Gruppen aufgenommen zu werden, und da die Staatsverwesung schon vor dem Kriege von Juden beherrscht war, mußte man sie aufnehmen. Damit kam ein fremder Bestandteil in die Bewegung, und sie verlor viel von ihrer ursprünglichen freien Art. In jüngster Zeit will eine aus gleichem Geiste geborene Bewegung die alten Tänze und Spiele erneuern. Junge Leute, Handwerker, Lehrer, Burschen und Mädchen, ziehen von Ort zu Ort und tanzen auf einer Wiese, lehren die Jugend ihre Weisen und ziehen dann weiter. Sie wollen die Erneuerung jenseit von Politik. Aber schon auch tanzen Juden und Jüdinnen, die wahrlich zu den altdeutschen Tänzen ebenso wenig passen wie in die krachledernen Hosen und in die Dirndlkleider, mit ihnen herum, und kein Jüngling, der ein Hakenkreuz trägt, wird unter ihnen geduldet, damit man nicht vielleicht meinen könnte, sie seien Antisemiten. So wurde auch schon in diese harmlose Bewegung das zersetzende Gift getragen.

Überaus verhängnisvoll ist das Eindringen der Juden in das Frei-

maurertum geworden. Es konnte schon darauf hingewiesen werden (Kap. 34). Mögen auch einzelne Juden den hohen freimaurerischen Gedanken der Menschenliebe voll erfassen und ihm nachleben, und in den aus den geistigsten Ständen zusammengesetzten Logen ist dies wohl der Fall, so hat doch die breite Masse von Juden, die seit etwa 1810 in das Freimaurertum eingeströmt ist, notgedrungen einen fremden Geist, ihren Geist, mitgebracht, der den ursprünglichen wesentlich verändern mußte. Zu der bedingunglosen Fördermaschine, die das Freimaurertum heute ist, namentlich für den jüdischen Künstler, Schriftsteller, Gelehrten, wurde es erst hierdurch. Der nichtjüdische Maurer ist verpflichtet, dem jüdischen Bruder bei seinen Bestrebungen zu helfen, ob der jüdische dem nichtjüdischen ebenso hilft, ist seine Sache. Die politische Sendung als Vorkämpfer für Belange der Judenheit unter dem Decknamen der Menschheit hat das Freimaurertum auch erst durch die Juden erhalten. Zumal die französischen Logen stehn seit Isaak Adolphe Crémieux völlig im Dienste der Alliance israélite. Ein Teil der deutschen Logen, die weißen, hält sich ferne. Die meisten deutschen Maurer der Johanneslogen „schweigen und zahlen".

Elias Jakob-Fromer, der völkische Jude, hat in seinem Aufsatz in der „Zukunft" (1904) alle diese Erscheinungen gemeint, als er seinen Volksgenossen zurief: „Ist etwa der Sinn eurer Mission erfüllt, wenn ihr euch an jede neuentstandene Bewegung herandrängt und sie durch euer Mitreden und Mittun zugrunde richtet? Der Liberalismus war in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein kräftiger Schößling, der vielleicht manche gute Frucht getragen hätte. Da kamt ihr ungerufen heran, hingt euch wie Kletten an ihn, bis er unter eurer Last zusammenbrach. Und meint ihr, daß es der Sozialdemokratie, dem Börsen- und Zeitungswesen unter eurer Mitbeteiligung besser gehn wird?" Der Zionist Fromer blickt über die Gegenwart schon hinaus, Moritz Kohn, ein anderer Jude, der schon vor dem Ausgang des Weltkriegs (1912) offen zu sein gewagt hat, erklärt für die Gegenwart: „Ohne aufgesaugt worden zu sein, herrscht heute der jüdische Geist, wo er früher kaum geduldet war. Ohne uns kann kein Potentat der Welt heute das Geringste unternehmen, denn wir beherrschen den Geldmarkt. Kein Wort, das wir nicht wollen, kommt in die Öffentlichkeit, denn wir beherrschen die Presse. Kein Gedanke, der uns nicht beliebt, kommt in den Denkkreis der Gebildeten, denn wir beherrschen die Bühne."

Die schrittweise Durchsetzung des geistigen Lebens der Wirtvölker, die Verdrängung der Nichtjuden daraus geschah durchaus nicht immer mit dem bewußten Gedanken an die jüdische Weltherrschaft, aber führte tatsächlich dazu. Das Ziel selbst war, wie dargetan wurde, uralt und war während mehr als zwei Jahrtausenden unvergessen geblieben, es war in etlichen Persönlichkeiten immer auch ein politisches Ziel gewesen und wurde das für eine ganze große Gruppe von Juden, als die Verhältnisse dafür günstig geworden waren. Das Eindringen in die Kunst, die Wissenschaft, die Gesellschaft konnte nicht genügen, auch nicht die Beteiligung an der Politik der Wirtvölker. Benjamin Disraeli sagte (in seinem Roman „Endymion", 1886): Die Juden hätten sich längst in die geheime Diplomatie Englands hineingestohlen, und sich ihrer fast gänzlich bemächtigt; in einem Vierteljahrhundert, um 1910 also, würden sie ihren Anteil an der Staatsverwesung offen beanspruchen. Sie seien Männer und Vereinigungen von Männern, die in ihrem Verhalten durch ihre eigenartige Organisation geleitet würden; der Staatsmann müsse mit diesem Umstande rechnen. Disraeli traf den Zeitpunkt. Um 1910 sieht man tatsächlich allenthalben die Juden in solchen öffentlichen oder sonstigen Vertrauensstellungen, daß man vor allem Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich-Ungarn zu dieser Zeit als völlig von Juden beherrscht betrachten darf. Die französischen Minister sind zum Teil Juden, zum Teil Mitglieder des Grand Orient, in Italien beherrschen der jüdische Protestant Sonnino, Luzzati, Barzilai, Ernesto Nathan, der Bürgermeister von Rom, das politische Leben, in Österreich steht der Judensprosse Aehrenthal an der Spitze, in Ungarn ist Hazai-Goldbach Kriegsminister, im gemeinsamen Heer sind Juden Generäle, in beiden Staaten höchste Beamten. Wilhelm II. war von Juden so enge umgeben, bedient sich so ausschließlich ihrer Ratschläge, daß er für seine Politik nichts als den Namen hergibt. Mit außerordentlicher Klugheit hatten ihn alle diese Männer — aus den Reihen der dreihundert Walther Rathenaus — zu umspinnen gewußt; er spielte den Willensmenschen und war doch nur ihre Puppe. Auch in England spielten Juden, jüdische Lords, eine sehr große Rolle in der höheren Politik.

Einmal im Anstieg, konnten die Juden nicht kurz vor dem eigentlichen Ziele Halt machen. Sie mußten die Herrschaft auch ganz öffentlich erringen. Hierzu konnte sie nur der Umsturz der bisherigen Ordnung führen. Das wußten sie seit langem; sie hatten aus jedem Umsturz Vorteil gezogen, aus dem einzelstaatlichen im einzelnen Staate, die Welt-

revolution sollte sie zur Weltherrschaft führen. Sie hatten darauf von verschiedenen Punkten aus hingearbeitet. Den Nichtjuden konnte es verwirren, wenn er darum Juden in ganz entgegengesetzten Parteien anscheinend ehrlich tätig sah. Aber schon in der französischen Revolution war ein Jude Terrorist und sein Bruder Royalist gewesen (Kap. 31). Ebenso waren der jüdische Sozialdemokrat und Anarchist hier und der jüdische Kaiserfreund und Kapitalist dort sich ihrer Zusammengehörigkeit wohl bewußt: als Juden hatten sie das gleiche Ziel. Nur stieg der eine den Berg von vorn hinan, der andere von hinten. Eben jetzt traf der Machthunger der jüdischen Anarchisten mit dem Geldhunger der jüdischen Kapitalisten, beide durch den Taumel des sich überstürzenden Anstiegs der letzten Jahre gleichsam berauscht, zusammen: jene wollten zur politischen Alleinherrschaft kommen, diese zur wirtschaftlichen. Daß dies den bedeutendsten Köpfen unter jenen wie diesen völlig klar war — der jüdische Kapitalist fürchtete den jüdischen Anarchisten durchaus nicht, sie waren alte Geschäftfreunde — ist sicher; die Masse der Juden wirkte indessen nur unbewußt bei, geleitet von ihrem untergründigen Rassewillen, der einer ausdrücklichen Weisung nicht bedurfte. So trieb alles auf den Weltkrieg hin, der den Umsturz aller Dinge und danach die Aufrichtung der Weltherrschaft der Juden bringen sollte.

Ein Umsturz kleineren Umfangs war schon vorausgegangen: 1909 hatten die vom Grand Orient geleiteten Jungtürken die alte Ordnung in der Türkei gestürzt und eine neue aufgerichtet. Wie groß die Zahl der Juden in der jungtürkischen Bewegung war, läßt sich vom Ausland aus nicht leicht feststellen, vielleicht waren auch die Türken selbst nicht genau darüber unterrichtet. Tatsache ist, daß die Bewegung von Saloniki, der jüdischsten Stadt des Balkans, ausging. Dort wohnen aber nicht nur Juden mosaischen Bekenntnisses, sondern viele Juden, die vor der Welt Mohammedaner sind, die sogenannten Dönmeh, muslimische Maranen. Die Stellung der Juden im jungtürkischen Staate ist vor allem deshalb nicht klar, weil die Pforte im Weltkrieg auf die Seite Deutschlands trat; es müssen also trotz der unzweifelhaft starken Beteiligung von Juden an dem Putsche in der Folge die Nichtjuden — Osmanen, Albaner — die Obmacht bekommen haben. Denn nur die waren Deutschlandfreundlich. Dieser Umsturz war demnach nicht viel mehr als eine Szenenprobe.

Auch nur als Probe, doch schon als Machtprobe, kann der Blutprozeß von Kiew gegen Beilis im Jahre 1913 gelten. Die Juden

bewiesen sich damit, daß sie die Presse und die Diplomatie völlig in Händen hatten, daß beide ihre willenlos gefügigen Werkzeuge waren, daß also im Bedarfsfalle alles klappen würde. Ein Jahr später brach der Weltkrieg aus.

Hier wird von einer Schuld am Weltkriege nicht gesprochen. Für die anthropologische Betrachtweise gibt es das Wort Schuld nicht. Es kann nur gefragt werden: wer von dem Weltkriege Vorteil erwartete, wer demnach ein Interesse daran hatte, seinen Ausbruch nicht zu verhindern? Die Juden waren in allen gegnerischen Ländern Kriegshetzer, in Deutschland und Österreich-Ungarn Pazifisten. Sie erwarteten sich die größten Vorteile. Deutschland und England standen einander als Wettkämpfer auf wirtschaftlichem Gebiete gegenüber. Sie mußten wohl einmal auch zu Kämpfern mit den Waffen werden, wenn sie sich nicht vereinen und die Welt gemeinsam beherrschen wollten. Das mochte den reiner Nordischen unter beiden Völkern das Natürliche erscheinen. Das aber konnten alle jene nicht wünschen, die Gewinn nicht aus der Ordnung, sondern aus der Verwirrung erwarteten. In Österreich wußte man von Anfang an allgemein, daß man nur für jüdische Belange kämpfe, Zeugnis dafür die witzige Deutung der Initialen Franz Josephs I. auf den Rosetten der Kappen: FJI als „Für Jüdische Interessen."

Es ist längst erkannt, wie großen Anteil die jüdischen Chauvinisten an der Verhetzung Deutschlands im Auslande haben. Vom Inland aus halfen Blätter wie das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" dem weidlich bei. Sie vor allem sprachen immer vom deutschen Militarismus, während vom französischen Militarismus, der zum mindesten doppelt so groß war, nie gesprochen wurde. Dann gab es im deutschen Offizierstand nur getaufte Juden, jüdisch Versippte und Halbjuden, aber keine Volljuden, im französischen dagegen selbst jüdische Generäle. Jene Blätter auch stellten die Alldeutschen als eine gefährliche Partei hin, die den Kaiser — zu dem sie nur durch Vermittelung der Herren Ballin, Schwabach, Rathenau, Katzenstein Zutritt hätten erlangen können — zum Kriege trieben. Zugleich wurde der Deutsche als Mensch verächtlich gemacht. Das Münchener Witzblatt „Simplizissimus" wirkte in diesem Sinne. Außerdem wurde das Ausland von deutschen Staatsbürgern überschwemmt, die den echten Franzosen, Engländern, Italienern nur widerlich sein konnten. Diese Leute, die die Sedandeutschen spielten, waren Juden, die von den großen Zielen ihrer bedeutenderen Volksgenossen nichts wußten, aber ihnen höchst glücklich in die Hände arbeiteten.

Der Haß gegen Deutschland, der die ganze Welt erfüllte, war der Haß aller Juden gegen Deutschland und der Haß der englischen, französischen, italienischen Nichtjuden gegen die deutschen Juden, die allein sie von den Deutschen näher kannten — der bescheidene deutsche Reisende fiel nirgends auf — und für Deutsche nahmen, wenngleich sie in einzelnen Fällen wußten, daß sie Juden waren. Denn wie den Deutschen hatte man auch ihnen seit Jahrzehnten in allen Schulen, in allen Zeitungen gesagt, das Judentum sei nur religiöses Bekenntnis wie Katholizismus, Protestantismus, Islam, Buddhismus; danach sollte man gar nicht fragen. Ich habe schon über die Gründe gesprochen, die die Juden dazu treiben, den Deutschen mehr zu hassen als irgendeinen anderen Nichtjuden (Kap. 36). Jetzt konnte dieser Haß seine Früchte ernten. Es ist dabei ganz nebensächlich, ob ein Teil der deutschen Juden diesen Haß nicht gehegt hat, ob er aufrichtig auf Seiten des deutschen Volkes gestanden hat. Gewiß hat es Juden gegeben, die für Deutschland als Deutsche den Heldentod gestorben sind. Ernst Lissauer, der den „Haßgesang gegen England" dichtete, und Hans Müller, der Verfasser des Schauspiels „Könige" als eines hohen Liedes von der Nibelungentreue — man weiß jetzt, wie treu der Nibelung an der Donau war —, sind beide nicht den Heldentod gestorben. Nur ein einziger Fall ist sonderbar: der Selbstmord Ballins nach dem Zusammenbruch. Da alle die anderen jüdischen Kaiserfreunde sofort zum Bolschewismus übergingen (das Wort im weiteren Sinne gefaßt), wundert man sich, warum Ballin nicht dasselbe tat. Man hat fast den Eindruck, er sei ein Idealist gewesen.

Der Weltkrieg endete nach einer Dauer von etwas über vier Jahren. Sehr viele Juden (auch „jüdische" Nichtjuden) waren recht unwillig darüber, daß er schon „so bald" endete, da sie sich eben auf die neuen Umstände so gut eingestellt hatten und im besten Geschäftemachen standen. Die aber wußten nicht, und das nicht einmal gefühlmäßig, daß es sich um mehr handelte als um das Wohlergehn des Einzelnen. Mittlerweile hatte sich in Rußland der Umsturz vollzogen. Der Zar war gestürzt, nach Sibirien geschleppt und schließlich ermordet worden, Trotzki-Bronstein und zahllose andere Juden hatten sich zu Herren des Reiches gemacht. Die jüdischen Blätter Deutschlands und Österreich-Ungarns schilderten ihn und seine Genossen als wahre Messiasse des russischen Volkes, das sie zur Freiheit, zum Glücke führen würden. Die Sozialdemokratie, die frühere Judenschutztruppe, die jetzt zu höheren

Aufgaben berufen war, bereitete, reichlich mit Geldern verschiedener Herkunft versehen, den Umsturz auch in Deutschland und Österreich-Ungarn vor; die Freimaurerei tat das Ihre dazu. (Die nichtjüdischen Freimaurer haben allerdings nur dadurch beigeholfen, daß sie, teils aus Ideologie, teils aus Disziplin, schwiegen, wo sie nicht schweigen durften. Ihr Großmeister Prinz Leopold von Preußen hißte beim Ausbruch der Revolution in Potsdam die rote Fahne.)

Ungemein wichtig war die Aushungerung des deutschen Volkes und seiner Verbündeten, die eine Folge der Zentralisierung des Nährwesens in jüdischen Händen war. Denn ein unterernährtes Volk ist in seinem Willen geschwächt und leicht zum Aufruhr zu verleiten. Dem Umsturzjahr 1848 ging ein Hungerjahr voraus. Ob die Aushungerung planmäßig geschah oder nur als natürlicher Ausfluß des Rassewillens, soll hier nicht gefragt werden. Tatsächlich sind wohl zahllose Nichtjuden an der Unterernährung elend zugrunde gegangen, nicht aber die Herren, die in den Zentralen und Filialen saßen — und schier die Hälfte aller uniformtragenden Juden saß darin — und wohl auch nicht ihre Verwandten. Die Aushungerung geschah dadurch, daß die Nahrungmittel zu einem nicht geringen Teil verderben gelassen, zu einem anderen Teil verschleppt, ja sogar an die Gegner geliefert wurden (ungarische Juden lieferten tausende Waggons Getreide über die Schweiz nach Italien, als der Hunger bei uns am höchsten gestiegen war), so daß an das Heer und die Bevölkerung nicht einmal alles kam, was der Boden getragen hatte. Sie geschah aber auch dadurch, daß dem Boden nicht alles abgerungen wurde, was er ergeben konnte. In Deutschland und in Österreich-Ungarn stand das ganze Nährwesen unter der Leitung von Juden. Lag es in deren Interesse, die doch gut wußten, daß sie nicht verhungern würden, für das nichtjüdische Volk wahrhaft zu sorgen? Das ungarische Tiefland mit Banat und Bacska allein wäre imstande gewesen, uns alle vor Mangel an Brot zu bewahren. Doch über ein Drittel dieses ganz einzigartigen Bodens blieb unbebaut. Wenn also ein Plan, das deutsche Volk und seine Verbündeten auszuhungern etwa nicht bestand, so wurde doch dadurch, daß Juden das Nährwesen in der Hand hatten, im Sinne eines solchen Zieles gewirkt und das, was für die Juden von Vorteil war, auch wirklich erreicht.

Der Zusammenbruch an der Front und im Hinterland erfolgte programmgemäß. Es klappte alles weit besser als beim Umsturz in der Türkei. Ideologische nichtjüdische Sozialdemokraten konnten

darüber rühmend sagen (Soldatenrat Vater in Magdeburg nach dem Umsturz): „Wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftlosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Diese haben die Soldaten bestimmt, überzulaufen. Und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen." Die Presse leistete die größten Dienste. Das „Volk" mußte meinen, die Feinde würden jetzt sogleich den großmütigen August spielen: „Soyons amis, Cinna!" und alle Völker sich fortan selbst regieren. Welch berauschender Traum! Die Fürsten verließen — ziemlich kläglich — ihre Throne, und in die neuen Reichsvertretungen zogen auf Grund des allgemeinen Wahlrechts 83 v. H. Juden als Vertreter des sozialistischen deutschen Volkes von Deutschland und Deutsch-Österreich ein. Die katholische Kirche, die schon während des Krieges gegen die ketzerischen Preußen heimlich und offen geschürt hatte, stellte sich sogleich an die Seite der ihr als mischrassig verwandten neuen Machthaber. Deutscher Reichspräsident wurde Ebert, ein zu Millionenreichtum gelangter ehemaliger Ausspeisereibesitzer von stärkster Mischrassigkeit, und als Intelligenz stand neben ihm der ebenfalls zu Millionenreichtum gelangte Zentrumsmann Erzberger.

Aber auch in dem neuen Deutschland vom November 1918 waren die Juden noch nicht öffentlich an der Herrschaft. Das sollte durch die „Diktatur des Proletariats" erreicht werden. In Rußland war der Putsch gelungen, in Deutschland gelang er nicht. Liebknecht d. J., Halbjude von Herkunft, aber Volljude von Typus, und Rosa Luxemburg, die den Namen des thrakischen Blondlings Spartakus zum Decknamen ihrer Belange wählten, fielen von den Kugeln irgendwelcher Soldaten, Kurt Eisner-Kosmanowski, der in München schon eine Art bolschewistischer Diktatur errichtet hatte, von denen des etwas judenblütigen Grafen Arco-Valley. Nach Eisner-Kosmanowskis Tod gelangten die Bolschewisten in München für einen Monat (März 1919) wirklich zur Herrschaft und benützten dies, eine ganze Reihe von nichtjüdischen Persönlichkeiten deutschvölkischer Richtung (Thule-Gesellschaft) hinzumorden. Aber Reichstruppen stellten die Ordnung wieder her. Die Bolschewistenherrschaft war im Grunde auf die Hauptstadt beschränkt gewesen.

Auch in Deutsch-Österreich gelang die Aufrichtung der Diktatur des Proletariats nicht in vollem Maße; die neue Regierung verhielt sich

gemäßigt-bolschewistisch, arbeitete wenigstens nicht mit Hinrichtungen. In Ungarn jedoch wurde — im März 1919 — das Ziel erreicht. Ungarn war das jüdischste Land Europas. Die äußerst intelligente Judenheit des Landes, verstärkt durch ständige Zuzüge aus Galizien, hatte in wenigen Geschlechtern das ganze wirtschaftliche und geistige Leben in die Hände zu bekommen gewußt, aber dazu auch schon ein gut Teil der politischen Macht. Sie waren es, die, kaum erst der magyarischen Sprache kundig, die Chauvinisten spielten und durch ihre Maßnahmen alle Nationen des Staates zu Feinden der Magyaren machten. Tausend Jahre hatten die Magyaren mit den Deutschen, Slawen und Rumänen in Frieden gelebt und sie bei ihrem Volkstum belassen. Die jüdischen Neomagyaren wollten, daß alle diese Nationen, die zumeist von Ackerbau und Viehzucht lebten, so schnell zur Staatssprache, zum „magyarischen Staatsgedanken" übergingen wie sie, die Städter, die ihrem eigenen Volkstum entfremdeten. Die Ministerpräsidenten waren freilich auch in Ungarn noch Nichtjuden, Deutsche wie der prächtige Schwabe Weckerle oder Magyaren, aber der Staatssekretär, den jeder neue Ministerpräsident abschütteln wollte, aber doch behalten mußte, war der Jude Szterényi-Stern. Der unbequeme und jedenfalls kalvinistisch unbestechliche Graf Stefan Tisza, der Sohn einer Gräfin Degenfeld, hatte schon einmal ermordet werden sollen — das Attentat Kovács-Straßers war mißlungen —, jetzt wurde er ermordet und in ihm der vielleicht stärkste Wille in Ungarn. Der klägliche Graf Karolyi machte die Brücke zum Bolschewismus. Bela Kun-Kohn wurde der Diktator. Dem Volk, das dort sehr vaterländisch gesinnt ist, wurde vorgespiegelt, es werde sogleich das Heer aufgeboten und gegen die Franzosen und Tschechen und Serben und Rumänen, die den größten Teil des Landes besetzt hielten, marschiert werden. Ich machte den ganzen tollen Rummel mit. Niemand wußte, daß die Leute an der Spitze jüdische Journalisten waren. Die Namen waren echt magyarische — Kun = Kumanier — oder deutsche. Nach kurzer Zeit wurde mit dem „Sozialisieren" begonnen, wovon die Juden natürlich verschont blieben; denn die waren, wie sich jetzt erwies, ausländische Staatsbürger, tschechische, rumänische, jugoslawische, und standen als solche unter dem unmittelbaren Schutz des Diktators. Auch hier half die Freimaurerei mit bei. Wenigstens läßt es sich sonst nicht erklären, daß die Franzosen, die in Südungarn und Kroatien ein Heer von etwa 120000 Mann stehn hatten, keinen Schritt zur Wiederherstellung der Ordnung unternahmen und daß meine freimaurerischen Bekannten

durchweg auf der Seite der Bolschewisten standen. Die Verordnung zur Auflösung der Freimaurerlogen im neuen Ungarn vom 18. Mai 1920 besagt es auch ausdrücklich, daß die Freimaurerschaft an Revolution und Bolschewismus in Ungarn starken Anteil gehabt hat.

Etwas über vier Monate — von Ende März bis Anfang August 1919 — dauerte die Herrschaft der jüdischen Bolschewisten in Ungarn. In dieser Zeit haben die Juden durch ihre Volksgenossen und jene Elemente, die sie für ihre Belange gewonnen hatten, so gut wie alle Greuel verübt, die in der französischen Revolution in drei Jahren begangen worden waren. Man hat Paare zusammengebunden in den Fluß geworfen — das nannte man „Rote Hochzeit" (Vörös házasság) —, hat den Opfern Hände und Beine abgehackt und sie lebendig begraben, hat ihnen den Bauch aufgeschnitten und die Hände in die Schlitze gesteckt, damit sie, die Bourgeois, mit dem Gelde klimperten, hat ihnen die Zunge an die Stirn genagelt, die Augen aus den Höhlen gedrückt wie „Pfirsichkerne", ja sie regelrecht ans Kreuz geschlagen. Tibor Szamuely, der sich nach dem Ende der Bolschewistenherrschaft entleibte, hat, im Kraftwagen auf die Dörfer fahrend, hunderte von Leuten mit dem Worte „Lenin" dem Galgen und mit dem Worte „Trotzki" der Kugel überliefert. Das „große jüdische Hassen", wie es Cheskel Zwi Klötzel nennt (Kap. 36), feierte seinen Sabbat. Die Machthaber selbst haben geschlemmt und gedämmt, während die Bevölkerung bitterer hungerte, als in dem entsetzlichen Winter 1916/17, und was sie an Geld und Kostbarkeiten zusammenrauben konnten, haben sie geraubt und in Sicherheit gebracht.

In Rußland dauert zur Zeit, da ich dies schreibe, die „Diktatur des Proletariats" noch fort. Man erfährt nur selten Genaues über die dortigen Zustände; denn die jüdischen Zeitungen haben ein Interesse daran, nichts Ungünstiges bekannt werden zu lassen. Noch ist ja unter den Deutschen die Zahl derjenigen groß, die sich vom Umsturz das Paradies erwarten. Immerhin bringen gerade Sozialdemokraten aus Rußland Nachrichten, die die Art des Paradieses, soweit es die Nichtjuden betrifft, erkennen lassen. Greuel und Hinrichtungen sind an der Tagesordnung. Auf diese Weise soll die nichtjüdische Intelligenz ausgerottet und, wo dies nicht möglich ist, verschüchtert werden. Das Volk ist dem Hunger preisgegeben, die meisten Betriebe stehn still. Die Einwohnerschaft von St. Petersburg ist unter der Stadtverwesung durch Sinowjew-Apfelbaum von 2½ Millionen auf 400000 herabgesunken, die Gesamtbevölkerung des bolschewistischen Teils des Reiches (40 Gvouernements) um 36 v. H.

zurückgegangen („Krasnaja Gazeta", Dezember 1920). Es wurde unausgesetzt Geld gedruckt und das vorhandene dadurch entwertet. Auf deutsches Gebiet übergetretene Bolschewisten boten 1000 Rubel-Scheine für 10 Mark an; in Moskau kostete nach der sozialrevolutionären „Wolja Rossii" vom 23. November 1920: 1 Apfel 500 Rubel, 1 Brötchen 1500 Rubel, 1 Pf. Butter 6000 Rubel, 1 Pf. Zucker 5000 Rubel, 1 Pf. Fleisch 1000 Rubel, 1 Paar Stiefel 120000 Rubel. Das Schiebertum blüht dabei wie nur je und irgendwo in Deutschland und Österreich-Ungarn während des Kriegs und nach dem Krieg, obwohl das Eigentum aufgehoben ist. (Berichte des tschechischen Genossen Pollach, der dem Namen nach Jude ist, in „Pravo Lidu", des Arztes Hahn in der „Neuen Freien Presse.") Wie es dem Arbeiter geht, in dessen Namen die Diktatur ergriffen wurde, verrät der in Deutschland sehr bekannte Radek-Sobelsohn: „Die russische Arbeiterklasse ist durch eine Hölle von Qual gegangen" („Kommunistische Internationale", Heft 10).

Die jüdischen Bolschewisten herrschen in Rußland seit dem 7. November 1917. Es gelang ihnen die Herrschaft aufrecht zu erhalten nur dadurch, daß sie die gesamte Judenheit Rußlands zur Stütze hatten und aus dem russischen Volke gewisse Elemente an sich zu fesseln wußten. Etwa 600000 soll die Zahl der Terroristen sein. Möglich war es aber, eine Masse von vielen Millionen in solcher Weise im Bann zu halten, auch nur durch die rassische Minderwertigkeit ihrer größeren Hälfte, die sich durch ihre Stumpfheit zu den stärksten Helfern machte, und durch die hier gewiß planmäßig ins Werk gesetzte Unterernährung. Viele tüchtige Russen haben zudem rechtzeitig ins deutsche Ausland zu entkommen gewußt und leben hier, solange sich die Staatsverwesung nicht offen zum Bolschewismus bekennt, in leidlicher Sicherheit.

Die ganze Art der Bolschewistenherrschaft ist der vollendete Ausdruck der Mischrassigkeit der Gesamtheit der russischen Juden. Ob die Herrschaft der deutschen Juden in Deutschland ganz dasselbe Gepräge haben würde, fragt sich. Ich glaube sogar, daß die deutschen Juden als Auslese immerhin etwas europäischer herrschen würden. Trotzdem lassen sie den blutigen Umsturz stets wieder predigen und suchen dadurch die geeigneten Werkzeuge aus der Arbeiterschaft herauszuholen, und die „Tribune juive" vom 2. Juli 1920 erklärt ganz offen: „Das jüdische Volk hat wie alle anderen unterdrückten Völker — man spielt den Unterdrückten auch noch 1920 — keine speziellen Gründe, sich an die modernen Kulturformen, an die jetzige Ordnung der Dinge anzuklammern. Über das

Bedürfnis nach sozialer Gerechtigkeit (d. h. Weltherrschaft), kann es zu katastrophalen Lösungen drängen, denn nur eine katastrophale Lösung wird imstande sein, ihm die unmittelbare Befreiung (d. h. Weltherrschaft) zu bringen." Dies besagt nichts anderes, als daß auch für andere Länder als Rußland der vollkommene Umsturz, die Aufrichtung der jüdischen Diktatur erwartet wird. Die Bemühungen, diesen Umsturz in Deutschland herbeizuführen, sind, während dieses Werk geschrieben und gedruckt wird, noch nicht zum Ziel gelangt.

40. Ausblick

Georges de Lapouge schreibt in seinem „Aryen" (erschienen 1899) über die allfällige Judenherrschaft in Europa:

„Die plutokratische Staatsordnung wird auf dem Festland ganz von selbst schon in sehr naher Zeit eine mächtige jüdische Oligarchie sich bilden lassen. Kein anderer Bevölkerungteil besitzt einen solchen Hundertsatz von Menschen mit diesem Geschick, die Millionen wuchern zu lassen und die Verrottung rings um sich auszusäen. In unserem ganzen Bereich hat der Jude keinen Rivalen in der Kunst, die Arbeit des Kurzköpfigen auszunützen und sein Vermögen zu konzentrieren. In einer Staatsordnung, für die es als angeborene Ungleichheit nur die des Geldbesitzes gibt, ist der Jude naturgemäß berufen, die erste Stelle einzunehmen, und die starke Organisation, die Israel zum Staat in den Staaten macht, könnte ihm ermöglichen, aus der herrschenden Schichte alle anderen Bestandteile in dem Maße, als es für nötig erachten wird, hinauszudrängen.

„Das jüdische Volk, eine Einheit und überall vorhanden, kann durch seinen ubiquistischen Charakter sehr wohl sich zum Herrn der verschiedenen tieferrassigen Völker aufwerfen und eine mächtige einheitliche, darüber lagernde Herrscherschichte bilden. Die Juden können für halb Europa [Georges de Lapouge glaubte Rußland am fernsten von der Judenherrschaft] das werden, was die Engländer in Indien sind. Die Eroberung Frankreichs, die um so leichter war, weil die Staatverfassung ihr entgegenkam und ein organisierter Adel fehlte, vollzieht sich denn unter unseren Augen. Daß diese Eroberung geräuschlos, ohne Schlachten, ohne einen Tropfen Blut geschah, ohne andere Waffen als die Millionen Franzosen und die Staatsgesetze, diese Tat ist wunderbarer als die Taten Alexanders und Caesars. Noch wunderbarer ist, daß dieser friedliche

Einbruch, diese gesetzmäßige Eroberung keine Gegenbewegungen hervorrief, die stets zum Blutvergießen führen. Die Besiegten sind mit ihrer Niederlage einverstanden: endlich haben sie den Herrn, den sie suchten.

„Schritt für Schritt, wie die plutokratische Staatsordnung sich in Europa ausbreitet — man nennt sie sehr zu Unrecht demokratisch —, wird man eine starke jüdische Herrenschaft, Besitzerin des Bodens, der Gewerke, des Kapitals, durch Religion, Rasse und Hochmut von der Bevölkerung aufs schärfste geschieden, sich entwickeln sehen.

„Die Herrschaft der Juden wird, glaube ich, nicht milder sein als die der Karthager war. Das Blut ist im Grunde dasselbe, die Wesensart ingleichen. Man sieht immer nur die Demut des bittenden Juden, denkt nicht an die Anmaßung des befehlenden. Dieses doppelgesichtige Geschöpf hat etwas vom Weibe, das durch listige Kniffe und Liebkosungen den Mann verdirbt, und zugleich etwas vom hochfahrenden, herrschsüchtigen Pfaffen. Die Juden sind zwar nur in geringer Zahl Mörder und Totschläger, dagegen in sehr hoher Diebe, Fälscher und Hochstapler, aber sie sind weit mehr rachsüchtig als gutherzig. Seit den Tagen der Kommune kam es nur ein einziges Mal zum Zusammenstoß zwischen Militär und Volk. Das war in Fourmies, und ein Jude gab Befehl zum Schießen. Ich glaube, wenn einmal die Unterdrückung zum Aufruhr führt, werden die Juden die dahin zielenden Versuche der Arbeiter, der Bauern sehr oft in furchtbarer Weise unterdrücken, um Exempel zu statuieren. Eine Salve, die hunderte von Leichen hinwirft, wird in dreißig Sekunden die Gemüter auf lange hinaus abkühlen.

„Aber der Jude hatte niemals politischen Sinn. Er ist Anarchist von Anlage und ist das rassenhaft schon seit dem höchsten Altertum. Der Jude mit seiner erstaunlichen Begabung für Spekulation und Betrügerei behandelt jede politische Angelegenheit als Spekulation oder Gaunerstreich. Er sieht immer nur das unmittelbare Ergebnis, ohne Rückschläge zu besorgen. Er ist der vollkommene Opportunist, denkt nicht daran, daß die Zukunft das Kind der Gegenwart ist, lebt nur in und für die Gegenwart. Eben deshalb ist seine politische Führerschaft nicht nur unsittlich, sondern auch, und das vor allem, zerstörend.

„Die Juden besitzen auch keine militärische Begabung. Ich glaube nicht, daß Truppen unter jüdischer Oberleitung jemals militärischen Geist zeigen werden. Die Arier haben demnach den Wettbewerb der Juden in der Lenkung der Völker nicht zu befürchten. Selbst wenn der politische Traum des jüdischen Ehrgeizes sich ver-

wirklicht, und das ist in diesem Geschichtabschnitt, wo die wirtschaftlichen Belange allein berücksichtigt werden, sehr wohl möglich, werden Unordnung und Anarchie jene Staaten, die sich unter die semitische Herrschaft begeben haben, sofort eine Beute der kriegerischen Völker von blonder Rasse werden lassen. Der Jude wird, wie groß immer die Kräfte der seiner Herrschaft unterstellten Völker sind, sie selbst desorganisieren, zerstören und sie seinen Gegnern in die Hände spielen."

Georges de Lapouge kommt zu dem Schlusse, daß die Herrschaft der Juden in Europa nur von kurzer Dauer sein könne. Darüber läßt sich, wo sie erst kaum begonnen hat, kein Urteil aussprechen, wohl aber lassen sich die Momente hervorheben, die im Laufe der letzten dreißig Jahre hinzugekommen sind. Lapouge schrieb sein Werk ja um 1890. Wir sehen seine Vorhersage in erstaunlicher Weise bestätigt. Die Juden haben in den drei Jahren ihrer unumschränkten politischen Herrschaft in Rußland nicht nur keine Ordnung geschaffen, sondern das ganze nichtjüdische Volk vielleicht für viele Jahrzehnte aus seiner natürlichen Entwicklung herausgerissen und in die entsetzlichste Verarmung gestoßen. Es mag sein, etliche von ihnen hatten diese Absicht nicht, sondern vielmehr die, es zu beglücken. Trotzdem mußte dies das Ergebnis sein, weil sie allenfalls das Verständnis für den Arbeiter hatten, nicht aber für den Bauern, nicht auch für die geistige Gesamtkultur eines Volkes, mit dem sie durch kein Blutband verbunden waren. Die Mehrzahl der Juden jedoch wurde von ihrem „großen jüdischen Hassen" geleitet; das ließ sie unter den Nichtjuden die Besten hinschlachten und sich auf diese Weise zugleich der gefährlichen Gegner entledigen. Sie rechneten auch hier nur mit der Gegenwart. Denn wie immer rassisch herabgekommen das russische Volk sein mag, es hat doch in sich noch immer die Kräfte, starke nordische Persönlichkeiten erstehn zu lassen. Und es wird auf die Dauer wohl nicht in zitternder Sklaverei gehalten werden können, um so weniger, als gleichzeitig die Juden unter den neuen Umständen zur europäischen Kultur aufsteigen und damit deren Schädigungen unterliegen.

Lapouge hat ausgerechnet, daß die Juden, die jetzt auf 12 Millionen geschätzt werden, was nicht zu hoch gegriffen erscheint, um das Jahr 2000 die Zahl von 50 Millionen erreichen könnten, wenn sie sich weiterhin so vermehrten, wie sie nach seiner Annahme sich im 19. Jahrhundert vermehrt haben. Das ist nicht wahrscheinlich. Zur Herrschaft gelangt, werden sie wohl kaum noch so viel Kinder erzeugen wie im „Getto". Das erste, was

die Juden, als Mischrassige, sich als Herrscher an Vergnügen schaffen werden, wird die geschlechtliche Ausschweifung sein. Im „Getto" waren sie durch die strengen religiösen Vorschriften zur Zurückdämmung ihrer Begierden verhalten; der Wohlstand, in den sie als Herrscher sofort in großer Masse kommen, wird sie zum Wohlleben führen. Und selbst wenn die Zahl derer, die sich „Haremsnächte" schaffen, verhältnismäßig klein ist, werden doch ihre modesüchtigen Weiber nicht mehr zwischen 17 und 43 Jahren an die zwanzig Male schwanger gehn wollen. Auch der nicht gerade ausschweifende Mann wird kaum noch rein in die Ehe treten, sondern eben allerlei außergesetzliche Gelegenheit zum Geschlechtgenuß benützen, wie dies bei den Großstadtjuden schon längst allgemein ist, und sich dadurch der Ansteckung mit Seuchengiften aussetzen, die seine Kinder weniger lebenstüchtig machen, vielleicht ihn gar keine erzeugen lassen. Anderseit wird die nichtjüdische Sklavenschaft in der erzwungenen Armut dadurch erstarken, daß sich durch die Not eine gewisse Auslese bildet, woraus mit einem Male ein ganzes Geschlecht von Gegnern der neuen Herrschaft hervorgehn kann. Untüchtige, verseuchte Bestandteile werden gerade in solchen Verhältnissen am ehesten ausgeschieden. Um an der Herrschaft zu bleiben, müßten die Juden in Rußland nicht nur die Intelligenz ausrotten, sondern einen so großen Teil des Volkes, daß der übrig bleibende für sie nicht mehr gefährlich wäre. Aber täten sie das, so hätten sie hinwieder keine Sklaven, die für sie arbeiteten und für sie kämpften, wenn ein äußerer Feind ihrer Herrschaft ein Ende machen wollte.

Man hat gesagt: wenn es in der Absicht, im Vorteil der Judenheit läge, würde längst schon auch in Frankreich und in England der jüdische Bolschewistenfreistaat eingerichtet worden sein. Das unterschätzt die Gegenkräfte. Ganz gewiß liegt es im Interesse der Juden, wenigstens in Deutschland und Deutsch-Österreich die „Diktatur des Proletariats" zu verkünden. Und hier ist dies gewiß noch am ehesten möglich, weil das Volk durch die Niederlage, die Aushungerung in seinem Wesen, besonders aber in seinem Willen außerordentlich geschwächt ist. In Frankreich wird sich das Volk viel schwerer zum Umsturz und zur Aufrichtung der jüdischen Herrschaft bestimmen lassen, auch wenn ihm dargelegt wird, nur durch die Juden sei es zum Siege gelangt, sie hätten ihm Deutschland von außen und von innen her erobert. Wie leicht entzündbar und bestimmbar immer, ist der Franzose doch zu stolz auf seine Heldentaten, als daß er den Sieg jemand anderem zuschreiben ließe als sich selbst.

Mit den Engländern ist es nicht anders. Zudem sind in beiden Völkern gerade nach dem Siege antisemitische Bewegungen entstanden (vgl. Kap. 37), die, wie wenige ihnen als eigentliche Kämpfer angehören mögen, doch jedenfalls dahin wirken, daß das ganze Volk auf der Hut sei.

Schon auch kann man einen Rückschlag feststellen, ohne daß sich natürlich behaupten läßt, er sei der Beginn des Abstiegs. Er kann sehr wohl auch nur das letzte kleine Wellental vor dem Flutkamme sein. In Deutschland empfanden es viele Juden als unangebracht, daß so zahlreiche ihrer Volksgenossen in den Staatsverwesungen an ersten Stellen saßen. Einer um den andern verschwand geräuschlos daraus. Die Juden ziehen es vor, wieder die Drahtzieher hinter den Kulissen zu sein. In Bayern ist auf die Herrschaft der jüdischen Bolschewisten Levien, Leviné, Toller, Mühsam nach einem gemäßigt bolschewistischen Interim eine nichtjüdische und eher judengegnerische Regierung gefolgt. In Deutsch-Österreich, das in der ungünstigen Lage ist, eine Hauptstadt mit zwei Millionen und ein wenig fruchtbares, gebirgiges Land mit nur vier Millionen, also eine Überzahl von jetzt meist arbeitlosen Arbeitern zu haben, ist die christlich-soziale Partei den sozialistischen gegenüber merklich erstarkt; eine ganz ansehnliche deutsch-völkische Partei stellt das völkische Gewissen dar, dessen mahnende Stimme nicht ungehört bleibt. In Ungarn endlich ist an Stelle der jüdischen Bolschewisten eine christlich-nationale Partei getreten, die sogar Ungarn wieder zum Königreich erklärt hat, ohne sich zunächst über die Wahl des Oberhauptes zu entscheiden.

Ungarn besteht zum Hauptteil aus Ackerbauland. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung sind Bauern, die freilich bisweilen mehr Boden bewirtschaften als ein deutscher Großgrundbesitzer. Es sind in der heutigen Verkleinerung des Landes fast nur Magyaren und Deutsche. Beide zeichnet Geradheit, Offenheit, Gastfreundlichkeit, edelmännisches Wesen aus. Der Magyare ist leichtsinniger, heißblütiger, auf den persönlichen Vorteil wenig bedacht, der Deutsche sparsamer, berechnender, aber ungleich großzügiger als sein reichsdeutscher und selbst als sein österreichischer Volksgenosse. Er ist als Einwanderer aus alten Zeiten und neuer Zeit Wikinger, stattlich von Gestalt, ein Freund von Essen und Trinken — „viel, aber gut" —, gesund, heiter, in jeder Hinsicht begabt. Erst das Magyarisiersystem der jüdischen Neomagyaren hat das vielfach jahrhundertelange gute Einvernehmen zwischen Magyaren und „Schwaben" zu stören gedroht. Das neue Ungarn gibt den Deutschen des Landes ihre alten Rechte zurück, die Schulen, die Gemeindeverwaltung, das Ge-

richtwesen in der Muttersprache. Alle aufbauenden Parteien schlossen sich zusammen, ingleichen die beiden christlichen Hauptbekenntnisse. Der Vaterlandsgedanke, der in den deutschen und magyarischen Ungarn immer stark war, eint sie.

Eine natürliche Folge dieses Zusammenschlusses der Nichtjuden ist, daß die Juden aus dem politischen Leben ausgeschaltet sind, und das trotz den größten Anstrengungen im Inland und im Ausland, trotz den monatelangen Boykotten, die sie über Ungarn verhängen ließen, trotz den Ausstreuungen über den „weißen Terror", der jetzt da herrsche und unzählige Juden ermorde, trotz ihrer noch ungeheuren Macht an Geld- und Grundbesitz. Nebenher geht die Einführung der nichtjüdischen Geschäftmoral, die den Wucher, die Preistreiberei, den Bankerott strenger ahndet, die Beschränkung der jüdischen Hochschülerschaft auf die Verhältniszahl, die Verdrängung der jüdischen Vormacht aus Presse, Schrifttum, Theater, Künsten, Beamtentum. Die Juden, die am Bolschewismus teilgenommen haben, sind ihrer Stellungen verlustig erklärt worden, da sie natürlich im neuen Ungarn keine verläßlichen Staatsdiener sein konnten. Die Freimaurerlogen wurden unter voller Anerkennung des maurerischen Gedankens als in ihrer heutigen Gestalt staatsfeindlich aufgehoben, die galizischen Juden, die, ihrer mehr als 100000, sich während des Kriegs und nachher in Ungarn festgesetzt und da durch Schiebergeschäfte sich außerordentlich bereichert hatten, ausgewiesen. Zur Zeit des Bolschewismus, die ich ja in Ungarn verbrachte, hatten meine magyarischen Freunde die Zuversicht, die Genesung Mitteleuropas werde von Deutschland ausgehn. Diese Zuversicht hat sich nicht erfüllt. Deutschland gegenüber ist Ungarn in dem Vorteil, wenig Gewerke zu besitzen, hauptsächlich Ackerland zu sein. Die Menschen, für die das Wohl des Landes von unmittelbarem Belang ist, die an die Scholle gebundenen (vgl. Kap. 36), sind in der Mehrzahl; die freizügige Gewerkarbeiterschaft hat während des Bolschewismus Gelegenheit gehabt, einzusehen, daß für sie die vorherige Staatsordnung vorteilhafter war. Alle Arbeiter jedoch konnten sehen, daß sie einen ernstlichen Wettkampf mit den Bourgeois auch im Handwerk nicht bestehn würden. Die zahlreichen Gebildeten, die in jener Zeit irgendein Handwerk erlernten und betrieben, erwiesen sich als weit geschickter denn die Berufshandwerker. Gerade das soll sehr viel zum Sturz des Bolschewismus beigetragen haben. Wie man von Krankheitherden spricht, kann man auch von Gesundungherden sprechen;

Ungarn scheint der erste davon zu sein. (Vgl. „Das neue Ungarn", München 1920.)

Zahlreiche Juden, die besorgten, sie würden im neuen Ungarn nicht mehr so gute Geschäfte machen wie im alten und gar im bolschewistischen, sind nach Deutsch-Österreich und nach Deutschland und wohl auch in andere Länder gegangen. Denn den Juden stehn die Grenzen offen, während sie den Nichtjuden noch fast völlig verschlossen sind. Sie vermehren die Judenschaft dieser Länder. Außerdem leben in Deutschland und in Deutsch-Österreich mehrere hunderttausend polnische Juden, die, als Flüchtlinge gekommen, längst reich geworden sind und sich nicht ausweisen lassen. Alle diese verstärken die Macht der einheimischen Juden ganz erheblich, obwohl sie staatsbürgerlich Ausländer sind. Sie vor allem auch sind die Träger des bolschewistischen Gedankens und lassen sich alle Mißerfolge nicht verdrießen, ihn den Arbeitern als den Weg zur Herrschaft — der Arbeiter nämlich — anzupreisen. Diese Juden sind ein neuer Zustrom von Volksgenossen, wie deren immer wieder welche nötig waren, um die Zahl der einheimischen Judenschaft sich nicht verringern zu lassen, aber sie haben sich damit unter dieselben Verhältnisse begeben, wie sie in dieser Geschlechter auf Geschlechter aus dem Blutleben ausgeschieden haben.

Die französische und englische Judenschaft, zum Teil auch die skandinavische, lebt von den Aussendlingen der deutschen, die deutsche Judenschaft lebt von denen der polnischen und ungarischen. Der Weltkrieg und seine Nachwirkungen haben sehr tief in das Leben der östlichen Judenschaft eingegriffen. Fast alle ehemaligen Gettojuden sind mit der Kultur in Berührung gekommen, ihre Urtriebe sind aus dem Schlummer geweckt oder aus ihren Fesseln befreit worden, die Schranken der religiösen Gesetze sind gefallen, die russischen Juden sind die wirklichen Herren des ganzen Reiches geworden, das sie früher nur nach dem Rechte des Kahals besessen hatten. Damit haben die westlichen Juden zum guten Teil das Hinterland verloren, das ihnen während des ganzen 19. Jahrhunderts die Nachschübe an Menschen lieferte, die sie brauchten.

Es wird von einer neuen Taufepidemie erzählt. Die Juden hätten sich an den Türen der Pfarrkanzleien angestellt, wie die Leute in der Kriegszeit beim Fleischer und Bäcker. Durch diese Taufen gehn nur der jüdischen Kultusgemeinde etliche Steuerzahler verloren — manche Juden zahlen die Kultussteuer übrigens auch nach ihrer Taufe noch weiter —, nicht aber der Judenheit Mitglieder. Nicht nur, daß die Juden einen

Austritt aus ihrer Glaubensgemeinschaft nicht anerkennen, jene wirken auch ferner noch als Juden, die sie sind, naturgemäß im Sinne des Judentums. Nicht um diese Verluste handelt es sich, die nur in den Matriken stehn, sondern darum, daß die Assimilanten sämtlich nicht mehr das alte Verbot der Kinderbeschränkung halten und somit nicht kinderreicher sind als die Nichtjuden der gleichen Stände, also erheblich weniger Kinder haben als die Nichtjuden in den unteren Schichten, zumal in der Bauernschaft, die die Kinder schon als Arbeiter nötig hat. Und es tut nichts zur Sache, daß ihnen dieser Umstand sehr wohl bekannt ist. Sie mögen sogar in ihren Kreisen durch Flugschriften, Vorträge und auf sonstige Weise die Kinderbeschränkung bekämpfen. Jeder Jude und jede Jüdin wird ihnen zustimmen, ganz so, wie es die nichtjüdischen Männer und Frauen der bürgerlichen Stände tun, aber — für die andern. Wenn etliche Paare tatsächlich mehr als zwei, drei Kinder aufziehen, werden wieder so und so viele gänzlich unfruchtbar sein. Von den Juden, die zum Christentum übergehn, bröckelt im zweiten Geschlecht schon eine merkliche Zahl völlig vom Judentum ab. Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden sind im allgemeinen wenig fruchtbar, und wenn auch, so versickert das jüdische Blut alsbald in der Masse des nichtjüdischen. Wer unter den 64 Ahnen einen jüdischen hat, wird schwerlich noch gerade nach diesem geschlagen sein.

Anders also als Lapouge sehe ich die Zahl der Juden im Jahre 2000 nicht auf 50 Millionen angewachsen, sondern gegen heute nicht wesentlich vermehrt, eher verringert. Und das auch nur, wenn in dem heutigen Freistaat Polen das Keimplasma der Judenheit noch in der Hauptsache erhalten bleibt. Gehn die Juden auch dort zur Kultur über, so wird sich ihre Zahl im Jahr 2000 wohl erheblich verringert haben.

Dies ist die eine Lösung der Judenfrage, wie sie nicht irgendwelche Maßnahmen, sondern die Zeit selbst bringen wird. Sie schließt für unsere Nachfahren, für Juden wie Nichtjuden, noch viele harte Kämpfe ein, Kämpfe, die noch mehrere Male das nichtjüdische Volk dem Haß ihrer Gäste preisgeben und diese hinwieder der Vergeltung überliefern werden. Juden und Nichtjuden werden danach Feindschaft gegeneinander hegen, solange eines von ihnen lebt. Und länger leben werden die Nichtjuden.

Die andere Lösung ist die, die der Zionismus bietet: die Sammlung des völkisch bewußten Teils der Judenheit in Altneuland, während der sich assimilierende in den Wirtvölkern aufgeht und untergeht, die

Aufrichtung eines jüdischen Staates, einer jüdischen Kultur, die auf eigenem Wege nach den höheren gemeinsamen Zielen der kulturfähigen Menschheit streben. Dieser Staat wird neben den anderen Kulturstaaten stehn, gewiß einer ihrer besten, getragen von der ganzen reichen Begabung jener Auslese des jüdischen Volkes. Er wird seine Kräfte für sich selbst verwenden und damit dem Schaffenden jedes Berufs die Wurzel geben, die ihre Säfte aus dem wahrhaften Muttergrund trinkt, und dadurch die Befriedigung, das volle Einssein mit sich. Ein Land, das wüste war, wird durch Fleiß und Tüchtigkeit aufs neue erblühen, ein Volk, das zwar die Herrschaft ausüben konnte, aber von seinen Sklaven immer verachtet wurde, wieder die Achtung erwerben, die man seinen fernen Vorfahren zur Zeit König Sauls und Davids und des sittlichen Eifers seiner Propheten zollen muß, und der Gast, der aus diesem Lande zu uns kommt, wird aufrechten Nackens und franken Blicks unter uns weilen, frei von falscher Demut, frei von Dünkel, Mann vor Männern, wir — Deutsche, Franzosen, Engländer, Slawen, er — Jude.

Ende

Namen- und Sachverzeichnis

(Gt. = Gott, Göttin; J., j. = Juden, jüdisch; Rb. = Rabbi)

